ATLAS FUR RUNBE FREMBER MELTTBEILE

August Lewald

Digitized by Google

II 7180

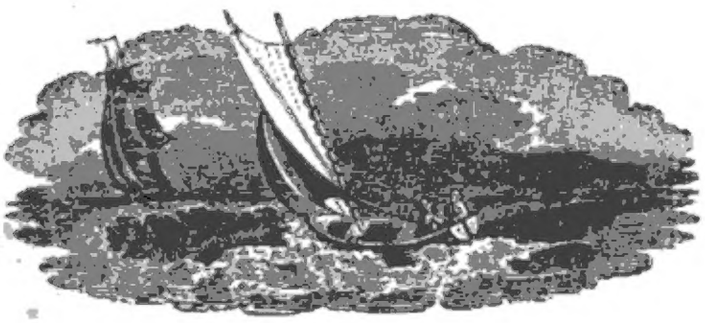
Digitized by Google

Digitized by Google

ATLAS.

1836.

Erſter Band.



Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Atlas

zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1836.

Erſter Band.

Mit zwei Stahlſtichen und vier Lithographieen.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

1836:1-2

Google

Vorwort.

Das Werk, dessen ersten Band wir hiermit dem Publikum überreichen, wird die für unsere Leser wichtigsten Ereignisse und Zustände, dann hauptsächlich die Resultate der neuesten Reisen in fremden Welttheilen enthalten. Unser Bestreben soll darauf gerichtet werden, alles Trockene oder Strengwissenschaftliche auszuscheiden, um zunächst die Unterhaltung unserer Leser im Auge zu haben, wenn es gleich an Belehrendem mancherlei Art gewiss nicht fehlen dürfte. Weniger wird die Reise selbst uns Gegenstände für die Mittheilung bieten, als der Aufenthalt unter fremden Völkerschaften, in den weitberühmten Häfen und Märkten, auf Eilanden und in den Gebirgen der alten und neuen Welt, mit Ausnahme jenes Welttheils, den wir bewohnen. Reise-Abenteuer sind zu oft schon beschrieben, Tagebücher zu oft schon öffentlich gemacht, und man hat sich überzeugt, dass das Meiste immer unter gleichen Formen darin wiederkehrt, und nur die roheste Neugier, ein Sinn, den wir bei unsern Lesern nicht voraussetzen, ihre Befriedigung dadurch erhält. Anders ist es mit dem Leben und den Sitten der Menschen, mit ihren Geschäften und Handthierungen, ihren religiösen und geselligen Gebräuchen. Diess sind Gegenstände von überwiegenderem Interesse, die von ältern Reisenden zu wenig beachtet und selbst von neuern und neuesten noch lange nicht so erschöpft sind, um nicht zu reichen Entdeckungen den Stoff zu bieten, und ihre reizendsten pikanten Seiten einer pittoresken Beleuchtung willig herzuleihen. Während unsere Blicke nur stets nach dem Boulevard von Paris, der Oper in Neapel und

600182

Mailand, dem West-End London's und den Herrlichkeiten von St. Petersburg und Wien gewendet sind, und tausend Blätter und Schriften uns von dorther die minutiösesten Details zukommen lassen, sollten wir darüber wohl vergessen, was jenseits der unermesslichen Meere vorgeht, in Ländern, wo europäische Civilisation sich mit der heimischen, wunderbaren Naturpracht längst vermählt hat? Sollten wir nichts wissen wollen von dem Boulevard in Rio Janeiro, dessen reges Leben erst mit unsern Morgenträumen beginnt; von dem Theater in New-Orleans, wo eben eine französische Künstlertruppe landet, mit den neuesten Stücken aus Paris; von den Festen eines hindostanischen Nawab; von den Gastmälern eines reichen Pflanzers auf Java; von dem geselligen Zustande einer Colonie auf Van Diemenslard, die unsere europäische Gesellschaft als schädlich und unnütz ausgestossen hat? Wer vermöchte hier wohl alle Beziehungen aus jenen Gegenden anzuführen, die im Stande wären, uns zu erheben, zu erschüttern, zu rühren, zu erheitern und dabei immer zu belehren? Und wer wird dieser Behauptung gegenüber in Abrede stellen wollen, dass ein Werk, welches dieser Kunde gewidmet wird, das alle jene Erfahrungen und kenntnisreichen Schätze, welche die Reisenden mit grossem Aufwande und oft mit Gefahr ihres Lebens gesammelt, ausbeutet, dass ein solches Werk kein rühmliches, zeitgemässes, und der allgemeinsten Verbreitung werthes Unternehmen sey?

Das würdigste Studium des Menschen ist der Mensch; und es ist an der Zeit, sich aller jener grossen Mittel zu bedienen, welche wir durch Schnelligkeit der Mittheilung, Sprachenkunde und commerzielle Verbindungen besitzen, dieses Studium immer mehr und mehr zu erforschen, auszudehnen und nach Kräften zu einem Allgemeingute zu machen. Unsere heutige allgemeine Bildung überlässt nur die Gelehrsamkeit den Männern von Fach, sie mögen das heilige Feuer der Wissenschaft und Wahrheit hüten; nützliche Kenntnisse aber gehören nicht mehr einer einzelnen Kaste an; sie machen sich überall Bahn, und es ist Pflicht, dies nach Kräften zu befördern, wie und wo man es im Stande ist. Als einen Beitrag hiezu bitten wir dieses Werk anzusehen, zu dessen erstem Bande wir vorerst die bis jetzt erschienenen drei Jahrgänge 1834, 35 und 36, des kostbaren, und mit so grossem Beifalle aufgenommenen *Oriental Annual* wählten, und unserem vorgezeichneten Plane nach, hauptsächlich den malerisch beschreibenden Theil daraus zogen, der uns von dem Leben der Hindu in ihrer jetzigen Verfassung eine treue Anschauung zu liefern im Stande ist. Es ist zwar nur ein Auszug, aber kein willkührlicher, sondern zu einem bestimmten Zwecke, für einen

zwar grofsen, aber dennoch streng begränzten Lesekreis. Wer Alle im Auge behält, befriedigt gewöhnlich Keinen. Vielen Vieles, sey unser Wahlspruch, nicht Allen Alles! Was aus dem *Annual* fortblieb, sind Mittheilungen, die sich auf die frühere Geschichte des Landes beziehen, weitläuftige Beschreibungen der unzähligen Tempel, Seestürme, Tigerjagden, Kämpfe mit wilden Thieren, wie man sie so oft schon gelesen hat, und die, wenn sie selbst neu und daher nicht ohne Interesse wären, zur Kenntnifs des heutigen Zustandes des merkwürdigen Landes nur wenig beizutragen vermöchten.

Die zweite Hälfte nehmen mexikanische Schilderungen ein, dem so eben in Paris erschienenen Werke: *le Colon du Guazocoalco ou mon Voyage au Mexique*, entlehnt; eine Reihe der interessantesten und frischesten Genrebilder, aus einem noch wenig bekannten Theile jenes Staates.

Den Schluss machen einzelne Genrebilder aus verschiedenen Sammlungen und Reisewerken übersetzt, und eine Reihe Miscellen, kleinere Aufsätze und Notizen aus den mannichfaltigsten Blättern, die zum Theil in den fremden Ländern selbst, die wir zu schildern unternommen haben, erscheinen.

Wir glauben in diesen Zeilen uns mit unsern Lesern über das, was sie von uns zu erwarten berechtigt sind, deutlich verständigt zu haben, wie wir es bei jedem Unternehmen dieser Art vor Allem als nöthig erachten. Unser Buch wird für jedes Alter eine angenehme Lectüre bilden, denn wenn wir es gleich nicht zu den Jugendschriften im engern Sinne gezählt wissen wollen, so wird doch sein Inhalt namentlich für junge Leute beiderlei Geschlechts von vorzüglichem Interesse seyn, da wir streng darüber wachen werden, Alles daraus entfernt zu halten, was nicht den Forderungen der Sitte entspräche.

In vieler Hinsicht schliefst sich der „Atlas“ dem bereits von uns begründeten periodischen Werke „Europa“ an; so wie dieses die Schilderung unsers Welttheils in seinen scharf ausgebildeten socialen Beziehungen nach allen Richtungen hin darbietet, so wird jenes eine eben solche der fremden Welttheile zu liefern versuchen, und wir wünschten daher, dass es, unbeschadet seiner Selbständigkeit, als eine Ergänzung des Andern betrachtet werden möge, denn nur aus diesem Gesichtspunkte kann es erst seine rechte Würdigung erhalten. Europa und Atlas werden in dieser Vereinigung ein in sich zusammenhängendes Werk bilden, wie es bis jetzt unsere Journalistik noch nicht aufzuweisen hat.

Dieser erste Band enthält, ausser dem in London in Stahl gestochenen Titelblatte, einen englischen Stahlstich zu den hindostanischen Schilderungen gehörig, und vier Lithographieen aus dem grossen malerischen Werke über Brasilien von Rugendas, dessen Anschaffung seines Preises wegen für Viele nicht wohl möglich ist.

Es erscheinen vom „Atlas“ jährlich vier Bände (je am Schlusse eines Vierteljahres einer) von gleichem Umfange und in gleicher Ausstattung wie der gegenwärtige; wo es erfordert wird, geben wir hübsche Karten bei.

Schliesslich geben wir das Versprechen, weder Mühe noch Kosten zu scheuen, um nicht nur nicht durch unsere Leistungen hinter unserm Versprechen zurükzubleiben, sondern im steten Fortschreiten nur Besseres und Gediegeneres zu liefern.

Hindostan.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

I.

Madras.

Sobald ich den Zeitpunkt meiner Volljährigkeit erreicht hatte, traf ich Anstalten zur Ausführung meiner weit aussehenden Reise-Entwürfe. Indien war von jeher das Ziel meiner Wünsche gewesen. Ich nahm daher einen Platz auf dem Atlas, einem Schiffe der Compagnie, und nach einer glücklichen Ueberfahrt von etwas mehr als vier Monaten langten wir am 26. September den Küsten Asiens gegenüber an. Mit Tagesanbruch stieg das Cap Comorin gleich einer dichten Wolke am fernen Horizonte auf. Wir umschifften es gegen Mittag, indem wir mit Hülfe eines frischen Landwindes der Küste Coromandel entlang seegelten, wobei unser Auge sich an den malerischen Ansichten weidete, welche diesen Landstrich auszeichnen. Die glänzende Färbung, welche das reine Klima gewöhnlich über die ganze Landschaft ausgießt, änderte sich tausendfach, je nachdem die Sonne am Himmel emporstieg. Dieser für den Europäer ganz neue Anblick wirkte so mächtig, und regte eine solche Menge unerklärlicher Gefühle auf, daß mir einen Augenblick lang das Herz davon anschwoll. Zu gleicher Zeit tauchte das alte England in meiner Phantasie auf und eine Art von Reue, dasselbe verlassen zu haben, bemächtigte sich meiner mehr als je während der ganzen Fahrt.

Wir lavirten etwa vier Stunden vom Lande, wobei ein frischer Wind unsere Fahrt erleichterte. Wir seegelten an der Insel Ceylon mit ihren waldbedeckten Hügeln und ihren zerrissenen mit hohen Palmen und Cocusbäumen bewachsenen Ufern vorüber. Nach Maaßgabe als wir uns entfernten, ward

ihre Maſſe kleiner; bald erſchien ſie nur noch als ein weißlicher Punkt am Horizonte und verlor ſich hierauf in den Schatten des Abends.

Nach einer herrlichen Fahrt von vier Tagen warfen wir auf der Rhede von Madras Anker. Von hier aus hat der ankommende Reiſende einen wundervollen Anblick. Die prächtigen Gebäude, gehoben durch die Wirkungen der Optik, die hohen Veranda's *), die teraſſenförmigen Dächer, die weißen Säulengänge, welche ſich in dem reinſten Himmelblau verlieren, und über allen dieſen die impoſante Maſſe des Forts; die ſchäumende Brandung, welche ſich endlos längs der Küſte erſtreckt; die verſchiedenen Fahrzeuge, welche die Fläche der Gewäſſer durchfurchen; die Gruppen ſchwarzer, geſchäftiger Menſchen, welche da und dort am Ufer ſich bilden, dieß alles trägt nicht wenig dazu bei, den neugierigen Reiſenden lebhaft in Staunen zu verſetzen. Von der See-Seite geſehen, ſcheint die Stadt ſich weit über ihre Mauern auszubreiten und überraſcht das Auge durch ihre ſcheinbare Größe. Nach einer einmonatlichen Fahrt auf dem einförmigen Elemente betrachtet der Reiſende den Bau der Hafen-Schiffe, vom leichten Fiſcher-Kahne bis zum unförmlichen Catamaran, von dem grob gezimmerten Maſſulah-Schiffe bis zur ſchlanken Yacht, und dem noch leichtern Wherry, mit Entzücken.

Sobald der Atlas ſich vor Anker gelegt hatte, ſtieg ich, von einem halben Dutzend meiner Gefährten begleitet, in ein Maſſulah-Schiff, das uns in gerader Richtung an das Ufer brachte. Dieſe Schiffe ſind von ſonderbarer Bauart; ſie haben die Geſtalt einer plumpen Barke; der Boden iſt flach; die Bretter, welche ohne alles Zimmerwerk die Seitenwände bilden, ſind einfach auf einander gepaßt, und mit der äußern Rinde des Cocusbaumes gefüttert, die auch zur Kalfaterung der Fugen verwendet wird; ſie ſind mit zwei Reihen großer länglichter Ruder verſehen. Das ganze Fahrzeug iſt dergeſtalt biegſam, daß die Seitenwände den Schlägen der Wellen nachgeben, deren Gewalt durch den verminderten Widerſtand gebrochen wird. Dieſe Schiffe trotzen daher auch der Brandung, wie heftig und furchtbar ſie auch ſeyn mag, während eine europäiſche Schaluppe ſich derſelben nicht ausſetzen dürfte, ohne alsbald zertrümmert zu werden. Wahrhaftes Staunen erregt die Geſchicklichkeit, mit welcher die Ruderer den Stoß der Wogen zu vermeiden verſtehen, und dieſe dem Anſchein nach unförmlichen Schiffe lenken, ſelbſt wenn die See noch ſo hoch geht. Uebrigens werden die Maſſulah-Schiffe ſtets von einigen Catamaranen begleitet, damit, wenn eines derſelben umſchlägt, was zuweilen in Folge ungeſchickter Manöver ſtattfindet, die andern den unglücklichen Paſſagieren zu Hülfe kommen können, ſie auffiſchen und friſch und geſund ans Land ſchaffen.

Glücklicherweiſe nähern ſich die Haifiſche den Küſten nicht ſo ſehr, um durch die Brandung beunruhigt zu werden, vielmehr halten ſie ſich vorzugs-

*) Offene Balcone, oder vielmehr eine Art von Gallerien an den Gebäuden.

weiſe in den ruhigern Gewäſſern der Rhede auf, ſo daß man ſelten von Unglücksfällen hört, welche in Folge von Schiffbrüchen ſtattfinden. Die auf den Catamaranen befindlichen Leute ſind übrigens ſo raſch in ihren Hülfeleiſtungen, daß die armen Schiffbrüchigen augenblicklich von ihnen gefaßt, zu ihrer größten Verwunderung, ſo wie zum Ruhme und Vortheil ihrer Retter, ans Ufer in Sicherheit gebracht werden.

Ein Catamaran iſt nichts anderes als die floßartige Vereinigung dreier ſtarker Balken, von denen der mittlere länger iſt, als die beiden andern, ſich vorn etwas erhebt, und an beiden Enden vorſteht. An dem Einen dieſer Enden ſitzt der mit der Leitung beauftragte Mann, ſo daß ſein Sitz kaum ſich über die Waſſerfläche erhebt und man ihn von Weitem für eine See-Möve hält. Dieſes höchſt einfache Fahrzeug hat gewöhnlich 10 Fuß Länge und 18 Zoll Breite.

Kaum hatten wir das Land betreten, als uns dem Herkommen gemäß das verwirrte Geſchrei einer Menge Stimmen in unbekannter Sprache entgegen ſchallte, und ſich mit dem betäubenden Geräuſche der Wogen vermiſchte. Eiligſt flüchteten wir uns in die Stadt, wo uns die Zudringlichkeit der eingebornen Diener und Tagelöhner verfolgte, von denen die einen mit lauter Stimme in Sold genommen, die andern beſchäftigt werden wollten. Je unverſchämter dieſe Leute ſind, deſto mehr betrügen ſie in der Regel. Gleichwohl hat man ſie zu jenen nothwendigen Uebeln zu zählen, denen man ſich unterwerfen muß, wäre es auch nur wegen der Vortheile, die ſie gewähren. Dieſe Uebel ſind in Indien mehr, als in irgend einem andern Lande, der Antheil aller Neu-Gelandeten.

Den Tag nach unſerer Ankunft miethete ich gemeinſchaftlich mit einem meiner Reiſegefährten, der als Civil-Beamter der Compagnie angeſtellt war, im Innern des Forts ein ſehr bequemes Haus, wo wir die Zeit der Paſſat-Winde abzuwarten beſchloſſen. Nach dieſen vorläufigen Einrichtungen fingen wir an, die Stadt zu durchſtreifen.

Nach den Anſichten der indiſchen Ingenieure iſt das Fort nicht zu nehmen. Unter indiſchen Ingenieuren verſtehe ich diejenigen Offiziere dieſes Corps, welche ihre Ausbildung in Indien erhalten haben. — Nur ſelten beziehen Europäer Wohnungen im Innern des Forts, weil die Hitze, zurückgeworfen von den Mauern, dort doppelt ſo groß iſt, und wegen Mangels an irgend einem Luftzuge, der von der Aufeinanderhäufung der Wohnungen herrühren mag. Gewöhnlich beſitzen ſie Landhäuſer unweit der Stadt. Alle Morgen machen ſie in derſelben ihre Geſchäfte ab, und kehren gegen 6 Uhr Abends wieder in ihre Wohnungen zurück. Die armeniſche Brücke über den Fluß Meclapur auf dem Wege von Madras nach dem Berge St. Thomas verdient die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Ihre geſammte Länge beträgt 410 Yards

(375 Meter), ſie hat 29 Bogen von verſchiedener Größe; was von den nothwendigen Ausbeſſerungen herrührt, die durch Ueberſchwemmungen herbeigeführt werden.

Der Regierungspallaſt iſt ein prächtiges Gebäude. Die Vorderſeite deſſelben iſt durch eine reiche Säulenreihe geziert, die ſich bis an das Thor des Meeres erſtreckt, wo man einen fortwährenden Mohrenzug ſich hin und her bewegen ſieht.

Die ſchwarze Stadt, — ſo wird ſie genannt, weil dieſes Viertel hauptſächlich von den eingebornen Handelsleuten bewohnt wird, — liegt etwa eine Meile nördlich von dem Fort St. George, von dem ſie nur durch eine Esplanade getrennt iſt. In dieſem Viertel befindet ſich eine armeniſche Kirche. Auch eine ſchöne Moſchee ſieht man daſelbſt, welche von Mahomed Ali, dem Nabab von Carnatik, erbaut wurde.

Am 15. October ward die als Signal dienende Flagge aufgezogen, um alle Schiffe zu benachrichtigen, die Rhede zu verlaſſen, damit ſie nicht von dem Paſſatwinde überraſcht werden. An demſelben Morgen hatte man bereits einige Vorzeichen des bevorſtehenden Kampfes der Elemente wahrgenommen. Flockenartige Wolken waren von Zeit zu Zeit am Horizonte erſchienen und hatten ſich bald in einen kaum ſichtbaren Duft an dem blauen Himmel aufgelöst. Ein leichter Nebel erhob ſich in der Ferne auf den Maſten; allmählig ſchien er ſich zu vermehren, ohne gleichwohl ſo dicht zu werden, daß er die Sonnenſtrahlen aufgehalten hätte. Die Sonne verbreitete fortwährend eine unermeßliche Lichtmaſſe über den weiten Ozean. Eine erſtickende Hitze füllte die Atmoſphäre; ſie drückte ſchwer auf die Athmungswerkzeuge, und ſtimmte den Geiſt herab.

Gegen Nachmittag begann der Anblick des Himmels ſich zu ändern; der Horizont umſchleierte ſich immer mehr, und die Sonne, die ſo glänzend aufgegangen war, ſchien ihren Lauf nur darum beendigt zu haben, um in gänzlicher Dunkelheit unterzugehen, und ſich dem Auge der Menſchen während einer langen Nacht voll Stürme und Ungewitter zu entziehen. Maſſen ſchwarzer, unheilverkündender Wolken ſchienen aus der Tiefe des Meeres aufzuſteigen; heftige Stoßwinde begleiteten ſie, die ſich jedoch gleich wieder legten, um einer tiefen, einer wahren Todesruhe Platz zu machen, als hätte die Luft ihre Elaſtizität gänzlich verloren und ihre belebenden Eigenſchaften eingeſtellt.

Allmählig nahmen die untern Schichten des Horizonts eine braunröthliche Farbe an; es war dieß die Wirkung der partiellen Refraction der Sonnenſtrahlen durch die dicken Wolken, von welchen die Sonne umgeben war.

Gegen 4 Uhr bedeckte ſich der Himmel gänzlich, und eine Art tiefer Dämmerung dehnte ſich über die Stadt und den Ozean aus. Die verdünnte

Atmoſphäre ſchien einen dichten Nebel zu bilden, den das von immer heftigern Winden aufgeregte Meer noch vergrößerte. Jetzt fiel der Regen in großen Tropfen; zu gleicher Zeit vereinigte ſich das furchtbare Geheul des Windes mit dem Getöſe der Wogen. Der gänzlich betäubende Lärm dauerte ohne Unterbrechung fort.

Das Haus, welches wir bewohnten, hatte die Ausſicht nach der See, wir konnten daher die Entſtehung des Paſſatwindes in ihrer ganzen ſchrecklichen Größe betrachten. Mit unwiderſtehlicher Wuth beugte der Sturm die dicht belaubten Häupter der hohen und ſchlanken Kokosbäume zu Boden; anfangs trieb er große Sandwirbel in die Höhe; als jedoch der Regen immer dichter fiel, ward aus dem Sande am Ufer eine dichte, unbewegliche Maſſe. Breite, bleiche Blitze zuckten durch die Wolken, und da ſie von allen Punkten des Himmels zu gleicher Zeit ausgingen, ſo ſchien es, als ob alle Elemente ſich in Feuer verwandelt hätten, und die Erde dem Momente einer allgemeinen Verbrennung nahe ſey. Die unmittelbar darauf folgenden Donnerſchläge glichen der Exploſion eines Pulvermagazins, oder einer Artillerie-Salve in einer Gebirgsſchlucht, wo das Echo den Schall tauſendmal vergrößert.

Obgleich die ganze Natur von einer unermeßlichen Feuersbrunſt bedroht zu ſeyn ſchien, ſo zeigten ſich doch einige Stellen am Himmel, welche ein dichter Nebel deckte, und aus denen hie und da ſchmale Blitze unſicher hervorzuckten, gleichſam als ob ſie ſich vergeblich bemühten, ihrem Gefängniſſe zu entkommen. Der in Strömen ſich ergießende Regen entzog dem Auge alle Gegenſtände, außer in den Augenblicken, in welcher der Blitz dieſelben raſch aber vorübergehend beleuchtete. Das Rollen des Donners war ſo ſtark, daß wir zuweilen ein ſchmerzhaftes Klingen im Ohre fühlten. Die See ergoß ſich, von den Stürmen in ihrem Bette aufgewühlt, in ſchäumenden Wogen über die Esplanade; der weißlichte Waſſerſtaub drang auf ſolche Weiſe mehre hundert Meter landeinwärts.

Während der Dauer des Sturmes fand man Fiſche von mehr als 3 Zoll Länge auf den Dächern der Häuſer innerhalb der Stadt, ſey es nun, daß Windſtöße ſie aus dem Meere geſchleudert hatten, oder, daß ſie durch Waſſerhoſen, welche zur Zeit der Paſſatwinde häufig ſind, dorthin geführt wurden. Wenn ſich ſolche Waſſerhoſen erheben, entführen ſie alle Gegenſtände, welche ſich innerhalb ihrer Wirkungsſphäre befinden, auf große Entfernungen nach dem Feſtlande, wo ſie dieſelbe bunt durch einander fallen laſſen. Dieſe Erſcheinungen wiederholen ſich jedes Jahr, und ſind für Leute, welche längere Zeit in Indien zubringen, etwas ganz gewöhnliches.

Während der Sturm am heftigſten wüthete, erreichte die Hitze zuweilen einen Grad, der kaum auszuhalten war; beſonders in den beiden erſten Tagen legte ſich der Wind von Zeit zu Zeit, und dann ward die Luft auch nicht

durch den geringsten Zug bewegt. In diesem Falle bot der Punka *) allein eine nur wenig genügende Erleichterung gegen den Druck, unter dem Jedermann während der Passatwinde leidet.

Dieß war jedoch erst noch eines unserer geringsten Leiden. Insecten von tausenderlei Gattungen krochen an den Mauern umher, und Reptilien der ekelhaftesten Art fanden sich in Menge auf dem Fußboden ein. Ganze Legionen von Ameisen und Eidechsen, durch das Wasser aus ihren schwarzen Wohnungen verjagt, überschwemmten unsere Zimmer. Scorpionen, Kellerwürmer, Kröten, Tausendfüße und selbst Schlangen drangen unaufhaltsam in unsere Gemächer, als suchten sie hier jene Gastfreundschaft, welche die übertriebene Menschlichkeit der Hindus für alle Arten verirrter Thiere hegt. Der Kröten, Tausendfüße und Schlangen entledigten wir uns mit leichter Mühe, allein die unzählige Menge von Scorpionen, Eidechsen und Ameisen spotteten aller unserer Verfolgungen, und nahmen förmlichen, wenn auch nicht friedlichen Besitz von unsern Zimmern.

Der Sturm verlängerte sich auf solche Weise von Tag zu Tage, wobei er bald von seiner Heftigkeit verlor, bald wieder mit voller Wuth tobte. In den Zwischenräumen der Ruhe stattete man sich die gewöhnlichen Besuche ab, und die Eingebornen, welche mit diesem Klima vertraut waren, schienen in diesem Umsturz der Elemente nur ein gewöhnliches Naturereigniß zu sehen. — Wenn auch in manchen Theilen der Erde die Stürme, was die Heftigkeit der Winde anbelangt, mit den Passatwinden Ostindiens sich messen können, so läßt sich dagegen behaupten daß, nirgends in der Welt, weder der Regen solche Kataraкte bildet, noch der Donner mit seinen Blitzen ein so furchtbares Schauspiel darbietet.

Die Passatwinde dauerten etwa zwei Monate, und hörten in der Mitte des Decembers auf. Um diese Zeit ward die Signalflagge abermals aufgezogen, um die Schiffe zu benachrichtigen, daß sie jetzt ohne Gefahr auf der Rhede vor Anker gehen könnten. Das Ende der Passatwinde wird häufig durch einen noch heftigern Sturm bezeichnet, als ihr Anfang. Dieß war gerade damals der Fall, als ich nach meiner Ankunft in Ostindien zum Erstenmal Zeuge dieser Natur-Erscheinung war. Mein Staunen und Schrekken über dieselbe ließen unauslöschliche Spuren in meiner Erinnerung zurück. Als die Zeit der Stürme vorüber war, nahm der Himmel jenes glänzende Azurblau, jene vollkommene Durchsichtigkeit wieder an, welche dem wundervollen Klima des Orients eigen sind.

Die pittoresken Schönheiten dieses Klimas übersteigen alle Grenzen der Einbildungskraft. Der italienische Himmel allein ist vielleicht im Stande,

*) Eine Art von Fächer aus Musselin, der an der Decke befestigt ist, und mittelst einer Schnur durch einen Sclaven in Bewegung gesetzt wird.

denjenigen, welche ihn in den schönsten Sommertagen gesehen haben, einen unvollkommenen Begriff davon zu geben. In Ostindien scheint sich die Natur in einer unbegrenzten und fortdauernden Pracht ihrer Productionen zu gefallen.

Während der Passatwinde hatte ich die Ehre, Herrn W. Daniell und seinem Oheim, welche seit längerer Zeit Ostindien bewohnen, vorgestellt zu werden. Es ward beschlossen, daß ich, sobald die Witterung es gestattete, die Reise mit diesen Herren antreten würde. Vom 15. December an gewahrte man auf der Rhede die frühere Thätigkeit wieder. Wir wählten daher diesen Zeitpunkt zum Beginn einer Reise längs der Küste Coromandel; ich erkaufte ein junges arabisches Reitpferd, weil ich es vorzog, die Reise auf diese Weise zu unternehmen, um das Land besser beobachten zu können. Zugleich trug ich Sorge, mich mit einem bequemen Palankin zu versehen, im Fall, daß das anhaltende Reiten mich allzusehr ermüden würde. Meine Reisegefährten zogen die Reise in ihren Palankinen vor; sonach waren wir zu Anfang des neuen Jahres zur Abfahrt bereit, entschlossen, ein ganzes Jahr zur bevorstehenden Vergnügungsreise zu verwenden.

Am 5. Januar, etwa zwölf Wochen nach unserer Ankunft traten wir dieselbe an; unser Hauptzweck ging dahin, die Merkwürdigkeiten aufzusuchen, welche uns das Land im Ueberflusse darbieten würde. Unsere erste Tagereise war kurz. Wir hatten dieselbe nach Sonnenaufgang angetreten. Unter dem Schatten einer Gruppe großer Bäume machten wir bei Vickium, einem 12 Meilen von der Präsidentschaft entfernten großen Dorfe, Halt. Während der ganzen Dauer der Passatwinde hatte ich mich in der Landessprache geübt, so daß ich jetzt für den Reisebedarf hinreichend mit derselben vertraut war.

Wir durchzogen ein wohlangebautes Land, das neu belebt durch die Regenzeit, eine Ueppigkeit und Kraft entwickelte, die ihm den Anblick eines unermeßlichen Gartens geben. Diesen Reichthum der Natur abgerechnet, bot das Terrain nichts Merkwürdiges dar. Nicht so verhielt es sich mit dem Meere, dessen Anblick von der Küste aus häufig wechselte, vermöge der großen Menge von Schiffen jeder Gestalt und Größe, welche die Oberfläche desselben durchfurchten, und mit ihren im Sonnenglanze strahlenden Segeln, nach Maaßgabe, als sie näher kamen, phantastische Schatten auf das Ufer warfen.

In dem Dorfe, in welchem wir unser Absteigquartier genommen hatten, wohnten wir mit dem lebhaftesten Interesse den Uebungen einer wandernden Truppe von Jongleurs bei. Oft schon hatte ich von ihren Kenntnissen in der Physik und von ihren Talenten in allen Künsten der Gewandtheit sprechen hören; ich war daher entzückt, sie in diesen beiden Beziehungen nach eigener Erfahrung beurtheilen zu können.

Da ein großer Theil ihrer Künste bekannt ist, und andere hinreichend beschrieben worden sind, so werde ich mich auf die Beschreibung von zweien der-

ſelben beſchränken, deren Augenzeuge ich war. Ich bin faſt überzeugt, daß, mit Ausnahme derjenigen, welche in Oſtindien gereist ſind, Niemand in Europa ſich einen Begriff von einer ſolchen Gewandtheit zu machen vermag.

Nachdem ſie uns einige ihrer gewöhnlichen Stücke, als das Verſchlucken eines Degens, das Feuerſpeien aus dem Munde, das Werfen von Kugeln ꝛc. vorgemacht hatten, wozu ſie die mindeſt Geſchickten der Bande verwenden, trat eine hübſche junge Frau auf, welche gleichfalls der Geſellſchaft angehörte. Um ihren Kopf wand ſie eine Binde von einem ſteifen, ſehr ſtarken Zeuge, an welcher in gleichem Abſtande von einander 20 Schnüre von gleicher Länge befeſtigt waren, deren jede am Ende eine Schleife hatte. Unter ihren Armen trug ſie einen Korb, in welchem 20 Hühner-Eier gelegt wurden. Der Korb, die Binde, die Schleifen wurden in der Nähe von uns unterſucht. Offenbar fehlte es an jeder Gelegenheit zum Betruge; es war heller Tag, der Korb war von höchſt einfacher Art, die Eier waren ganz gewöhnlich, wie man ſie überall findet, überdieß hatte die junge Frau nichts an ſich, womit ſie, ſelbſt wenn ſie wollte, unſer Auge täuſchen konnte.

Sie trat vor, und ſtellte ſich einige Schritte von uns auf. Sofort drehte ſie ſich auf einem Raum von höchſtens 18 Zollen im Durchmeſſer um ſich ſelbſt, ohne ſich von dieſer Grenze auch nur im Geringſten zu entfernen, obwohl ſchon nach einigen Augenblicken ihre drehende Bewegung mit ſolcher Schnelligkeit geſchah, daß das bloße Zuſehen eine widrige Empfindung in uns erregte; ſie glich vollkommen der Bewegung eines Kreiſels.

Als ihre Bewegung den höchſten Grad der Schnelligkeit erreicht hatte, zog ſie langſam eine der Schnüre an ſich, welche in horizontalem Kreiſe ſich um ihr Haupt bewegten, und knüpfte ein Ei in die Schleife, worauf ſie die Schnur wieder los ließ. Eben ſo verfuhr ſie mit den übrigen Eiern, ohne ihre drehende Bewegung auch nur um das Mindeſte zu ſchwächen. Nach Verlauf von 5 Minuten zog ſie die Schnüre, eine um die andere an ſich, knüpfte jedes Ei los, und legte es wieder in den Korb. Hierauf hielt ſie, ohne ein Glied zu rühren, mit einer einzigen plötzlichen Bewegung ſtill, als ob ſie wie mit einem Zauberſchlage in eine Marmorſäule verwandelt worden wäre. Unſer Staunen hatte den höchſten Grad erreicht; ihre Haltung war vollkommen ruhig, und verrieth, trotz der heftigen Bewegung, auch nicht die mindeſte Aufregung. Unſere Beifalls-Bezeugungen nahm ſie mit beſcheidenem Anſtande auf, der wohl mehr von einer angebornen Sorgloſigkeit, als von dem vervollkommten Inſtinkte der Koketterie herrührte, obwohl die Mehrzahl dieſer indiſchen Jongleurs zu den verworfenſten Weſen ihrer Race gehören.

Nachdem ſie zurückgetreten war, erſchien ein Mann von kräftigem, wildem Ausſehen; er trug einen aus Weiden geflochtenen Korb, wie ſie im Lande üblich ſind, und bat uns, denſelben genau zu unterſuchen, was wir auch tha-

ten. Der Korb war ganz einfach gemacht, und an mehren Stellen durchsichtig. Nachdem er ihn umgestürzt hatte, ließ er ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren darunter schlüpfen: die Kleine hatte ein interessantes Gesicht, sie war trefflich gewachsen, leicht und biegsam in ihren Bewegungen, ganz ausgekleidet, mit einem Wort, ein wahres Modell eines Engels.

Nachdem sie sich unter dem Korbe verborgen hatte, richtete der Mann eine Frage an sie, die sie sogleich beantwortete. Da der Korb nur einige Schritte von dem Orte entfernt war, wo wir saßen, so schien uns die Stimme ganz zuverlässig unter dem Korbe hervorzukommen, ich wenigstens glaubte nicht an die geringste Täuschung. Einige Augenblicke dauerte das Gespräch fort, hierauf brach der Mann in Zorn aus, und drohte, das Mädchen zu tödten. Es herrschte in dieser Scene eine so überzeugende Wirklichkeit, daß sie lebhaften Eindruck auf uns machte. Man hörte das Kind um Gnade bitten, als plötzlich sein Verfolger einen Degen ergriff, den einen Fuß auf den Korb setzte, der das flehende Opfer bedeckte, und — wie groß war der Schrecken, der uns ergriff, als wir ihn die Waffe zu wiederholten Malen mit wahrhaft dämonischer Wuth durch den Korb stoßen sahen. Sein Antlitz drückte solche Wildheit aus, das Jammergeschrei des Kindes war so herzzerreißend und wahr, daß ich fühlte, wie mein Blut mehre Minuten lange in den Adern stockte. In der ersten Anwandlung wollte ich mich auf das Ungeheuer stürzen, allein jenes war bewaffnet und ich vertheidigungslos. Ich blickte meine Gefährten an; auch sie waren bleich und regungslos vor Schrecken. Andrerseits jedoch konnten wir nicht glauben, daß dieser Mensch am hellen Tage und vor einer so großen Anzahl von Zeugen einen Mord zu begehen wagen würde. Das Ganze war mit einem Worte ein dramatisches Schauspiel vom höchsten Interesse. Das Blut rieselte unter dem Korbe hervor. Man hörte, wie das Kind im Todeskampfe röchelte. Seine Seufzer drangen schmerzhaft in unser Ohr und beengten unser Athmen; allmählig wurden sie schwächer; noch ein Seufzer, der letzte ohne Zweifel, ließ sich hören, als der Jongleur zu unserm größten Erstaunen, zu unserer unbeschreiblichen Erleichterung nach einigen mystischen Worten den Korb hinweg nahm. Es war Niemand darunter! Wohl war die Stelle mit Blut bezeichnet, allein keine Spur eines menschlichen Körpers war zu sehen. Der liebenswürdige Gegenstand unserer Besorgnisse trat aus der Menge uns entgegen und streckte die Hand zu Empfangnahme unserer Gaben aus. Man kann sich denken, daß wir diese von Herzen und reichlich spendeten. Das Mädchen dankte uns mit einem graziösen Saluam, worauf die ganze Bande, entzückt von unserer unerwarteten Freigebigkeit abzog. Was unserer Illusion den Charakter des Wunderbaren verlieh, war der Umstand, daß sich der Jongleur während der ganzen Dauer der dramatischen Handlung beständig von den Zuschauern ent-

fernt hielt. In einem Umkreiſe von mehren Schritten befand ſich Niemand außer ihm.

Am Abend reisten wir nach Covelong ab, wo wir gegen 9 Uhr anlangten. Covelong iſt ein elendes Städtchen, das etwa 3—400 Meter vom Meere entfernt liegt. Im Jahr 1750 bemächtigten ſich die Franzoſen deſſelben mittelſt einer Kriegsliſt. Im Jahr 1752 ergab es ſich dem Capitain Clive, den man als den Begründer der großbritaniſchen Macht in Oſtindien betrachten kann.

Am folgenden Tage ſetzten wir mit Tagesanbruch unſere Reiſe nach Mahabalipuram, einem der berühmteſten und verehrteſten Orte von Carnatik fort. Nachmittags um 3 Uhr langten wir daſelbſt an. Der Anblick des Landes ſchien uns mit geringem Wechſel ſo ziemlich derſelbe, wie am vorigen Tage. Als wir uns jedoch der berühmten Stadt näherten, frappirte uns der impoſante, maleriſche Anblick derſelben. In ihrer Umgebung findet man die Trümmer mehrer indiſchen Tempel, welche man gewöhnlich mit dem ungeeigneten Namen der ſieben Pagoden bezeichnet, indem dieſe Zahl unrichtig iſt. Die Tempel wurden zu Ehren des Wiſchnu, einer erhaltenden Macht der indiſchen Trias, erbaut. Der Name Mahabalipuram bedeutet Stadt des großen Bali. Dieſer Bali ſpielt eine große Rolle in der fabelhaften Geſchichte Hindoſtans; Robert Southey hat koſtbare Details über denſelben in den Noten gegeben, womit er das Gedicht: Der Fluch des Kehama bereicherte.

An dem Ufer befindet ſich ein anderer ſehr alter indiſcher Tempel, der ſeit langer Zeit in Folge der Einwirkung der Seeluft und der Heftigkeit der Paſſatwinde zerfällt. Die Alterthumsforſcher und alle diejenigen, welche ſich mit Unterſuchungen über die Urgeſchichte Hindoſtans beſchäftigen, haben ſich vielfach abgemüht, um das Datum der Erbauung dieſes Tempels und der übrigen in der Umgegend feſtzuſtellen. Der Styl, in welchem ſie erbaut ſind, gleicht in keiner Art demjenigen der Monumente anderer indiſchen Gegenden. Der Sage nach ſollen die Aegypter eine Colonie an dieſem Ufer angelegt haben. Einige ſcharfſinnige Gelehrte gehen ſogar ſo weit, daß ſie den Indiern hinſichtlich der Erfindung der regelmäßigen, coloſſalen Architektur die Priorität vor den Aegyptern, und zwar ſelbſt in den früheſten Zeiten einräumen, wo die übrigen Nationen ſich noch im Zuſtande des Nomadenlebens befanden, und theils noch unter Zelten, theils unter dem einſamen Schatten dichter Bäume lebten.

Der Charakter der Architektur der ſieben Pagoden iſt eine reine Miſchung des einfachen und verzierten Styls, die einen wunderbaren Eindruck hervorbringt. Die Ornamente der Sculptur ſind reichlich an derſelben angebracht, und von der zarteſten Arbeit.

Das Meer hat an dieſer ganzen Küſte viel Land, und folglich auch manche Reichthümer verſchlungen. Nach dem Zeugniſſe lebender Perſonen hat es in

dem kurzen Zeitraume, ſo weit ihre Erinnerung reicht, auf einem gewiſſen Punkte ſogar bis in die Nähe von Madras eingegriffen *).

Etwa eine Meile vom Ufer findet man bei Mahabalipuram Felſen, welche mit merkwürdigen Sculpturen, mit Denkmälern einer wahrhaft wundervollen Kunſt ſelbſt für unſer fein civiliſirtes und wegwerfendes Jahrhundert bedeckt ſind. Betrachtet man die frühe Periode, zu welcher ſie hinaufreichen, ſo tragen ſie das Gepräge des wahren Genie's. Dieſe ſchönen Basreliefs liefern intereſſante Andeutungen über die alten Sitten Hindoſtans. So iſt z. B. die Kleidung der Frauen auf demſelben dargeſtellt, wie ſie noch heutzutage mit geringen Abweichungen auf der Küſte von Malabar beſteht, wo die reizenden Indianerinnen ihre reinen Formen, welche den ſchönſten Modellen gleich kommen, bis auf den Gürtel entblößen. Die Männer haben Turbane, welche ſo ziemlich den heutigen gleichen. Der Schmuck, die Ohrengehänge der Frauen, und die Ringe, welche ihr Haupt und ihre Füße zieren, ſind eben ſo viele Beweiſe von der noch heutzutage treu bewahrten alterthümlichen Tracht der Indier. Auch die pyramidaliſche Geſtalt der Vaſen, welche die Frauen auf dem Kopfe tragen, und in welche ſie Waſſer ſchöpfen, iſt gleichfalls auf jenen Basreliefs mit größter Genauigkeit abgebildet.

In einer der Aushölungen dieſer berühmten Felſen ſieht man eine lebensvolle Arbeit, den auf einem Löwen reitenden Durgo im Kampfe mit Mahisha-ſur vorſtellend; es iſt dieß eine Perſonification des Kampfes der Tugend mit dem Laſter. Dieſes Werk der Bildhauerkunſt kann, mit Ausnahme der Meiſterwerke Griechenlands, ohne Nachtheil mit den koſtbarſten Monumenten des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte bis zum 17ten verglichen werden. Wie wir bereits oben bemerkt haben, iſt der architektoniſche Styl der ſieben Pagoden und der in der Umgegend befindlichen Monumente einzig im ganzen Lande, und deßhalb ein Problem, das die in Indiens Alterthümer Eingeweihten nicht wenig in Athem geſetzt, und zu verſchiedenen mehr oder weniger hörbaren Hypotheſen Veranlaſſung gegeben hat.

Der größere Theil dieſer ausgehauenen Felſen iſt 90 — 100 Fuß lang und etwa 30 Fuß hoch. Ihre Geſammtoberfläche bildet eine große Platte, auf wel-

*) Der Biſchof Heber behauptet dagegen, das Meer habe ſich entlang der ganzen Küſte Coromandel um etwas zurückgezogen. Allein ein Beobachter, der ſich nur ſo kurze Zeit in Indien aufhielt, kann, wie gelehrt und ehrwürdig er übrigens auch ſeyn mag, nicht als Autorität gelten, und zwar um ſo weniger, als ſein geiſtliches Amt ihn an allen anhaltenden Unterſuchungen verhinderte, und die Notizen ſeines Tagebuchs, die er in der Eile ohne Ordnung niederſchrieb, erſt in der Folge vervollſtändigt werden müſſen, und überdieß nicht einmal für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren. Die Irrthümer, in welche der Biſchof Heber in Folge ſeiner Unkenntniß des Landes verfallen mußte, und die er bei einem längern Aufenthalt ſelbſt berichtigt haben würde, laſſen die Bekanntmachung ſeines Tagebuchs jeden Anglo-indiſchen Leſer beklagen. Es iſt angefüllt mit Unrichtigkeiten; daher ſehen wir es nur ungerne über Gegenſtände als Autorität citirt, wo es gerade am wenigſten Vertrauen verdient.

cher die von einer kühnen Hand gemeiſelten Basreliefs verſchiedene ſeltſame Ideen der indiſchen Mythologie ins Leben gerufen haben. Sie wurden dem Publicum in einer Menge Zeichnungen bekannt gemacht. Allein dieſe Abbildungen ſind nur unvollſtändige Verſuche wenig geübter Hände, und bieten daher nicht die mindeſte Gewährleiſtung hinſichtlich der Genauigkeit dar. Es finden ſich auf einem dieſer Felſen zwey Elephanten von vollkommener Ausführung. Der größere iſt 70 Fuß 2 Zoll lang; der andere, weibliche iſt etwas kleiner und ſteht hinter dem erſten. Unter ihren Füßen treiben ſich mehre Jungen umher. Die leichten, natürlichen und belebten Stellungen und die ausdrucksvolle Wirkung dieſer intereſſanten Gruppe kann man nicht ohne Bewunderung betrachten. Es weht ein Hauch des Lebens, der Wahrheit und der Symmetrie darin, ſo daß ſich dieſes Meiſterſtück etwa zur animaliſchen Natur verhält, wie die antiken Bildſäulen zur menſchlichen. Mit einem Wort, in ihrer Art iſt dieß eine Schöpfung ohne Gleichen. Ueberall, wo man ausgehauene geheiligte Stiere findet, zeigen ſich beinahe immer Spuren einer zur höchſten Vollkommenheit ausgebildeten Kunſt, ſo daß man nicht daran zweifeln darf, es ſeyen zur Darſtellung dieſer verehrten Symbole der indiſchen Religion ſtets die geſchickteſten Künſtlerhände verwendet worden.

Bei jedem Schritte bleibt man überraſcht vor den Proben der Vollkommenheit ſtehen, zu welcher ſich die Kunſt in dieſen fernen Ländern und zwar zu einer Zeit aufgeſchwungen hat, welche die europäiſche Civiliſation um ſo viele Jahrhunderte überragt.

Auf derſelben Linie mit dem ausgehauenen Felſen befindet ſich eine geräumige Höhle, deren vordere Seite mit einer langen Säulenreihe vom reichſten Style verziert iſt. Das Innere enthält eine überraſchende Menge von Bildhauer-Werken. Die Höhle iſt in mehre Säle von verſchiedener Größe getheilt, die alle in den aus hartem, koſtbaren Granit beſtehenden Felſen gehauen ſind. Dieſes prachtvolle Produkt menſchlichen Fleißes liegt auf der Straße, die nach Madras führt.

Etwa eine Meile ſüdlich von dem Orte ſieht man neben einander fünf Tempel von der ſchönſten Arbeit, alle in ungeheuere Granitmaſſen gehauen. Es ſind dieß wahre Meiſterſtücke der Kunſt und des Geſchmacks. Ihre Verhältniſſe und ihre Höhe ſind verſchieden. Der größte, der auch zugleich der ſchönſte iſt, mißt von unten bis zur Spitze 50 Fuß, ſo viel ich nach dem bloßen Anblick urtheilen konnte. Dieſer Tempel iſt in mehre Stockwerke abgetheilt, die alle mit reichen Ornamenten in erhabener Arbeit verziert ſind. Die ganze Umgegend von Mahabalipuram iſt reich an ſolchen Wundern des menſchlichen Genies. Die äußern Bildwerke der erwähnten Tempel haben jedoch durch die Rohheit der Muſelmänner ſehr gelitten. Auch der Blitz hat große Stücke davon abgeſchlagen, allein obgleich dieſe ſtaunenswürdigen Bauwerke heutzutage nur noch Trümmer ſind, ſo werden ſie dennoch nie etwas von ihrer

majeſtätiſchen Würde verlieren. In der Nähe eines dieſer Tempel findet man zwei Bildſäulen, welche einen Elephanten und einen Löwen vorſtellen; der erſtere in natürlicher, der andere in mehr als natürlicher Größe. Beide, insbeſondere aber der Elephant, ſind bewunderungswürdig ausgeführt, und können, ſowohl hinſichtlich der Zeichnung und Compoſition, als auch der Geſchicklichkeit des Meißels neben die Productionen der neuern Bildhauerkunſt geſtellt werden. Bis jetzt hat dieſe Monumente noch keine Abbildung richtig dargeſtellt. Die in den Abhandlungen der aſiatiſchen Geſellſchaft bekannt gemachten Stiche ſind nur unvollkommene Skizzen. Die Copie iſt eine wahre Verläumdung des Orginals. Die Figuren erſcheinen dort als monſtröſe Carrikaturen; ihre Stellung iſt gezwungen und ſteif.

Nach jenen Kupferplatten zu urtheilen, erſcheinen die Tempel der ſieben Pagoden ſowohl der Zeichnung als der Ausführung nach als barbariſche Werke, während ſie in beiden Beziehungen wahrhaft bewunderungswürdig ſind. Mahabalipuram verdient wegen ſeiner ausgezeichneten Alterthümer mit mehr Rückſicht behandelt zu werden, als es in dem erwähnten Werke geſchehen iſt. Dieſer Ort iſt vielleicht reicher an Wundern der Kunſt, als irgend ein anderer des weiten indiſchen Feſtlandes; wo gleichwohl allenthalben ähnliche Wunderwerke im Ueberfluſſe vorhanden ſind.

Einer dieſer Tempel iſt auf einem Felſen erbaut, der gegen das Meer vorſpringt. Nach den mündlichen Traditionen der Umgegend iſt dieß das letzte Gebäude einer alten von den Wellen verſchlungenen Stadt. Die Braminen, welche dieſe Tempel bewohnen, beſtätigen dieſe Sage durch ihr Zeugniß. Der Doctor Rabington hat in einer der aſiatiſchen Geſellſchaft übergebenen Abhandlung in dieſer Beziehung einen Zweifel ausgedrückt. Ich bin nicht willens, dieſe Frage der indiſchen Archäologie zu erörtern, da mein Zweck nur dahin geht, die Gegenſtände und das Land, welches ich unterſuchte, zu beſchreiben, und zwar ſo zu beſchreiben, wie ich beide gefunden habe. Ich muß jedoch anführen, daß die Beweiſe des Doctors Rabington mir nicht ſtark genug ſcheinen, um mein Vertrauen in die mündliche Tradition der Braminen zu erſchüttern.

In einiger Entfernung von dem ausgehauenen Felſen liegt eine Granitmaſſe, die aus einem Stücke beſteht; ſie bildet einen umgeſtürzten Kegel, den die Natur mit ſo vollkommenem Gleichgewicht auf ſeine ſpitzige Fläche geſtellt hat, daß die Kraft eines Menſchen hinreicht, ihm eine oszillirende Bewegung beizubringen, obwohl hundert Arme nicht hinreichend wären, ihn von ſeinem alten Fußgeſtell zu verdrängen. In Gedanken reduzirte ich dieſe Maße auf cubiſche Form, und fand nach einer freilich nur oberflächlichen Schätzung, daß die Seite dieſes Cubus wenigſtens 20 Fuß betragen würde. Sie gleicht den Cromlechs, welche man in Cornwallis und in andern Theilen Englands findet.

Während wir uns an dieſem merkwürdigen Orte aufhielten, hatte ein trauriger Unglücksfall ſtatt. Der mit Fortſchaffung des Tappal's, oder des Poſtpakets beauftragte Mann, kam von einer benachbarten Stadt zurück, und ward in dem Augenblicke, als er ein die Straße durchſchneidendes Gewäſſer überſchritt, von einem Alligator angefallen. Das Thier griff ihn in der Mitte des Waſſers an, und obgleich es dem Unglücklichen gelang, ſich deſſen Gefräßigkeit mittelſt kräftiger Anſtrengungen zu entziehen, war er doch durch die Biſſe des Thieres ſo ſchrecklich zugerichtet, daß er einige Minuten, nachdem er das Land erreicht hatte, den Geiſt aufgab. Sein Körper war furchtbar verſtümmelt, den Tappal fand man ſpäter im Waſſer.

Am 15ten Tag nach unſerer Abreiſe von Madras langten wir Abends zu Tanjore an. In früherer Zeit war dieſe Stadt der Hauptſitz der Gelehrſamkeit des ſüdlichen Indiens. In ſeinen früher berühmten Mauern erblickten Philoſophen und Dichter das Licht der Welt; allein ſeit langer Zeit laſtet tiefe Vergeſſenheit ſowohl auf ihren Namen, als auf ihren Werken, und das Vaterland weiß nichts mehr von ihnen.

Tanjore wird durch zwei Forts vertheidigt; das kleinere hat eine Meile im Umfange, es iſt zweckmäßig erbaut und gut unterhalten. Die ſtarken Wälle werden durch Mauerwerk unterſtützt; in den Winkeln befinden ſich Baſtionen. Von einer Seite ſteht es mit dem größeren Fort in Verbindung, deſſen Vertheidigungsſyſtem daſſelbe iſt. In dem letztern hat der Rajah ſeinen Wohnſitz. Ueberdieß befindet ſich hier eine ſchöne Pagode, deren Haupttheil vielleicht das zierlichſte Modell eines pyramidenförmigen Tempels in ganz Hindoſtan bildet. Im Innern ſieht man die koloſſale Geſtalt eines aus einem einzigen ſchwarzen Granitblocke gehauenen Stiers, von der vollendetſten Arbeit. Hinter dem größeren der beiden Forts iſt das Land mit herrlichen Reisfeldern angebaut. Ein Kette hoher Berge ſchließt die Ausſicht am Horizonte.

Während unſeres Aufenthalts zu Tanjore wohnten wir einem großen indiſchen Feſte bei. Gegen Abend trat der Rajah aus ſeinem Palaſte, begleitet von ſeinem ganzen Hofe, in dem vollen Pompe eines orientaliſchen Fürſten; der Zug ging nach einem etwa 1½ Meilen von dem Fort entfernten Orte, wo der Rajah eine ſchwierige Ceremonie vorzunehmen hatte; ſie beſtand darin, einen ſilbernen Pfeil gegen den Schößling eines Piſangbaumes zu ſchleudern, um hieraus abzunehmen, ob die Gottheit, welche der Erndte vorſteht, günſtig geſtimmt ſey. Das ganze Verfahren hat nichts Geheimnißvolles; es bedurfte keiner Stimme eines Weiſen, um dem Orakel zum Echo zu dienen. Die Auslegung geſchah durch den Rajah ſelbſt, der ein Mann von höchſt einfachen Geiſteskräften zu ſeyn ſchien. Wenn in dem oben erwähnten Fall der hervorgebrachte Einſchnitt einen reichlichen Abfluß des Saftes zur Folge hat, ſo gilt dieß für ein ſicheres Zeichen, daß die bald erfolgende Regenzeit die günſtigſten

Aussichten für die Erndte gewährt. Zeigt sich das Gegentheil, so wird auf ein Mißjahr geschlossen.

Am folgenden Tage brachen wir nach Tritschemgur auf, das etwa 2 bis 3 Meilen gegen Südwesten liegt. Dieser Ort enthält zwei berühmte Tempel, von denen der Hauptsächlichste, obgleich er in größerem Ansehen steht, dennoch minder reich ist als der andere. Er liegt auf der Spitze eines hohen Berges, den wir zu ersteigen Mühe hatten, und der ganz mit Choultrie's *) von der zierlichsten Bauart bedeckt ist. Die Architektur dieses Tempels ist, obgleich es ihr nicht an Verzierungen fehlt, dennoch von großer Einfachheit, und bildet zugleich eine imposante Masse. Die Solidität des Gebäudes wird hinreichend beurkundet durch die große Zahl von Generationen, die es an sich vorüber gehen sah, ohne, obwohl jeder Witterung schutzlos preisgegeben, durch den Einfluß der Zeit gelitten zu haben. Noch heutzutage beherrscht es die Höhe; ehrwürdigen und majestätischen Anblicks trotzt es den Stürmen und den Jahren, und blickt, stolz auf seine unerschütterliche Lage und auf sein Alterthum, auf das Land hernieder. Nach Maßgabe als man den Berg ersteigt, wird die Landschaft, welche sich unten ausbreitet, immer malerischer. Der Weg, den wir einschlugen, ist an manchen Stellen mittelst Staffeln in den Felsen gehauen. Halbwegs nach dem Tempel und etwas seitwärts sieht man an der Wand des Felsen eine große Schlange in Stein, welchem Thiere von den Hindus große Verehrung erwiesen wird. Sie ist bei verhältnißmäßiger Dicke etwa 80 Fuß lang. Trotz dieser Riesen-Verhältnisse ist die Ausführung der einzelnen Theile vollendet zu nennen und die Natur höchst getreu nachgeahmt.

Rechts und links sind Stufen in dem Felsen, zum Gebrauch für Andächtige, welche Schaarenweise den geheiligten Ungeheuern ihre Ehrfurcht bezeugen. Von dem Peristyle des Tempels, der auf dem steilen Kamm des Berges erbaut ist, genießt man einer weiten prachtvollen Aussicht auf das reiche, wechselnde Land. An dem Tempel findet man einige Theile, welche ein neuerer Baustyl hinzugefügt hat; sie sind leicht zu unterscheiden; ihr Gegensatz neben dem älteren Bau bringt eine schöne Wirkung hervor. Das Alterthum des letztern reicht hoch hinauf; der ganze Tempel ist vollkommen gut erhalten. Einer der als Wächter des Tempels aufgestellten Braminen versicherte uns, wir seyen die ersten Europäer, welche in dieses Heiligthum des heidnischen Kultus eingelassen wurden.

Bei der Rückkehr in die Stadt untersuchten wir auch den andern Tempel, der wegen seiner Heiligkeit minder berühmt, dagegen in seiner Bauart ungleich

*) Choultrie's nennt man in Indien zierliche bedeckte Gebäude, welche an den Straßen aufgeführt werden, um den Reisenden zur schützenden Unterkunft zu dienen.

reicher iſt. Er erhebt ſich in der Mitte eines großen, von einem Säulengange umgebenen Platzes. An manchen Stellen, je zwiſchen 2 Säulen haben Fakire, Pilger und andere umherziehende Landſtreicher ſich durch Abtheilung des Raumes ziemlich bequeme Wohnungen eingerichtet. Die Vorderſeite des Tempels iſt ein vollendetes Modell der in Hindoſtan ſo häufigen pyramidaliſchen Baukunſt. Der Bogen, welcher zum Eingang dient, und zum Hauptgebäude führt, iſt an ſeinem innern Theile und in der Mitte dieſer Pyramide durchbrochen, und bildet einen breiten hohen Durchgang, den ein horizontaler Plafond deckt. Ueber demſelben erhebt ſich das ſchöne Gebäude in fünf Stockwerken. Der ganze Tempel mag eine Höhe von 100 Fuß haben.

Die Außenſeite trägt mit ihren reichen Ornamenten das Gepräge eines modernern Geſchmackes, als der auf dem Berge erbaute Tempel. Von unten bis oben iſt der Tempel mit zierlicher Bildhauer-Arbeit und kühnen Reliefs bedeckt, und läuft oben in fünf Spitzen aus, welche ein Symbol irgend einer indiſchen Hauptgottheit zu ſeyn ſcheinen; dieſes geheimnißvolle heilige Symbol iſt der profanen Intelligenz der Menge verſchloſſen und undurchdringlich. Das Innere des Tempels erhebt ſich um einige Meter über dem Eingang. Die Decke iſt flach und wird durch eine große Anzahl zierlicher Säulen getragen, deren jede, obwohl von einerlei Styl, dennoch in verſchiedenem Geſchmacke verziert ſind, was von der ſtaunenswerthen Fruchtbarkeit der Erfindung, der Geſchicklichkeit des Meißels und der vollkommenen Kenntniß in der Baukunſt zeugt, welche die Gründer dieſer bewundernswerthen Gebäude auszeichnen. Keines der Monumente Roms und Griechenlands vermag eine Vergleichung mit den Monumenten dieſes außerordentlichen Landes auszuhalten, und was die Pracht der Zeichnung, ſo wie die Erhabenheit des Eindrucks anbelangt, ſo werden ſie von keinem Gebäude der Erde übertroffen.

Sanct Peters Colonnade und majeſtätiſche Kuppel verlieren ihren ganzen Werth, wenn man ſie mit einigen mehr oder minder alten Gebäuden Hindoſtans vergleicht. Die Meiſterſtücke der Kunſt endlich, auf welche der Reiſende, beſonders im Innern der Halbinſel, bei jedem Schritte ſtößt, ſcheinen in der That die Wunder von Ninive und Babylon zu übertreffen.

Der zweite Tempel von Tritſchengur wird nicht ſo häufig von den ſtrengandächtigen Indiern beſucht, als der alte auf dem Wege erbaute; dagegen ſtrömen zu allen Zeiten eine Menge Menſchen aus allen Klaſſen dahin, um Waſſer aus einem Brunnen zu ſchöpfen, der ſich unter dem Gewölbe der Eingangs-Pyramide befindet. Ueber dieſem Brunnen ſieht man die Geſtalt eines höchſt kunſtvoll aus Gyps geformten Stieres von rieſigen Verhältniſſen. Einige Schritte davon ſteht ein etwas kleinerer Stier unter einem Pavillon von Stein. Beide ſind trefflich ausgeführt, doch ſtehen ſie an Kunſtwerth denjenigen nach, welchen ich früher begegnete. Unter dem größern der beiden Stiere ſteigt man auf einer ſehr ſchönen ſteinernen Treppe zu dem Brunnen hinab. Die Zahl

der Stufen habe ich nicht gezählt, ſie muß jedoch, nach der ganzen Tiefe zu ſchließen, ſehr beträchtlich ſeyn.

Es gewährt einen höchſt intereſſanten Anblick, wenn man die ſchönen, wohlgewachſenen jungen indiſchen Frauen mit ihren Vaſen auf dem Haupte aus dieſer unterirdiſchen Höhle heraufſteigen, und mit ihrer eleganten Laſt, die ſie mit Leichtigkeit und Anſtand tragen, ihren Weg zurücklegen ſieht. Der Eingang zu dem Brunnen iſt in ziemlicher Breite in die Bruſt des Stieres gehauen. Schon hieraus kann man auf die Größe dieſes ſteinernen Koloſſes ſchließen.

Wir hielten uns mehre Tage zu Tritſchengur unter Zelten auf, die wir im Schatten einer Baumgruppe in der Nähe der Tempel aufſchlugen. Unſere ganze Zeit verwendeten wir zur Aufzeichnung von Notizen, und zur Betrachtung all der Schönheiten, welche Natur und Kunſt in dieſem Theile von Indien ausgebreitet haben.

Rajemah'l.

Wir machten unſere Reiſe nach Calcutta am Bord eines indiſchen Fahrzeugs, verweilten nur wenige Tage in dieſer Stadt und ſchifften uns aufs Neue auf dem breiten Strombett des Hougly ein. Die impoſante Größe dieſes Fluſſes ſetzte uns in hohes Erſtaunen, — ein Gefühl, das übrigens Alle ergreift, die ihn beſchiffen. Die verſchiedenartigen Bilder, die ſeine Ufer darbieten, bald ruhig, bald bewegt, die Ideen, die bei ſeinem Anblick erwachen; die Märchen und Sagen, die ſich daran knüpfen, endlich der Handel und die Induſtrie der Menſchen, die dieſe Gewäſſer mit einer regſamen Bevölkerung bedeckte, alles vereinigt ſich, um dem Reiſenden ein Schauſpiel von höchſtem Intereſſe zu gewähren. An einer andern Stelle, der gerechten Verachtung zum Trotz, die jedem Bilderdienſt gebührt, ſchien die Verehrung, welcher ſich alle Völkerſchaften überlaſſen, beſonders in den Landſtrichen, die er unter dem Namen Ganges durchſtrömt, ihm einen Anſtrich des Heiligen zu geben, die nicht ohne Wirkung bleibt auf unſere Einbildung. Nach Allem dem, iſt dieſer Ganges zuverläſſig einer der merkwürdigſten Flüſſe der Erde, betrachten wir die unzugänglichen Eis-Regionen, die ſeine Quelle bergen, oder die Ab-

gründe, die er durchwühlt, bevor er die Ebene gewinnt, oder die Hinderniſſe, mit welchen die Natur ſeinen Lauf unterbricht, oder endlich die weite Ausdehnung des Landes, das ſeine Wellen beſpülen, die Entfernung, bis wohin die Andächtigen das aus ihm geſchöpfte Waſſer tragen, die Wichtigkeit des Handels, den er begünſtigt, die heilige Ehrfurcht, die ihm Millionen von Menſchen zollen, die Fruchtbarkeit, die zahlreiche Bevölkerung der Länder, die er durchſtrömt, gleich einer wahren Gottheit, wohlthätig und majeſtätiſch.

Gleich vom Anfang unſerer Schifffahrt an erregten die zarten Formen und graziöſen Bewegungen der jungen indiſchen Frauen unſere Aufmerkſamkeit, wenn wir ſie täglich in den geheiligten Wellen des Fluſſes ſich reinigen oder ehrfurchtsvoll ſein Waſſer ſchöpfen, und es ernſten Schrittes für häuslichen oder frommen Gebrauch heimtragen ſahen. Die Gefäße, worin das Waſſer ſich befindet, ſind kugelförmig, von Erde oder Kupfer. Sie pflegen ſie auf dem Kopfe zu tragen, eines über das andere geſetzt nach Maßgabe ihrer Größe und ſo eine Art von Pyramide oder ſtumpfen Kegel bildend. Nichts kommt der Leichtigkeit und Anmuth ihres Ganges gleich unter dieſer zierlichen Laſt.

Eine dieſer ſchönen Hindu wurde das Opfer einer Begebenheit, deren Erzählung ich Sir Charles Wilkins *) verdanke.

Als er eines Tages den Hougly aufwärts reiste, ſah er einen fürchterlichen Alligator plötzlich herauftauchen, der in ſeinem Rachen ein junges Mädchen trug, das er ſo eben mitten aus einem Trupp Badender geraubt hatte und nun wie ein Pfeil ſtromaufwärts mit einer unglaublichen Schnelligkeit dahinſchoß. Alle leichten Fahrzeuge, die ſich auf dem Fluſſe befanden, machten ſich auf, ihn zu verfolgen, aber umſonſt; ſie konnten der Strömung nicht Meiſter werden. Das arme Geſchöpf, eingezwängt in die furchtbar großen Kinnladen des Ungeheuers, die Füße auf der einen, Kopf und Schultern auf der andern Seite herabhängend, hob die Hände über das Waſſer, gleichſam um Hülfe anzuflehen, die menſchliche Gewalt ihr nicht zu leiſten vermochte. Der Alligator ſchwamm immer dem Strome entgegen im Angeſicht Aller, als wollte er der Verfolgung Trotz bieten, tauchte dann unter in den Abgrund, verſchwand mit ſeiner Beute und kam nicht mehr zum Vorſchein. Viele Thiere dieſer Gattung ſind in dem Hougly gefangen worden, in deren Magen bei der Eröffnung eine Menge Arm- und Kniebänder und andere Zierrathen der Frauen und Kinder gefunden wurden.

Da wir ſtromaufwärts reisten, der Wind uns auch mit Heftigkeit entgegen wehte, ſo gelangten wir erſt nach einer Fahrt von einem Monat bei Souti in den Ganges. Gegen die Mitte dieſer Reiſe gingen wir an's Land und verweilten kurze Zeit in Rajemah'l. Bei dieſem Ort verändert ſich der Anblick des Landes ſehr merklich. Eine Hügelreihe, die ſich unterhalb der

*) Ein engliſcher Gelehrter und einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten Europa's.

Stadt erhebt und ſich am mittäglichen Ufer des Fluſſes weit hinzieht, verleiht der Landſchaft eine freundliche Abwechslung.

Rajemah'l, bei ſeiner Entſtehung eine wichtige Stadt, wovon noch viele Ruinen zeugen, iſt jetzt nichts weiter als ein armſeliger ſchlecht gebauter Marktflecken. Indeſſen trifft man dort noch mehre Säle, die einem unermeßlichen Palaſt angehört haben; ſie ſind, wie man ſich wohl denken kann, in einem Zuſtand gänzlicher Verwüſtung. Einige dieſer Gemächer waren, nach den Ueberreſten zu ſchließen, aus Marmor gebaut und wahrſcheinlich mit allem aſiatiſchen Luxus verziert. Heutzutage dienen ſie Maulwürfen und Fledermäuſen zum Aufenthalt.

In der Umgebung dieſer ehemaligen Hauptſtadt einer wichtigen Provinz (Bengalen) und königlichen Reſidenz befinden ſich mehre bemerkenswerthe Gebäude, in deren Mauern und Dächern Bäume verſchiedener Gattung Wurzel gefaßt und eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Wir trafen unter Anderm, da wir dieſe Plätze beſuchten, auf ein vollkommen erhaltenes Grabmal von einer Kuppel überwölbt, aus welcher ein ſtarker Pipul herauswuchs, deſſen Laubwerk das ganze Monument beſchattete. Man vermuthet, daß Raben und Papagaien auf dieſes verwitterte Gemäuer Saamenkörner fallen laſſen, die hier in einer Schicht von dickem jahrelang angehäuftem Staub ſich allmählig entwickeln. Das Grabmal, obgleich es vom Zahn der Zeit empfindlich gelitten hatte, war doch noch ganz, und die Vegetation des erwähnten Baumes keineswegs kränkelnd. Er ſchien in dem Gemäuer der Kuppel hinreichende Nahrung zu finden, um noch geraume Zeit wachſen zu können, und aus den Verwüſtungen, die er jetzt ſchon angerichtet, ließ ſich vorausſehen, daß er zuletzt die gänzliche Zerſtörung dieſes Denkmals herbeiführen werde.

Ehe wir Rajemah'l verließen, hatten wir Gelegenheit, ein Suttin *) mit anzuſehen, einen der empörendſten Gebräuche des Aberglaubens vergangener Jahrhunderte. Die Wittwe war eine junge, einnehmende Frau, ein wenig ſtark aber wohl gebaut, und ihr Teint nicht ſtärker gebräunt als der einer Italienerin.

Wir kamen, ohne Schwierigkeiten, dem Scheiterhaufen nahe genug, um alle Einzelnheiten dieſes ſchrecklichen Schauſpiels mit anzuſehen, ohne daß uns irgend etwas entging. Sie hatte neben ſich ein Kind von etlichen Monaten, welches ſie mit gleichgültiger Miene betrachtete, als hätte ſie, verloren in das Gefühl einer ausſchließenden, gebieteriſchen Pflicht, jeden Gedanken an alles Irdiſche aufgegeben. In der That trugen ihre Züge den Stempel einer erhabenen Ruhe mitten unter den ſchrecklichen Vorbereitungen um ſie her. Ich ge-

*) Suttin heißt in Indien eine Ceremonie, in welcher eine Frau, die ſo eben ihren Mann verloren hat, ſich auf ſeinem Leichnam verbrennt, um ihn nicht zu überleben.

ſtehe, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihre Seelenſtärke und die feſte Beharrlichkeit ihres Vorhabens zu bewundern. Gleichwohl bekämpften Mitleid und Abſcheu dieſes Gefühl in mir; und während ich eines Theils bis zu Thränen gerührt war, bei dem Gedanken an die Schmerzen, die ihrer warteten, hätte ich andern Theils gern dieſe thieriſche Stumpfheit in's Lächerliche ziehen mögen, mit welcher ſie ihrer entſetzlichen Marter entgegen ging.

Es trat eine lange Pauſe ein, bis Alles zu dem großen Opfer bereit war, und eine augenſcheinliche Veränderung zeigte ſich in den Empfindungen des Opfers. Eine ſichtbare Unruhe, eine fieberhafte Aufregung verrieth ſich in ihren ſchwarzen Augen, deren Blicke immer ausdrucksvoller wurden, zu gleicher Zeit aber auch immer verwirrter. Ihre Sinne waren zuverläſſig in eine vorübergehende Erſtarrung verſunken geweſen, mit Hülfe einer ſtarken Doſis Opium, ein Mittel, das immer und mit entſchiedenem Erfolg bei ähnlichen Gelegenheiten angewendet wird, um die Schrecken zu mildern und den Muth der vom Aberglauben zu einem frühen Tod verdammten Opfer aufrecht zu erhalten. Indeſſen konnte man an der jungen Frau, ſo wie ſie aus ihrer künſtlichen Betäubung mehr und mehr erwachte, die gleichzeitigen Fortſchritte des Bewußtſeyns und des Entſetzens gewahren. Ihre, früher mechaniſchen Bewegungen gehorchten wieder dem Antrieb einer erwachten Vernunft, mit jedem Augenblick wuchs ihre Angſt. Aber ob es gleich nicht ſchwer war, den ſchrecklichen Kampf zu bemerken, der in ihrem Innern vorging, ſo mußte man doch zu gleicher Zeit geſtehen, daß ihre Anſtrengung, den erſchütterten Vorſatz aufs Neue zu beſtärken, nicht aus einer gemeinen Seele, nicht aus gewöhnlicher Kraft hervorging. Nur die Menge von Gemüthsbewegungen, die dieſes ſchwache Weſen beſtürmten, gaben auf Augenblicke ihren Bewegungen einen unbeſtimmten Charakter. Sie vertheilte unter ihre Freundinnen allerlei Zierathen, mit denen ſie ſich geſchmückt hatte, aber ſie that es zerſtreut, und faſt bewußtlos, ſo ſehr wurden ihre Geiſteskräfte von dieſer moraliſchen Folter geſchwächt.

Plötzlich beim Geſchrei ihres Kindes erſchloß ſich in ihr die Quelle mütterlicher Gefühle. Ihr Auge, erfüllt mit einem Blick der Zärtlichkeit, ihre bebenden Lippen, ihr wogender Buſen, das Aufathmen aus tiefer Bruſt, ihr geöffneter und dennoch ſprachloſer Mund, Alles verkündigte die Rückkehr der erſchütterten Vernunft. Sich hinſtürzen zu dem Kinde, es aus den Armen ſeiner Wärterin reißen, es mit Leidenſchaft in die ihrigen ſchließen, alles das war das Werk eines einzigen heftigen Gefühls. Ihr krampfhaftes Schluchzen berührte mein Ohr mit durchdringenden Tönen. Unwiderſtehlich war dieſe Mahnung! Gab es ein Mittel, ſie dem Schickſal zu entreißen, das ihrer wartete, da ſie ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen hatte? Von dieſem Augenblick an konnte Jedermann deutlich bemerken, daß in ihrem Innern der Muth bei dem Gedanken an den letzten Akt dieſes furchtbaren Trauerſpiels gebrochen war.

Ausgabe der Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, die Ausgabe der Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, die Ausgabe der Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, die

und Heftigkeit des Feuers von kurzer Dauer. Ihr Tod endete dieſes unmenſchliche Schauſpiel.

Welche Bizarrerie in dieſem indiſchen Aberglauben, der davor zurückſchaudert, eine gefährliche Schlange oder ein unſcheinbares Inſekt zu tödten, und mit kaltem Blute den Tod verhängt über ein ſchuldloſes menſchliches Weſen, oder über einen Fremden, der die Macht Brama's, Siwa's Urtheilsſprüche oder die Menſchwerdung Wiſchnu's läugnen wollte. Wahrlich, es iſt noch Wildheit genug in einem Volke, das ein ſo beklagenswerther Aberglaube verblendet.

Als wir von Rajemah'l den Fluß hinauffuhren, genoſſen wir des außerordentlich ſchönen Anblicks der Hügel von Colgong. An beiden Ufern ſchien das Land gut bebaut. Die Manzaren-Schiffe, die unabläſſig den Fluß auf- und abfahren, erinnerten uns an unſere liebe Themſe. Man muß aber geſtehen, unſer heimathlicher Fluß kann ſich mit dem Ganges nur in einer Beziehung meſſen: in der Lebhaftigkeit des Handels. In keinem andern Punkte hält er die Vergleichung aus.

Wir blieben zwei Tage in Patna, wo der Nabab uns einlud, ſo lange zu bleiben, als es uns gefallen würde, zwar nicht in ſeinem Pallaſt, denn er hatte keinen, auch nicht in ſeinem Hauſe, ſondern in einem Bungalo*), den ſein Vater ganz nahe am Rand des Fluſſes erbaut, und Sir George Barlow bewohnt hatte, als er Mitglied des Conſeils war. Der Nabab war ein anſehnlicher Mann, gut gewachſen und von einnehmender Geſtalt. Er ſprach Engliſch mit vieler Geläufigkeit, zeigte nicht minder Kenntniſſe, Feinheit und angenehme Laune, und obgleich Muhamedaner hatte er ſich doch von einem guten Theil ſeiner religiöſen Vorurtheile frei zu machen gewußt. Ein Miſſionär von Verdienſt, der im Laufe einer ſeiner Miſſionen am Ganges den nemlichen Bungalo bewohnte, der uns eingeräumt war, hatte mit vielem Eifer daran gearbeitet, ihn zu bekehren. Aber obgleich der Muſelmann ſich kein Gewiſſen daraus machte, ſeine Flaſche Claret zu leeren und ſich gelegentlich mit einem guten Stück engliſchen Schinken zu regaliren, den er, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, weſtphäliſches Geflügel nannte, war er doch taub gegen alle Vermahnungen, und erklärte ſeinem verehrten Freunde gerade zu, daß, da er kein Unrecht darin erkenne, Wein zu trinken oder Schweinefleiſch zu eſſen, er um keinen Preis der Welt einen andern Glauben annehmen werde.

Der Nabab hatte die große Gefälligkeit, uns dem Rajah von Patna vorzuſtellen, einem Manne von angenehmem Aeußern. Er war in der Blüthe ſeiner Jahre, ſtark, lebhaft, entſchloſſen, ein großer Jäger auf Elephanten und Tiger, dabei ein leidenſchaftlicher Freund aller Leibesbewegungen. Er brachte beinahe ſein ganzes Leben auf der Jagd zu, und die Mauern ſeines Pallaſtes waren mit

*) Bungalo heißt in Indien eine Art verſchloſſener Schuppen von Bambusrohr mit Blättern gedeckt.

Schlangenhäuten und Fellen von reißenden Thieren bedeckt, als Trophäen ſeines Ruhmes und Zeugen ſeines herrſchenden Geſchmacks. Es war ein, um ſeiner Seltenheit willen, ſonderbares Schauſpiel, einen Muhamedaner und Hindu in ſo gutem Einverſtändniß mit einander leben zu ſehen, wie dieſer Nabab und Rajah. Doch dieſe Annäherung erklärt ſich durch den zufälligen Umſtand, daß der Hindu in gleichem Grad Philoſoph war, wie der Muſelmann, und darin lag das Geheimniß der Eintracht, die zwiſchen ihnen herrſchte.

Unter den zahlreichen Curioſitäten, die der Nabab uns zeigte, war auch ein Morah oder eine Fußbank, aus einem einzigen Wirbelbein eines rieſenhaften Thiers gefertigt. Dieſes coloſſale Stück hielt mehr als 40 Zoll im Umfang und beſtand aus einem einzigen Segment des Rückgraths einer ungeheuren Schlange, die der Rajah auf einer ſeiner Jagden mitten im Walde angetroffen hatte. Der Nabab, ſein Freund, erzählte uns dieſen Fund folgender Maßen: In dem Augenblick, wo der Rajah durch ein Dickicht zog, brachte Einer aus ſeinem Gefolge ihm zwei unermeßlich große Knochen, die er in einiger Entfernung vom Zelte ſeines Herrn gefunden hatte. Bei näherer Unterſuchung glaubte der Fürſt, nach ihrer Bildung zu ſchließen, daß ſie ein Theil des Rückgraths von einem Thier müßten geweſen ſeyn, und als er ſich nach dem Ort begab, wo ſie waren gefunden worden, ſah er dort zu ſeinem Erſtaunen ein Gerippe von ungeheuerer Größe. Er überzeugte ſich bald, daß dieß das Skelett einer rieſenmäßigen Schlange ſey, welche lange Zeit den Wald unſicher gemacht. Es war vollkommen gut erhalten und hatte eine Länge von 95 Fuß. Das Rückgrath war in der Lage geblieben, die es beim Tode des Thiers gehabt. Der Kopf war weniger gut erhalten; der Unterkiefer an ſeiner Stelle, der obere aber getrennt. Die Leute des Rajah nahmen einen Kinnbacken und ein halb Dutzend Wirbelknochen mit, von denen einer dem Nabab zum Geſchenk gemacht wurde, der einen reichen Fußſchemel daraus fertigen ließ, mit einem Ueberzug von einem mit Blumen durchſäeten Goldſtoff, deſſen bewegliche Decke die Form der Knochen ſehen ließ. Unſer Wirth gab uns wegen der Wahrheit dieſes Berichtes ſein Ehrenwort als Muſelmann, doch genügte der Anblick des Wirbelknochens, um uns völlig zu überzeugen. Wenn die große Schlange von Ceylon, mit Hülfe ihrer außerordentlichen Ausdehnung, einen Hirſch ſammt Geweih verſchlingen kann, ſo muß einer Schlange von 95 Fuß ein Büffel nur ein Mundbiſſen ſeyn.

Von Patna gingen wir nach Dinoguhr und von da zum Zuſammenfluß der Soane und des Ganges, welcher einen in der That prächtigen Anblick gewährt. Wir waren hier neuerdings genöthigt, an die andere Seite des Fluſſes uns zu begeben, und dem Falle ſeiner ſteilen Ufer Trotz zu bieten, um die längs dem mittägigen Ufer hie und da befindlichen Untiefen zu vermeiden. Auch ſahen wir hier, nicht ohne Beſorgniß, die Erde ſich in großer Maſſe vom Ufer los-

reißen und in den Fluß herabrollen; gar leicht hätte unser Fahrzeug überschüttet werden können, wenn es davon erreicht worden wäre. Die Schiffer schienen diesen Umstand sehr zu fürchten, und die Bewegungen, in die sie das Schiff versetzten, um dieß zu vermeiden, gaben uns sehr unangenehme Stöße und hielten unsere Fahrt bedeutend auf. Indessen verriethen die Dandis kein Zeichen der Ungeduld, ausgenommen, wenn sie von Zeit zu Zeit zu außerordentlichen Anstrengungen sich bequemen mußten.

Alsdann aber war ihr Geschrei und ihr Murren grell und tobend. Sie fluchten mit einer ganz eigenen Derbheit, und vielleicht hat kein Volk auf der Erde ein so reichhaltiges Wörterbuch der Verwünschungen, als das Volk von Hindostan. Selbst die Frauen, ohne Ausnahme, bedienen sich ihrer häufig und auf eine solche Art, daß die frechsten Taugenichtse von Europa davor erröthen würden. Kurz, ihre Flüche drücken sie in einer Bildersprache aus, die eben so glühend ist, wie ihr Clima, eben so reich und abwechselnd wie die Natur-Erzeugnisse des Orients.

Wir hatten Wind und Strom gegen uns und konnten daher den Tag nachher, als wir die Mündung der Soane in den Ganges passirt hatten, nur kurze Strecken zurücklegen. Am folgenden Morgen passirten wir das Fort Buxar. Nicht weit von diesem Fort war es, wo Major Adams im Jahr 1764 einer indischen Armee von 40,000 Mann mit einem Korps von 6000 Cipayen und einigen hundert Europäern eine Niederlage beibrachte.

Hierauf gelangten wir nach Ghazipuhr, wo ein prachtvolles Gebäude sich befindet, in der Landessprache Chalis Satuhn genannt, d. h. Platz der vierzig Pfeiler. Dort sahen wir mehre Kinder der Hindu's den Kreisel drehen auf die nämliche Art wie die Kinder in Europa. Diese Bemerkung, so kleinlich sie scheinen mag, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Da die Hindu jede Gemeinschaft mit den Europäern und ihren Gebräuchen auf das Sorgfältigste vermeiden, die Europäer hingegen Alles, was sie im Auslande Gutes finden, ohne Vorurtheil sich aneignen, so läßt sich daraus schließen, daß dieses Kinderspiel von den Indianern entlehnt ist, und folglich in ein hohes Alter sich zurück datirt.

Ghazipuhr.

Die kostbare Rosenessenz (Atta-gul), die in der civilisirten Welt als eines der vorzüglichsten Hervorbringungen Indiens gekannt ist, wird aus den Blumen gezogen, welche im Ueberflusse in den Gärten um Ghazipuhr wachsen. Bei diesem Gedanken wähnt der Leser ohne Zweifel ein bezauberndes, dufthauchendes Blumenparadies zu sehen, Beete von den schönsten Farben durchzogen, Alles mit Rosenbäumen besetzt, voll Blumen und Knospen. Nichts als Täuschung! Die Rosenpflanzung oder vielmehr Rosenzucht in Ghazipuhr ist nichts als ein Geschäft, eine bloße Handelsspeculation. Die weiten Felder, die mit unsern Lieblingsblumen besät sind, bieten dem Auge nur ein Bild ohne alle Poesie.

Die indische Rose kann in Hinsicht ihres Duftes mit der unsrigen wetteifern. Sie ist schön: und ist es nicht jede Rose? Nur die bei Ayra wächst, erreicht nicht die Größe der Europäischen, und liefert auch nicht die verschiedenen Spielarten. Die indischen Landbebauer begnügen sich mit den Natur-Produkten, wie sie ihnen dieselbe überliefert. Nie bedienen sie sich der Kunst, um dadurch Vortheil oder Schönheit zu erzielen; auch erblicken sie in der Rose einen zu theuern Handelsartikel, um sie als bloße Zierde ihrer Gärten anzupflanzen; und was ihren Zweck anlangt, so haben sie gefunden, daß er durch die Blume vollkommen erfüllt wird, wie sie der dortige Boden hervorbringt.

Deshalb sehen wir nicht im Orient die Rosen an Stäben und Hecken hinaufziehen, und in schönen Gruppen geordnet. Es sind hier nur kleine Gesträuche, die hin und wieder mit Blumen besetzt sind, da die aufgeblüheten jedesmal am frühen Morgen sorgfältig abgepflückt werden.

Die Rosenbüsche von Ghazipuhr sind regelmäßig in Reihen auf großen Feldern gepflanzt, in einer Ausdehnung von mehreren hundert Acres rund um die Stadt. Ihre Purpurblumen, welche sich mit der Morgensonne öffnen und den grünen Teppich der Ebene schmücken, gewähren jedoch immer einen angenehmen Anblick. Wenn übrigens die wollüstigen Mogolen in diesen geweihten Orten das berühmte Rosenfest gefeiert haben, so ist weder Spur noch Tradition von dieser heitern Ceremonie hier zu finden. Ist die Jahreszeit des Sammelns gekommen, so sieht man nicht etwa Jünglinge und Mädchen, mit Blumen bekränzt, die reiche Erndte in zierliche Körbe füllen, sondern arme Tagelöhner besorgen sie, die für die leichte Arbeit einen geringen Lohn empfangen.

Bei der Fabrication der Eſſenz werden zuerſt die Roſen deſtillirt. Das Roſenwaſſer (Guhlaabie-Paanie) wird in großen Töpfen aufgehoben und während der Nacht, unbedeckt, der friſchen Luft ausgeſetzt. Von Zeit zu Zeit werden dieſe Töpfe abgeſchöpft, und das Oel, welches oben ſchwimmt, bildet jene Eſſenz, die für die Liebhaber ſo hohen Werth hat. Man braucht 200,000 Blumen um das Gewicht einer Rupie an Eſſenz zu erhalten. Dieſe geringe Maſſe koſtet, wenn ſie rein und ohne alle Beimiſchung iſt, an Ort und Stelle 100 Rupien, ungefähr 120 unſrer Gulden, ein ungeheurer Preis zwar, allein der Nutzen ſoll dabei doch nur gering ſeyn.

Das Roſenwaſſer ohne Oel wird in Ghazipuhr zu einem geringen Preiſe verkauft, doch wird verſichert, daß es doch noch öligte Theile genug enthält und der Unterſchied nur gering iſt.

Das Roſenwaſſer iſt in den indiſchen Haushaltungen allgemein eingeführt. Es dient in der Medizin ſowohl, als in der Küche. Ehe man den Gebrauch der Geſchenke (nuzzurs) abgeſchafft hatte, diente es dazu für wenig bemittelte Leute. Man gießt es über die Hände am Ende der Mahlzeiten und bei dem großen Hulie-Feſte, beſprengt man alle Gäſte reichlich damit. Die Europäer, die von dem Brennen der Haut befallen werden, empfinden durch den Gebrauch dieſes Waſſers eine große Erleichterung. Die Eingeborenen nehmen es auch innerlich gegen viele Uebel. Sie betrachten es als ein Hauptmittel gegen innerliche Verletzungen. Mit einem Worte, bei uns iſt das Cölniſche Waſſer nicht mehr in Gebrauch, als in Hindoſtan das Guhlaabie Paanie.

Die Gegend von Ghazipuhr iſt ſehr ſchön, mit prächtigen Waldbäumen bepflanzt, worauf viele Neſter von Bülbül gebaut ſind, die ſich beſtändig in der Nähe der Roſenpflanzungen aufhalten. Ich habe übrigens die indiſche Nachtigall nur im Käfig zu beobachten Gelegenheit gehabt. Auch andre Vögel finden ſich im Ueberfluſſe. Die Aeſte biegen ſich von ihren Neſtern. Beſonders ſieht man den blauen Häher in den Zweigen der Bäume am Ufer des Ganges hüpfen, den jedoch die grauſamen Hindu ihrer Göttin Durga bei ihrem Feſte zum Opfer bringen. Man wirft die Vögel alsdann in den Fluß, aber die Europäer fiſchen ihn dann gewöhnlich heraus, doch entgeht nur eine kleine Anzahl hierdurch dem Tode.

Auch erblickt man in der Nähe von Ghazipuhr alte, ſchöne Banianen. Einer dieſer Bäume beſchattet einen Ghaut *), in einem benachbarten Dorfe, den man als den Beherrſcher des Ganges anſehen kann. Dieſer Baum iſt geheiligt und wenn ein Brahmin in ſeinem Schatten ſeine Wohnung aufſchlägt, ſo wird er dadurch ein Aſyl für alle Thiere. Auch wird dieſer Patriarch der Wälder von unzähligen Affen bewohnt, die ſich auf ſeinen Zweigen

*) Man nennt Ghaut die breiten Treppen, die in Indien zu den Flüſſen hinabführen.

wiegen, oder auf den Stufen des Ghaut umherſpringen, ohne von den vielen Menſchen, die hier baden kommen, im Mindeſten geſtört zu werden.

Schlangen ſind in dieſem Theil des Landes häufig, und ihr unverſöhnlichſter Feind, der Mongus, liegt oft auf der Lauer und erwartet ſeine Beute. Sowohl Indianer als Europäer, welche Gelegenheit hatten, dieſes Thier zu beobachten, ſind überzeugt, daß es ein Gegengift beſitze, um ſich vor dem Einfluß der Biſſe der Schlangen und anderer giftiger Thiere zu ſchützen, gegen die ſelbſt das ſtärkſte bis jetzt bekannte Mittel, das Eau de Luce, oft nicht hinreichend iſt. Man weiß, daß der Mongus oft heftig von Schlangen gebiſſen wurde, und dann ſogleich fortlief, um — wie man meint — von ſeinem Mittel Gebrauch zu machen, aber ſogleich wieder auf dem Schlachtfelde erſcheint, um den Kampf fortzuſetzen, bis er ſeinen Feind überwunden hat. Der Mongus läßt ſich auch zähmen, und dient dann in den Häuſern zur Vertreibung der Schlangen. Seine Bewegungen geſchehen mit ſolcher Schnelligkeit, daß man ihn nie bei der Anwendung ſeines Mittels belauſchen konnte, auch haben die Gelehrten bis jetzt nicht gehörige Beobachtungen anſtellen können.

Die indiſche Compagnie unterhält bei Ghazipuhr ein Geſtüte, das von Europäiſchen Offizieren geleitet wird. Die Fohlen, die hier gezogen werden, ſind zwar nicht ohne Werth, doch ſtehen ſie den engliſchen und arabiſchen nach. Im Lande werden ſie ſehr geſchätzt. Man erzieht dieſe Thiere ſehr ſorgfältig; jedoch werden ſie oft nicht einmal in einem Stall gehalten. Wenn ſie im Felde arbeiten, oder auf Reiſen, bindet man ſie unter Bäumen an. Oft haben ſie, gleich wie ihre Stallknechte, nichts als eine grobe Decke, um gegen rauhe Witterung geſchützt zu ſeyn.

Ein ſolcher Stallknecht oder Saïce liebt gewöhnlich das Thier ſehr, welches ſeiner Sorge überantwortet iſt. Oft iſt es der Fall, daß die Herren einen andern Weg, oder ein anderes Transportmittel wählen und ihrem Diener die Sorge überlaſſen, ihr koſtbares Reitpferd zu führen; denn ſelten nur beſteigt er es und zieht ſo mit ihm auf beſchwerlichem Pfade fort und bringt es wohlbehalten an den Beſtimmungsort. Dieſe Treue und Achtſamkeit iſt allen indiſchen Dienern eigen. In vielen Häuſern iſt alles ihrer Direction überlaſſen, und doch bringt nicht Einer das Geringſte bei Seite, um es für ſich zu verwenden. Nie mißbrauchen ſie das ihnen von der Herrſchaft geſchenkte Vertrauen. Ganz im Gegentheil erzählt man ſich Züge der außerordentlichen Rechtlichkeit dieſer armen Hindu, worüber unſere europäiſchen Bedienten vor Scham erröthen müſſen. Geldſummen bleiben offen liegen, und der erſte Diener, der dazu kommt, nimmt ſie und überbringt ſie dem Eigenthümer, als wenn das gar nicht anders ſein könnte. Die Palankinträger beſorgen gewöhnlich die Kaſſe des Reiſenden, und man kann ihnen gewöhnlich ungezähltes Geld anvertrauen. Die ärmſte Klaſſe der Tagelöhner, die Kulies, tragen oftmals von Calcutta nach den nördlichen Provinzen Kiſten

und Päcke von großem Werthe. Sie erhalten meiſt einen Vorſchuß zu ihrem Unterhalt auf der Reiſe; dieſer beträgt, bei einem weiten Wege, 15 bis 20 Rupien (37—50 Franken). Nichts wäre dieſen Leuten leichter, als die Güter, die ihnen überantwortet werden, zu unterſchlagen und auf ein benachbartes Gebiet zu entfliehen, dieß iſt aber ohne Beiſpiel. Die einzige Gefahr iſt der Tod des Kulie, der den Räubern in die Hände fallen kann, welche in gewiſſen Theilen Hindoſtan's ihr Weſen treiben.

Ghazipuhr iſt ſeiner Diebe wegen berüchtigt, von denen Viele unter dem Scheine der Goſſeins, oder andächtiger Bettler, ihr Handwerk verbergen. So locken ſie die Reiſenden in die Pagoden, wo ſie ſie ermorden. Andre Spitzbuben, die nicht dem Leben der Reiſenden nachſtellen, halten ſich in der Stadt auf. Das einzige Mittel ihnen zu entgehen, iſt, während des Aufenthalts einen oder zwei Schokeydar's in Sold zu nehmen, welche eine doppelte Rolle ſpielen, das heißt, uns beſtehlen, wenn wir ſie nicht zum Schutz nehmen. Dieſe nächtlichen Wächter äußern ihren Eifer durch den unaufhörlichen Ruf: Khaubba daus! (Gebet Acht!) Da ſie nicht ſchlafen, ſo ſcheint ihnen daran zu liegen, auch jeden Andern, der in dem Bereiche ihrer Stimme iſt, nicht ſchlafen zu laſſen. Sie wiederholen ihren Wächterruf jede Viertelſtunde mit einer furchtbaren Anſtrengung der Lunge.

Die indiſche Stadt Ghazipuhr iſt beſſer gebaut und erhalten, wie ſelbſt wichtigere in dieſem Lande. Die Bazar's ſind reinlich und gefüllt, und die Schneider ſind ihrer Geſchicklichkeit wegen weit und breit bekannt. Ein Theil der Einwohner ſind Muhamedaner, obgleich die ganze nachbarliche Bevölkerung aus Hindoſtanern beſteht. Ihre Moſcheen ſind zahlreich und ſchön, und die alte Macht dieſes Volkes zeigt ſich noch in einem prächtigen Palaſte, den der Nawab Caſſim Ali Khan, auf einem groſſen Platze längs dem Ganges erbaute. In dieſem Augenblicke iſt dies Gebäude in einem elenden Zuſtande des Verfalls; die Regierung hat das Zollamt hineingelegt und aus den meiſten Sälen ſind Magazine gemacht worden. Obgleich es nun aber noch dem Staate von Nutzen iſt, wird es dennoch nicht erhalten. Sein reicher Feſtſaal, ſeine luftigen Verandah's oder äußern Gallerien, die auf den Fluß gehen und mit Meiſterwerken der Bildhauerei geziert ſind, ſtehen verödet und dem zerſtörenden Klima preisgegeben. Bald wird dieſer prächtige Bau nur ein Haufe von Trümmern ſeyn und irgend einer kleinen, geſchmackloſen Barake weichen müſſen.

Auch ein Gefängniß für Verbrecher aller Art befindet ſich in Ghazipuhr. Es iſt groß, ſicher und dabei bequem und luftig. Muſelmänner und Hindu, Verbrecher aller Kaſten, werden hier eingeſperrt. Oft ſind die Vergehungen dieſer Unglücklichen nur die Folge ihres religiöſen Aberglaubens. Um ſich an ihren Feinden in der andern Welt zu rächen, wie ſie meinen, ſterben ſie oft hier freiwillig vor Hunger. Oft aber auch ermorden ſie irgend Jemand aus ihrer Familie, weil

Ephesians, chapter 2 verse 8 to 10 says, "For by grace are you saved through faith, and that not of yourselves: it is the gift of God: not of works, lest any man should boast. For we are his workmanship, created in Christ Jesus unto good works, which God hath before ordained that we should walk in them." Now, I'm not saying that we're not to do good works. We're to do good works. But we're not to do good works to be saved. We're to do good works because we are saved. We're to do good works because we're saved, not to be saved. Good works are the result of salvation, not the cause of salvation. Salvation is by grace through faith.

Die Bungalos der militäriſchen Reſidenten zeigen hingegen ein nur wenig angenehmes Aeußere. Statt der großen Strohdächer, welche gewöhnlich dieſe Art von Gebäuden decken, ſind dieſe mit rothen gläuzenden Ziegeln belegt. Glücklicherweiſe ſtehen ſie gewöhnlich ganz verſteckt in dichten Baumgruppen. Das Innere iſt bequem, obgleich von Ratten und Mäuſen bewohnt, die man nicht zu vertreiben bemüht iſt. Wenn die indiſche Dienerſchaft nicht den ausdrücklichen Befehl erhält, dieſe verderblichen Thiere auszurotten, ſo läßt ſie ſie überall hineindringen, und man wird von Ekel erfüllt, wenn man einen Freund beſucht und ſich rings von ihnen umgeben ſieht.

Der Jahrmarkt von Ghazipuhr, der in geringer Entfernung gehalten wird, und die Familien, welche von Mirzapuhr, Schumahr, Buxar, Sultanpor und Benares dahin kommen, macht aus Ghazipuhr einen ſehr belebten Ort. Das Militärcantonnement hat die Ehre, die Gebeine eines Helden zu bewahren, der einen der ſchönſten Theile des Gebiets der Compagnie eroberte, nämlich des großen Cornwallis, der bei ſeiner Rückkehr aus dem weſtlichen Theile Indiens in Ghazipuhr ſtarb, und auf dem Marsfelde begraben wurde. Sein Mauſoleum erſcheint jedoch kleinlich gegen die zahlreichen Denkmale, die in dieſem Lande angetroffen werden. Die Architekten haben es verſchmäht, ſich nach dieſen ſchönen inländiſchen Muſtern zu richten und mit großem Aufwande ein Monument ohne Charakter aufgeführt, das zwar nach dem Plane des berühmten Sibyllentempels entworfen zu ſeyn ſcheint, jedoch durch zu dünne Säulen und eine ſchwerfällige Attika entſtellt wird. Das Material iſt dauerhaft; die Kuppel, welche noch am correcteſten iſt, obgleich man ſie ſpottweiſe den Deckel einer Pflaſterbüchſe nennt, macht, vom Fluſſe aus geſehen, einen guten Effect, und wird einen noch beſſern machen, wenn die Bäume, die man dahinter gepflanzt hat, größer ſeyn werden. Dies Mauſoleum zieht Leute herbei. Die Regimentsmuſik verſammelt ſich alle Abende dort, und die Bevölkerung ſtellt ſich dann zu Fuß, zu Pferde, oder zu Wagen ein, um ſich an dem kühlen Abendwinde zu erfriſchen, und die Vergnügungen der Geſellſchaft und der Muſik zu genießen.

Ghazipuhr iſt reichlich mit allen Handelsgegenſtänden Europas und des Landes verſehen. Das Zuckerrohr wird hier im Großen angepflanzt, aber die Fabrication des Zuckers iſt nicht in ſo gutem Rufe wie die in Kalpi an der Jumma, wo die Eingebornen eine ungeheure Menge von vorzüglicher Güte hervorbringen.

Der feinſte Zucker in Indien iſt cryſtalliſirt und wird in der Geſtalt kleiner Körbchen verkauft. Mit getrockneten Früchten wird er ſo Freunden oder Perſonen, denen man Achtung erweiſen will, zum Geſchenk dargebracht.

Benares.

Von Ghazipur kamen wir in kurzer Zeit nach Benares. Dieſe Stadt erhält ihren Namen von zwei Flüſſen Benar und Aſſi, welche hier in den Ganges fallen; der Eine ober-, der Andre unterhalb der Ringmauer. Ihre Mündungen ſind durch einen Zwiſchenraum von drei Meilen getrennt, auf welchem dieſe Kapitale des nördlichen Theiles gelegen iſt. Von einer Mündung zur andern ſind die erhöhten Ufer mit Tempeln, Häuſern und Ghauts bedeckt.

Hier kann man alle Tage Zeuge der abergläubiſchen Verehrung ſeyn, deren Gegenſtand die Gewäſſer des Ganges ſind. Dieſer heilige Name hat mehr Gewalt über die Einbildungskraft der Hindu, als alle Mächte des Himmels und der Erde. Dieſe Gewäſſer, ſagt das Volk, kommen von oben und haben die Eigenſchaft, alle Sünden von einem Jeden wegzunehmen, der ſich in ihnen badet. An den Ufern dieſes Stromes oder in dem Schooß ſeiner Wellen zu ſterben iſt ein glücklicher Tod, der ſogleich zu den Freuden des Paradieſes führt.

Um dieſen Strom ein Mal zu ſehen, um ſich einen Augenblick hinein zu tauchen, werden Reiſen von vielen tauſend Meilen unternommen, und mehr als ein Fanatiker ſucht in ſeinen Wellen den freiwilligen Tod, um ſich ſo des ewigen Lebens gewiß zu machen. Andere ertränken hier ihre Kinder aus einem Anfall von abergläubiſcher Zärtlichkeit.

Die heilige Stadt Benares, der Sitz des hindoſtaniſchen Cultus iſt nicht nur ihrer Alterthümer wegen merkwürdig, ſondern auch wegen der religiöſen Verehrung, womit die Anhänger Brahmas ſie umgaben, und ihrer ſonderbaren Gebäude, ihres ungeheuern Reichthums, und ihrer bedeutenden Volksmenge.

Das linke Gangesufer, auf welchem die Stadt erbaut iſt, erhebt ſich ungefähr 30 Fuß über dem Niveau des Waſſers. Großartige Treppen (Ghauts) aus hartem Granit verfertigt, ſenken ſich von den Häuſern bis zum Strome hinab, mitten durch eine Menge fantaſtiſcher Bauwerke, die ſich eben ſo maleriſch als ſonderbar darſtellen.

Die zuſammengedrängten Steinmaſſen, die hohen und kahlen Façaden, überreden uns leicht, daß wir uns in einem Kerker, in einer Feſtung befinden. Die Häuſer haben oft 7 bis 8 Stockwerke; die Straßen ſind eng, und Schwibbogen, die kühn von einem Hauſe zum Andern geſprengt ſind, bilden durch ihre große Menge eine Art von unterbrochenem Gewölbe, das zur Verbindung zwiſchen gegenüberliegenden Wohnungen dient. Kleine Pagoden lehnen ſich an dieſe hohen Gebäude, zwiſchen durch bemerkt man Thorwege, Thüren,

gothiſche Bogen, alles mit einer großen Menge von Zierathen überladen, mit Balcons, Jalouſien, Geſimſen, Baluſtraden, Thürmchen, Kuppeln, runden und ſpitzen Domen, welche Zeugniß ablegen, von der Verſchiedenheit des Geſchmacks dahin geſchwundener Jahrhunderte.

Benares iſt eine ſehr ausgedehnte Stadt und die volkreichſte in Indien. Sie ſoll über 500,000 Einwohner zählen. 8000 Gebäude allein gehören den Brahminen. Dieß wird nicht mehr auffallen, wenn man erfährt, daß Benares der Sitz des theologiſchen Unterrichts iſt, eine Univerſitätsſtadt, wohin von allen Seiten junge Hindu zuſammenſtrömen, welche ſich dem Dienſte Brahma's weihen. Mehr als vierzig Schulen ſind zum Erlernen des Sanscrit geöffnet.

Die Zahl der Häuſer von Ziegeln oder Bauſteinen wird auf 12,000 geſchätzt, und die der Häuſer von Letten oder Erde auf 16,000; jedoch hat ſich dieſes Verhältniß in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, da die Stadt ſich bis zu den nächſten Dorfſchaften ausgedehnt hat.

Seit der Einnahme von Benares durch Aureng-Zeb, entſtanden viele muſulmaniſche Bauten, in ihrer eleganten und luftigen Weiſe, zwiſchen den ſchwerfälligen und unregelmäßigen Denkmälern der indiſchen Architektur. Eine Moſchee (Musſchid), welche auf den Ruinen eines indiſchen Tempels entſtanden iſt, und ihre kühnen Minarets in die Luft erhebt, wird jetzt als ein Wunder der Stadt betrachtet. Dieß iſt das einzige muhammedaniſche Gebäude, welches ſich durch Größe auszeichnet. Dieſe Moſchee wurde von Aureng-Zeb erbaut, um den hartnäckigen Fanatismus der Hindu zu beugen; er ſelbſt war zu fanatiſch, um andere Religionen zu dulden. Sie iſt an jeder Ecke mit ſehr hohen Minarets geſchmückt, von welchen das Auge des Tyrannen die ganze Stadt überblickte.

Nicht zufrieden damit, einen indiſchen Tempel zerſtört zu haben, um einen muſulmaniſchen auf derſelben Stelle zu erbauen, ließ Aureng-Zeb alle Tage ein Piket ſeiner übermüthigen Krieger dahin kommen, um von der Höhe der Stufen am Ufer des Fluſſes die badenden Hindu zu belauſchen, welche ſich durch dieſe profanen Blicke verunreinigt wähnten. Dieß war jedoch nicht die einzige Schmach, welche dieſer Eroberer dem beſiegten Volke auferlegte, deſſen Regierung die Geſchichte als das eiſerne Zeitalter des Landes ſchildert.

Von den Minarets der Musſchid genießt man eines entzückenden Anblicks, den beſonders engliſche Reiſende aufzuſuchen pflegen. Ein Muſulman zeigt, trotz ſeiner Verachtung der Chriſtenkaſte, ſehr willfährig dieſe Schönheiten den Fremden, welche reichlich mit Rupien verſehen ſind.

Ungeachtet ſeines hohen Alterthums und der ungeheuren Summen, welche auf die Erbauung ſeiner Pagoden verwendet wurden, kann Benares ſich nicht eines einzigen ſo prächtigen Tempels rühmen, wie ſie in andern Theilen Hindoſtans angetroffen werden. Man ſieht hier weder pyramidaliſche Steinmaſſen, von der Zeit benagt, noch jene ungeheuere Kegel, die auf ſtarken Unterlagen

mit der Spitze nach unten ſtehen, wie man ſie in Bindrabong bewundert, noch Rieſenthürme, wie der Cuſtab-Minar zu Delhi, deſſen Anblick die Einbildungskraft wunderbar ergreift und erhebt. Der Kern dieſer weiten Stadt beſteht aus zuſammengeſetzten Theilen ohne Plan und Zeichnung, deren architectoniſches Ganze deſſen ungeachtet frappirt und die Blicke beſchäftigt.

Unter vielen fremdartigen und grotesken Monumenten gibt es jedoch einige, die einem geläutertern Geſchmacke huldigen, und die kleinen alterthümlichen Pagoden, die man in allen Stadtvierteln erblickt, ſind von bewundernswerther Schönheit. Die zahlloſen in Stein gehauenen Zierathen, womit ſie überdeckt ſind, geben den höchſten Begriff von dem Talente und der Geſchicklichkeit der Künſtler jener Epoche. Im Allgemeinen zeugt die äußere Decoration der Wohnungen in dieſer großen Stadt von einer beſſern Wahl, als in andern Gegenden von Indien.

Man ſieht nur ſehr ſelten jene Elefanten aus Thonerde, jene grobgeſchnitzten Kameele mit Thürmen aus Ziegelſteinen auf dem Rücken, wie ſie gewöhnlich auf den Vorſprüngen an den Wohnhäuſern der Mittelklaſſe der Einwohner prangen. Die Blumenreliefs aus Stein oder Holz, welche an den Façaden häufig angebracht ſind, erinnern an Venedig, womit Benares auch noch einige andere Aehnlichkeit zeigt, wie z. B. die ſchon erwähnten Schwibbögen, welche die beiden Seiten der engen Straßen verbinden und die der Seufzerbrücke ziemlich gleich kommen.

Vom Strome aus geſehen nimmt ſich Benares nicht minder prächtig aus. Es bietet dem Auge eine große Menge heiterer Gegenſtände, deren Eindruck noch durch viele Bäume erhöht wird, die ihr reiches Laub hinter den Bruſtwehren und Bögen der Gebäude ausbreiten. Wenn man den Strom hinabfährt, wird man durch eine ununterbrochene Reihe intereſſanter Tableaux in Spannung erhalten. In den Zwiſchenräumen, welche einen Thurm von einem Palaſt, einen Tempel von einem Serail ſcheiden, erblickt das Auge plötzlich einen Bazar oder einen Garten, die ſich bis in das Innere der Stadt hinein erſtrecken. Ein geöffnetes Thor läßt eine Terraſſe im Hofe eines reichen Edlen wahrnehmen. Lange klöſterliche Gänge führen zu den geheimſten Gemächern eines Zenana, wo die Frauen wohnen, und kleine Thürmchen, die an den Simſen feſter Gebäude hängen, erinnern an die alten feſten Schlöſſer der Feudalzeit.

Die Stufen am Fluſſe ſind zu jeder Stunde des Tages mit einem Ameiſenhaufen von Einwohnern bedeckt, und alle Gewerke, die in den kleinen Buchten und Biegungen des Ufers zuſammengedrängt ſind, bieten einen belebten und ſehr maleriſchen Anblick. Ein Dutzend Budgeros liegen hier auf einem Punkte feſtgebunden, während dort der leichte Bohlio ſich vom Waſſer fortſchaukeln läßt. Hier erhebt eine elegante Pinaſſe ihren buntgeſchmückten Maſt, dort drängen ſich breite Patalas, oder andre einheimiſche Fahrzeuge von grobem Bau, mit Baumwolle und andern Waaren beladen, um einen geſchickten

Landungsplatz. Kleine Schaluppen durchziehen beſtändig die durchſichtige Fläche des Stromes, und entrollen ihre Segel, die bald blendend weiß, bald dunkel ſafrangelb, gemeinhin aber aus verſchiedenen Fragmenten zuſammengeſetzt ſind, welche die Spur mehr als eines Unwetters an ſich tragen.

Jedes geſchriebene Bild, ſo treu es auch ſeyn mag, iſt unzulänglich, um auch nur einen ſchwachen Begriff von den Seltſamkeiten dieſer Stadt zu geben, welcher nichts im ganzen Orient gleicht. Obgleich ſie durch und durch orientaliſch iſt, ſo weicht ſie dennoch ſehr von andern Städten Hindoſtans ab. Nur die bildende Kunſt wäre im Stande dem Auge dieſes zum Theil ſo prächtige, zum Theil ſo groteske Bild wieder zu geben, dieſe bewundernswürdige Vermiſchung von Anſichten, welche Benares an dem Geſtade des Ganges entfaltet. Man muß es wahrhaft bedauern, daß noch kein engliſcher Künſtler es unternommen hat, ein Panorama davon zu entwerfen. Kein Europäer hat es noch verſucht, ſich in dieſer ſo volkreichen Stadt niederzulaſſen. Die Militär- und Civil-Station der engliſchen Regierung liegt ungefähr 2 engliſche Meilen davon und heißt Secrole.

Die Gegend von Benares hat nichts Angenehmes noch Ueberraſchendes. Das Land iſt flach, und bietet keinen bedeutenden Standpunkt. Erſt jenſeits der Militärlinie fängt die Gegend an intereſſanter zu werden. Mehre muſulmaniſche Gräber zeugen von den reißenden Fortſchritten, welche die Anhänger eines fremden Glaubens in dem Geburtsorte Brahmas ſelbſt gemacht haben. Uebrigens iſt es ein ſtarker Beweis der nachlaſſenden Ehrfurcht gegen dieſe heiligen Orte, daß die Fleiſcher ihre animaliſchen Waaren in Laden öffentlich feil bieten, den Geſetzen der Brahminen ganz entgegen. Sonſt waren die Menſchenopfer allein zu Benares geduldet, und als die Engländer ſich der Stadt bemächtigt hatten, glaubten ſie ſich daſelbſt des Schlachtens der Thiere enthalten zu müſſen; allein jetzt haben die Hindu, nach dem Beiſpiel der Chriſten, ſich mit der Tödtung der Thiere, die von ihren Prieſtern beſchützt werden, vertraut gemacht.

Eine lange Vorſtadt, die aus ſeltſam geformten Häuſern beſteht, welche ohne Ordnung erbaut ſind und bereits in Trümmer zerfallen, deren Geſammtheit aber, durch die Bäume und Geſträuche, welche ſie umgeben, maleriſch ausſieht, führt zu dem Stadtthore. Nachdem man einer breiten, aber kurzen Allee folgte, gelangt man zum Chokey, einem großen unregelmäßigen Platze. Von hier an können die europäiſchen Fuhrwerke nicht mehr gebraucht werden, und man muß entweder den Rücken eines Elephanten beſteigen, oder ſich in einen Ton-jaun ſetzen, oder zu Fuß gehen, welches das Beſte iſt, wenn man am frühen Morgen die Tempel beſuchen will, ehe ſie von dem Volke überfüllt ſind; denn wenn dieſes einmal in gedrängten Schaaren durch die engen und krummen Straßen wogt, thut man beſſer ſich zurückzuziehen.

Beim Anbruch des Tages iſt Benares öder als jede andere Stadt von gleicher Bedeutung. Einige Straßenkehrer erſcheinen zuerſt; alle Häuſer ſind geſchloſſen und laſſen es nicht vermuthen, wie ſtark ſie von Bewohnern beſetzt ſind. Die Laden ſind mit dicken Ketten verſperrt. Die Straßen ſind ſo früh ſehr reinlich, und die Luft iſt friſcher und reiner, als man es unter einer ſo zuſammengedrängten Volksmaſſe wohl denken ſollte.

Bei den erſten Strahlen der Sonne beginnt die thieriſche Bevölkerung ſich zu regen. Die Stiere der Brahminen durchziehen die Straßen, Affen ſpringen auf den Geſimſen, und Tauben und Papageien flattern von den Teraſſen nach allen Richtungen.

Sobald es ganz Tag geworden, ſieht man die Prieſter ſich in die Tempel begeben, und Andächtige das geheiligte Waſſer des Ganges nach den heiligen Orten tragen. An den Pforten der Pagoden ſtehen Blumenhändler mit ihren Körben. Hochrothe, weiße und gelbe Roſenſtöcke werden von frommen Seelen ſehr geſucht, um ſie ihren Gottheiten darzubringen. Der Fußboden der Tempel iſt damit überſchüttet und dieſes iſt der einzige Gebrauch des indiſchen Cultus, der den Sinnen angenehm iſt. Die überall verbreiteten Waſſerfluten, der eckelerregende Haufe der Bettelmönche, und das unaufhörliche Geſchrei „Ram! Ram!“ zwingt jeden Neugierigen, wenn er nicht ein determinirter Alterthümler iſt, ſo ſchnell als möglich dieſe Orte zu verlaſſen.

Die Sternwarte und die Minarets gehören zu den bedeutendſten Merkwürdigkeiten von Benares. Indem man ſie beſucht, kann der Reiſende zugleich ſeine Neugier befriedigen, die häuslichen Beſchäftigungen der Bewohner des Landes zu ſehen. Es iſt intereſſant dem Oeffnen der Laden und dem Entſtehen des Tumultes beizuwohnen, welcher um zehn Uhr ſeinen Gipfelpunkt erreicht hat.

Die reichen Waaren, welche in dieſer großen Stadt im Ueberfluſſe zu haben ſind, werden nach der Sitte des Landes den Blicken der Vorübergehenden ſorgfältig entzogen. Nur in den Laden der Schneider ſieht man einige der koſtbarſten Producte aus den benachbarten Gegenden. Dieſe geſchickten Künſtler verſtehen das Ausbeſſern mit unſichtbaren Stichen ſo vortrefflich, daß man koſtbare Shawls aus ihren Händen hervorgehen ſieht, die jedem Nichtkenner als ſo eben aus Thibet gekommen erſcheinen müſſen.

Die Laden der Kupferſchmiede ſind die anſehnlichſten. Sie ſind mit großen Gefäßen aller Art gefüllt, ſowohl zum Tempel- als Hausgebrauch.

In jeder Straße ſitzt ein Banquier oder Geldwechsler, bei einem Haufen Cowries, einer Art Muſcheln, die in einem Theile Afrika's und Indien's als Münze Währung hat, und umgeben von Säcken mit Silber und Kupfergeld. Dieſe Leute gewinnen alle Tage ungeheuer. Beim Wechſeln berechnen ſie bei jeder Rupie ein Agio und leihen überdieß ihr Geld zu ungeheuren Intereſſen aus.

Auch Zuckerbäcker ſieht man, von den ausgeſuchteſten Näſchereien umgeben, die auf der Straße ihre Zuckerkuchen backen. In einem eiſernen Keſſel kocht der Syrup auf einem Kohlenfeuer, den man mit einem eiſernen Löffel von Zeit zu Zeit umrührt. Wenn die Miſchung den rechten Grad von Conſiſtenz erlangt hat, wird ſie löffelweiſe in eine Schüſſel von Eiſen gegoſſen, die auf einem Kohlenbecken ſteht. Sind nun dieſe Kuchen fertig, ſo werden ſie auf den Tiſch geſtellt, wo die ganze Manipulation vor ſich geht. Dieſe leckern Paſteten-Bäckerbuden, welche in Tauſend und einer Nacht ſo appetitlich beſchrieben werden, mit glänzendweißem Linnen bedeckt, und mit feinen Rahmtörtchen beſtellt, die man mit oder ohne Pfeffer ißt, findet man nur in Indien. Die Küche der Hindu, obgleich ſie einfacher als die der Muſulmanen iſt, zählt dennoch reich gewürzte Fleiſchſpeiſen, und delicate Conſerven.

Die Färber, die Punka-Fabrikanten und andre Handwerker treiben gleichfalls ihr Geſchäft in offenen Buden. Vor der Wohnung der Erſtern hängen ſtets große Stücke Zeug von blendenden Farben an großen Stangen. Hierunter zeichnet ſich vor Allen das blendende Roth der indiſchen Roſe aus und das prächtige Gold, die Hochzeitsfarbe der Indier. Auch dunkelgrün und blau werden Turbane und Schärpen gefärbt, welche das weiße Coſtüm des Volkes angenehm unterbrechen.

Der Handel blüht in Benares. Sein Bazar wird ſehr beſucht und iſt reichlich mit Waaren nach eines Jeden Geſchmack, nach eines Jeden Laune verſehen. Außer dem großen Abſatz in Shawls, Diamanten und andern Artikeln von hohem Werthe werden hier auch noch die berühmten Gold- und Silberſtoffe verfertigt, die man in Indien Kincob nennt. Dieſe koſtbaren Gewebe bilden die Kopfbedeckung der Einwohner, ſowohl von Muſulmanen als Eingebornen. Sie haben nicht durch die Concurrenz europäiſcher Nachahmung gelitten, wie die Callico's und Muſſeline, und die Geheimniſſe der bewundernswertheſten Mechanik müſſen vor der Geſchicklichkeit des einfachen Webers von Benares die Segel ſtreichen, der noch immer ſein Silber und ſeine Seide nach der von ſeinem Vater überlieferten Vorſchrift zuſammenwebt.

Schärpen von Gold- und Silberſtoffen, die man Turbans von Benares nennt, und die mit herrlich gearbeiteten breiten Franzen verſehen ſind, welche Perlenſchnüren ähnlich ſehen, zieren die Londoner Magazine, wo ſie hauptſächlich geſucht werden. Allein ſie kommen den Sammtſtickereien nicht gleich, welche den Puggri oder indiſchen Turban zieren. Dieſe prächtige Kopfbedeckung ähnelt einer Gruppe von Edelſteinen; und wenn ein Indier von ſchöner Geſtalt und ſchönen Zügen, mit einer Jacke und Pantalons von Brokat von karmeſinrother Farbe mit Gold bekleidet iſt, dazu einen Shawl als Gürtel, einen andern Shawl über die Schultern geworfen, das Kleid und den Säbel mit Diamanten geziert, ſo iſt kein Coſtüm in der Welt, das mit dem ſeinigen an Geſchmack und Herrlichkeit wetteifern könnte. Die Edlen durchziehen ſo ge-

kleidet, auf prächtigen Pferden, deren Geſchirr mit Silber bedeckt iſt, die Straßen wie Meteore. Manchmal, wenn der Vorhang eines Palankins zufällig ſich öffnet, erblickt man jedoch noch viel Prächtigeres, nämlich ein junges ſchönes Weib, ganz mit Juwelen bedeckt und auf üppigen Polſtern liegend.

Benares iſt ferner berühmt wegen ſeiner Fabriken von Kinderſpielzeug, ſowohl aus Holz als aus Thon, das zu gleicher Zeit zur Verzierung der Tempel gebraucht wird.

Der Rajah von Benares, obgleich er der Macht ſeiner Vorfahren beraubt iſt, behält ſeinen Titel und ein Einkommen, das der Reduction ſeines Ranges entſpricht. Er reſidirt in Ramnaghur, einem feſten Palaſte, der einige Meilen ſtromaufwärts gelegen iſt. Auch beſitzt er in der Nähe des Cantonnements eine weitläufige Wohnung in engliſch indiſchem Geſchmack. Er begibt ſich dahin zu gewiſſen Zeiten, um daſelbſt die Familien der Beamten und Offiziere während einiger der bedeutendſten Feſte ſeines Landes zu bewirthen; der feine Geſchmack und die Höflichkeit des Rajah entfalten ſich am meiſten während des Huli.

Das Hauptvergnügen dabei beſteht darin, die Vorübergehenden mit rothem Staube zu beſtreuen. Die Confettiwürfe in Italien ſind nichts gegen die Sündfluth von rothem Staube, womit man hier bedient wird. Die weißen Kleider der Leute nehmen alsdann eine ganz andere Farbe an, und iſt der Staub noch gar mit Waſſer befeuchtet, ſo iſt es nicht möglich, ſich draußen blicken zu laſſen, weil man im Moment roth wird vom Kopf bis zu den Füßen. Die muſulmaniſche Bevölkerung nimmt Theil an dieſem Vergnügen, und in dieſen Augenblicken der allgemeinſten Lizenz bekommen auch ſelbſt die Europäer ihr Theil davon ab. Die jungen Offiziere ſind oft ganz beſchüttet und die Toilette der Damen wird auch nicht verſchont. Daher läßt der Rajah, ſeinen Gäſten zu Liebe, den Säcken voll Staub, Körbe mit Roſenblättern ſubſtituiren, welche Galanterie ihm ſehr theuer zu ſtehen kommt, da hier d e Roſen ein geſuchter Handelsartikel zur Bereitung der Atar-Gull ſind. Die indiſchen Gärtner ärgern ſich ſehr darüber, daß europäiſche Damen, wenn ſie Roſen pflücken, ſich nicht mit den ausgeblühten begnügen, ſondern ganze Zweige brechen, die mit zarten Knoſpen bedeckt ſind.

Der Preis, den man dieſer Blume hier beilegt, rechtfertigt den Zorn Azor's gegen den Kaufmann, welcher eine zu pflücken wagte, und die Drohung ihn zu tödten, die er in dem bekannten orientaliſchen Mährchen macht.

Während der Feſte, welche der Rajah von Benares gibt, wird der Nautch (das Ballet) ſtets mit größtem Glanze ausgeführt. Für Europäer wird dies Schauſpiel bald ermüdend. Allein die Eingebornen können nicht ſatt werden, ihre Tänzer zu betrachten, und bleiben die ganze Nacht hindurch ſitzen, die Augen ſtarr auf die Gruppen gerichtet, die ſich unaufhörlich vor ihnen ablöſen. Bei dieſen Reunionen nimmt die Geſellſchaft ihre Sitze am Ende eines reich

beleuchteten Saales ein; zu beiden Seiten ſteht die Dienerſchaft, die ſehr begierig iſt, das Schauſpiel zu bewundern. Einige befinden ſich am andern Ende, um die Künſtler hereinzuführen.

Die Gruppen, die im Eintreten ſich nach dem Takt um ſich ſelbſt herumdrehen, beſtehen aus ſieben Perſonen. Nur zwei bilden den eigentlichen Tanz. Sie kommen näher und ſtellen ſich der Geſellſchaft gegenüber auf. Drei Muſiker folgen und bleiben im Hintergrunde ſtehen. Zu jeder Seite ſtellt ſich ein Muſſaulſchid oder Fackelträger, der ſeine Fackel hebt oder ſenkt, nach den Bewegungen, welche die Tänzerinnen mit ihren Armen oder Beinen machen. Dieſe Frauen ſtellen ſich dem Auge auf ſehr maleriſche Weiſe dar, obgleich ſie durch ihre faltige Tracht ein wenig überladen ſcheinen. Dieſe beſteht aus einem Pantalon von hellfarbiger Seide, das mit Silber geſtickt iſt, und ſo weit hinabreicht, daß es nur ſelten die reichen mit Schellen verſehenen Ringe erblicken läßt, welche ſie um die Knöchel tragen. Ihre Zehen ſind mit Ringen bedeckt; eine breite, platte ſilberne Kette kreuzt ſich auf der Fußbiege. Ueber dem Pantalon tragen ſie einen Rock von koſtbarem Stoffe, der wenigſtens aus zwölf Breiten beſteht und reich mit Zierrathen verſehen iſt; unten herum laufen Stickereien von Gold oder Silber und eben ſolche Franzen. Die Curtie oder Jacke iſt nach gewöhnlichem Schnitte, aber faſt gänzlich mit einem dicken Schleier verhüllt, der, mehrmals um die Bruſt geſchlungen, nach vorn und hinten in langen Enden herunterfällt. Dieſe Jacke iſt gewöhnlich von den theuerſten Stoffen, die man in Benares findet, verfertigt. Hände, Arme und Hals ſind mit Juwelen bedeckt, oftmals von großem Werthe, und die Haare, von Silberband gehalten, werden mit feingearbeiteten Nadeln befeſtigt. Der Rand des Ohres iſt ringsherum durchſtochen und trägt Ringe, die gleich einer Franze daran hängen. Der Naſenring iſt von der Größe eines Kronenthalers und aus dünnem Golddrathe. Eine Perle und zwei andere Kleinode hängen darin, und bewegen ſich um den Mund, welches dem Geſichte ein fremdartiges und nicht ſehr einſchmeichelndes Ausſehen gibt.

Bis auf dieſen wenig kleidenden Schmuck, iſt das Coſtüm der Ballettänzerinnen, wenn ſie noch jung ſind und noch nicht die Mode, ſich die Zähne zu ſchwärzen, nicht angenommen haben, nur ſehr reich, ſondern auch von guter Wirkung. Doch erfordert es einen eleganten und hohen Wuchs, um die ſchwere Maſſe der Stoffe leicht tragen zu können.

Die Tänzerinnen ſind auch zugleich Sängerinnen. Sie beginnen gewöhnlich ihren Geſang in einem hohen Tone, den ſie ſo lang als möglich aushalten, und haben keinen Begriff von den Modulationen der Stimme. Ihre Inſtrumente ſind eben ſo barbariſch. Sie beſtehen aus zwei Arten von Guitarren, die von der Geſtalt der unſrigen abweichen, und aus zwei Tamtams von geringem Umfang, die von Zeit zu Zeit geſchlagen werden und ſich mit den Stimmen vermiſchen, die oftmals recht ſanft klagend tönen. Der Tanz dieſer Frauen

iſt aber noch ſeltſamer und dabei weniger intereſſant als ihre Muſik. Die Füße verlaſſen nur ſelten den Boden; ſie ſchleifen darauf hin, indem ſie die Arme erheben und den Schleier öffnen oder ſchließen, während ſie eine gerade oder Kreis-Linie beſchreiben. Dieſe Figur wird in der eintönigſten Weiſe wiederholt, und jede folgende Gruppe thut daſſelbe. Jedoch ſagt man, daß bei gewiſſen Gelegenheiten die Zuſchauer von Enthuſiasmus hingeriſſen werden, bei dem Anblick einer beliebten Tänzerin, ſo daß ſie ihre Kleider zerreißen und den Saal von dem Rufe „Wah! Wah!“ ertönen laſſen. Allein dieſe Aeußerungen ſo leidenſchaftlichen Vergnügens ſind ſehr ſelten. Die höhern Claſſen der Nation haben gewöhnlich eine ſehr ernſte Miene, und compromittiren ſchwerlich ihre Würde durch Zeichen innerer Bewegung. Gewöhnlich behaupten die Zuſchauer ein unerſchütterliches Schweigen und die Zeichen des Beifalls muß das Gefolge der Tänzerinnen, ſpenden. Die Muſſaulſchieds ſchütteln ihre Fackeln und bezeugen ihr Gefallen durch Grimaſſen, ihre Züge ſprechen dabei eine unbeſchreibliche Sprache. Die Muſiker ihrerſeits ſcheinen gleichfalls entzückt und lächeln auf ſehr beredte Weiſe, wozu ſie häufig „Chote! Chote!“ rufen, ein unüberſetzbares Wort, das das Ueberſchwängliche einer Sache bedeutet.

Europäer würden nicht im Stande ſeyn, das Verdienſt hinſichtlich der Sänger zu beſtimmen, aber die Hindu unterſcheiden darin ſehr beſtimmt. Die berühmte Nickie aus Calcutta galt lange für die Primadonna des Orients. Wenn in Indien einmal ein Ruf ſich feſtgeſtellt hat, ſo hat er weder von der Liebe zur Neuheit, noch von der Concurrenz aufkeimender Talente etwas zu fürchten. Die Mode wechſelt nicht, neue Methoden ſind verbannt, und der Geſang eines Engels, der anders wie Nickie ſingen würde, brächte keine Wirkung hervor. Als einige engliſche Sängerinnen von Talent, die ſich in Calcutta hören ließen, gehört hatten, daß der König von Oude ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik ſey, begaben ſie ſich nach Lucknow, in der Hoffnung, daß ihre Vollkommenheit ihnen eine Anſtellung am dortigen Hofe zu Wege bringen würde. Allein ſie ſcheiterten. Sie beſaßen weder die Lungen noch das rechte Geſchrei, um indiſche Ohren zu ergötzen, und mußten abziehen.

Ein Nautch (Ballet), welches eine vornehme Perſon gibt, endet gewöhnlich mit einem Feuerwerk, einem Schauſpiel, worin die eingeborenen Künſtler excelliren, und das wohl im Stande iſt, die lange Weile, welche der Tanz hervorbrachte, zu verſcheuchen.

Einige Tänzerinnen werden theuer bezahlt und ſind ſehr reich. Die eben Genannte erhielt 1000 Rupien oder 2500 Franken für jeden Abend.

Ein andres in Benares ſehr beliebtes Schauſpiel iſt die allgemeine Beleuchtung der Stadt, welche zur Zeit des großen Feſtes Duwallie ſtattfindet. Bei dieſer Gelegenheit beſetzt man alle Vorſprünge der Häuſer mit kleinen

Oellampen, die von weitem wie eine unzählbare Menge von Sternen funkeln. Vom Strome aus iſt der Anblick bewundernswerth.

Es ſcheint ſeltſam, daß die Pagoden dieſer heiligen Stadt in ſo geringer Anzahl vorhanden und ſo ſchlecht gebaut ſind. Nur eine Einzige verdient beſchrieben zu werden. Dieß iſt ein ſchönes Gebäude, Mahadeva oder Siva gewidmet. Im Innern befinden ſich zwei Standbilder des heiligen Stieres, wahre Meiſterwerke der Bildhauerkunſt, und ein kleines Bild von Erz, des Surya, des Apollo der indiſchen Mythologie. Dieſe Figur ſteht in einem Wagen, der von einem ſiebenköpfigen Pferde gezogen wird. Auch dieß iſt ein ſchön ausgeführtes Stück, obgleich die Indier gewöhnlich glücklicher in ihren gemeißelten als in ihren gegoſſenen Arbeiten ſind. Der Fußboden dieſes Tempels wird im Sinne des Worts mit dem Waſſer des Ganges gebadet, ſo groß iſt die Maſſe, welche die frommen Seelen hieher zum Opfer bringen.

Am Eingangsthore verſammelt ſich ein bettelnder Haufe nichtsthuender, fetter Brahminen. Sie übertreffen in dieſer Art von unthätiger Induſtrie alle Bettelorden Europa's. Man erſtaunt, wenn man die Summen erfährt, welche ſie alljährlich von der Milde und der Leichtgläubigkeit ihrer Glaubensgenoſſen in Anſpruch nehmen. Dieſe glauben ſich der Gottheit angenehm zu machen, wenn ſie den Bedürfniſſen dieſer irdiſchen Repräſentanten derſelben abhelfen, obgleich dieſe letztern auf gröbliche Weiſe ihre Freigebigkeit vergeuden. Die Mienen der Anmaßung und des Anſehens, welche die Brahminen annehmen, ſind eben ſo abſtoßend, als ihr Elend und ihre große Anzahl. Man hat berechnet, daß in der einzigen Provinz Bengalen allein zwei Millionen Menſchen nur von Almoſen leben. Nimmt man nun an, daß ein Jeder nur 26 Pences, ungefähr 1⅔ Frank wöchentlich erhält, ſo würde ſich im Jahre die öffentliche Mildthätigkeit auf die Summe von 7 Millionen Pf. Sterling, oder 175 Millionen Franken belaufen, die den arbeitenden Klaſſen, welche oft große Noth leiden, entzogen werden. Aber die Bettelei gehört zu den vorzüglichſten Pflichten der Hindu. Gewiß iſt es, daß Niemand hoffen darf, zu den höchſten geiſtigen Würden zu gelangen, ohne vorerſt dieſe Art von Noviziat paſſirt zu haben. Die Yogues, welche wegen ihrer Heiligkeit ſo geehrt werden, ſind alle Bettler, und ihr Einfluß auf den Geiſt des Volks iſt ſo groß, daß dieſes es für ein beneidenswerthes Privilegium hält, dieſen Leuten die zum Leben erforderliche Dinge zu ſpenden. Jeder, der als ein Andächtiger anerkannt iſt, betrachtet es als eine Schande, ſich mit einem ehrbaren Erwerbe abzugeben. Dieß eben ermuntert dieſe heilige Perſonen in ihrer faulen Unverſchämtheit, und macht aus ihnen die lockerſten Weſen der Welt.

Man kann nicht umhin zu glauben, daß die Bettelorden der Chriſtenheit ihren Urſprung von dieſem Orientalen genommen haben. Die Aehnlichkeit in einigen Stücken iſt zu groß, um bloß die Sache des Zufalls ſeyn zu können.

Jetzt bestehen zu Benares die freundschaftlichsten Berührungen zwischen den Indiern und Europäern. Seitdem Hastings, im Jahre 1781, eine Polizei eingesetzt, bietet diese Stadt im Vergleich mit andern des englischen Indiens eine vollkommene Sicherheit vor Betrügereien und Räubereien. Seit jener Zeit hat der tiefste Friede hier immer geherrscht, wo der Aufstand des Zemindar die Sicherheit der Territorial-Besitzungen der Compagnie bedrohte. Selten nur haben diese Mauern die Kriegstrompeten und der Donner feindlichen Geschützes erschüttert. Selbst wenn die angränzenden Districte den schrecklichen Verheerungen des Krieges zur Beute wurden, blieb Benares stets verschont und fuhr fort an Ausdehnung, Wichtigkeit und Reichthum zuzunehmen. Das Volk, welches die Straßen erfüllt und die Tempel besucht, weiß sehr wohl, wem es diese Wohlthat zu verdanken hat, und deshalb ist der Name Hastings hier in großer Verehrung. Diese Gerechtigkeit wird ihm jetzt zu Theil, für die Vorwürfe, die ihm über Unterdrückung mit großer Strenge gemacht wurden, und denen er vielleicht nicht ausweichen konnte.

Der alte Name von Benares war, „Casi, die Glänzende.“ Wahrscheinlich wurde ihr Name mit dem Einfall der Muhammedaner verändert. Im Jahr 1017 wurde sie von dem Sultan Mahmud eingenommen; doch scheint es nicht, daß die Muhammedaner sich in diesem Theile des Landes vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts dauernd festgesetzt hätten. Nach dieser Epoche kam die Stadt unter die Herrschaft der Patanischen und Mogolischen Dynastien, bis 1775 Benares und sein ganzer District den Engländern zufiel. Von hier an bis 1781, verdankt die Stadt dem britischen Kabinet das Heil, dessen sie theilhaft ist; dann aber ward sie der Schauplatz einer blutigen Geschichte. Der englische Resident Cherry, wurde nebst drei andern Engländern auf Anstiften des Vezir Ali, abgesetzten Nababs von Oude, unmenschlich ermordet. Der Richter Davis vertheidigte sein und seiner Familie Leben so lange, bis man ihm zu Hülfe kam. In dieser kritischen Conjunctur entfaltete er einen hohen Grad von Muth und Geistesgegenwart. Da er wußte, was dem unglücklichen Residenten so eben begegnet war, und erfahren hatte, daß nunmehr sein eigenes Haus bald angefallen werden sollte, so ließ er seine ganze Familie auf das Dach steigen und stellte sich selbst am Ende einer engen Wendeltreppe auf, vermittelst welcher er allein in Verbindung mit den Seinigen bleiben konnte; hier trieb er, mit einer kurzen Lanze bewaffnet, die Angriffe der Andringenden zurück und hielt sie so in Schach, bis ein Cavallerie-Detachement von dem benachbarten Posten Sultanpuhr ankam, und ihn aus seiner entsetzlichen Lage befreite. Dieser wilde Zug des Vezir Ali erregte in Calcutta eine allgemeine Bestürzung. Der Schuldige entfloh; allein man fing ihn und hielt ihn in einer Casematte des Fort Williams gefangen. Hier beschloß er seine unrechtliche Laufbahn, ohne daß ihn Jemand beklagt oder betrauert hätte.

Man erzählt eine lächerliche und übertriebene Legende von der Heiligkeit der Stadt Benares. Da ſie jedoch zugleich eine unwiderlegbare Moral enthält, was bei den orientaliſchen Sagen nur ſelten der Fall iſt, ſo will ich ſie hier erzählen.

Man ſagt, daß Benares uranfänglich von Gold erbaut wurde, welches durch die Sünden der Einwohner in Stein verwandelt wurde, und da die menſchliche Sünde immer im Wachſen begriffen war, ſo wurde endlich aus dem Stein Thonerde. Die Brahminen behaupten, daß die heilige Stadt nicht auf dem Erdball liege, welche auf der Schlange mit tauſend Köpfen „Ananta“ (Ewigkeit) gegründet iſt, ſondern daß Benares auf der Spitze des Dreizacks Siva's ruhe. Sie führen zum Beweiſe an, daß ſich in der geheiligten Ringmauer nie ein Erdbeben ſpüren ließ, und daß dieſe vor Zeiten einem theilweiſen Untergange der Welt entgangen iſt.

Trotz der groben Irrthümer, der Uebertreibung und des Wunderbaren, welche die Schriften der Philoſophen und Theologen der Hindu entſtellen, nimmt man doch Silberblicke der Moral darin wahr, welche unſerer Civiliſation zur Ehre gereichen würden. Allein dieſe Moral iſt rein ſpeculativ und bei keiner Nation der Welt iſt die practiſche Moral ſo wenig in Achtung und ſo ſelten befolgt.

Die größten Verbrechen werden gewöhnlich in Indien belobt, beſonders wenn ſie gegen fremde Glaubensgenoſſen geübt werden, dann gelten ſie für Handlungen der erhabenſten Tugend. Mit einem Worte: es gehört nicht zu dem am wenigſten auffallenden charakteriſtiſchen Zuge dieſes merkwürdigen Volkes, daß gerade in dieſer Stadt, dem Mittelpunkte der Religion, welche ſich von hier durch tauſend Kanäle, zu unzähligen aſiatiſchen Völkerſchaften verliert, die meiſten Vergehungen gegen die Moral vorkommen.

Einer der intereſſanteſten Gegenſtände in Benares, von denen, die hauptſächlich die Neugierde der Fremden auf ſich ziehen, iſt eine Pagode, die mitten im Strome erbaut iſt, ohne mit dem Ufer zuſammen zu hängen. Ihre Fundamente ſind unter dem Waſſer, und ihre beiden Thürme weichen ſo ſehr von der ſenkrechten Linie ab, daß ſie mit dem Niveau des Waſſers einen ſpitzen Winkel bilden. Dieſe Pagode iſt ein reines Muſter der alt-hindoſtaniſchen Architektur. Ihre iſolirte Lage hat es nicht erlaubt, die Zeit ihres Urſprungs zu bewahren, um ſomehr, da ihr Fußboden unter dem Waſſer befindlich iſt. Man weiß mithin nicht, wann ſie erbaut wurde, noch zu Ehren welcher Göttin, und warum man ihr die Stelle im Strome erkoren, wenn dieſer ſelbſt nicht der Gegenſtand der Verehrung ſeyn ſollte; keinem Zweifel unterliegt es aber, daß dieſes Monument ſehr alt ſey. Man iſt erſtaunt, daß es dem Andrange der Wellen ſo lange widerſtehen konnte, aber noch mehr, daß die ſchiefen Thürme dieß konnten, da die Wellen zur Zeit des Muſſons ſehr heftig

wüthen. Man war geneigt anzunehmen, daß der Tempel eigentlich am Ufer erbaut wurde, und daß Ueberſchwemmungen ihm erſt nach und nach ſeine jetzige Lage bereitet haben. Aus dieſen Revolutionen wird auch die ſchiefe Stellung der Thürme hergeleitet, die vielleicht nicht ſo feſten Widerſtand als das Uebrige zu leiſten vermochten. Barken fahren unter den Gewölben dieſer Pagode hin und her.

Folgender Auszug aus dem Tagebuche des Biſchofs Heber wird man, wie ich glaube, nicht ungern leſen, wenn ich ſie mit zwei andern Stellen aus einem frühern Schriftſteller hier zuſammen ſtelle. Dieſe Auszüge, welche eine Epoche von faſt zwei Jahrhunderten umfaſſen, werden eine Idee geben von dem, was der Cultus der indiſchen Tempel war und noch jetzt iſt, und mit welcher religiöſen Genauigkeit alle ſeine Gebräuche ſich bis auf unſere Tage erhalten haben.

Nach einer allgemeinen Beſchreibung der Stadt, ſagt der Biſchof:

„Unſer erſter Beſuch galt einem ſehr berühmten Tempel, genannt: „Viſchvaſcha;“ dieß iſt ein kleines Gebäude aus behauenen Steinen; die Stelle, worauf es ſteht, wird für eine der heiligſten in Hindoſtan gehalten. Der Hof des Tempels gleicht dem einer Meierei, wegen der Menge von fetten, gezähmten Stieren, die dort herum ſpatzieren, und ihr Maul auf den Händen und den Taſchen der Beſucher ruhen laſſen, um Futter oder Näſcherei zu ſuchen, welches ihnen die Andächtigen im Ueberfluſſe mitbringen. In den Klöſtern der Umgebung erblickt man in eben ſo großer Zahl nackte Mönche, deren Geſchrei Ram! Ram! und unaufhörliches Gemurmel den Fremden die Köpfe verrücken. Neben dem Thurm des Tempels iſt ein Brunnen, mit einem Thürmchen bedeckt. Eine jähe Treppe führt hinab. Durch einen unterirdiſchen Kanal wird Waſſer aus dem Ganges hieher geleitet. Dieſer Brunnen wird — man weiß nicht aus welchem Grunde — für heiliger als der Ganges ſelbſt gehalten. Alle Pilger, die nach Benares kommen, müſſen hier trinken und ſich reinigen.“

Aus dem Berichte Fitch's, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts Benares beſuchte, kann man ſehen, daß der Aberglaube ſich unter derſelben Geſtalt, wie jetzt zeigte. Dieſer Reiſende beſchreibt umſtändlich eine Menge Götzen, welche er in den Tempeln ſah, und die verſchiedenen Gebräuche, woraus ihr Cultus beſtand. „Einige dieſer Götzen, ſagt er in ſeinem naiven Style, ſtellen Kühe, andere Affen und Teufel vor. Es gibt ſchwarze, mit ehernen Pfoten und langen Krallen; einige reiten auf einem Pfau oder auf einem andern häßlichen Federvieh und haben lange Sperberſchnäbel. Einer davon hat dieß, der Andere das, aber keiner ein ordentliches Geſicht. Alle ſind ſchwarz und häßlich, mit großen Mäulern und vergoldeten Ohren, die mit Kleinodien bedeckt ſind. Ihre Zähne und Augen ſind von Gold, Silber oder Erz.“

Dieſe Beſchreibung eines beobachtenden Schriftſtellers ſtimmt mit den Details überein, welche uns hunderte von neuen Reiſenden liefern.

Der Anblick der Andächtigen, welche die Tempel in Benares überfüllen, hat etwas Abſchreckenderes für die Sinne, als Alles was man anderwärts zu ſehen bekommen kann. Fitch ſpricht auch davon; folgendes iſt die Schilderung, die er von einem dieſer Fanatiker entwirft:

„Sein Bart war von ungeheurer Dicke. Seine Haare fielen bis auf die Hälfte ſeines Leibes, und ſeine Nägel waren zwei Zoll lang. Er wollte nicht den kleinſten Auswuchs ſeines Körpers abſchneiden. Auch ſprach er nicht. Selbſt mit dem König hätte er nicht ſprechen mögen.“

Jetzt will ich noch eine jener Perſonen beſchreiben, die wir in ſo großer Anzahl in Benares ſahen, und die ein Naturwunder genannt zu werden verdienten. Es war ein ſogenannter Ouddoubahou von dem Stamme der Yogues. Dieſe elenden Schwärmer bewohnen oft die entlegenſten Waldwinkel an den Flüſſen, wie wilde Thiere, und leben von Wurzeln und Früchten und von den zufälligen Geſchenken der Reiſenden, die ſich zu ihnen verlieren. Sie gehen ganz nackt; ihr Körper iſt mit Kuhmiſt eingerieben und dann mit Holz-Aſche beſtreut. Weder Nägel, Haare noch Bart ſchneiden ſie ab. Dieſe ſcheußlichen Ungeheuer, denn ſie verdienen dieſe Benennung in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht, nehmen manchmal die ſchrecklichſten Kaſteiungen mit ſich vor, lediglich um, wie ſie ſagen, von der Gottheit der ewigen Freuden des Paradieſes gewürdigt zu werden. Ihre Martern ſind ſo grauſam, daß ſie über menſchliche Kraft hinauszureichen ſcheinen, wenn nicht jeder Tag den Beweis der Geduld lieferte, womit ſie dieſelben ertragen. Wenn ſie ſich eine gewiſſe Reihe von Qualen auferlegt haben, ſo erflehen ſie vom Himmel das ewige Glück, gleich einem durch die Heiligkeit ihrer Buße erwirktes Recht. Dieſe Buße beſteht übrigens aus wahrhaft ſchrecklichen Handlungen. Einige verurtheilten ſich, ihre Glieder in ganz ſonderbaren Stellungen zu erhalten, bis daß die Muskeln ſteif und unbeweglich geworden ſind. Andere laſſen ſich mit Ketten an Bäumen aufhängen, mit dem Geſichte nach der aufgehenden Sonne gekehrt; ſo bleiben ſie viele Jahre lang, wenn nicht der Tod ihre Qualen endet. Die Vorübergehenden ernähren ſie aus Mitleid, und man betrachtet ſie als übermenſchliche Weſen, als wahrhafte Heilige. Einige ſchlafen auf Betten, die mit ſtumpfen eiſernen Spitzen beſetzt ſind, welche nicht ins Fleiſch eindringen können; Andre laſſen ſich in ein Grab legen, das gerade den Umfang ihres Körpers hat, und worin nur eine Oeffnung gelaſſen iſt, damit die frommen Seelen ihnen Nahrung zuſtecken können. Auch dieſe bleiben hier Jahre lang vergraben. Der Menſch, von dem ich ſo eben ſprach, hatte ſich zu der erſten Art von Büßungen verurtheilt. Er hatte das Gelübde abgelegt, ſeinen rechten Arm ſenkrecht über den Kopf emporgehoben zu halten. Als die Zeit ſeiner Buße verſtrichen war, behielt der Arm dieſe Richtung; Muskeln und Gelenk blieben

ſteif. Da er die Hand geſchloſſen hate, waren ſeine übermäßig langen Nägel hindurch gewachſen. Sein Anblick war häßlich und zurückſtoßend. Seine Haare lang und voller Schmutz; ſein Bart, ſtruppig und dick, bedeckte ſeine Bruſt, worauf eine Lage Kuhmiſt und Aſche war. Seine glänzenden Augen zeigten einen Ausdruck von Härte und Fühlloſigkeit, die wahrſcheinlich daraus entſtand, daß er auf ſeine glücklich errungene Unſterblichkeit ſtolz war. Er murrte gegen alle die, welche unter den Vorübergehenden ihm nichts ſpenden wollten. Ich und meine Gefährten waren von dieſer Zahl. Die heimtückiſche Arroganz dieſes häßlichen und ſchamloſen Bettlers empörte uns.

Chunar.

Von Benares wandten wir uns gegen Chunar, einen befeſtigten Ort, wohin ſich Haſtings nach dem Aufſtande von Benares im Jahr 1781 flüchtete. Er iſt auf einem ungeheuern natürlichen Felsblocke erbaut, deſſen Höhe die St. Pauls Kirche in London überſchreitet. Dieſer Felſen erhebt ſich ſenkrecht vom Niveau der Ebene, tritt bis gegen den Fluß vor und beherrſcht mit ſeinen Batterien die Schifffahrt auf demſelben. Zu ſeiner Zeit konnte kein Schiff unter dem Fort vorüberfahren, ohne die genaueſte Unterſuchung auszuhalten; ſeit einigen Jahren mag dieſe ängſtliche Inquiſition aufgehört haben.

Die Ausſicht von der Höhe dieſes befeſtigten Hügels erſtreckt ſich weit hinaus über eine der beſtbebauten Gegenden Indiens. Die Stadt bietet dem Auge der Reiſenden nichts Auffallendes; ſie beſteht nur aus mehren Gruppen indianiſcher Hütten und europäiſcher Bungalos, ohne alle Rückſicht auf Regelmäßigkeit oder Eleganz. Außerhalb der Feſtung befindet ſich eine Cantonnirung für die Cipayen dergeſtalt von mehren Mauereinfaſſungen mit Thürmen umgeben, daß man dieſe Stelle während des Krieges gegen Cheit-Singh als feſt betrachtete. Dieſe ſtarken Mauern bilden einen ſonderbaren Widerſpruch mit den Erdkäfigen und zerbrechlichen nur mit Stroh gedeckten Bungalos, aus denen die neue Stadt beſteht. Uebrigens iſt dieſer Ort mehre Monate des Jahrs ſehr ungeſund, und viele Europäer haben hier ſchon ihr Grab gefunden. Mit unerträglicher Intenſität wirft der Felſen die Sonnenſtrahlen zurück, nichts deſtoweniger hat man dieſes furchtbare Aſyl für die

invaliden Soldaten gewählt, Gott weiß aus welchem Grunde, wenn nicht um ſich ſo ſchnell als möglich ihrer ſelbſt und der Laſt ihrer Penſionen zu entledigen.

Unſere Dandis (Ruderer) hatten, vor unſerer Abreiſe von Chunar eben Feuer auf dem Ufer angezündet, um ihr Reis und ihr Carry zu kochen, als eine kleine Schlange ſich der Stelle näherte, wo ſie ſaßen; ſogleich ſprang Einer auf und erſchlug ſie mit einem Bambusſtocke; die Schlange mochte etwa fünf und zwanzig Zoll lang ſeyn, war ganz weiß, nur den Kopf ausgenommen, der oben im ſchönſten Schwarz erglänzte. Dieſe Gattung Schlangen wird bei den Indiern Uta genannt. Sie kommt nur in geringer Anzahl vor und hat etwas Eigenthümliches in ihren Gewohnheiten. Die Individuen dieſer Gattung gehen immer zu Paaren, und das Merkwürdige dabei iſt, daß, wenn Eines von einem Menſchen oder einem Thiere getödtet wird, das Ueberlebende den Tödtenden verfolgt, bis es ſelbſt ſeiner Seits unterliegt, oder Gelegenheit gefunden hat, ſich an dem Urheber ſeines Wittwenthums durch einen Biß zu rächen. Das Weibchen des erſchlagenen Männchens glitt längs dem Fluſſe hin, nachdem wir abgefahren waren, folgte der Richtung unſeres Fahrzeuges und als wir in Cawnpoor ausſchifften, trafen wir es auf dem Ufer, bereit, ſein Recht an dem Zerſtörer ſeines ehlichen Glückes zu nehmen. Aber man tödtete das Thier, ehe es Zeit gewann, ſeinen Racheplan auszuführen.

Ein friſcher Wind begünſtigte uns von Chunar nach Cawnpoor, darum gelangten wir aber an letzteren Ort doch erſt nach verſchiedenen Unfällen, die ſtets im Gefolge einer Reiſe auf dem Ganges in einem Budgero erſcheinen. Die Dandis ſcheinen die Unfälle als das einzige Mittel für ihr Fortkommen gleichſam aufzuſuchen und betrachten ſie ſo als eine ganz einfache Sache. Mehre große Fahrzeuge ſchloſſen ſich zur Sicherheit an uns an, und wir genoſſen das egoiſtiſche Vergnügen zu bemerken, daß wir nicht allein von den Plackereien heimgeſucht wurden, ſondern daß auch unſere Reiſegefährten ihr gut Theil davon hinzunehmen hatten.

Cawnpoor iſt von einer Fülle maleriſcher Reize umgeben. Die Gebäude bieten dem Blicke einen unendlichen Wechſel der Geſtaltung; was man von der Seite von Curah ſieht, kann man die Stadt der Gräber nennen. Hier reſidirte früher der mogoliſche Statthalter des Diſtrictes. Die Gräber ſind wahrhaft prachtvoll und bilden eine Geſammtmaſſe ernſter Baukunſt, von der unſere europäiſchen Kirchhöfe nicht eine entfernte Idee geben können.

In nachdenkendem, feierlichem Schweigen ſieht man die Muhamedaner, deren Voreltern mitten unter dieſen koſtbaren Denkmälern ruhen, bei Sonnenuntergang zwiſchen den Gräbern ſpazieren gehen. Ich konnte mir die traurige Luſt nicht verſagen, einen Augenblick in dieſer düſtern Stadt umherzuirren. Die Sonne ſank unter den Horizont, und die Dunkelheit verhüllte mit ihrem Schleier plötzlich die Schöpfungen der Natur und des Menſchen. Die Fleder-

maus kam aus ihrem Loche hervor, flatterte durch die Gräber hin, ſchlug die Luft mit ihren dicken Flügeln, und unterbrach allein, die Finſterniß durchfurchend, des Ortes heilige Stille. Erquickend wirkte des Abends koſtbare Kühle nach der außerordentlichen Hitze, die am Tage geherrſcht hatte, und dieſe Ruhe um mich her, verlieh meinen Gedanken eine neue Richtung, der ich mich mit innerem Entzücken hingab. Die Muſulmanen hatten den Friedhof mit den letzten Strahlen des Tages verlaſſen, und ich war im Dunkel der Nacht allein geblieben. Das ſchrille, einem lebhaften Gelächter ähnliche Geſchrei des Schakals ſtörte von Zeit zu Zeit das Schweigen, um es durch einen ſcharfen Contraſt noch feierlicher zu machen. Es war mir wie dem Dichter: „als hätte die Erde ſelbſt, auf die ich trat, einſt gelebt.“ Lange verharrte ich in dieſer Sammlung der Gedanken und des Gemüthes, deren Einfluß nicht ohne Nutzen für meinen Geiſt vorüber ging.

Die militäriſche Station der Engländer erſtreckt ſich auf mehre Meilen an den Ufern des Ganges. Nicht ferne davon liegen die Ruinen einer kleinen Pagode auf der Bauſtelle einer alten, jetzt zerſtörten Stadt, welche Kanoge hieß, und ſehr ausgedehnt und bevölkert war, denn ſie ſoll allein dreißig tauſend Buden für den Verkauf des Betel enthalten und eine Mauer-Einfaſſung von hundert Meilen im Umfange gehabt haben. Ninive, Babylon und Tyrus waren unbedeutende Städtchen im Vergleiche mit dieſer koloſſalen Stadt und ihrem Ameiſenhaufen von Bewohnern. Rom und Carthago wären ſelbſt zur Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes neben ihr nur gewöhnliche Vorſtädte geweſen.

Mag die Geſchichte ihrer unermeßlichen Ausdehnung und zahlloſen Bevölkerung Wahrheit oder Erfindung ſeyn, ſo viel bleibt gewiß, daß Kanoge eine Stadt geweſen iſt, deren Mauern und Wälle einen ungewöhnlichen Raum einnahmen. Mehre Schriftſteller wollten darin die berühmte Palibothra des Alterthums finden, — eine Conjectur, der es wenigſtens nicht an Wahrſcheinlichkeit gebricht. Es iſt aber durchaus unwahrſcheinlich, daß der Verſuch, unter dieſer Menge ſich widerſprechender Meinungen den Bauplatz dieſer berühmten Hauptſtadt feſt zu beſtimmen, mit günſtigem Erfolge gekrönt werden wird. Dieſes bleibt eines jener unauflösbaren Probleme der Geſchichte, um welche die Zeit mehr und mehr Zweifel und Schwierigkeiten häuft.

Kaum in Cawnpuhr angelangt, wurden wir Zeugen von einem der Acte des dem Hindus anklebenden Aberglaubens, welche zum Beweiſe dienen, wie unendlich gefühllos dieſe ſonſt ſo friedliche, ſanfte Nation ſeyn kann.

Wir ſahen eine Gruppe von Individuen, welche mit einer drückenden Laſt beladen, langſam gegen den Fluß zog; es war ein menſchliches Geſchöpf, das dem Anſcheine nach eben an der letzten Marke ſeiner Tage anlangte. Man konnte jedoch leicht ſehen, daß es noch eines gewiſſen Zeitraumes bedurfte, bis das Leben in ihm nach der gewöhnlichen Ordnung der Natur erloſch.

Da unſer Fahrzeug ſehr nahe am Ufer hinſchwamm, ſo konnte ich genau bemerken, wie der Unglückliche — (es war nämlich ein Mann) zuweilen die Glieder rührte, ja, ich konnte ihn ſogar ſprechen hören. Er lag auf einer viereckigen Matte ausgeſtreckt, die man kaum in der Breite und Länge ſeines Körpers auf vier Bambus befeſtigt hatte. Man ſetzte ihn am Rande des Waſſers nieder, damit er ſeine Tage ganz in der Nähe des heiligen Fluſſes beſchließen könnte. Sein nächſter Verwandter, wie wir ſpäter erfuhren, begleitete ihn, prüfte mit gröſter Kaltblütigkeit alle Vorbereitungen zu den Ceremonien, und ſpielte ſeine Rolle, nachdem Alles geordnet war, mit ungemeinem Eifer.

Die Streu, auf welcher der Sterbende lag, war ſo nahe am Rande des Fluſſes, daß die Wellen den Körper des Unglücklichen beſpülten, und daß der geringſte Anſtoß ſtark genug geweſen wäre, ihn mitten in den Strom zu ſchleudern. Man füllte ihm Mund und Naſenlöcher mit dem geheiligten Schlamme des Ganges. Dieſer letzte Act frommer Menſchlichkeit war ein religiöſer Gebrauch, wodurch der Seele des Märtyrers ein Paß nach dem Aufenthalte ewiger Freuden und das beneidete Vorrecht verliehen werden ſollte, ſein fleiſchliches Gefängniß an den Ufern eines Fluſſes zu verlaſſen, den die frommen Hindu als von den Göttern ſelbſt verehrt, betrachten.

Ohne den geringſten Widerſtand, ohne das leiſeſte Zeichen von Ungeduld unterwarf ſich der Sterbende in fanatiſch blindem Glauben der ekelhaften Ceremonie, ſich durch Schlamm erſticken zu laſſen. Vielleicht mochte auch körperliche Schwäche mehr als ſtoiſcher Gleichmuth zu dieſer Reſignation beitragen. Jedenfalls zeigten die Zuckungen ſeines Körpers von Zeit zu Zeit an, daß er noch lebte.

Als das Leichenbegängniß vollbracht war, überließ man den Unglücklichen der Barmherzigkeit der Wellen und der Schakals, welche dieſe Opfer häufig vor dem letzten Todesſeufzer anfallen — und dieß geſchah hier unter unſern eigenen Augen. Der Sterbende war kaum von ſeinen Verwandten verlaſſen, als mehre Pariahunde hinzukamen; das eine von dieſen Thieren ergriff einen von ſeinen Füßen, das andere einen Arm, und jedes zog von ſeiner Seite, bis wir ſie abſchreckten und ſo von ihrer Beute trieben; wir konnten jedoch nicht daran zweifeln, daß ſie wieder gekommen ſeyn werden, ſobald ſich Niemand mehr in Schußweite befand, der ſie in ihrem gräßlichen Feſtmahle ſtören konnte.

Bei dieſen Gelegenheiten geſchieht auch, daß die Freunde, ſobald ſie verſichert ſind, daß der Gegenſtand ihrer abergläubiſchen Beſorgniß zu leben aufgehört hat, wohl zuweilen vor ſeinem letzten Athemzuge, das ärmliche Lager, welches ihn umhüllt, unter Zeichen vollendeter Frömmigkeit mitten in das heilige Gewäſſer ſchleudern. Dadurch ſieht man oft an einem Tage mehre Leichname auf dem Strome treiben, während ſich Raubvögel auf

die traurigen Ueberreſte ſehen und ihre Freßgier auf Koſten der Verſtorbenen befriedigen. Ich geſtehe es, daß dieſes Schauſpiel, welches ſich täglich unter meinen Augen erneuerte, meine Sinne ſchmerzlich marterte.

Zu jeder Jahreszeit ſchwimmen die Leichname in allen Graden der Verweſung auf dem Ganges und verpeſten die Luft mit abſcheulichen Miasmen. Die Indianer verharren bei ihrem Anblicke — wie es einige Leute anſehen — in philoſophiſcher Gleichgültigkeit, ich meines Theils betrachte es als einen Beweis rein thieriſcher Gefühlloſigkeit. Ein tiefer Ekel durchdrang mich, als ich unſere Schiffsleute in dieſe, kaum noch vom Feuer des Lebens und des Geiſtes beſeelten, Gerippe ſtoßen ſah, um ſie von der Berührung unſeres Budgero abzuhalten. Ihre mürriſchen harten Züge verriethen nicht den geringſten Grad von Mitgefühl. Ich konnte nie den Eindruck vergeſſen, den dieſe Scenen des Todes und der Vernichtung auf mich machten. Ich habe eine große Lehre darin gefunden.

Von Cawnpuhr ſetzten wir unſern Weg nach Futtipuhr und dann queer über Land gegen Agra fort, welches vom Range eines beſcheidenen Dorfes durch Kaiſer Akbar zur Hauptſtadt der Provinz erhoben wurde, auch die Ehre hatte dem erſten Miniſter dieſes Fürſten, Abu-Fagal, dem ausgezeichnetſten Manne ſeines ganzen Jahrhunderts das Leben zu geben.

Unfern von Agra liegt das berühmte Taje-Mahl, das prachtvolle Mauſoleum, welches der Vater von Aurengzeb zu Ehren ſeiner heißgeliebten Sultanin Arjemonde-Banu erbaute. Dieſes Gebäude ſoll über hundert tauſend Pfund Sterling gekoſtet haben, eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß der Werth des Geldes in Indien wenigſtens fünfmal höher ſteht, als in Europa, berechnet man aber dieſen Werth nach dem Stande im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit das Monument errichtet wurde, ſo läßt ſich annehmen, daß ſich die Ausgaben auf drei bis vier Millionen Pfund Sterling nach dem Gelde unſrer Zeit belaufen haben. Da die Handarbeit in Indien ſehr wohlfeil iſt, ſo bin ich überzeugt, daß meine Schätzung eher unter als über der Wahrheit ſteht.

Agra.

Wir verweilten einige Zeit in Agra, denn in dieſer Stadt und ihrer Umgebung gibt es viel Intereſſantes zu ſehen. Das Fort, eines der ſchönſten Werke des Kaiſers Akbar iſt groß und umfaßt mehre treffliche Bauten, welche von ſeinem Geſchmacke und ſeiner Prachtliebe zeugen; es iſt aus ſehr hartem Stein von der Farbe des Jaſpis erbaut. Als ſich die Feſte im Jahr 1803 dem Lord Lake ergab, fand man darin eine Kanone von gigantiſcher Ausdehnung. Ihre Länge betrug vierzehn, ihr Durchmeſſer vier, und ihr Caliber zwei Fuß. Lord Lacke verſuchte es, ſie zu Waſſer auf einem Floße nach Kalcutta bringen laſſen, aber ihr Gewicht drückte das Gerüſt nieder, ſie ſank unter und blieb auf dem Grunde des Fluſſes ſitzen.

Die Stadt Agra iſt auf der ſüd-weſtlichen Seite der Jumna erbaut. Ihre Häuſer ſind hoch, aber ihre Straßen meiſtens ſo ſchmal, daß kaum zwei Menſchen an einander vorübergehen können; durch manche vermöchte kein Elefant zu dringen. Der größte Theil dieſer antiken Hauptſtadt iſt verlaſſen und verfällt in Trümmer.

Die Landſchaft umher iſt eine mit den großartigſten Ueberreſten des Alterthums beſtreute Ebene. Oft muß man an dieſen Orten das traurige Schauſpiel ſehen, wie unter den Mauern einer herrlichen Ruine, ſonſt dem Stolze der Könige, dem Heiligthum der nationalen Religion, der Wiege des Helden, Hausthiere ihre Herberge nehmen. Zur Muhtie-Musſchid, einer im Innern erbauten majeſtätiſchen Moſchee, ſoll man den Marmor genommen haben, der nach Vollendung des Taje-Mahls übrig blieb.

Man weiß, daß es im Orient allgemein gebräuchlich iſt, die Todten zu verbrennen. Dieſe Sitte darf indeſſen nicht als durchgängig üblich betrachtet werden, und obgleich das Begraben ſelten iſt, ſo hatten wir doch Gelegenheit einmal während unſeres Aufenthaltes in Agra einem Leichenbegängniße ein paar Meilen von der Stadt beizuwohnen. Die indianiſche Secte, die es vorzieht, ihre Todten zu vergraben, iſt die der Siva-Anbeter. Da ihre Gebräuche bei dieſer Gelegenheit ſelten zur Anwendung kommen, ſo dürften ſelbſt diejenigen, welche in Indien gewohnt haben, die Beſchreibung nicht ohne Intereſſe leſen.

Iſt der Verſtorbene gehörig zum Begräbniſſe zugerüſtet, ſo ſetzt man ihn auf eine Art von Sarg, welchen vier Menſchen auf ihren Schultern tragen. Man gebraucht dabei kein Leichentuch, ſondern der Körper bleibt ganz nackt,

den Kopf ausgenommen, welcher mit einem weiten, ſorgfältig mit Blumen verzierten Turban bedeckt iſt. Man beſtreut den Leib mit einer ſtarken Lage Holzaſche, was nicht wenig mit dem Kopfputze contraſtirt und dem Ganzen einen abſcheulichen Anblick verleiht.

Freunde und Verwandte verſammeln ſich zur Leichen-Proceſſion und folgen dem Sarge begleitet von Tam-tams, gellenden Trompeten und andern unharmoniſchen Inſtrumenten, in deren Töne ſie ein Geſchrei und Schluchzen miſchen, wodurch Jeder, der einen andern Schlaf, als den des Todes, ſchläft, erweckt werden müßte.

Durch das Marſchiren der Träger bekommt der Leichnam eine fürchterliche Kopfbewegung. Während die Proceſſion fortſchreitet, halten die Verwandten von Zeit zu Zeit an, um den Todten zu küſſen, und beginnen dann wieder ihr Klagegeſchrei mit zunehmender Energie. Iſt man an der Begräbnißſtelle angelangt, ſo hört der Lärmen auf, um den letzten Pflichten der Pietät gegen den Verſtorbenen Raum zu geben. Das Grab wird bereitet, indem man ein Loch von fünf Fuß Tiefe und drei Fuß Breite aushöhlt; dann macht man eine unterirdiſche, mit dem Loche in Verbindung ſtehende, winkelrechte Seitenkammer, in dieſe bringt man den Todten und ſetzt ihn darin aufrecht. An ſeine Seite ſtellt man Reis und geheiligtes Waſſer des Ganges, was man als unverderblich betrachtet, wie das Fleiſch und den Oelkrug, der auf den Scheiterhaufen der Sutties Wittwen geſtellt wird. Dieſe Lebensmittel ſollen den Verſtorbenen erhalten, bis zum Tage, da der Tod ſeine Rechte verliert und die Unſterblichkeit an ſeine Stelle tritt.

Ehe man den Körper eingräbt, malt man das unterſcheidende Zeichen ſeiner Kaſte auf die Stirne, damit Siva ſeine Getreuen aus der zahlloſen Menge der Weſen aller Nationen, aller Racen, aller Sprachen erkennen möge, welche des Grabes Feſſeln ſprengen müſſen, um am Tage des letzten Gerichts vor ihm zu erſcheinen und ihren Spruch für die Ewigkeit zu empfangen.

Iſt der Körper in ſeiner letzten Ruheſtätte niedergelegt, ſo hält der Prieſter eine Rede in pomphaftem orientaliſchen Style. Er ſchildert darin das ganze Leben des verſtorbenen Bruders und erzählt von ſeinen ſchönen Handlungen, obgleich der Menſch, von dem er ſpricht, ſein Leben mit allen Schandthaten und Verbrechen befleckt haben kann. Der Redner beweist durch ſeine Lobes-Erhebungen, der Todte habe ſich der göttlichen Ehre und Auszeichnung würdig gemacht, zu der er berufen ſey, und ſchließt damit, daß er den überlebenden Verwandten in ſehr ermuthigenden Ausdrücken daſſelbe Loos verheißt.

Hat der Prieſter ſeine Leichenrede geendigt, ſo ſtimmt die ganze Verſammlung in Begleitung von Tam-tams, gellenden Trompeten und Klagerufen gemeinſchaftlich eine Sterbehymne an. Dann verſtopft man das Eingangsloch mit Banianenzweigen, und die Ceremonie ſchließt damit, daß der Brahmine den

Segen über den Leichnam ausſpricht, den er feierlich Siva's Gnade und Schutz empfiehlt. Nun füllt man das Grab vollends mit Erde und begibt ſich zu einem nur für eine gewiſſe Anzahl geladener Perſonen bereiteten Bankete. Aber Keiner wagt es, ſich an die Tafel zu ſetzen, oder mit ſeinen profanen Fingern ein Gericht zu berühren, ehe der Brahmine ſeinen Heißhunger geſtillt und von den Verwandten die Begräbniß-Gebühren erhalten hat.

Während wir uns in Agra befanden, zog der berühmte Scindia, einer der furchtbarſten Gegner, welche die engliſche Macht in Indien zu bekämpfen hatte, bei dieſer Stadt mit einer Bedeckung von wenigſtens dreißig tauſend Mann und zwei tauſend Elefanten vorüber. Er war der Großneffe von Mahadaſchie Scindia, das heißt der Enkel des jüngeren Bruders dieſes Fürſten, und wenn er auch als Krieger und Staatsmann unter ſeinem Oheim ſtand, ſo zeigte er ſich doch nicht weniger als wachſamer und thätiger Feind.

Die Begierde, einen Maratten-Häuptling mit ſeinem Gefolge zu ſehen, lockte uns zu dem Zuge, und in der That es lohnte ſich der Mühe, das ſeltſame Schauſpiel näher zu betrachten. Die Truppen beſtanden aus Reitern in verſchiedener Bewaffnung und Kleidung. Die Einen hatten geſteppte Leibröcke von ſo ſtarkem Gewebe, daß man damit dem Säbel und der Lanze Widerſtand leiſten konnte. Einige trugen leichte Panzerhemden und keinen Helm. Viele waren nur halb equipirt und hatten bloß einen Küraß umgeſchnallt. Andere hatten nur Kamaſchen an den Beinen, und der übrige Körper war ohne ſchützende Verhüllung. Mit einem Worte, man hätte glauben mögen, ſie haben ſich in einige vollſtändige Rüſtungen getheilt, und jeder habe das Stück angelegt, das ihm bei der Theilung zugefallen. Sie waren hauptſächlich mit Zunderflinten, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Als treffliche Reiter ſetzten ſie oft ihre Pferde in den ſchnellſten Galopp und hielten ſie dann mitten im reißendſten Laufe plötzlich drei Schritte vor den erſchreckten Zuſchauern an. Man muß nur ſtaunen, bis zu welchem Grade ſie ihrer Thiere Meiſter ſind; Pferd und Reiter ſcheinen Eines zu ſeyn. Selten — wenn es überhaupt vorkommt, ſieht man ſie ſtürzen, und doch findet man bei ihnen zuweilen die unbändigſten Pferde der Welt.

Es lag etwas Erhabenes in dem Schauſpiele, welches die Elefanten boten; allerdings bekommt man nicht häufig eine ſo große Anzahl beiſammen zu ſehen. Ihre außerordentliche Gelehrigkeit, verglichen mit dem Bewußtſeyn einer ungeheuren Stärke, iſt nicht minder merkwürdig, als ihr Verſtand. Mehre von ihnen waren mit reichen Decken verſehen, namentlich der, auf welchem der Maratten-Häuptling ritt. Es war ein edles, kräftiges Thier von heller Farbe. Sein Gewerfe war zur Zierath mit koſtbaren Ringen von Gold und Silber behängt. Die Schabracken beſtanden aus goldbrochirtem Stoffe. Ein großer

Theil des Hudah*) war, wie man ſagte, in Bergkryſtall gearbeitet, welches in der Sonne erglänzte und ihre Strahlen bis in's Unendliche vervielfältigte.

Der indiſche Elefant ſoll dem afrikaniſchen weit an Größe und Beleibtheit nachſtehen. Die Reiſenden behaupten von dem Letztern, er erreiche oft eine Höhe von ſechszehn Fuß. Major Denham hat dieſe Behauptung beſtätigt, indem er die Größe mehrer Thiere dieſer Gattung, die er auf ſeinen Reiſen in Africa ſah, zu ſechzehn Fuß berechnete. Ein indiſcher Elefant von der größten Gattung, der ſelten über zehn Fuß Höhe erreicht, wiegt zuweilen ſieben tauſend Pfund. Das ſchönſte Thier, das ich in Indien geſehen habe, gehörte einem engliſchen Officier, der es um vier hundert Pfund Sterling gekauft hatte.

Der Parade-Elefant erkennt ganz wohl ſeine Superiorität über den Transport-Elephanten. Er ſcheint den letztern als ein untergeordnetes Weſen, als ein plumpes Laſtthier zu behandeln, und wirft ihm, wenn er ſich nähert, Blicke voll Verachtung zu. Allein das iſt nicht Alles, er begnügt ſich nicht damit, ſeine Geſellſchaft zu fliehen, ſondern er zeigt gewöhnlich einen großen Grad von Ungeduld, ſo oft ihn der Zufall an die Seite des Transport-Elefanten führt.

Iſt der Parade-Elefant mit ſeiner prächtigen Schabracke bekleidet, trägt er auf ſeinem breiten Rücken den herrlichen Hudah, in welchem ſein Herr bequem mit einem hinter ihm ſitzenden Bedienten Platz genommen hat, ſo ſchreitet er in impoſanter Haltung einher.

Der Mahut oder Führer ſitzt in der Regel rittlings auf dem Halſe des Thieres — bewaffnet mit einer Art von Hacken, ähnlich dem der Bootsleute, womit er nach Belieben den Marſch beſchleunigt oder ſchwächt.

Eine Leiter bildet bei dem Elefanten ſtets einen Theil des Geſchirrs, denn obgleich ſich das folgſame Thier auf den Bauch niederſtreckt, um das Aufſteigen zu erleichtern, ſo iſt doch die Höhe ſeines Körpers ſo beträchtlich, daß man ſich ohne Hülfe der Leiter nicht auf den Rücken zu ſchwingen vermöchte.

Bei gewöhnlichem Schritte legen dieſe Thiere fünf Meilen in der Stunde zurück; in beſondern Fällen hat man ſie zwölf bis vierzehn machen ſehen. Die Reiter auf Pferden haſſen ſie im höchſten Grade und werden ſehr ungeduldig, wenn Reiterei hinter ihnen marſchirt. Der ſo eben erwähnte engliſche Officier erzählte mir ein merkwürdiges Beiſpiel von dieſer Eigenheit ihres Temperaments.

Neugierig die Annehmlichkeiten einer Reiſe auf Elefanten kennen zu lernen, beſtieg er ein ſolches Thier bald nach ſeiner Ankunft in Indien. Er ſetzte ſich auf den gewöhnlichen Sitz, aus dem das ganze Zeug des Elefanten beſteht, wenn er nicht mit der Schabracke geſchmückt iſt. Das iſt nun nichts

*) Sitz oder bedecktes Zelt für die Perſonen, welche auf dem Rücken des Elefanten reiſen.

weiter als eine Art von halbkreisförmigem Seſſel mit einer niedern Lehne. Ein Officier, der mit ſeiner militäriſchen Rüſtung und dem ſtets an das Pferd ſchlagenden Säbel viel Lärmen machte, trabte hinter ihm her. Der Elefant hörte das ärgerliche Getöſe und fing an ſeine Schritte zur großen Unbequemlichkeit deſſen, der oben ſaß und ſich nur mit großer Mühe auf ſeinem Sitze halten konnte, zu beſchleunigen.

Von dieſem Schauſpiele ergötzt, jagte der Reiter dem Elefanten auf dem Fuße nach und vermehrte den Lärmen ſeiner klirrenden Rüſtung dadurch, daß er von Zeit zu Zeit ſeine Peitſche gegen den Sattel klatſchen ließ. Aufgebracht über den unerträglichen Reiſegefährten ging das ungeheure Thier von einem harten Trabe in einen noch härtern Galopp über, ſo daß der Reiter, der das Gleichgewicht völlig verlor, aus Furcht, von ſeiner erſchrecklichen Höhe herabgeſchleudert zu werden, ſich mit aller Gewalt an ſeinen Sitz anklammern mußte.

Dieſe kritiſche Lage dauerte ein Stunde, während welcher Pferd und Elefant in Schnelligkeit wetteiferten. Der Mahut hatte es nicht gewagt, den Elefanten anzuhalten, weil er befürchten mußte, er könnte durch die plötzliche Erſchütterung das Gleichgewicht verlieren, und durch ſeinen Fall nicht allein ſein Leben, ſondern auch das Leben der von dem Thiere getragenen Perſonen gefährden.

Der Elefant hat einen ſehr ſichern Gang, ſtrauchelt ſelten und fällt noch viel ſeltener; in weiſer Vorſicht hat ihm die Natur dieſe Eigenſchaft verliehen, denn der Sturz einer ſo ſchweren Maſſe könnte die größten Unfälle veranlaſſen. Er hegt einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen das Kameel und gibt ſtets die augenſcheinlichſten Zeichen von Unmuth von ſich, ſo oft er in der Nähe von einem ſolchen Thiere aufgehalten wird.

Das Hiekarrah-Kameel iſt vielleicht nach dem Elefanten das nützlichſte Thier im Orient, ja es leiſtet in gewiſſen Fällen noch bedeutendere Dienſte als der Elefant. Es kann bei der Hitze des Tages wandern und legt dabei eine große Strecke Wegs zurück. Es geht langſam aber in regelmäßigem Schritte, und erhält ſich viele Stunden unter der glühendſten Sonne im Gange, ohne kaum ermüdet zu ſcheinen. Um auf einem Kameel zu reiſen, ſetzt man ſich auf ſeinen Höcker, und leitet es mit einer ſtarken Schnur, welche durch den fleiſchigen Theil des Mauls gerade über den Naſenknorpel läuft. Dieſes Thier iſt gewöhnlich ſehr gelehrig, und gehorcht der geringſten Bewegung, welche der Reiter mit der Schnur macht.

Das indiſche Kameel hat nur einen Höcker und iſt nichts anderes als das Dromedar der Naturgeſchichtsbücher, obgleich man es auf dem ganzen Continent von Aſien nur unter dem generiſchen Namen Kameel kennt.

Delhi.

Von Agra reisten wir nach Delhi, der ehemaligen Hauptstadt des mongolischen Kaisereiches ab, welche trotz dem Verfalle in ihren Ruinen unendliche Pracht und Größe zeigt. Zur Reise hieher brauchten wir sieben Tage. Die wunderherrlichen Trümmer liegen auf einer Oberfläche von ungefähr zwanzig Quadratmeilen zerstreut. Die alte Stadt soll einen ähnlichen Raum eingenommen haben. Ihr erster Name vor dem Einfalle der Muhammedaner war Indrapraſth; so wird sie auch in den historischen Erzählungen der Hindu genannt. Das neue Delhi erbaute der Kaiser Schah-Jehan, und die Stadt erhielt ihm zu Ehren den Namen Schah-Jehanabad; sie hat ungefähr sieben Meilen im Umkreise und ist auf drei Seiten von einer einfachen Backstein-Mauer beschützt. Innerhalb der neuen Stadt findet man Ueberreste kostbarer Paläste. Viele herrliche Gebäude haben sich in ihrer Pracht und Schönheit aufrecht erhalten; darunter namentlich die Moschee Jumma, ein weites von Schah-Jehan errichtetes Gebäude, welches diesem die, für die damalige Zeit und dieses Land enorme Summe von hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling gekostet haben soll.

Obgleich in Folge der beinahe gänzlichen Erlöschung des mongolischen Kaiserthums, die gegenwärtige Bevölkerung von Delhi nicht mit der verglichen werden kann, welche unter der Regierung seines Gründers und unter der des Nachfolgers des Letzteren durch die Straßen wogte, so hat sie doch sehr zugenommen, seitdem die Stadt der mit dem Namen Protection beehrten Herrschaft der Engländer unterworfen ist. Diesem Umstande verdankt sie die theilweise Wiederkehr ihrer ehemaligen Glücksumstände, und es giebt vielleicht in Hindostan keine Stadt, die ihr in Beziehung auf reiche Bazars und alle andern Merkmale von Wohlstand den Rang streitig zu machen vermöchte.

Die Straßen von Delhi sind, wie in beinahe allen indischen Städten sehr schmal, mit Ausnahme von zweien, die man so breit angelegt hat, daß sich in einer derselben ehemals eine Wasserleitung befand, welche in ihrer ganzen Ausdehnung durchlief. Die Neustadt ist auf zwei felsigen Höhen erbaut und nimmt einen beträchtlichen Raum ein. Sie wird in sechs und dreißig Sectionen abgetheilt. Der kaiserliche Palast ist von drei Seiten durch eine hohe Mauer beschützt, die vierte liegt dem Flusse gegenüber.

Unter den in Trümmern in der Umgegend zerstreut liegenden Denkmälern ist das Merkwürdigste dasjenige, welches man unter dem Namen Kuttub-Minar

kennt. Es liegt auf der Stelle des alten Delhi, neun Meilen ſüdlich von der neuen Stadt.

Kuttub-Minar iſt ein prachtvoller Thurm von zwei hundert zwei und vierzig Fuß Höhe und hundert drei und vierzig Fuß im Umfange an der Grundfläche. Der Zweck der Erbauung verliert ſich ſo ſehr im Dunkel der Jahrhunderte, daß nicht einmal Stoff zu Conjecturen hierüber vorhanden iſt. Die architektoniſchen Schönheiten des Kuttub-Minar, ſeine Höhe, ſeine Feſtigkeit, die koſtbaren Baumaterialien, Reichthum und Wechſel der Verzierungen laſſen es noch heute, in einem durch Zahl und Herrlichkeit ſeiner Monumente merkwürdigen Lande, als das ausgezeichnetſte Gebäude betrachten; ja man darf dieſes Monument für den ſchönſten Thurm der Welt erklären. An der innern Seite ſind Sprüche aus dem Koran eingegraben; auf dem Raume, den ſie einnehmen, ſollen früher Figuren, Gegenſtände aus der indiſchen Mythologie darſtellend, angebracht geweſen ſeyn, welche die Kunſt der frommen Muſulmanen in arabiſche Charaktere umzubilden wußte. Aus dieſem Grunde ſieht man den Thurm als eine indiſche von Muhammeds Schülern verſchönerte Schöpfung an. Der Urſprung bleibt aber immer ein Gegenſtand des Streites für die Antiquare unſerer Zeit. Trotz der Sprüche des Korans zweifle ich meines Theils durchaus nicht daran, daß Kuttub-Minar ein indiſches Denkmal iſt. Einige Schriftſteller wollten auch behaupten, es ſey einer von den Minarets einer prachtvollen Moſchee, welche ein muhammedaniſcher Kaiſer erbauen wollte, der im dreizehnten Jahrhunderte auf dem Throne von Delhi ſaß, was der Name dieſes Gebäudes, Minar, beſtätigen würde.

Das Grab von Kuttub-Schah, dem man die Gründung des Kuttub-Minar zuſchreibt, ſieht man einige hundert Schritte entfernter. Hätte dieſer Kaiſer lange genug gelebt, um ein parallel mit dieſem Thurme begonnenes Gebäude zu vollenden, ſo würde das Ganze ein wahres Wunderwerk gebildet haben; aber die großartigen Verhältniſſe dieſes Denkmals laſſen nicht glauben, daß es zu einem Minaret beſtimmt war und einem andern zum Seitenſtücke dienen ſollte; abgeſehen davon, daß keine Symmetrie dabei geherrſcht hätte, beweist der Charakter ſeiner Trümmer ganz deutlich, daß es allein ſtehen ſollte.

Der Kuttub-Minar iſt minder koloſſal in ſeinen Verhältniſſen. Sein Umkreis bildet ein Polygon mit ſieben und zwanzig Seiten. Seine Oberfläche iſt cannelirt, das heißt, ſie ſtellt ſieben und zwanzig theils halbkreisförmige, theils eckige Seiten dar. Die Cannelirungen haben bei jeder Etage eine andere Form. Der Etagen ſind vier von ungleicher Höhe; jede iſt mit einem eleganten Balcon verziert. Die Spitze überragt eine Kuppel von rothem Granit.

„Die großen zertrümmerten Bogen der anliegenden Haupt-Moſchee," ſagt Biſchof Heber, „mit ihren Granitſäulen voll kufiſcher Charaktere ſind in ihrer Art ſo ſchön, als irgend ein Theil des Münſters von York. Dem bedeutendſten

dieſer Bogen gegenüber iſt eine metallene Säule ähnlich der am Schloſſe Firoge-Schah, nahe an den Mauern von Delhi. Man ſieht da auch Ueberreſte einer Mauer und eines Tempels, deſſen Gründung früheren Zeiten angehört, als die des Kuttub-Minar; an jedem andern Orte, als in der Nähe dieſes Gebäudes, müßte der Anblick jener Trümmer etwas Anziehendes haben."

Unfern davon, rechts von der metallenen Säule, von welcher Biſchof Heber ſpricht, ſieht man das koloſſale Fragment eines andern Thurmes, von dem ich oben geſprochen. Man will behaupten, dieſer unvollendete Bau ſey von denen, die den Plan dazu gefaßt hatten, in dieſem Zuſtande verlaſſen worden, aber ohne daß man den Grund dazu angeben kann. Sein Umfang iſt an der Grundfläche doppelt ſo ſtark, als der des Kuttub-Minar. Eine ſpiralförmige Rampe ohne genau bezeichnete Stufen nimmt den Mittelpunkt ein; ſie erhebt ſich nicht über vierzig Fuß, aber wäre ſie vollendet worden, ſo hätte ſie eines der Weltwunder, gleich der großen Pyramide von Cairo, gebildet.

Die Oberfläche des Kuttub-Minar iſt, wie geſagt, cannelirt, aber nur bis zum vierten Stockwerk; die letzte Abtheilung beſteht aus glattem Marmor. Obwohl ſeit Jahrhunderten allen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt, hat der Schaft doch nicht merklich gelitten; ſeine feinſten, in größter Anzahl und unendlichem Wechſel vorhandenen Verzierungen ſind in allen Einzelnheiten in ihrer ganzen Vollendung erhalten.

In der Mitte des Thurmes erhebt ſich eine ſchneckenförmige Treppe. Von ihrer Höhe genießt man eine der herrlichſten Ausſichten der Erde. Die Stufen der Treppe ſind an einzelnen Stellen ſo ſehr beſchädigt, daß man nur mit Mühe hinaufſteigen kann; hat man aber einmal dieſe Hinderniſſe beſiegt, ſo ſieht man ſich auch reichlich für die Anſtrengung entſchädigt.

Jeder Reiſende, welcher Delhi beſucht, beeilt ſich dieſes ſeltſame eben ſo ſehr durch die Ausdehnung der umliegenden Ruinen, als durch ſeine eigenen Schönheiten merkwürdige Denkmal zu beſchauen.

Von Delhi wandten wir uns nach Anopeſchuhr einer ziemlich wichtigen militäriſchen Station am Ganges; hier hatten wir Gelegenheit, eines jener ſonderbaren Phänomene zu beobachten, welche in dieſem Lande ſo häufig vorkommen, nämlich einen Orkan bei vollem Sonnenſcheine.

Während unſere Dandis unſer Budgero über eine ſeichte Stelle hinzogen, hatten wir uns ruhig in dem Schatten eines großen Baumes gelagert, um ein Mahl einzunehmen, als unſere Aufmerkſamkeit plötzlich durch die Erſcheinung einer am Horizonte ſich bewegenden Maſſe angeregt wurde, welche ſich in der Breite, ſo weit das Auge reichte, zu erſtrecken und vom Boden bis zum Himmelsgewölbe ſich zu erheben ſchien. Dieſe Maſſe näherte ſich nach und nach, und ihre Bewegung hatte etwas furchtbar eierliches. Ihre FFarbe war anfangs kupferroth, wurde aber lebhafter, je mehr ſie fortſchritt, was mit

zunehmender Schnelligkeit geſchah. Noch war die Natur der Erſcheinung unerklärbar, und wir konnten noch nicht errathen, was uns bevorſtand. Bald erfüllte ſie die ganze Atmoſphäre, und ihre bis jetzt gleichförmige Farbe fing an zu wechſeln. Die Oberfläche funkelte an einzelnen Stellen in tiefblauem Feuer, wie es bei einem Lichte der Fall wäre, das man hinter eine gefärbte und mit verſchiedenen Figuren bemalte Gaze ſtellen würde, welche glänzende, aber verworrene und gebrochene Strahlen durch ihr leichtes Gewebe durchdringen ließe. Die Luft war ruhig; je mehr ſich aber die Erſcheinung näherte, deſto mehr begannen die Zweige der Bäume um uns her ſich heftig zu bewegen, und in wenigen Minuten blies der Wind in fortwährenden Stößen, und bald tobte ein ſolcher Sturm, daß Blätter und dicke Zweige abbrachen und die Erde um uns her bedeckten.

Das Geheimniß war enthüllt; die ſich bewegende Maſſe, die uns ſo ſehr in Anſpruch genommen hatte, war nichts Anderes, als eine weite Sandſäule, emporgetrieben vom Winde, der ſie durch die ganze Breite der Atmoſphäre mit Sturmesgeſchwindigkeit fortriß. Während der Dauer ihres Vorüberziehens, d. h. eine halbe Minute lang, war die Luft ſo ſehr verdichtet, daß wir kaum ſehen und athmen konnten. Hinter dieſer Säule ſchoß die Sonne in immer vollerm Glanze ihre Strahlen durch die Maſſe, je mehr dieſe der Wind gegen uns jagte. Dieſe gebrochenen Strahlen bildeten tauſend fantaſtiſche Lichter, woher die wechſelnden Farben rühren mochten, die uns zuvor ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatten. Als der Sandwirbel uns erreichte, blies der Wind mit ſolcher Gewalt, daß wir uns kaum gegen ſeine Angriffe zu erhalten vermochten; und als er vorüber war, was nicht lange währte, erblickten wir Dächer von den Hütten herabgeworfen und weit fortgetragen und ähnliche andere Verheerungen.

Dieſe plötzlichen Stürme wiederholen ſich häufig und zu jeder Jahreszeit; ſie verurſachen zuweilen furchtbare Verwüſtungen. Zum Glücke läßt ſich in Indien der dadurch angerichtete Schaden bald und mit geringen Koſten erſetzen, da ſich die Armen ſehr wohlfeil die Baumaterialien zu ihren Wohnungen verſchaffen können. Größern Schaden leidet die Erndte unter dieſer Geißel; da indeſſen das Getreide meiſtens in der ſchlimmen Jahreszeit treibt, zu welcher Zeit häufig Stürme wüthen und der Regen ununterbrochen ſtrömt, ſo nimmt man oft Vorſichtsmaßregeln gegen Unfälle, wie ich ſie beſchrieben. Ueberdieß ſind die gemeinen Feldfrüchte des Landes kräftige Pflanzen, und ſo entſpringen am Ende aus dieſen Strichwinden keine merklichen Verheerungen. Die Ryots haben kaum mehr zu thun, als da und dort ihr Saamenkorn auf die Oberfläche des Erdbodens auszuſtreuen; die Erde will nichts weiter als ſich mit zahlreichen Aehren bedecken, welche raſch empor ſchießen und den Arbeiter freigebig für ſeine Mühe entſchädigen.

Die Wirbelwinde kommen nicht nur in Indien gewöhnlich vor, sondern ihre Gewalt iſt oft furchtbar. Ich kann hier einen Vorgang mittheilen, den ich ſelbſt erlebt habe, während ich mich im Deccan in der Nähe von Punah befand. Eine Unpäßlichkeit feſſelte mich in einem neuerbauten Bungalo an das Lager. Das Dach war mit dichtem Stroh bedeckt, und auf verbundenen Bambusbalken befeſtigt, die mit Erfolg kurz zuvor einem heftigen Strichwind Widerſtand geleiſtet hatten. Das Wetter war lau und heiter; die Sonne ergoß ihre Lichtſtröme über alle Gegenſtände umher, während ein leichter Wind die Gluth ihrer Strahlen milderte. Die Thür des Bungalo ſtand offen, um den Wind eindringen zu laſſen, der in meinem Zimmer ſpielend eine ſanfte, wohlthätige Kühle verbreitete. Plötzlich und ohne das geringſte Vorzeichen ſtürzte ſich eine Luftſäule mit Schauder erregendem Getöſe durch die Thür; ich konnte Strom und Rückſtrom des Wirbelwinds wohl unterſcheiden. Nach einigen Secunden entwich er durch den Rollvorhang, der vor dem Fenſter heruntergelaſſen war, und riß dieſen in einem Augenblicke aus dem Rahmen. Das Dach wurde ſo vollkommen abgehoben, daß nicht ein einziger Balken mehr übrig blieb. Das ganze Unglück war in weniger als ſechs Secunden geſchehen. Mein Bett, das am Ende des Zimmers ſtand blieb unberührt, nicht einmal die Vorhänge bewegten ſich; ich fühlte nicht des Windes Wehen, obgleich der Wirbel ganz nahe an mir vorüberging und ſo ſchreckliche Spuren ſeiner Wuth zurückließ.

Wir ſetzten über den Strom und verfolgten unſern Weg durch Rohlicund gegen Hurdwar. Sodann gedachten wir direct nach Calcutta zurückzukehren, nachdem wir in Hurdwar, ſo lange es unſere Bequemlichkeit und unſer Vergnügen heiſchte, uns verweilt hatten. In dieſer Stadt, die an den Ufern des Ganges am meiſten verehrt wird, langten wir achtzehn Tage nach unſerer Abreiſe von Delhi an.

Hurdwar oder Hardiwar, denn ſo muß man dieſes Wort ſchreiben, bezeichnet Hardi's, d. h. Gottes Pforte; der Name Hardi kann jeder von den drei Perſonen der indiſchen Dreieinigkeit beigelegt werden. Hurdwar iſt eines der berühmteſten Verſammlungsorte der Pilger von Hindoſtan; es iſt zwar ein ſehr armſeliges Städtchen, aber dennoch ſehr berühmt wegen eines Marktes, der hier jährlich gehalten wird, wohin ſich die Bevölkerung der benachbarten Provinzen in Maſſe begiebt. Zur Zeit dieſes Marktes ſchlagen hier über hundert tauſend Perſonen ihre Wohnung auf.

Nicht ferne davon eröffnet ſich der Ganges einen Weg durch die Sewalikberge und tritt in die Ebenen von Indien. „Dieſer mächtige Fluß,“ ſagt Obriſt Tod, „der ſeine, durch eine große Zahl tributärer Ströme vermehrten Waſſermaſſen von den Eisgebirgen des Himalaya herabwälzt und nicht ſelten die Zerſtörung vor ſich hertreibt. Oft hat man in einer Nacht eine Waſſerſäule von dreißig Fuß Höhe Alles umſtürzen und vom Boden

vertilgen ſehen, was ſie erreichen konnte; von einem ſolchen Ereigniß ſoll die Verwüſtung der Hauptſtadt Haſti herrühren.“

Die Stadt Hurdwar iſt genau genommen nur ein Bazar, welcher aus einer in der ganzen Länge mit Buden beſetzten Straße beſteht. Süßigkeiten und Specereien aller Art ſind hier in unendlicher Menge ausgelegt und ziehen eine unzählige Menge von Fliegen an, die im Umkreiſe in Schwärmen ſummen und zur unerträglichen Plage werden. Die Hauptartikel, welche man auf dieſem Jahrmarkte zum Verkaufe bringt, ſind: Pferde, Kameele, getrocknete Früchte, Wallnüſſe, Confituren, Tabak und Kaſchemir-Shawls.

„Da ſieht man eine Menge beiſammen,“ ſagt der Kapitän Skinner, „von allen Theilen der Erde, Elefanten, Kameele, Büffel, Kühe und Schaafe aller Art; ferner Hunde, Katzen, Affen, Leoparden, Bären und Chetas; zuweilen junge Tiger; die verſchiedenſten Gattungen von Rothwild, vom Elenthier bis zum Dammhirſch des Landes. Die Kaſchemir-Shawls findet man neben engliſchen Tüchern ausgebreitet; Korallen vom rothen Meere, Agate von Guzzarat, Edelſteine von Ceylon, Gummi und Specereien aus Arabien, Aſſa-Foetida und Roſenwaſſer von Perſien, welche Waaren von den Bewohnern jedes Landes nach dieſem Markte gebracht werden, liegen neben franzöſiſchen Uhren, engliſchen Saucen, chineſiſchen Marinaden, Parfumerien von Bond-ſtreet und aus der Straße Saint-Honoré. Ich habe in zwei neben einander ſtehenden Buden einen Topf Rouge végétal français, und das Henna verkaufen ſehen, womit die indianiſchen Schönheiten ihre Finger bemalen; das Spießglas, das den hübſchen Augen der Orientalen den ſchmachtenden Ausdruck verleiht, und alle Ingredienzien, die bei der Toilette einer Europäerin gebraucht werden.

Die Kaufleute verlangen gewöhnlich einen zehnmal höhern Preis, als den, welchen ſie zu erhalten hoffen dürfen, und wechſeln in ihren Forderungen, je nachdem ſie Begierde oder Gleichgültigkeit in dem Geſichte der Kaufluſtigen leſen. Nicht ſelten ſtimmt ein Pferdehändler ſeine Forderung im Verlaufe von wenigen Augenblicken von zehn tauſend Rupien auf tauſend herab. Iſt der Handel nahe am Abſchluſſe, ſo werfen ſich Käufer und Verkäufer ein Tuch über die Hände, und indem ſie nun einen Preis bieten, zeigen ſie ſich gegenſeitig durch Drücken der Finger an gewiſſen Stellen die Schritte an, die der Eine oder Andere zum Ziele des Geſchäftes thut. Obſchon mitten unter der Volksmaſſe, handeln ſie doch auf dieſe Weiſe insgeheim, und es gewährt dem Zuſchauer Vergnügen, beobachtet er das Intereſſe, welches ſich unter der angenommenen gleichgiltigen Miene verbirgt.“

Die Brahminen ſtrömen zur Zeit dieſer jährlichen Verſammlungen nach Hurdwar und ziehen eine unermeßliche Summe Geldes von den Gläubigen, welche ſich in den Gewäſſern des Ganges baden. Von jedem Erwachſenen, der ſich in den heiligen Strom begiebt, erpreſſen ſie bei dieſer Gelegenheit

Solution Let x be the number of hours the first car travels. Then $x + 1$ is the number of hours the second car travels. Since distance = rate · time, the first car travels $50x$ miles and the second car travels $60(x + 1)$ miles. Because the total distance is 330 miles, we have the equation

$$50x + 60(x + 1) = 330$$

$$50x + 60x + 60 = 330$$

$$110x = 270$$

$$x = \frac{270}{110} = \frac{27}{11} \approx 2.45 \text{ hours}$$

The first car travels for about 2.45 hours, and the second car travels for about 3.45 hours.

Example 3 **Mixing Solutions** A chemist has a 10% acid solution and a 25% acid solution. How much of each should be used to obtain 100 milliliters of a 15% acid solution?

Solution Let x be the number of milliliters of the 10% solution. Then $100 - x$ is the number of milliliters of the 25% solution. The amount of acid in the 10% solution is $0.10x$, and the amount of acid in the 25% solution is $0.25(100 - x)$. The amount of acid in the 15% solution is $0.15(100)$. Because the amount of acid in the first two solutions must equal the amount of acid in the third solution, we have the equation

$$0.10x + 0.25(100 - x) = 0.15(100)$$

$$0.10x + 25 - 0.25x = 15$$

$$-0.15x = -10$$

$$x = \frac{-10}{-0.15} = \frac{200}{3} \approx 66.67 \text{ milliliters}$$

The chemist should use about 66.67 milliliters of the 10% solution and about 33.33 milliliters of the 25% solution.

Example 4 **Mixing Solutions** A chemist has a 10% acid solution and a 25% acid solution. How much of each should be used to obtain 100 milliliters of a 30% acid solution?

Solution Let x be the number of milliliters of the 10% solution. Then $100 - x$ is the number of milliliters of the 25% solution. The amount of acid in the 10% solution is $0.10x$, and the amount of acid in the 25% solution is $0.25(100 - x)$. The amount of acid in the 30% solution is $0.30(100)$. Because the amount of acid in the first two solutions must equal the amount of acid in the third solution, we have the equation

$$0.10x + 0.25(100 - x) = 0.30(100)$$

$$0.10x + 25 - 0.25x = 30$$

$$-0.15x = 5$$

$$x = \frac{5}{-0.15} = -\frac{100}{3} \approx -33.33 \text{ milliliters}$$

Because x represents the number of milliliters of the 10% solution, x cannot be negative. Therefore, it is impossible to obtain 100 milliliters of a 30% acid solution by mixing the 10% solution and the 25% solution.

zen Haare, die Männer ihre ſtarken nervigten Glieder. Der reichſte Pilger ſchreitet ernſt durch den Fluß, auf jeder Seite von einem ehrwürdigen Brahminen geführt; ſo bald er mitten im Strome angelangt iſt, tauchen ihn ſeine beiden Wächter drei mal in das heilige Element und führen ihn ſodann ſtillſchweigend zum Geſtade zurück. Ihr Ernſt und das Schweigen haben etwas Feierliches für den eingebornen Zuſchauer, der dieſe heuchleriſchen Prieſter für Inſpirirte hält; für den Fremden aber iſt eine ſolche Scene eben ſo ſonderbar als unterhaltend, denn der Anblick einer auf mehr als hundert Ruthen im Fluſſe ſich drängenden Menge, kann gar leicht ſeine Lachluſt anregen. Von den Alligators hat man hier wenig zu befürchten; dieſe Thiere kommen im Ganges nicht ſo weit hinauf, ſie halten ſich gewöhnlich unten im Laufe des Fluſſes, wo ihnen reichlichere Beute zu Theil wird.

Folgende Umſtände veranlaßten das unſelige Ereigniß, welches in Hurdwar im Jahre 1820 ſtattfand. Am Ende der langen Straße, welche gegen den Ghaut ausmündet, führte ein ſchmaler Gang bis zu den Stufen. Dieſer Gang war ziemlich abſchüſſig und noch ſchmäler an der Seite des Fluſſes als an der der Hauptſtraße. Als nun der Augenblick des Untertauchens in den Fluß gekommen war, und da die Hindu's ſtets ſehr pünktliche Beobachter der Stunden und Jahreszeiten ſind, ſo ſtürzten ſich Alle zugleich in den engen Gang, der ſich in wenigen Augenblicken füllte.

Jedes Jahr aber ſieht man eine unermeßliche Zahl von Fremden ankommen, welche gierig ihre Abwaſchung in dem heiligen Waſſer am erſten Tage der allgemeinen feierlichen Eintauchung vorzunehmen ſuchen. Diejenigen, welche bei dieſer Gelegenheit gekommen waren, kannten die geringe Breite des Ganges nicht, und viele von ihnen, welche ſich hinter der Menge befanden, drängten dieſe vorwärts, ohne die Unglücksfälle zu ahnen, welche daraus entſpringen mußten. Das Gedränge wurde dadurch ſo ſtark, daß die Menſchen, welche das ſchmalſte Ende des Ganges erreicht hatten, nicht Zeit gewinnen konnten, ſich des Druckes dadurch zu entledigen, daß ſie den Nachfolgenden ihren Platz eingeräumt hätten, um eine Stellung gegen den raſchen Strom zu behaupten, der ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt forttrieb. Der Gang war ganz angefüllt, und durch die Mündung konnte man ſo ſchwer gelangen, daß ſich die Menge auf der einen Seite viel ſchneller häufte, als ſie auf der andern auszuſtrömen im Stande war. Endlich wurde die Hemmung ſo fürchterlich, und die ungeheure Maſſe lebender Weſen ſah ſich dergeſtalt zuſammengepreßt, daß ſie gänzlich unbeweglich blieb. Die Leute in der großen Straße wußten nichts von der Lage ihrer in dem ſchmalen Gange eingezwängten Gefährten, ſuchten mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen, und vermehrten die Gefahr auf dieſe Weiſe jeden Augenblick. Immer mehr wuchs der Haufen, immer mehr füllten ſich die Zugänge zum Ghaut mit den Menſchen, die ſich dahin begaben, bis am Ende der Gang völlig zugeſtopft war, und jeder Verſuch ſich zu befreien, fruchtlos blieb. Während dieſes ſchrecklichen

Cambridge, England, 1988. Pp. 1–16. [Also in Ref. 1.]

Abstract: Quantum mechanics is a theory of probabilities. The probabilities are those of the outcomes of measurements. Measurements are made by observers. Observers are physical systems. Physical systems are described by quantum mechanics. Thus quantum mechanics is a theory of probabilities that are those of the outcomes of measurements made by observers that are physical systems described by quantum mechanics.

ging, ſtieß ich an eine alte Frau, die von der Heftigkeit des unerwarteten Stoßes ſogleich umgeworfen wurde; ich half ihr alsbald wieder auf die Beine, doch nie in meinem ganzen Leben habe ich ein ſo völlig ſcheußliches menſchliches Geſchöpf erblickt*). Ihre grauen, ſchlecht gekämmten Haare fielen in wenigen, langen Döchten auf ihre verwitterten Schultern, wie die verdorrten Grashalme über den Rücken eines von der Sonne verbrannten Felſen da und dort herabhängen. Ihre Stirne ſchien gepflügt worden zu ſeyn, denn es waren ſo viele Runzeln darauf, daß man dazwiſchen kaum Raum für eine Nadelſpitze gefunden hätte. Ihre Haut war gleichſam auf die Backenknochen geleimt, ſo daß ſie dem Blicke die abſtoßende Anatomie des Geſichts mit einer beängſtigenden Genauigkeit entblößte. Sie hatte keine Naſe, es blieb nur eine leichte Spur davon, daß etwas Aehnliches auf dieſer jetzt ſo widerwärtigen Phyſiognomie vorhanden geweſen ſey. Die Augen lagen ſo tief, und die Lieder waren ſo zuſammengedrückt, daß man kaum die trüben, matten Augenäpfel erkennen konnte.

Im Augenblicke, da ich ihr aufſtehen half, ſpie dieſes Monſtrum in der Geſtalt eines Weibes einen ſolchen Strom unfläthiger Verwünſchungen gegen mich aus, daß ich mich mit Ekel von ihr entfernte. Ich erfuhr ſpäter, daß ſie im Rufe einer Zauberin ſtand. Es giebt verſchiedene Arten von Zauberinnen und Magiern in dieſem Lande; die furchtbarſten ſind die Dſchiggerkhars oder Leberfreſſer.

„Ein Individuum dieſer Claſſe vermag jeder andern Perſon die Leber durch Blicke oder magiſche Sprüche zu rauben. Nach andern Verſionen dürfen ſie einen Menſchen nur anſchauen, um ihm den Gebrauch ſeiner Sinne zu entziehen. Sie entwenden ihm dann etwas das einem Granat-Saamen ähnlich ſieht, und verbergen es ſorgfältig. Der Dſchiggerkhar wirft hierauf das Korn auf das Feuer, wo es aufſchwillt, und vertheilt es unter ſeine Verbündete; dieſe Ceremonie endigt das Leben der bezauberten Perſon. Ein Dſchiggerkhar kann ſeine Kunſt auch einem andern beibringen, indem er ihn in den Zaubergeſängen unterrichtet und ein Stück von dem Leberkuchen verzehren läßt. Man ſagt auch, ſie können ſich in ſehr kurzer Zeit auf große Entfernung mittheilen, und wenn man ſie mit einem Steine am Halſe in das Waſſer werfe, ſo ſinken ſie dennoch nicht auf den Grund. Um ſie ihrer ſchädlichen Macht zu berauben, brennt man ihre Schläfe und jede Gliederfuge mit heißem Eiſen, füllt ihre Augen mit Salz, hängt ſie während vierzig Tagen in einer unterirdiſchen Höhle auf und ſpricht gewiſſe magiſche Formeln über ſie. In dieſem Zuſtande nennt man ſie Detchereh. Obwohl ſie nach dieſer Behandlung die Fähigkeit verloren haben, das Leben Anderer zu

*) Die Frauen von Hindoſtan ſind in der Jugend außerordentlich ſchön, aber im Alter werden ſie abſchreckend häßlich.

zerſtören, ſo behalten ſie doch das Vermögen jeden andern Dſchiggerkhar zu erkennen, und man bedient ſich ihrer Hülfe, um dieſe Feinde des Menſchengeſchlechts zu entdecken. Durch Zaubermittel oder gewiße Tränke können ſie auch viele Krankheiten heilen. Man erzählt viele andere eben ſo wunderbare Geſchichten von ihnen."

Während unſeres Aufenthalts in dieſer Stadt ſchloßen wir uns an eine Tigerjagd an, welche mehre Meilen von der Stadt in einem dichten, an Wild reichen Walde gehalten wurde. In dieſem Theile des Landes ſind die Gehölze ſo ſehr mit Raubthieren bevölkert, daß wir nicht Gefahr liefen, in unſeren Hoffnungen auf eine treffliche Jagd getäuſcht zu werden. Unter den Hindus, die ſich bei unſerem Trupp befanden, waren Bogenſchützen, die ihre Waffen mit ſolcher Geſchicklichkeit handhabten, daß ihre Pfeile ohne alle Schwierigkeit eine Krähe im höchſten Fluge erreichten. Kaum waren wir im Gehölze eingedrungen, als ein mächtiger Tiger hinter einem Bambusſtamme aufſprang. Er konnte unmöglich vorwärts fliehen, denn der Weg war ihm von mehren auf Elefanten reitenden Jägern verſperrt. Die Thiere gaben augenſcheinliche Zeichen von Schrecken bei Annäherung ihres furchtbaren Feindes; dieſer hielt einen Augenblick an und ließ ein langes Gebrüll vernehmen, aber das Geſchrei, das ſich hinter ihm erhob, bewog ihn vorwärts zu ſchreiten. Plötzlich ſprang er gegen einen der Elefanten, der, ſo bald er ihn gegen ſich kommen ſah, augenblicklich ſo umdrehte, daß er nur die am wenigſten verwundbare Seite ſeines Körpers den Angriffen ſeines behenden Widerſachers ausgeſetzt ließ. Nun ſprang ihm der Tiger auf das Kreuz, ſtieß ſeine furchtbaren Klauen daran ein, und zerfleiſchte ihn dergeſtalt, daß er vor Schmerz aufſchrie. So gepackt drückte der Elephant die plumpe Maſſe ſeines Körpers gegen einen Baum, an den er ſich zum Glücke ſtellen konnte, und quetſchte den Tiger ſo unbarmherzig, daß dieſer ſo ſchnell als möglich losließ und vom Kreuze ſeines Feindes herab ſprang. Mit einem zweiten Sprunge ſetzte er abermals gegen das Dickicht, von dem er ſich erhoben hatte. Aber er mußte ſogleich wieder am Fuße eines Pipuls anhalten, und in Folge ſeiner Anſtrengungen und der Quetſchung, die er ausgeſtanden, hörte man ihn heftig ſchnaufen.

Ein indiſcher Jäger (Schikarry), der ſich in den niederen Zweigen des Baumes verborgen gehalten hatte, feuerte in dieſem Augenblicke ſein Gewehr auf den Tiger ab; die Kugel traf mitten auf die Stirne. Er fiel rückwärts, wälzte ſich auf dem Boden, und ſchon wollte der Jäger, der ihn auf den Tod verwundet glaubte, von ſeinem Baume herabſteigen, als ſich zu ſeinem großen Schrecken das wüthende Thier ihm entgegenſtürzte, ihn mit den Klauen bei den Beinen packte und unfehlbar zu Boden geriſſen hätte, wäre nicht einer der Bogenſchützen zu ſeiner Befreiung herbeigeeilt; der letztere ſchoß ſo ſicher, daß der Pfeil durch das rechte Auge und den Schädel drang. Im Augenblicke ließ der Tiger von ſeiner Beute ab und fiel todt nieder, wäh-

rend man ſich beeilte, den armen Schikarry aus ſeiner kritiſchen Lage zu bringen. Er kam mit einigen ziemlich ſchweren, aber nicht gefährlichen Fleiſchwunden weg. Als man das todte Thier unterſuchte; ſah man, daß die Kugel an der Härte des Schädels abgepraallt war, den ſie nur, unter der Haut bis am linken Ohr vorüber dringend, geſtreift hatte, wodurch der Tiger bloß betäubt worden war.

Die Wunden des Elefanten waren ſo bedeutend, daß ihn der Schmerz mehre Tage ſtätig machte, und man mußte ſchmeicheln und drohen, bis er ſich endlich wieder in das Gehölz wagte. Die Elefanten hegen im Allgemeinen große Furcht vor den Tigern, und oft ſträuben ſie ſich, einem Orte auf ein paar Schritte zu nahen, wo ſich ein ſolches Thier befindet, wäre es ſogar todt.

Ehe wir Hurdwar verließen, machten wir einen kurzen Ausflug nach den Ebenen am Fuße des Himalaya-Gebirges. Dort fanden wir ein köſtliches Klima und ein Land von unbeſchreiblichem Wechſel der Schönheit. Alles, was man in dieſer Gegend ſieht, iſt geeignet den Künſtler, und den Naturfreund zu feſſeln. Auch dem Jäger bleibt ſeiner Seits nichts zu wünſchen übrig; es wimmelt von Wildbret aller Art, und kein Tag ging vorüber, ohne daß unſere Tafel reichlich damit verſehen war.

Nachdem wir einige Wochen im Schoße dieſer reizenden Thäler zugebracht hatten, begaben wir uns wieder nach Hurdwar, von da ſchifften wir den Ganges hinab und kehrten nach Calcutta zurück.

Die Glocken

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zu dem Amte, das wir stiften,
Tut ein jeder seine Pflicht,
Und bei nachbarlichem Stiften
Reicht die Hand zum Guten nicht!
Wenn die Kraft sich paart,
Wird die Arbeit zart,
Wenn die Hände sich regen schnelle,
Rinnt die Arbeit dann zur Stelle.

Wenn sich Meister rühmen dürfen,
Was sie Tüchtiges getan,
Wenn sie mit gelungenen Werken
Vor die Welt treten dann,
Dann mag Ehre werden
Jedem nach Verdienst,
Unverdienter Preis
Ist der Meisterschaft nicht nütze.
Nur die Arbeit lohnt der Stütze.

Nun, ihr Brüder, laßt uns rühren
Mit Bedacht das Werk vollbringen!
Wenn die Räder schnell sich drehen,
Wenn die Funken hell aufspringen,
Wenn mit starkem Arm
Es die Hammer schwingen,
Wenn der Blasebalg
Mit Gewalt die Luft eintreibt,
Wenn die Masse brennt,
Wenn sie fließt,
Wenn sie schäumt,
Wenn sie kocht,
Wenn sie wallt,
Wenn sie sich mischt,
Wenn sie sich ballt,
Wenn sie sich dehnt,
Wenn sie sich streckt,
Wenn sie sich reckt,
Wenn sie sich hebt,
Wenn sie sich senkt,
Wenn sie sich regt,
Wenn sie sich bewegt,
Wenn sie sich schwingt,
Wenn sie sich dingt,
Wenn sie sich bildet,
Wenn sie sich rundet,
Wenn sie sich glättet,
Wenn sie sich rötet,
Wenn sie sich bläht,
Wenn sie sich dreht,
Wenn sie sich spreizt,
Wenn sie sich reift,
Wenn sie sich steift

entſchloſſen, ſich das ganze Gebirgsland zu unterwerfen, mit aller Kraft dieſes Ziel zu erreichen ſtrebte. Zuvörderſt unterjochte er das fruchtbare Thal von Nepaul, den Schlüſſel ſeiner künftigen Eroberungen. Dieſes Thal umfaßte eine weite Strecke fruchtbaren Landes, das keinen Herrn hatte, und deſſen reiche und mannigfache Erzeugniſſe ihm eine ergiebige Erndte verſprachen. Der ehrgeizige Häuptling ſtarb bald nach dieſer wichtigen Eroberung; ihm folgte ſein Sohn, ein wilder, nicht minder unternehmender Krieger. Er ſetzte den Plan ſeines Vaters mit der ihm eigenen Charakterſtärke fort. Durch ſeine Nachfolger im Beſitze mächtiger Hülfsquellen, wendete er ſeine Waffen gegen die kleinen Regenten des Gebirges, die er trotz ihres kräftigen Widerſtandes in kurzer Zeit unterjochte. Er ward ermordet, worauf ihm ein Fremder von gleichem Range, Namens Umurſing-Thappa folgte, der nicht nur über den Staat Ghurka, ſondern auch über die angränzenden Gebirgs-Diſtricte die Oberherrſchaft uſurpirte. Unter dem Joche dieſes Tyrannen ſahen ſich die Gebirgsbewohner ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beraubt.

Die Ghurka'ſchen Krieger, gewöhnt an eine ſtrenge, aber regelmäßige Disciplin, und mit erfahrungsreichen, umſichtigen Führern verſehen, ſind den übrigen indiſchen Truppen, die wie ſie, nichts von der europäiſchen Taktik verſtehen, häufig überlegen. Die Gefahr verachtend, ſind ſie ſtets bereit dem erſten beſten Feinde, der ſie angreift, Trotz zu bieten. Gehorſam iſt in ihren Augen die erſte Pflicht des Soldaten. Daher opfern ſie auch ihr Leben ohne Zögern der Vollziehung des einmal gegebenen Befehls. Die geringſte Verletzung deſſelben iſt in ihren Augen die größte Beſchimpfung. Ohne einen richtigen Begriff vom Recht, aber beſeelt vom höchſten Pflichtgefühle, gehorchen ſie der Autorität, die ihnen befiehlt, mit ausdauernder und unerſchütterlicher Treue, welche ſelbſt die unmenſchlichſte Behandlung nicht abwendig zu machen vermag. Im höchſten Grade empfänglich für das Gefühl der Ehre, iſt es ein ſeltener Fall, daß ſie das Vertrauen ſelbſt eines Fremden verrathen. Eine lange Reihe von Siegen und ihre wohlbekannte Ausdauer in Vertheidigung ihrer Eroberungen erhob ſie zu Feinden, die für unſere Truppen in dem Kriege gegen Nepaul nichts weniger als verächtlich erſchienen.

Als Beweis des entſchloſſenen Charakters, welchen die Ghurka'ſchen Krieger in der Vertheidigung ihrer Eroberungen entwickeln, mag die Erzählung einer merkwürdigen Thatſache, welche ſich im Jahre 1814 ereignete, genügen.

Eine ſtarke Truppen-Abtheilung unter dem Commando des Oberſten Gillespie, eines der tapferſten engliſchen Offiziere, ward zur Belagerung der kleinen Feſtung Kalunga in der Provinz Dhun abgeſendet. Oberſt Gillespie hatte das Unglück, beim Sturme getödtet zu werden. Die Beſatzung war etwa 300 Mann ſtark, während das Belagerungscorps wenigſtens 3000 Mann zählte und von muthigen Offizieren voll Erfahrung geführt wurde. Nach einem blutigen Kampfe, in welchem die Letztern viele Leute verloren, ward

das Fort von dem Reſte der Beſatzung, beſtehend aus 70 Mann, geräumt, welche ſich mitten durch die von ihren Feinden beſetzten Engpäſſe gewaltſam Bahn brachen, und mit Zurücklaſſung einer kleinen Anzahl Todter, entkamen. Am folgenden Morgen nahm der Offizier, welcher dem Oberſten Gillespie im Commando gefolgt war, Beſitz von dem Fort, wo er nur noch eingeſtürzte Mauern und leichenbedeckte Trümmer fand. Jetzt erſt konnte man den verzweifelten Widerſtand beurtheilen, welchen eine Hand voll halbciviliſirter Krieger gegen weit überlegene, trefflich disciplinirte und von den geſchickteſten Offizieren des engliſch-indiſchen Heeres geleitete Streitkräfte geleiſtet hatte. Was die Belagerten gethan und gelitten hatten, überſtieg allen Glauben. Die Sieger überzeugten ſich vollkommen von der heroiſchen Geduld und dem unbezwinglichen Muthe der Vertheidiger, bei dem furchtbaren Anblicke, der ſich ihren Augen darbot. Die dumpfen Seufzer der Sterbenden zerriſſen das Ohr. Auf dem Boden lagen die Glieder der von den Bomben Verſtümmelten umher. Auf der Stelle, wo jeder die Todeswunde erhalten hatte, lagen die entſtellten ſchwärzlichen, ſchon in Fäulniß übergegangenen Leichen. Die Reſte der im Anfange dieſer mörderiſchen Belagerung Gefallenen waren nur halb mit Erde bedeckt und verpeſteten die Luft durch ihren Geruch. Unter den Todten und Sterbenden fanden ſich auch Weiber und Kinder, gräßlich entſtellt, von denen einige mit jammervoller Stimme um einen Tropfen Waſſer flehten, ihren wüthenden Durſt zu ſtillen, der ſie verzehrte, wodurch die unerträglichen Qualen noch verlängert wurden.

Alle Sorgfalt, welche die Menſchlichkeit gebot, ward den Unglücklichen zu Theil, allein nur wenige kamen mit dem Leben davon. Mehr als 100 Leichen wurden auf einen Holzſtoß gelegt und von unſern eingebornen Truppen verbrannt; die Verwundeten wurden den engliſchen Wundärzten übergeben, denen es gelang, einige derſelben zu heilen.

Gefangene wurden nur wenige gemacht. Zum Beweiſe, daß die Sieger ihren Muth zu würdigen wußten, wurden ſie mit größter Milde behandelt. Die Jahrbücher des Kriegs in Indien bieten wenige Waffenthaten dar, welche der Belagerung von Calunga zu vergleichen, — keine, welche über dieſelbe zu ſetzen wäre. Die einzige, welche eine Parallele mit derſelben aushält, iſt die berühmte Belagerung von Nurtpor, wo der alte Commandant Lake die härteſte Niederlage während ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn in Indien erlitt; gleichwohl iſt bekannt, daß dieſelbe für ihn die Quelle unverſiegbaren Ruhmes ward.

Trotz der beträchtlichen Verluſte, welche die Ghurka's in dieſem Kriege erlitten, zeigten ſie dennoch keine Spur jener feindſeligen Rachgier, welche man ihnen in früherer Zeit zuſchrieb, und die man auch heutzutage noch bei den indiſchen Stämmen häufig findet. Auch keiner ungerechten Wiedervergeltung gaben ſie ſich hin. Sie behandelten die Gefangenen mit der größten Menſchlichkeit und zeigten bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen gegen

die engliſchen Offiziere, deren überlegene Taktik ſie mit jener offenen Treuherzigkeit eines tapfern und edelmüthigen Feindes heraushoben. Folgender Beweis dieſes Vertrauens verdient angeführt zu werden.

Während das Geſchütz der Belagerer mit jeder Salve Tod und Verwüſtung in das Fort ſchleuderte, trat ein verwundeter Ghurka'ſcher Krieger auf die Breſche und machte ein Zeichen mit der Hand, als ob er parlamentiren wolle. Sogleich ward das Feuer eingeſtellt, und der Soldat mit Güte aufgenommen. Eine Kanonenkugel hatte ihm den untern Theil des Geſichts weggenommen; er ward den Wundärzten zum Verbande übergeben, und der Zufall wollte, daß er nach einer langen und zweifelhaften Kur wieder hergeſtellt wurde. Sobald er im Stande war, jeder Pflege zu entbehren, brach er zu ſeinen Landsleuten auf, nachdem er erklärt hatte, daß er ſeine Anſtrengungen mit den ihrigen vereinigen werde, das Land gegen einen edelmüthigen Feind zu vertheidigen, der aber nichts deſtoweniger der Feind ſeines Volkes ſey. — Der Kampf dauerte nicht mehr lange, und bald ſahen ſich die Gebirgsbewohner mit Hülfe der Engländer von der Herrſchaft der Ghurka's befreit.

Die Eingebornen dieſes wilden und ungaſtfreundlichen Landes flößen weder durch ihr Aeußeres, noch durch ihre Sitten und Gebräuche das mindeſte Intereſſe zu ihren Gunſten ein. Einige Diſtricte machen hievon, jedoch nur ſelten, eine Ausnahme, indem ſich dort einige Individuen fanden, welche an die Race der edlen und tapfern Bergbewohner erinnern. Im Durchſchnitte iſt der Menſchenſchlag klein von Körperbau, aber ihre Glieder ſind nervigt und biegſam, was ihnen Kraft und Behendigkeit verleiht. Ihre Geſichtsbildung iſt nicht einnehmend; ihr Anblick flößt nur Mitleiden mit dem Zuſtande der bürgerlichen und ſocialen Degradation ein, in welcher ſie dahin leben, und ihr knechtiſches und niedriges Benehmen trägt noch mehr dazu bei, dieſen ungünſtigen Eindruck zu befeſtigen. Unter den Bauern befinden ſich ſelbſt die Vornehmſten, Zemindars genannt, welche viel Grundeigenthum beſitzen und vergleichungsweiſe ein wohlhabendes Leben führen, vom moraliſchen Geſichtspunkte aus betrachtet, in keiner beſſern Lage, als ihre Untergebenen. Sie geben ſich denſelben Laſtern einer niedrigen knechtiſchen Handlungsweiſe und der Falſchheit hin. Bei jeder Gelegenheit, die ſich darbietet, lügen und ſtehlen ſie. Ihre Unwiſſenheit macht der Menſchheit Schande, und dennoch beſitzen ſie jene Verſtellungsgabe, welche man bei entarteter Intelligenz ſo häufig findet, im höchſten Grade. Selbſt ihre Fürſten theilen dieſe Laſter, die Unwiſſenheit und die Verachtung alles Unterrichts, wodurch im Verhältniſſe zu ihrer größern Macht unendliches Unheil entſteht.

Ich erwähnte oben der großen Muskelkraft dieſer Stämme und beſonders derjenigen der ärmern Klaſſen. Bei den meiſten ſind die Beine in gar keinem Verhältniſſe zu dem übrigen Körper. Von den Knöcheln bis zur Hüfte zieht ſich ein Gewebe von Muskeln hinauf, das für einen Rieſen von 6 Fuß

aſſen würde, und doch ſind nur wenige größer als 5 Fuß. Allein das thätige Leben dieſer Menſchen erklärt die außerordentliche Entwickelung ihrer Muskeln auf eine einfache Weiſe. Von Kindheit an gewohnt, die ſteilſten Berge oft mit ſchweren Laſten beladen zu erklimmen, erlangen ihre Muskeln eine Elaſtizität, welche man bei den Bewohnern der Ebene nirgends findet. Andrerſeits härtet ſie die Kälte ab, der ſie ausgeſetzt ſind, und macht ſie ganz geeignet, der Strenge aller Klimate zu trotzen. Häufig trägt einer dieſer Bergbewohner eine Laſt von 90 bis 100 Pfunden 5 Stunden weit auf holprigen und ſo ſchmalen Pfaden, daß ſie kaum für Ziegen gangbar zu ſeyn ſcheinen. Mit derſelben Laſt klettert er längs ſenkrechte Felſen, oder ſchwingt ſich die ſteilſten Abhänge hinab, ohne daß ihm dieß alles die geringſten Schwierigkeiten macht.

Trotz ihrer ſocialen Herabwürdigung bilden die Gebirgsbewohner des Himalaya dennoch eine in vielen Beziehungen außerordentliche Menſchenrace. Es ſind nicht alle moraliſchen Fähigkeiten in denſelben erſtickt, die Laſter überwiegen nur die guten Eigenſchaften. Der Bewohner jenes Landes iſt der Sclave ſeiner Leidenſchaften und eines unüberwindlichen Egoismus.

Die hervorſtechendſten Laſter des aſiatiſchen Charakters, Zorn, Verrath, rohe Rachſucht, grollende Falſchheit, niedrige Kriecherei ſind vielleicht bei dieſem Volke nichts anderes als eine Folge ſeiner Berührung mit den Bewohnern der Ebene. Ueberdieß ſind ihre Fürſten vermöge des tödtlichen Haſſes und des Streites, den ſie gegen einander führen, gleich den Feudalherren des Mittelalters, für ſie eine Quelle der abſcheulichſten Beiſpiele. Der erbliche Haß iſt ſelbſt unter den Familien der niedern Stände ſo unverſöhnlich, daß nur die Ausrottung einer der beiden Partheien ihn zu tilgen vermag. Was die Handlungen perſönlicher Rache anbelangt, ſo findet ihre blutgierige Grauſamkeit kaum bei den geſunkenſten Völkern Central-Afrikas ihres Gleichen. Diejenigen, welche durch Reichthum und höhere Geburt die Ergebenheit ihrer Vaſallen durch die Ausſicht auf Raub ſich zu verſchaffen im Stande ſind, fallen über ihre ſchwächern Nachbarn her, plündern ſie aus und überlaſſen es ihnen ſofort, bis auf denjenigen Tag auf Rache zu ſinnen, an welchem ſie dieſe auszuüben vermögen. Als Beweis, welchen geringen Werth ſie auf ein Menſchenleben legen, dient, daß der geringſte Scherz häufig mit Blut bezahlt wird, und mit wahrer Wolluſt ſieht der Beleidigte den Todesqualen ſeines Opfers zu. Inmitten dieſes tief geſunkenen ſittlichen Zuſtandes iſt es kaum nöthig zu bemerken, daß die Tugend unter den Frauen eine unbekannte Sache iſt.

Die Sillenis, oder Träger, eine zahlreiche Klaſſe der ärmſten Gebirgsbewohner, geben ſich der Faulheit in ſolchem Grade hin, daß ſie häufig nur durch Schläge vorwärts gebracht werden können. Für Worte ſind ſie gänzlich taub. Oft werfen ſie auf den gefährlichſten Pfaden plötzlich ihre Laſt ab und

legen ſich am Rande der Abgründe nieder, auf die Gefahr hin, bei der geringſten Bewegung hinabzuſtürzen.

Die Frauen des Himalaya ſind von der Natur mehr begünſtigt, als die Männer; ſie ſind ſchlank, und ihre Geſichtsbildung iſt minder unſchön. Die meiſten ſind gut gewachſen und haben jene zarten, reinen Geſichtszüge, welche die indiſchen Frauen im Allgemeinen ſo ſehr auszeichnen. Ihr Aeußeres iſt ſogar angenehmer, als das der im flachen Lande wohnenden Weiber; ihre Haut iſt nicht dunkler, als die der Spanierinnen und Italienerinnen; ſie verlieren jedoch ihre Reize ſehr bald und werden im Alter häßlich. Dieſe ſchnelle Verwandlung, die Quelle bittern Leidweſens für das ſchöne Geſchlecht des ganzen Landes, wird vielleicht dadurch beſchleunigt, daß ſie fortwährend dem häufigen Wechſel des Klimas und der Witterung ausgeſetzt ſind. Sie werden nicht eingeſchloſſen, gleich den Frauen der höhern Klaſſen in andern Theilen Indiens. Die rohe Eiferſucht, welche den Charakter der Hindus beherrſcht, iſt in dieſen Bergen unbekannt. Die Frauen genießen einer Freiheit, von der ſie den weiteſten Gebrauch machen, und die ſich mit den Geſetzen der Moral und der ſocialen Schicklichkeit keineswegs verträgt. Ohne alle Scham leben ſie mit den Männern zuſammen, wodurch ſie jenes Selbſtvertrauen vor Fremden erlangen, das bei den civiliſirteſten Nationen nur den höhern Klaſſen ihres Geſchlechtes eigen iſt.

Dieſe Gebirgsbewohner betrachten ihre Weiber und Töchter als den koſtbarſten Theil ihres Eigenthums. Sie unterziehen ſich den Arbeiten des Ackerbaus mit eben ſo viel Fleiß und Geſchicklichkeit als die Männer, und eben dadurch entziehen ſie ſich jener Gefangenſchaft, welche im Allgemeinen auf den indiſchen und muſulmaniſchen Frauen ſo ſchwer laſtet. Allein ihre unbegrenzte und zu weit getriebene Freiheit ſetzt ſie Unannehmlichkeiten aus, welche vielleicht noch ſchlimmer ſind, als jene Gefangenſchaft. Sie verlieren die Achtung und Liebe der Männer, die, obgleich ſie gar nichts auf gute Sitten halten, dennoch einen Ekel gegen Alles empfinden, was ſich davon entfernt. Daher kommt es, daß ſie ihren Frauen nicht die geringſte Feſſel anlegen, während ſie andrerſeits denſelben auch nicht die geringſte Rückſicht angedeihen laſſen.

Dieſe Gleichgültigkeit einerſeits, und der Mangel jedes zärteren Gefühles andrerſeits bringt in dieſen Bergen einen der ſonderbarſten Gebräuche hervor, welche die Geſchichte der Menſchheit darbietet. Viele Männer leben in gemeinſchaftlichem Umgange mit einer Frau. Es herrſcht ſonach hier die Polyandrie, welche der Polygenie der Muhammedaner entgegen geſetzt iſt. Eine Frau des Himalaya wird häufig das ungetheilte Eigenthum mehrer Brüder, von denen jeder insbeſondere ſich mit ihr kraft eines unauflöslichen bürgerlichen Vertrages verbindet. Die concurrirenden Gatten leben in der innigſten Eintracht. Streitigkeiten ſind höchſt ſelten unter denſelben. Wahr iſt es

allerdings, daß dieſe Männer mit ihren ſonderbaren Gebräuchen ſehr ſtrengen geſelligen Geſetzen unterworfen ſind, und daß ſie dieſe mit gewiſſenhafter Genauigkeit befolgen. Das erſtgeborne Kind gehört ſtets dem älteſten der Brüder, und ſo wechſelt die Vaterſchaft der Ordnung nach ab.

Die allgemeinen Begriffe dieſer Volksſtämme über die Tugend der Frauen müſſen als nothwendige Folgen jenes ſonderbaren Gebrauches betrachtet werden, deſſen Urſprung übrigens zu unbekannten, nicht mehr zu entdeckenden Quellen hinaufſteigt.

Der unter den rajputiſchen *) Stämmen häufige Kindermord zwang dieſe Stämme, ihre Frauen aus ſolchen Racen zu wählen, welche in näherer Blutsverwandſchaft mit ihnen ſtanden. Da die Gebirgsvölker des ſüdlichen Theils des Himalaya auf eine gewiſſe Blutsverwandſchaft mit den Rajputen Anſpruch machen, ſo laſſen ſich die häufigen Entführungen von Seiten dieſer letztern erklären, weil nur dadurch der Erſatz der Kraft des Geſetzes ermordeten Kinder weiblichen Geſchlechtes möglich wird; und hieraus entſpringt wieder die Seltenheit der Frauen bei den Nachbarſtämmen der Gebirgsvölker, für welche die Polyandrie das einzige Mittel iſt. Noch heutzutage werden die jungen Mädchen der Gebirgsbewohner in das ebene Land gebracht und dort mehr oder minder theuer verkauft, je nachdem ſie mehr oder weniger ſchön zu werden verſprechen. Die unaufhörlichen Mordthaten, welche die rajputiſchen Stämme entvölkern, zwingen ſie, ihre Weiber aus andern Stämmen zu nehmen. Wäre der Ort, woher ſie dieſelben beziehen, auch noch zweifelhaft, ſo ſcheint mir das Beſtehen der Polyandrie im Himalaya ganz geeignet, dieſen Zweifel zu löſen.

*) Noch vor etwa dreißig Jahren war es allgemeine Sitte der Rajputer, ihre Kinder weiblichen Geſchlechts unmittelbar nach der Geburt zu tödten, aus Furcht ſie nicht paſſend unterzubringen. Dieſer barbariſche Gebrauch ward in Folge der Bemühungen des Herrn Duncaur, des frühern Gouverneurs von Bombay, abgeſchafft.

Wohnungen der Bergbewohner. Die Civilians von Calcutta.

Es iſt eine auffallende Thatſache, daß die Bewohner des Himalaya, ſo entartet ſie ſind, und ſo weit ſich ihre Gebräuche von denen anderer civiliſirter Völker entfernen, dennoch unter gewiſſen Umſtänden im Aeußern ein gekünſteltes Benehmen zeigen, das man bei ungleich vorgerückteren Nationen nicht findet. Neben ihren rohen Sitten und der knechtiſchen Kriecherei gegenüber von Höheren, oder von ſolchen, von denen ſie etwas zu erwarten haben, zeigen dieſe Menſchen eine Leichtigkeit und Anmuth in ihrem Benehmen, welche zum wenigſten derjenigen aller europäiſchen Gebirgsvölker gleichkommt. Ihr Auftreten iſt offen und ohne Verlegenheit, beſonders wenn ſie keine Abſicht haben, denn in dieſem letzteren Falle nehmen ſie gern ihre halbwilde Unterwürfigkeit wieder an. Die Meiſten ſind gut gekleidet; ihre gut, reinlich und bequem erbauten Wohnungen ſind den beſcheidenen Hütten Schottlands oder der Alpen weit vorzuziehen. Nur die Wohnungen des ärmeren Theils machen hier, wie überall, eine Ausnahme.

Die Bauern dieſer Berge beurkunden ein ungewöhnliches Talent im Anbau, wenn man die undankbare Beſchaffenheit des Bodens und die unregelmäßige Lage deſſelben berückſichtigt.

Mit Staunen ſieht man reifende Saatfelder auf den ſteilen Abhängen der Berge, wo der Fuß des Menſchen kaum zu haften vermag. Nur die Erfahrung des Ackerbaues und ein ausdaurender Fleiß konnten dieſes Reſultat hervorbringen. Rauhe Felſen und Abgründe, mit wildem Unkraut überwachſen, ſind in fruchtbare Felder verwandelt. Die Weiden ſind mit Heerden, die Thäler mit Aehren bedeckt, und es gewährt nicht geringen Troſt, daß in einem Lande, das ſowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht einen ſo zurückſtoßenden Anblick darbietet, der Menſch, obwohl auf der unterſten Stufe geſelliger Entartung befindlich, dennoch ein gewiſſes Etwas bewahrt hat, das ihn auf der Stufenleiter der Menſchheit wieder einigermaßen erhebt.

Im Ganzen genommen ſind die Wohnungen der Bergbewohner ziemlich bequem und, wenn man die Gewohnheiten des Landes in Betracht zieht, im allgemeinen reinlich gehalten. Sie beſtehen aus zwei bis drei Stockwerken. Der untere Raum dient zur Aufnahme des Viehs und der größern Geräthſchaften; in den obern Stockwerken wohnt die Familie. Die Zimmer haben abgehobelte und wohl aneinander gepaßte, tannene Bretterböden; ſie ſind

nicht sehr geräumig; dabei ist für hinreichende Helle und für Abhaltung der Kälte gesorgt. Statt der Fenster sind kleine Oeffnungen in den Mauern und zwar immer auf der von der Wetterseite abgewandten Wand angebracht. Man findet deren nie mehr, als die Nothwendigkeit bedingt. Da das Glas ihnen unbekannt ist, so werden die Fenster bei Nacht, zum Schutze gegen die Kälte mit wohl passenden dünnen Holzscheiben geschlossen, wodurch der Zweck vollkommen erreicht wird. Die Mauern der Häuser sind von Erde aufgeführt; häufig sieht man auf denselben einige der sonderbaren Figuren ihrer Mythologie gemalt. Der Heerd befindet sich stets in der Mitte des Gemachs; er besteht aus einem einfachen Steine, auf welchem das Feuer gemacht wird. In Ermanglung der Kamine zieht sich der Rauch zu den Fenstern hinaus; da diese jedoch sehr klein sind, so entwickelt sich hieraus ein Rußgeruch, der nur für solche erträglich ist, die durch die Länge der Zeit daran gewöhnt sind. Die ganze Familie schläft bunt durch einander in einem Bette, welches in einer mit weichem Laube gefüllten Matratze besteht, die in einem Winkel des Zimmers unter den Fenstern liegt, so daß man dadurch gegen die eindringende Nachtluft geschützt ist. Die einzigen Geräthschaften, welche in diesen Wohnungen zu finden sind, bestehen aus einigen irdenen Gefässen von verschiedener Form und zu verschiedenem Gebrauche. Man gelangt in jedes Stockwerk mit Hülfe eines starken Balkens, der von Fuß zu Fuß Einschnitte hat, und an welchem die Bewohner eben so rasch als geschickt hinanklimmen.

Obgleich die Wohnungen in den Gebirgen ziemlich reinlich gehalten sind, so ist es doch rein unmöglich, das Ungeziefer daraus zu vertreiben, das unter diesem Himmelsstriche in solchem Ueberflusse vorhanden ist, daß es für Fremde zu einer unerträglichen Plage wird. Die Eingebornen halten diese Geißel jedoch eher für einen Vortheil, als für eine Qual. Ihren Ansichten zu Folge erregen diese Schwärme von Insekten, welche sich fortwährend auf ihren Körper werfen, die Thätigkeit der Haut, und verhindern jene Erschlaffung, welche man häufig in kalten Ländern findet, wo das Blut nicht immer in der gehörigen Thätigkeit erhalten wird. Ist ihr Körper dergestalt mit Ungeziefer bedeckt, daß dessen Menge ihnen lästig wird, so stürzen sie sich angekleidet in das Wasser und vernichten auf diese Weise in einem Augenblicke ganze Myriaden dieser zudringlichen Gäste.

Der Abstand zwischen der aristocratischen Wohnung eines reichen Civilians*) von Calcutta und den rohen Hütten dieser kräftigen Gebirgsbewohner ist höchst auffallend. Der erstere ist umgeben von Allem, was Reichthum und Luxus nur immer aufzutreiben vermögen. Auf einem bequemen Lehnstuhle sitzend, ein Bein nachläßig auf einen eleganten Mahagonitisch ausge-

*) So heißen in Ostindien alle Civilbeamten der Compagnie und der Regierung, und zuweilen sogar die Pflanzer, im Gegensatz zu den Militärpersonen.

ſtreckt, das andere auf einen prachtvollen Marah (Tabouret) geſtellt, raucht er ſeinen Hukah mit all' der Indolenz, welche eine Temperatur von 94 Graden (Fahrenheit) einflößt. Sein Sircar*) nähert ſich ihm mit einem tiefen Salaam, um ſeine Befehle für den heutigen Tag zu empfangen. Der Houkahbadar**) ſteht immer bereit, den erſchöpften Millam zu erſetzen; der Pidah***) — um die Befehle ſeines Herrn nach allen Richtungen hinzutragen, während ein Sclave mit der Handhabung des Punka****) beauftragt iſt und ihm unaufhörlich mit dem breiten Palmblatt friſche Luft zufächelt. Für alle ſeine Bedürfniſſe iſt zum Voraus geſorgt, ihm ſelbſt bleibt nichts anderes zu thun übrig, als zu denken; kaum hat er einen Wunſch ausgedrückt, ſo iſt er auch ſchon erfüllt. Eifrige Diener nehmen ihm den Bart ab, kämmen ſeine Haare, waſchen ſeine Füße, beſchneiden ihm die Nägel. Legt er ſich auf ſein Ruhebett, ſo fächelt ihm ein Muſulman oder ein Hindu Luft zu. Schläft er, ſo ſetzt man über ſeinem Haupte einen Yakſchweif in Bewegung, deſſen ſanftes und erfriſchendes Wehen die zudringlichen Moskiten verſcheucht. Zieht er ſich zurück, um der Nachtruhe zu genießen, ſo wird er von einem ehrfurchtsvollen Diener ausgekleidet, und ſteht er nach langem Schlafe auf, ſo ſind dieſelben Hände beſchäftigt, ihn anzukleiden. Er verläßt ſeine Wohnung ſelten anders, als auf den Schultern von vier kräftigen Dienern, welchen vier andere zu ſeiner Bedienung folgen. Zuweilen zieht er vor, zu Fuß auszugehen; dann deckt ihn ein Chatta (Sonnenſchirm), deſſen reiche Verzierungen in den Strahlen der Sonne erglänzen; eine Menge Diener von verſchiedenen Rangſtufen und Aemtern folgt ihm, ſo daß ſein Spaziergang einer förmlichen Prozeſſion gleicht.

Ein ſolcher Luxus iſt den Bergbewohnern des Himalaya unbekannt. Gleichwohl verdienen ſie in ihren wilden Wohnſitzen, wo ſie den Erſchütterungen der Erde und den Stürmen des Himmels trotzen, noch eher die Sympathie der Menſchen, als der Sybarite, der mehr einem Opfer der Civiliſation, als einem lebenden Beiſpiele ihrer Gewalt gleicht. Im Himalaya findet man ſelten einzelne Wohnungen. Am Abhange der Hügel bilden die Häuſer Gruppen zu zehn bis zwanzig und erſcheinen auf dem dunkeln Grasboden gleich weißen Punkten, welche einen angenehmen Wechſel in die Landſchaft bringen. Jedes Dorf hat ſeinen Tempel, der, wenn gleich von roher Bauart, dennoch nicht

*) Eine Art von Haushofmeiſter.

**) Der Hohkahbadar hält ſich ſtets hinter dem Hohkah.

***) Der Pidah iſt ein Diener zu Fuß.

****) Der Punka iſt ein großer Fächer von Blättern, oder eine viereckigte mit Mouſſelin überzogen und an die Decke befeſtigte Rahme. Ein Sclave ſetzt ihn mittelſt einer Schnur in Bewegung und verbreitet dadurch einen ſanften Luftzug im Zimmer.

der zweifellosen, der völlig unbestreitbaren Wahrheit ist. Glaubt sie Ihnen? Sie wird es nicht glauben. Sie wird es nicht glauben, weil sie Ihnen nicht glauben kann, weil sie Ihnen nicht glauben darf. Sie wird es nicht glauben, weil sie sich dann, wenn sie es glaubte, ihrer Selbstachtung berauben müßte

findet, dem Auge zu entziehen, umgibt man ſie mit einer hohen Mauer und verſieht ſie mit einer breiten Oeffnung, die Tag und Nacht für Hunde, Schakal's und andere Raubthiere offen bleibt.

Die Thiere, welche ſich im Himalaya-Gebirge aufhalten, ſind weder ſo zahlreich, noch ſo wild, als diejenigen des ebenen Landes. Den Elefanten findet man häufig in den niedern Regionen, zuweilen auch das Rhinoceros, wiewohl ſelten. Tiger und Leoparden wohnen in den Wäldern, beſuchen jedoch die höher liegenden Orte nicht. Dagegen gibt es dort verſchiedene Arten von Wild in großer Menge. Wilde Schweine ſind nicht ſelten, nur ſind ſie kleiner und nicht ſo gefährlich, als im flachen Land. Auch Büffel ſind in dieſen öden Gegenden zu Hauſe, doch halten ſie ſich nur am Fuße der Berge auf. Auf den unbewohnten Theilen des Gebirges finden ſich Haſen, Affen, Schakal's und Füchſe.

Die Bäume haben an einigen Stellen einen wahren Rieſenwuchs; manche haben 20 Fuß im Umfang, und erheben ſich zu einer Höhe von mehr als 150 Fuß. Der Stamm iſt bis zu 60 Fuß hinauf gänzlich von Zweigen entblößt; dann beginnt eine reiche Blätterkrone und bildet einen unermeßlichen belaubten Pavillon, der ſeinen Schatten im Glanze der untergehenden Sonne weit hin wirft und die Abhänge der benachbarten Höhen verdunkelt. In dieſen Bergen hat alles einen ſo rieſenhaften Maßſtab, daß alle Gegenſtände von kleinern Verhältniſſen unglaublich verkürzt erſcheinen. In einiger Entfernung gleicht die menſchliche Geſtalt nur noch einer Marionette, während Pferde und Ochſen nicht größer zu ſeyn ſcheinen, als Hunde.

Das ſonderbarſte Thier des Himalaya iſt das Moſchusthier, eine Art von ſchüchternem und äußerſt wildem Damhirſche; es hält ſich an den abgelegenſten ödeſten Stellen auf und flieht nicht nur den Menſchen, ſondern auch alle nicht zu ſeiner Gattung gehörige Thiere; es ſucht die unzugänglichſten Berggipfel auf und lebt in Schluchten und Abgründen, wohin der menſchliche Fuß nicht zu dringen vermag und wo die ſtrengſte Kälte und ewiger Schnee herrſchen. Man findet es ſelten unter 12,000 Fuß über dem Meere. Zuweilen iſt es genöthigt, jene hohen Regionen zu verlaſſen, um weiter abwärts ſeine Nahrung zu ſuchen.

Das ausgewachſene Moſchusthier iſt etwa von der Größe eines halbjährigen Kalbs; ſeine Geſtalt iſt regelmäßig, ſein Kopf dem des wilden Schweines ähnlich, während ſeine Füße genau denen des Damhirſches gleichen. Der Rüſſel iſt ſchmal, die Geſichtshaut runzlig. Zwei lange Hauer ſtehen aus dem Oberkiefer vor, ſie ſind etwas gebogen und reichen um einige Zolle über den Unterkiefer hervor. Das Thier iſt äußerſt lebendig, aber ſo ſcheu, daß es ſchwer hält, es aufzufinden, ſelbſt wenn es ſchon getödtet iſt, indem es ſich nach ſo abgelegenen und unzugänglichen Orten flüchtet, daß ſelbſt die Bergbewohner, wenn ſie eines tödtlich getroffen haben, es oft nicht wagen, ihre Beute aufzu-

leben. Der Mörder bildet sich in seiner Einheit mit dem Raube und dem Mord und verschwindet mit ihm in seine Welt. Dort ist er ganz unerreichbar, die verschwundene Spur kann der Verfolger in sich hinein nicht mehr als Bild verwandeln, sie ist ihm ganz entzogen. Wenn er sich jetzt schämt, kann er nicht mehr sagen, daß er sich schämt, sondern er kann nur sagen, daß er sich schämen müßte, wenn er sich schämen könnte. Er kann nicht mehr sagen, daß er sich ekelt, sondern er kann nur sagen, daß er sich ekeln müßte, wenn er sich ekeln könnte.

Man sieht jetzt klarer und sieht vielleicht auch die Art Wahrheit der Sprache, die in dem Ausdruck liegt, daß der Mörder sich verrät durch sein unbewußtes Benehmen. Er ist selbst Mörder und Richter, er ist sein eigenes Gericht und sein eigener Henker.

Wenn man diese Worte Hebbels einmal mit einander zusammenhält, so ist der Zusammenhang in der That klar. Dieser und jener ist ein Mörder, er ist es, weil er sich selbst nicht kennt, weil er sich selbst nicht sieht, weil er sich selbst nicht in das Bild seiner Einheit mit seiner Handlung verwandeln kann. Der andere Mörder ist es, weil er sich selbst sieht, weil er sich selbst in das Bild seiner Einheit mit seiner Handlung verwandeln kann. Der eine Mörder ist es, weil er sich selbst nicht sieht, der andere Mörder ist es, weil er sich selbst sieht. Dieser ist es, weil er sich selbst sieht, weil er sich selbst in das Bild seiner Einheit mit seiner Handlung verwandeln kann. Der eine Mörder ist es, weil er sich selbst nicht sieht, der andere Mörder ist es, weil er sich selbst sieht. Dieser ist es, weil er sich selbst sieht, weil er sich selbst in das Bild seiner Einheit mit seiner Handlung verwandeln kann.

Hebbel hat sich selbst nicht gesehen, er hat sich selbst nicht gesehen, weil er sich selbst nicht sehen wollte. Er wollte sich nicht sehen, weil er sich nicht sehen konnte. Er konnte sich nicht sehen, weil er sich

Gewohnheit, ſich mit Staub zu bedecken, um ſich in der Sonne zu wärmen, ſo daß es von weitem einem Maulwurfshaufen gleicht, bis zu dem Augenblicke, wo es, in ſeiner Ruhe geſtört, plötzlich den Staub abſchüttelt, und ſeine prachtvollen Flügel, die im Strahle der Sonne erglänzen, entfaltet, als wohne ihm das ſtolze Gefühl des lebhaften Glanzes inne, womit die Natur es begabt hat, und dann plötzlich in das undurchdringliche Dickicht der Wälder verſchwindet.

Das ſchwarze Rebhuhn, das durch ganz Indien verbreitet iſt, findet ſich gleichfalls in großer Menge im Gebirge. Das Fleiſch dieſes Vogels iſt ſehr ſchmackhaft und dem des europäiſchen Rebhuhns weit vorzuziehen.

Auf unſerer Reiſe durch die Ebene bis nach Serinagur fiel uns die einfache Art auf, mit welcher die Bergbewohner ihre Bienen behandeln, von denen ſie im Allgemeinen zahlreiche Schwärme beſitzen. Sie verwenden die größte Sorgfalt auf dieſelben, und belohnen die Arbeiten dieſer thätigen Inſekten durch große Aufmerkſamkeit und gute Behandlung. In dieſer Beziehung, ſo wie in mancher anderen, könnten unſere Landleute manche nützliche Lehren von den Indiern empfangen. Da der Honig eine Lieblingsnahrung der Bewohner des Himalaya ausmacht, ſo iſt der Verbrauch deſſelben beträchtlich, und bildet deshalb auch einen wichtigen Artikel ihres innern Handels. Der Honig iſt von allen Lebensmitteln dasjenige, welches man am häufigſten auf ihrem Bazar aufgeſtellt findet, und das am ſchnellſten abgeht. Ohne die Bienen zu vernichten, gewinnen ſie den Honig mittelſt eines ausgehöhlten hölzernen Cylinders, den ſie auf derjenigen Seite, die am meiſten vor dem Winde geſchützt iſt, in die Mauer ihrer Hütten einlaſſen, ſo daß der Durchgang von außen nach innen frei iſt. In der Mitte dieſes Bienenſtockes befindet ſich eine bewegliche Wand, die man offen läßt, ſo lange ſie den Honig fertigen; ſo bald jedoch die Waben gefüllt ſind, ſchlägt man mit Geräuſch an das innere Ende des Cylinders, und vertreibt dadurch die Bienen; wenn ſie ſie ſich zurückgezogen haben, ſchließt man den Cylinder mittelſt der beweglichen Wand in der Mitte, und nimmt die Honigkuchen von der innern Seite heraus; ſofort öffnet man den Bienenſtock wieder, worauf die Bienen ihre Arbeit aufs Neue beginnen.

Serinagur, wo wir uns einige Zeit aufhielten, iſt die Hauptſtadt von Gurwal; ſie liegt auf dem ſüdlichen Ufer des Alacanauda, eines Hauptarmes des Ganges, des heiligen Fluſſes, etwa ſieben Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Bhagnerutti, an der Stelle, wo mehre Ebenen zuſammenfallen und das ſchöne Thal von Serinagur bilden. Dieſe Stadt war ehemals von hoher Wichtigkeit vermöge ihres Marktes, wo die Produkte der auf beiden Seiten des Gebirges liegenden Länder zuſammenfloſſen. Sie litt jedoch in Folge eines Erdbebens im Jahre 1803 großen Schaden, und befindet ſich ſeit jener Zeit in einem Zuſtande des Verfalls, aus dem ſie ſich wahrſcheinlich nie wieder erheben wird.

Nuſchibabad.

Nach einigen zu Serinagur verlebten Tagen, woſelbſt wir von dem Rajah mit der größten Biederkeit aufgenommen wurden, brachen wir wieder nach dem flachen Lande auf. Nach Verlauf von vier Tagen erreichten wir Nuſchibabad; hier ſchlugen wir unſere Zelte auf und machten einen kurzen Halt. Dieſe kleine Stadt ward von Nuſchib-ud-Dowlah erbaut, der ſeiner Zeit einige Berühmtheit erlangte durch den von ihm entworfenen Plan, ſich des Handels zwiſchen der Provinz Caſchemir und Hindoſtan zu bemächtigen. Nuſchibabad liegt etwa 20 Meilen ſüdöſtlich von Hurdwar und 95 Meilen von Delhi. Seit dem Erdbeben von Serinagur hat ſie beträchtlich von ihrer frühern Wichtigkeit verloren.

Wir überſchritten den Ganges bei Depur, und ſetzten unſern Weg gegen Anopſchur, einer Militär-Station oberhalb Futtyghur, fort. Nach einer Reiſe von vier Tagen paſſirten wir die Jumna bei Kyratta und betraten ſofort die noch immer prachtvolle Hauptſtadt des Mogul-Reiches. Allein Delhi iſt bei weitem nicht mehr, was es unter der Herrſchaft der Timur war. Ihr Glanz iſt verſchwunden; doch macht das, was davon übrig blieb, immer noch einen herrlichen Aufenthalt aus dieſer Stadt.

Die neue Stadt Delhi, gegenwärtig der Sitz der muhammedaniſchen Herrſchaft von Hindoſtan, ward durch Schah Jehan im ſiebenzehnten Jahrhundert erbaut und nach ihm Schahychanabad benannt; ſie hat etwa ſieben Meilen im Umfange und erhebt ſich auf dem weſtlichen Ufer der Jumna. Sie wird gedeckt durch eine lange und hohe Mauer, die jedoch den Angriffen der heutigen Artillerie nur geringen Widerſtand leiſten würde. Die Stadt enthält nichts beſonders Merkwürdiges und ſteht an Pracht vielen andern Städten Hindoſtans von minderer Wichtigkeit nach. Sie hat ſieben Thore; bei einem derſelben befindet ſich ein Collegium, welches Gebäude nicht ohne Schönheit iſt; da es heutzutage keine Beſtimmung hat, ſo iſt es dem Verfall nahe. Die Paläſte von Saadet Khan und des Sultans Darahiſchekoh ſind elegante Gebäude, von hohen Mauern umgeben, und enthalten Buden, Thiergärten, Stallungen und ſonſtige Nebengebäude. In demſelben Stadtviertel findet man einige ſchöne Moſcheen, unter andern auch die berühmte Musſchid, wo im Jahr 1739 der perſiſche Eroberer, der blutgierige Nadir-Schah ſich niederließ, um der Niedermetzlung der unglücklichen Einwohner von Delhi zuzuſehen.

Die Gärten von Schalimar, welche zur Zeit der Erbauung der neuen Stadt angelegt wurden, ſollen über hundert Lak Rupien, oder über eine

Million Pf. Sterling gekoſtet haben. Im Anfang waren ſie mit einer hohen Mauer von Backſteinen umgeben und nahmen einen Raum von mehr als einer Meile im Umfange ein. Heutzutage ſind ſie ſo gänzlich im Verfall, daß auch keine Spur mehr von der frühern Herrlichkeit zu ſehen iſt. Von der Mauer dieſer Gärten gegen Süden, ſo weit das Auge reicht, bietet die Gegend den Anblick einer weiten, mit ſtolzen Ruinen bedeckten Ebene, den Reſten des alten Indrapraſtha *) dar. Moſcheen, Grabmäler, Paläſte, Obſervatorien, Luſthäuſer, Collegien, Bäder, Serails, liegen alle bunt durcheinander auf der Erde und zeigen durch ihre herrlichen Trümmer, wie groß die Pracht dieſer Stadt zur Zeit ihrer Macht geweſen ſeyn muß. Selbſt Ober-Egypten, ſo reich an Zeugniſſen vorübergegangener Größe, bietet nichts Höheres dar, als dieſe Ruinen des alten Delhi.

Allein wenn auch dieſe ehemals prächtige Hauptſtadt verſchwunden iſt, und heutzutage nur noch in der Erinnerung der Geſchichte lebt, ſo haben ſich dagegen andere Städte erhoben, die wenn auch nicht ſo prachtvoll, doch von gleich großer Wichtigkeit ſind. Nichts verſchwindet ohne Grund auf Erden; jeder Verluſt wird durch einen Gewinn ausgeglichen. Ein Menſch ſtirbt, ein anderer wird geboren. Ein Reich ſtürzt und geht zu Grunde, ein anderes erhebt ſich und wird blühend.

„Die Spinne," ſagt ein perſiſcher Dichter, „hat ihr Geſpinnſt in den Paläſten der Kaiſer gewoben, und die Eule ihren nächtlichen Ruf von den Thürmen von Afraſiabs ertönen laſſen."

„Betrachtet die ganze Natur, alles iſt Verwandlung in ihrem Innern; alles wechſelt, nichts ſtirbt. Der Tag folgt auf die Nacht, und die Nacht auf den erlöſchenden Tag. Die Geſtirne gehen auf und wieder unter, um abermals aufzugehen. Die Erde folgt demſelben Beiſpiele. Sehet den lachenden Sommer mit ſeinen grünen Laubgewinden, und mit ſeinen duftenden Blumen; er verliert ſich in dem blaſſen Herbſte; der düſtere Winter mit ſeinen Stürmen, mit ſeinem Froſte verdrängt den Herbſt und ſeine goldenen Früchte, und macht dann wieder dem Frühlinge Platz, dem ſüßen Frühlinge, der mit ſeinem liebkoſenden Athem von den wärmeren Wohnungen des Südens herüber kommt. Alles verwelkt, um wieder aufzublühen. Wie an der Bewegung des Rades wechſelt Steigen und Fallen: Ein Bild des Menſchen, der vorübergeht und nicht ſtirbt.„

*) Dieß iſt der Sanſcrit-Name des alten Delhi.

Ein Golsein. Gholaum Kaudir. Das Serail. Die weiblichen Offiziere.

Als ich eines Morgens mein Zelt verließ, das in der Nähe der Mauern von Delhi unter einem Tamarindenbuſche aufgeſchlagen war, gewahrte ich einige Schritte von mir einen Goſſein, der ſich an die Trümmer einer Säule lehnte. Seine ſtumme und flehende Stellung ſchien auszudrücken, daß er von mir oder den Vorübergehenden ein etwas reelleres Zeichen des Wohlwollens, als einen bloßen Gruß erwarte. Dieſe Fanatiker haben die natürliche Ordnung der Dinge geradezu umgekehrt; ſie betrachten nämlich denjenigen, welcher empfängt, wenn es jemand von ihrer Kaſte iſt, als den Wohlthäter, und denjenigen der gibt, als den Verpflichteten, wenn er einer andern Kaſte angehört.

Als ich mich ihm näherte, ſah ich, daß ein dicker eiſerner Spieß durch ſeine Wangen getrieben und an den Enden umgenietet war; ein eiſerner Ring hieng an dem Spieße, in welchen gerade das Kinn paßte. Obgleich dieſe Art von Gebiß durch die Zunge gieng, wie ich mich ſpäter überzeugte, ſo ſchien er doch dadurch nicht beſonders in der Sprache gehemmt, indem er ſich auf eine vollkommen verſtändliche Weiſe auszudrücken vermochte. Er war ein Mann von reifem Alter, von ſanften Sitten und angenehmem Aeußern, und befreit von jener zurückſtoßenden Unreinlichkeit, welche die Individuen ſeiner ſonderbaren Sekte auszeichnet.

Ich lud ihn ein, in mein Zelt zu treten, was er ohne Zögern und mit zuvorkommender Offenheit, die meine Erwartung übertraf, annahm. Der eiſerne Spieß war das Werkzeug einer Pönitenz, die er ſich wegen eines gebrochenen Gelübdes auferlegt hatte. Er weigerte ſich zu ſitzen und unterhielt ſich mit mir, an die Zeltſtange gelehnt, ganz offen über die ſonderbaren Ereigniſſe ſeines Lebens, wobei er alle meine Fragen ohne Anſtand beantwortete, indem es ihm Vergnügen zu machen ſchien, mich von den nähern Verhältniſſen in Kenntniß zu ſetzen, welche ſeine Perſon und die eigenen Gebräuche ſeiner Brüderſchaft anlangten.

Er ſagte mir, er ſey eben im Begriffe, ein Gelübde zu erfüllen, nämlich das, eine Zeit von fünfzehn Jahren ſtehend zuzubringen. Obwohl er ſich bereits im dreizehnten Jahre befand, ſo hatte er doch nur wenig durch dieſe ermüdende Stellung gelitten; die Nächte brachte er mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, zu, und ſchlief auf dieſe Weiſe eben ſo tief, als der üppigſte Menſch in einem Bett von Flaum. Doch geſtand er ein, daß er in der erſten

Zeit genöthigt geweſen ſey, ſich durch Seile halten zu laſſen, wenn der Schlaf ihn überwältigte, und daß ſeine Füße anſchwollen, ſo daß ſie ihm, wenn er ging, oder wenn er ſich ruhig hielt, heftige Schmerzen verurſachten. Nach Verlauf einiger Zeit hörte dieſe Qual jedoch auf, und er ſetzte die Vollziehung ſeiner ſonderbaren Bußübung ohne weitere Beſchwerden fort.

Hiebei ließ er es indeſſen nicht bewenden. Die Finger ſeiner linken Hand waren dergeſtalt rückwärts gebogen, daß ſie einen rechten Winkel mit dem Rücken derſelben bildeten, wodurch er auf den Gebrauch dieſer Hand gänzlich verzichten mußte. Ueberdieß war er 365 Tage lang an den Aſt eines Baumes aufgehängt geweſen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich an ein Bambusrohr befeſtigen laſſen, das als eine Art von Sitz an das Ende eines Seiles geknüpft war; ein Riemen um den Leib hinderte ihn zu fallen. Er ſchilderte mir das Qualvolle dieſer Lage als die härteſte Kaſteiung, die er je erduldete. Ich gab dieſem Helden des Fanatismus ein Almoſen, worauf er mich, ſehr zufrieden mit meiner Freigebigkeit, verließ.

Die Qualen, denen ſich dieſe Menſchen unterziehen, ſind ganz ihr freier Wille; ſie ſind durchaus kein nothwendiger Theil des indiſchen Rituals. Das Mahabbarat, das von den Hindus verehrte Buch, ſagt hierüber: „Menſchen, welche ihr Fleiſch mit harten, nicht durch das Saſtra geſtatteten Kaſteiungen züchtigen, ſind vom Stolze und der Heuchelei beſeſſene Weſen; ſie werden hingeriſſen durch Unzucht, Zorn oder rohe Gewalt. Dieſe Unſinnigen quälen den Geiſt, der in dem Körper iſt und mich, der ich in ihnen bin *)."

Während unſeres Aufenthalts zu Delhi konnte ich mich nicht enthalten, eine traurige Vergleichung zwiſchen der elenden Lage des regierenden Kaiſers und zwiſchen derjenigen ſeiner Vorgänger anzuſtellen, welche die mogoliſche Herrſchaft auf den Trümmern der Afghaniſchen Dynaſtie begründeten, und den Halbmond in den meiſten Provinzen Indiens aufpflanzten. Der verſtorbene Kaiſer Schah Allum II. bot ein auffallendes Beiſpiel der Hinfälligkeit der muhammedaniſchen Herrſchaft dar. Im Jahr 1788 griff Gholaum Kaudir, ein Häuptling der Rohilla, in welchen dieſer unvorſichtige Fürſt ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, Delhi plötzlich an, bemächtigte ſich deſſelben und zugleich der Perſon des ſchwachen, aber rechtſchaffenen Schah Allum. Nachdem er ihn mehre Wochen lang der erniedrigendſten Behandlung ausgeſetzt hatte, um ihm das Geheimniß ſeiner muthmaßlichen Schätze zu entreißen, ſtach er ihm mit ſeinem eigenen Dolche die Augen aus. Nicht zufrieden damit, tödtete und marterte er mehre Glieder der kaiſerlichen Familie, und verließ die Stadt, die er durch ſeine Grauſamkeiten in Trauer verſetzt hatte, erſt bei der Annäherung Mahadaſchie Scindia's, der ihn an der Spitze eines Heeres von dem Schauplatze ſeiner Gräuel vertrieb. Eine eben ſo raſche als furchtbare Strafe harrte

*) Worte des Kriſchna.

Stadt. Das war Christiane Vulpius-Goethes Urteil schon seit jenen Tagen, noch vor der Hochzeit, gewesen, die sie in ihrer Wittwer schlaflos und kein Auge zutun, und ich bin recht krank. Ich habe Fieber, Frost und Hitze, und es wechselt, wie es will. Ich habe Durst, und es ist mir, als müßte ich ersticken, mein Kopf drückt mich fast zu Boden. Es macht so einen dummen Kopf, daß ich nicht weiß, was ich schreibe. Ich habe Gott weiß was für Einfälle, die ich nicht zu Papier bringen kann. Ich bin so schwach, daß ich kaum den Arm heben kann. Ich habe Ohrenschmerzen, daß mir die Augen übergehen. Ich habe Zahnschmerzen, daß mir der Kopf zerspringen will. Ich habe Gliederschmerzen, daß ich mich nicht rühren kann. Ich habe Leibschmerzen, daß ich mich krümme. Ich habe Halsschmerzen, daß ich nicht schlucken kann. Ich habe Brustschmerzen, daß ich nicht atmen kann. Ich habe Rückenschmerzen, daß ich nicht stehen kann. Ich habe Lendenschmerzen, daß ich nicht sitzen kann. Ich habe Beinschmerzen, daß ich nicht gehen kann. Ich habe Fußschmerzen, daß ich nicht stehen kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht leben kann. Ich habe Sterbeschmerzen, daß ich nicht sterben kann. Ich habe Todesschmerzen, daß ich nicht sterben kann. Ich habe Lebensschmerzen, daß ich nicht leben kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht schreiben kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht denken kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht lesen kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht lieben kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht hassen kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht vergessen kann. Ich habe Schmerzen, daß ich nicht erinnern

dem Kaiſer, und den mit den verſchiednen Zweigen des Dienſtes beauftragten Perſonen, der durch Frauen verſehen wird. Das Serail iſt von hohen Mauern und geräumigen Graben umgeben, die mit dem ganzen Luxus des Orients verziert ſind. Alle Genüſſe, welche der Geſchmack wünſchen, und das Gold zu den höchſten Preiſen bezahlen kann, ſind hier vereinigt. Die Gemahlinnen des Großmoguls, welche dieſen prachtvollen Ort bewohnen, werden unter den ſchönſten Mädchen des Reichs ausgewählt. Man lehrt ſie ſticken, ſingen, tanzen. Alte Frauen ſind beauftragt, ſie in den tauſend kleinen Mitteln zu unterrichten, mit deren Hülfe ſie die Sinne zu reizen und die Leidenſchaft anzufachen verſtehen. Dieſe reizenden Gefangenen dürfen das Serail nie verlaſſen, außer um den Kaiſer auf der Reiſe zu begleiten. In dieſem Falle werden ſie in verſchloſſenen, wohlverhängten Sänften oder in Schiffen fortgeſchafft, wo das Tageslicht nur durch geſchloſſene Jalouſien in ihre Cabinete zu dringen vermag.

Die Gemächer des Serails ſind ſehr reich verziert; die Favorit-Sultanin hat alle Abzeichen und Privilegien einer Königin, aber freilich nur einer gefangenen Königin. So lange ihre Schönheit dauert, behandelt ſie ihr königlicher Gemahl mit einer Art von Abgötterei; ſobald dieſe jedoch verwelkt, ſobald die Grazien von ihrem Geſichte verſchwinden, ihre Schönheit, die Friſche ihrer Haut, ihrer Stimme zu welken beginnt, dann iſt es aus mit der Liebe und mit der Herrſchaft, und von der ganzen verſchwundenen Macht bleibt nichts übrig, als die bittere Erinnerung.

So lange die Favoritin jedoch über das Herz ihres Gebieters herrſcht, befiehlt ſie, und in dem ganzen Harem wird ihr unbedingt gehorcht. Sie raucht ihren Huhka aus goldenen Röhren, deſſen Mundſtück mit Edelſteinen verziert iſt; die Friſche der Morgenluft genießt ſie unter der Veranda *), von wo aus ſich ihr die Ausſicht auf ſämmtliche Gärten des Palaſtes öffnet. Sie iſt von ihren Frauen umgeben, die ihr nur hinſichtlich des reichen Anzuges nachſtehen. Auf einen prachtvollen perſiſchen Teppich hingeſtreckt bringt ſie in glücklicher Beſchaulichkeit lange Stunden in der Atmoſphäre der reinſten Wohlgerüche hin, welche das glückliche Arabien hervorbrachte.

Alle dieſe Genüſſe reichen jedoch nicht immer hin, ſie zu beglücken; häufig weckt das Gefühl ihrer Sclaverei und ihrer Entwürdigung die Schwermuth in ihrem Herzen, dann fühlt ſie ſich elend und mitten in ihrem Ueberfluſſe und der ihr geſpendeten Sorgfalt ohne wahrhafte Stütze.

Eine Beſchreibung des Harems des großen Kaiſers Akbar ward uns durch ſeinen berühmten Miniſter Abul Fazil Mobarek hinterlaſſen; ſie findet hier ihre geeignetſte Stelle.

---

*) Aeußere Gallerie.

„Der Harem," ſagt er, „iſt ein weiter umſchloſſener Raum, wo jede der Frauen des Kaiſers ihr beſonderes Gemach hat. Die Zahl dieſer Frauen beträgt mehr als 5000. Sie ſind in Compagnien eingetheilt, deren jede ihre beſondere Verrichtungen hat, und nur Einer gehorcht, welche den Titel Darogha führt. Eine Andere führt das oberſte Commando, damit die Regierung des Harems centraliſirt ſey, und mit derſelben Regelmäßigkeit ſich bewege, wie die übrigen Verwaltungszweige des Reiches. Jede dieſer weiblichen Commandantinnen erhält einen ihren Fähigkeiten angemeſſenen Sold. Die Feder reicht nicht hin, die unerſchöpfliche Freigebigkeit des Kaiſers zu ſchildern. Die Frauen des erſten Ranges erhalten monatlich 1610 bis 1028 Rupien (4830—3084 Franken); die erſten Frauen des Dienſtes 51—20 Rupien (150—60 Franken); Andere erhalten nur 2—40 Rupien (6—120 Franken).

Ein Muſchreff iſt an dem Haupteingange aufgeſtellt, um über die Einnahmen und Ausgaben des Harems an Geld und Lebensmittel Rechnung zu führen.

Bedarf eine der zahlreichen Frauen irgend etwas, ſo wendet ſie ſich an den Schatzmeiſter des Harems, der auf den monatlichen Sold eine Anweiſung ausſtellt, und dieſe an den Muſchreff des Haupteingangs ſendet, der ſie dem Schatzmeiſter des königlichen Palaſtes übergiebt, worauf von dieſem letztern die Summe ausbezahlt wird.

Das Innere des Harems wird von Frauen bewacht. An der Thür des kaiſerlichen Gemaches werden diejenigen aufgeſtellt, welche am meiſten Vertrauen verdienen. Vor den Thoren wachen die Verſchnittenen, und in einiger Entfernung von dieſen die Rajputen. Nach dieſen kommen die Thürhüter, und außerhalb des äußern Umfangs endlich die Omrahs, die Abdians und anderen Truppen, welche die Wache beziehen.

Wenn die Begums, Frauen der Omrahs oder andere angeſehene Frauen ihre Aufwartung zu machen wünſchen, ſo theilen ſie ihre Abſicht den äußern Wachen mit, die davon den Palaſtoffizieren ſchriftliche Anzeige machen, worauf ſie in das Innere des Harems eingelaſſen werden. Hie und da erhalten Frauen von hohem Rang die Erlaubniß einen ganzen Monat darin zuzubringen.

Alle hier beſchriebenen Vorſichtsmaßregeln entheben Se. Majeſtät nicht, gemeinſchaftlich mit ihren Wachen höchſtſelbſt für ihre Sicherheit Sorge zu tragen."

Zweiter Aufenthalt in Delhi.

Wir benützten die Muße, die wir in Delhi genoſſen, um Alles zu ſehen, was dieſe Stadt der Wißbegierde des Reiſenden Merkwürdiges bietet. Ich glaube darum noch in einige neue Details über ein Paar Hauptdenkmale dieſes prachtvollen Ortes eingehen zu dürfen.

Die Bögen, durch welche man in das Fort eintritt, ſind in einem ziemlich kühnen Style erbaut, aber ihre Wirkung wird dadurch drückend, daß man eine dunkelrothe Steinart dazu verwendet hat. Zwei oder drei von dieſen Bogen zeigen noch die Spuren der ſchrecklichen Kanonade, welche ſie während des Angriffs von Gholaum-Kaudir, kurz vor der Gefangennehmung und Beſtrafung dieſes Uſurpators durch den ſiegreichen Scindia, auszuſtehen hatten. Im erſten Hofe ſieht man eine Kanone von ſo großem Kaliber, daß ein ſehr ſtarker Mann leicht hineinſchlüpfen könnte; ſeit langer Zeit iſt nicht mehr daraus geſchoſſen worden. Im zweiten Hofe iſt der Divan-Aum, oder öffentliche Audienzſaal; der Musnud, auf welchem ſonſt der Großmogul ſaß, war ein ſehr koſtbares Werk. Er hatte die Geſtalt eines Pfauen mit ausgebreiteten Flügeln und war ganz bedeckt mit Diamanten und edeln Steinen. Seinen Werth ſchätzte man auf 175 Millionen Franken. Dieſes reiche königliche Geräthe wurde von dem Plünderer Nadir-Schah weggeſchleppt und ſeit der Zeit dieſes barbariſchen Raubes haben ſich die Kaiſer von Delhi mit einem bei Weitem beſcheideneren Throne begnügt.

Im dritten Hofe befindet ſich der Divan-Kauß oder beſondere Audienzſaal, ganz von Marmor, und mit reicher Bildnerei verziert, die einen großen Wechſel in Blumen bietet. Dieſes Gebäude iſt außerordentlich prächtig, und kommt im Innern beinahe dem Divan-Aum gleich. Auf den Bogen, welche das Dach tragen, lieſt man folgende Inſchrift mit perſiſchen Charakteren in Silber auf ſchwarzem Marmorgrund von der ſchönſten Glättung incruſtirt: „Giebt es ein Paradies auf Erden, ſo iſt es hier! — ſo iſt es hier! — ſo iſt es hier!“ — Die Charaktere ſind groß und trefflich geformt; nie habe ich eine ſo herrliche Probe perſiſcher Schrift geſehen. In dieſem Saale ſtand ſonſt ein ungeheuerer Kryſtallblock, auf welchem der unglückliche Schah-Allum zu ſitzen pflegte, wenn er mit ſeinen Miniſtern geheimen Rath hielt. Das ſonſt zu dem Privatgebrauche des Monarchen beſtimmte Gemach, welches, Gründe von höchſter Wichtigkeit ausgenommen, für Jedermann verſchloſſen war, ſtoßt an den Diwan-Kauß an. Es iſt mit einem vergoldeten

Dome, dem größten des ganzen Palaſtes bedeckt und war ſonſt mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet.

Die Gärten ſind gänzlich im Verfalle. Das Baſſin in der Mitte ſoll anfänglich mit Kryſtall eingefaßt geweſen ſeyn; es enthält Gold- und Silberfiſche. Daneben war für den Gebrauch des Kaiſers, wenn er die Gärten beſuchte, ein marmorner Sitz angebracht. Etwas ferner davon ſah man ein weites in Marmor gehauenes Badebecken, welches ſeiner äußern Form nach einem großen Sarkophage glich. Zwiſchen den Gärten und dem Diwan-Kauß befinden ſich die Bäder des Kaiſers. Sie ſind ganz aus Marmor erbaut und mit reicher Zierath bedeckt. Boden und Wände ſind mit Blumen bedeckt, die man durch Steine von allen Farben darzuſtellen wußte.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in Delhi, brach ein männlicher Elefant, nachdem er ſeinen Führer getödtet, aus ſeinem Stalle und durchlief die Stadt, wo er alsbald gewaltigen Schrecken verbreitete. Vor der Mauer blieb das wüthende Thier plötzlich ſtille ſtehen und richtete finſtere, von drohenden Bewegungen des Rüſſels begleitete Blicke auf die ihm nachfolgende Menge. Es ſchien ſo ſehr entſchloſſen, ſich zu vertheidigen, daß Niemand den Muth hatte, ihm zu nahen außer einem engliſchen Soldaten, von einem Detachement, welches, auf dem Marſche nach Cawnpuhr begriffen, hier vorüber zog. Durch den Genuß einer tüchtigen Portion Arrak keck gemacht, ging dieſer Menſch mit unerſchrockener Miene auf das ſchreckliche Thier los, das ihn ankommen ſah, ohne das geringſte Zeichen von Bewegung von ſich zu geben. Die Zuſchauer glaubten, der tolle Einfall müſſe unmittelbar den Tod zur Folge haben, aber der Elefant ließ ſich zum großen Erſtaunen aller Anweſenden plötzlich am Rüſſel faſſen, beugte die Kniee, krümmte den Kopf und lud den trunkenen Soldaten ein, auf ſeinen Hals zu klettern. Dieſer ließ ſich nicht bitten und führte ſo ſein beſänftigtes Reitthier unter dem Beifallsrufe des Volkes in die Stadt zurück.

Als wir die intereſſante Hauptſtadt des ſonſt ſo blühenden, jetzt in Trümmern zerfallenen Reiches verließen, kamen wir einige Meilen von Delhi durch die Cotilla *) von Feroz-Schah. Hier zog eine Säule aus einem Steinblock von 46 Fuß Höhe und mehr als 10 Fuß im Durchmeſſer an der Grundfläche unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Man behauptet, ſie ſey ſonſt noch höher geweſen, aber der Blitz habe vor mehren Jahren ein Stück davon abgeriſſen. Die Sage gewinnt dadurch den Charakter der Wahrheit, daß man am Schafte deutliche Merkmale von Beſchädigung gewahr wird. Die Säule iſt bis auf den Raum von ein Paar Fuß über der Grundfläche ſchön geglättet; Neugierige und Liebhaber von Antiquitäten haben dieſen Raum ausgegraben, die Einen um ſich alberner Weiſe zu überzeugen, ob das Material wirklich Stein ſey,

*) Befeſtigte Wohnung.

die Anderen um ihre Sammlungen merkwürdiger Fragmente zu vermehren; wie dieſes bei den ſchönſten Monumenten der Römer-Zeit geſchehen iſt, die nur allzu oft von den Händen wahnwitziger Thoren in der Abſicht entheiligt worden ſind, irgend eine werthloſe Parcelle einer Reihe geſchmacklos aufgehäufter Gegenſtände beizufügen.

Es wollte Jemand die Behauptung aufſtellen, dieſe ſeltſame Säule ſey eine durch die Zeit zur feſten Maſſe gewordene Compoſition, welche nach und nach das Anſehen eines dichten Granits bekommen habe. Aber dieſe Meinung läßt ſich nicht gehörig begründen, denn die Schichtungen ſind an der Seite ſichtbar, und der Stoff hat die ganze Compactheit des Marmors nebſt der Eigenſchaft, die vollkommenſte Politur anzunehmen. Man ſieht mehre Inſchriften daran, über welche die Gelehrten in Verzweiflung gerathen ſind, denn man iſt nicht im Stande, dieſelben zu entziffern; nicht als ob die Charaktere nicht leſerlich wären, der Sinn iſt nur verloren gegangen; was beiläufig geſagt, auf ein hohes Alter des Denkmals ſchließen läßt.

Da der Tag ungewöhnlich heiß war, freuten wir uns nicht wenig, beim Eintritt in ein Dörfchen einen Obſthändlerladen von reinlichem Ausſehen zu erblicken, wo eine Anzahl der beſten Früchte dieſes trefflichen Klimas ausgebreitet lag. Es war nur ein einfaches, in Eile auf vier dünne Bambus errichtetes, mit Stroh bedecktes Dach; die Vorderſeite ſtand offen, hinten hatte man eine leichte, mit grünem Stroh verhüllte Rahme von Bambus angebracht; an einer Nebenſeite hing ein grobes Tuch herab. Aber in dieſem plumpen Tempel der indiſchen Pomona herrſchte ein reizendes Mädchen von ſechszehn Jahren. Sie ſtützte ſich gegen ihr Buffet, wo die Früchte verſchwenderiſch auf Appetit erregende Weiſe geordnet waren; zu ihren Füßen ſtand ein Korb mit Pinien-Aepfeln und Bananen gefüllt. In anmuthigem, dringlichem Tone lud ſie uns ein ihr die Waaren abzukaufen und forderte den zehnfachen Werth dafür, aber wie kann man einem ſo intereſſanten Geſchöpfe etwas abſchlagen? Wir kauften die beſten Früchte, und bezahlten den verlangten Preis, was ihr ohne Zweifel einen größern Begriff von unſerer Freigebigkeit als von unſerer Klugheit beibrachte.

Chauter-Serai.

Wir verfolgten den Lauf des Fluſſes bis zum Chauter-Serai, welchen Aſuf-Khan, der Bruder der berühmten Naur-Jehan, erbaut hat. Von der Höhe des Palaſtes genießt das Auge eine weite, äußerſt reizende Ausſicht. Man hält ihn für einen der ſchönſten Serais des Landes. Die leichte Erhöhung des Bodens und die hohen Bruſtwehren an der Seite bringen von ferne geſehen, einen beſondern maleriſchen Eindruck hervor. Der innere Hof iſt ſehr geräumig und ſtets von Reiſenden beſetzt; eine große Anzahl von Gemächern im Palaſte bietet den Letzteren jede Bequemlichkeit. Ueberdieß liegt nahe dabei ein großer Bazar, wo man ſich leicht alle Lebensbedürfniſſe verſchaffen kann.

Wir ſtanden am Tage nach unſerer Ankunft an dieſem intereſſanten Orte frühe auf, um den prachtvollen Anblick der Umgebung ganz beſonders zu genießen. Die Sonne war eben aufgegangen; die entfernten Hügel warfen ſchon ihre purpurnen Strahlen zurück, während noch Dämmrung in den Thälern herrſchte. Das hohe Thor des Serais fing das zunehmende Licht auf, welches mit einem glänzenden Strahle durch das Pförtchen drang und auf den Haufen der Reiſenden fiel, die ſich bereits in Marſch geſetzt hatten, und auf gekrümmtem Wege ſich von ihrem Nachtquatiere entfernten. Köſtliche Eindrücke umfingen uns beim Anſchauen dieſer belebten Scene in der friſchen Morgenluft.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang machte ein kleines Detachement europäiſcher Truppen auf dem Wege nach Delhi in dem Serai Halt. Wir knüpften ein Geſpräch mit den zwei commandirenden Offizieren, an und dieſes unerwartete Zuſammentreffen mit unſeren Landsleuten war eine der angenehmſten Epiſoden unſerer langen Reiſe. Das Detachement beſtand ungefähr aus ſiebenzig Mann unter Anführung eines Lieutenants, den ein jüngerer Offizier begleitete. Sie hatten ihr Zelt unfern von den Mauern des Serais mitten in einem Gebüſche aufgeſchlagen. Ihre Soldaten lagerten ſich ruhig im Schatten des Geſträuches. Die Elefanten, Kameele und andere Thiere zum Dienſte waren beim Piquet um ſie her angebunden. Während ſich das Detachement am andern Morgen zum Abmarſche anſchickte, ereignete ſich ein Vorfall, den ich hier mittheilen will, weil er einen neuen Zug des Charakters der Kameele, dieſer dem Menſchen ſo nützlichen, zuweilen aber ſo unbezähmbaren Thiere liefert.

Und Hubert ist in der That nicht zu beneiden; auf den geliebten Wald kann Hubert nicht so sehen, wie Irmentraud. Er kann nur an Arbeit denken, an Verdienst, an Geschäft. Und so ist es. Er hat das Recht der Grundherrschaft, das Recht der Jagd, das Recht der Fischerei, Irmentraud aber, sie hat nichts als Schönheit, sie hat nichts als Liebe, sie hat nichts als Sehnsucht. Und so kommt es, daß sie nun immer heute den Frühesten ist, wo es Hubert noch nicht einmal gedenkt, und daß sie nun immer heute den Letzten ist, wo Hubert schon wieder an sie denkt. Und so kommt es, daß sie nun immer heute Hubert Irmentraud vor den Augen sieht, Hubert aber Irmentraud nur vor dem Herzen. Und so kommt es, daß Irmentraud nicht einmal Hubert Lebewohl sagen kann, Hubert aber Irmentraud nicht einmal Willkommen. Und so kommt es, daß Irmentraud nicht einmal Hubert Lebewohl sagen kann, Hubert aber Irmentraud nicht einmal Willkommen. Und so kommt es, daß Irmentraud nicht einmal Hubert Lebewohl sagen kann, Hubert aber Irmentraud nicht einmal Willkommen.

Und Hubert ist in der That nicht zu beneiden; auf den geliebten Wald kann Hubert nicht so sehen, wie Irmentraud. Er kann nur an Arbeit denken, an Verdienst, an Geschäft. Und so ist es. Er hat das Recht der Grundherrschaft, das Recht der Jagd, das Recht der Fischerei, Irmentraud aber, sie hat nichts als Schönheit, sie hat nichts als Liebe, sie hat nichts als Sehnsucht. Und so kommt es, daß sie nun immer heute den Frühesten ist, wo es Hubert noch nicht einmal gedenkt, und daß sie nun immer heute den Letzten ist, wo Hubert schon wieder an sie denkt. Und so kommt es, daß sie nun immer heute Hubert Irmentraud vor den Augen sieht, Hubert aber Irmentraud nur vor dem Herzen. Und so kommt es, daß Irmentraud nicht einmal Hubert Lebewohl sagen kann, Hubert aber Irmentraud nicht einmal Willkommen. Und so kommt es, daß Irmentraud nicht einmal Hubert Lebewohl sagen kann, Hubert aber Irmentraud nicht einmal Willkommen.

Lucken.

Die Lucken preßte in den Hauptstädten in Verlegen sind. In der Stadt Lucken,

Kinder als Gäste hier für kurze Zeit zu Besuch sind und bald wieder gehen. Ich sage, Kinder sind sie geliehen und bei Verstand sagt man über das Geliehene nicht: Es ist mein. Sondern: Es ist mir geliehen. Ich habe sie nur für eine Zeit. Ich habe sie nicht, wie die Welt sie hat, zu meinem Vergnügen, sondern zu meiner Pflicht. Ich habe sie, damit ich sie erziehe. Ich habe sie, damit sie gut und fromm werden. Ich habe sie, damit ich ihnen den Weg zeige, der sie in den Himmel führt. Ich habe sie, damit ich ihnen helfe, ihn zu gehen. Ich habe sie, damit ich ihnen helfe, ihn zu gehen, damit sie ihn gehen können

pfen zwiſchen einigen der ſtärkſten Elefanten aus den königlichen Ställen regalirt werden.

Gegen zehn Uhr begaben wir uns in den Pallaſt, wo wir ein koſtbares Bankett bereitet fanden; das man mit orientaliſchem Luxus in einem weiten Saale mit vergoldetem Plafond zugerichtet hatte. Aus dieſem reichen Gemache genoß man durch ſeine Verandahs die Ausſicht auf einen großen Platz, der mit nahe an einander gereihten Bäumen bepflanzt war. Eine ſtarke Paliſade von Bambus umgab dieſen Platz.

Das herrliche Mahl beſtätigte die Begriffe, die man uns von der königlichen Gaſtfreundſchaft des Nawab beigebracht hatte. Er behandelte uns auf das verbindlichſte, und nachdem wir ſeiner Tafel tüchtig zugeſprochen hatten, giengen wir in den Verandah, um einem der famoſen Elefanten-Kämpfe beizuwohnen, welche Lucknow ſo berühmt machen. Die Eröffnung des Streites zeigte man mit drei Schlägen auf den Gong an, und zwar in ungleichen Zwiſchenräumen, damit man dieſes Signal von der Stunde unterſcheiden könne, welche ebenſo ſchlägt. Kaum hatten wir Platz gewonnen, um gut ſehen zu können, als ein weiblicher Elefant begleitet von zwei gut berittenen und mit langen Lanzen bewaffneten Reitern in den Bezirk geführt wurde. Sobald das Thier mitten auf dem Platze angekommen war, ſchaute es freundlich um ſich, als kennte es die Scene, welche jetzt vorgehen ſollte. Es blieb unbeweglich, ſchlug von Zeit zu Zeit mit ſeinen langen Ohren an die Schläfe und bog den Rüſſel leicht zurück. Plötzlich ließ man durch zwei verſchiedene Oeffnungen zwei ungeheuere männliche Elefanten eintreten, die beim Anblicke des Weibchens ſchnell darauf zuliefen. Aber jeder hielt raſch inne, ſobald er einen Rival bemerkte, und es entſtand eine Pauſe von einigen Augenblicken.

Man ſah wohl, daß weder der Eine noch der Andere Luſt hatte, die Feindſeligkeiten zu beginnen, denn ſie blieben unbeweglich, ſchauten ſich gegenſeitig an, und betrachteten dann das Weibchen, aber alles dieſes mit furchtſamer, unentſchloſſener Miene. Schon ſchickten ſich die Reiter an, ſie mit ihren Lanzen zu necken und zum Kampfe zu treiben, als einer von den beiden Kämpen, kühner als ſein Gegner, ſich dem Weibchen behutſam, aber mit dem offenbaren Beſtreben näherte, ſich zur Gewogenheit zu empfehlen, ohne aber ſeinen Nebenbuhler herauszufordern, und zur Dazwiſchenkunft zu nöthigen. Der Eingriff war, indeſſen nicht ſo beſchaffen, daß er den Augen des letzteren verborgen bleiben konnte. Er warf einen argwöhniſchen Blick auf den Verwegenen, und folgte ihm Schritt für Schritt mit derſelben Klugheit vorrückend. In dieſem Augenblicke war das Zuſammentreffen unvermeidlich und mit der glühendſten Neugierde hefteten die Zuſchauer ihre Aufmerkſamkeit auf den Kampfplatz. Auf gleiche Weiſe zum Gegenſtande ihrer gemeinſchaftlichen Lüſternheit fortſchreitend, trafen die Elefanten ſo nahe zuſammen, daß ihnen keine andere Alternative mehr blieb, als ſich das Terrain

ſtreitig zu machen. Beide waren von derſelben Leibesbeſchaffenheit, und, wie man ſagte, ungefähr auch von demſelben Alter. Es war ſchwer zu beſtimmen, auf welcher Seite der Vortheil ſeyn mochte.

Plötzlich warf ſich derjenige, welcher ſich dem Weibchen näher befand, mit einem erſtickten Schrei auf ſeinen Gegner, der den Angriff vorausſehend, ſeine Bewegungen mit ſcharfem Auge verfolgt hatte und ihn feſten Fußes erwartete. Der Stoß war furchtbar. Ihr Gewerfe ſchmetterte heftig an einander, und ihre Vorderbeine hoben ſich wenigſtens vier Fuß von der Erde. Nachdem ſie ſo einige Augenblicke durchſchlungen geblieben waren, ohne ſich Schaden beizufügen, ließen ſie ſich wieder los und trennten ſich, gleichſam gegenſeitig einverſtanden, auf eine Strecke. Während der ganzen Zeit verhielt ſich das Weibchen als gleichgültige Zuſchauerin des Kampfes; kaum würdigte ſie ihre Werber zuweilen eines Blickes. Schon fieng man an zu glauben, ſie haben auf ferneren Streit Verzicht geleiſtet, denn Beide näherten ſich dem Gegenſtande ihrer Rivalität, durchaus nicht begierig, wie es ſchien, wieder zu beginnen. Ein gewißer drohender Waffenſtillſtand hatte ſich zwiſchen ihnen geſchloſſen, als die beiden Reiter im Galopp, von hinten auf ſie zurennend, die Thiere in die Seiten zu ſtechen verſuchten, um ſie in Harniſch zu bringen und wieder zum Kampfe zu reizen. Aber ſtatt die Elefanten wider einander aufzubringen, fachte dieſes Anfeuern ihre Wuth gegen die Reiter an. Beide wandten ſich gegen die Letzteren und verfolgten ſie mit einer Schnelligkeit, welche die ſchleunige Flucht ihrer Pferde zu vereiteln drohte. Ich geſtehe, daß ich jeden Moment erwartete, der Eine von den zwei Reitern müſſe, vom Rüſſel des wüthenden Elefanten gepackt, in die Luft wirbeln oder unter das Gewicht dieſer furchtbaren Maſſe fallen; aber mit Hülfe ſeiner Geſchicklichkeit in der Reitkunſt und der größeren Geſchwindigkeit ſeines Pferdes gelang es ihm endlich zu entkommen, nachdem er wiederholt ſeinem Untergange ganz nahe geweſen war.

Die Elefanten wurden ſodann aus dem Bezirke gebracht, und andere dagegen eingeführt, welche ziemlich genau dieſelbe Scene wiederholten, ſo daß man bald des unintereſſanten Spieles überdrüßig war. Nach dem erſten Stoße verweigerten ſie unabänderlich jeden zweiten Verſuch, — eine Entſchiedenheit, die dem klugen kräftigen Thiere Ehre macht. Einem von ihnen wurde ein Zahn ganz an der Kinnlade zerſchmettert, und es vergoß Ströme Blutes, während man ihn aus der Arena führte. Das arme Thier wurde dadurch wahrſcheinlich für immer invalid; denn iſt der Zahn gebrochen, ſo bleibt er krank, und die Wunde, welche fortwährend eitert, macht den Elephanten zu ſeinem gewöhnlichen Dienſte unfähig. Das Schauſpiel ermüdete uns am Ende im höchſten Maaße, und wir entfernten uns überhäuft mit Segenswünſchen des Nawab für unſere Wohlfahrt; er ſchien ſich mit dem Gedanken zu ſchmeicheln, er habe uns Gelegenheit zu einer angenehmen

Unterhaltung verſchafft. Seit langer Zeit waren die Elefanten von Lucknow berühmt wegen ihres Muthes bei ſolchen Kämpfen; aber ich muß geſtehen, daß die Wirklichkeit in meinen Augen weit hinter ihrem Rufe ſteht.

Wenige Tage ſpäter ließ uns der Nawab abermals einladen, einem Kampfe zwiſchen einem Elefanten und einem Alligator beizuwohnen; gerne willigten wir ein, denn wir hofften etwas Beſonderes beim Gefechte zweier Thiere zu ſehen, die ſich ihrem Charakter und ihrer Lebensweiſe nach ſo ſehr unterſcheiden. Seine Hoheit hatte die erforderlichen Vorkehrungen getroffen, um uns dieſe Beluſtigung bieten zu können; ſie hatte mehre Perſonen an die Goggen geſchickt, und dieſen war es gelungen, ſich eines Paares großer Alligatore zu bemächtigen, von denen der eine ſieben und zwanzig Fuß in der Länge maß. Von den Ufern der Goggen bis zur Gaumty hatte man ſie auf Hackeries geführt.

Als wir auf dem zum ſeltſamen Schauſpiele zugerüſteten Platze ankamen, fanden wir die Alligatore durch den ihrer Natur ſo ſehr widerſprechenden Transport und die zu lange anhaltende Entziehung von Lebensmitteln ſo geſchwächt, daß ſie ſich kaum fortſchleppen konnten, und beinahe unbeweglich und ohne an die Flucht zu denken, am Geſtade liegen blieben. Der eine von beiden, der früher gefangen worden war und folglich länger gelitten hatte, war noch mürber gemacht, als ſein Gefährte. Ein ungeheuerer Elefant wurde ſodann zum Kampfe geführt; er nahte mit deutlichen Symptomen von Mißtrauen, denn dieſe Thiere ſcheinen ein feineres inſtinctmäßiges Vorgefühl der Gefahr zu haben, als alle andere Waldbewohner. Einige Augenblicke betrachtete er das Scheuſal, welches kaum athmend am Ufer ausgeſtreckt lag. Als er ſich endlich entſchloß, vorzurücken, öffnete der größere von den zwei Alligatoren ſeine ſchwerfälligen Kinnladen und ſuchte den Rüſſel des Elefanten damit zu packen; aber dieſer war vorſichtig genug, ihn bis zwiſchen das Gewerfe zurückzurollen und ſo jedem Angriffe zu entziehen. Als ſich der Alligator getäuſcht ſah, warf er ſich auf die Beine ſeines Gegners, jedoch ohne alle Kraft und Lebhaftigkeit. Der Elefant entging mit leichter Mühe, indem er ſich ſchnell aus dem Bereiche der fürchterlichen Klauen zurückzog. Von nun an vermied er ſorgfältig, einem Feinde zu nahe zu kommen, der offenbar noch die Gewalt hatte, ſich furchtbar zu machen, und ſchritt vorſichtig auf den andern Alligator zu, der beinahe gänzlich erſchöpft am Ufer des Fluſſes lag; ſobald er ihm nahe war, rollte er abermals den Rüſſel, um ihn in Sicherheit zu bringen, dann ſetzte er einen Fuß auf den Leib des ungeheuern Reptils und trat auf ihn mit dem ganzen Gewichte ſeiner eigenen Maſſe. Augenblicklich öffnete das Monſtrum den Rachen in ſeiner ſcheußlichen Größe und ſtieß einen ſchrillen Schrei aus; aber obgleich gequetſcht durch ein ſolches Gewicht, hatte er doch ein ſo zähes Leben, daß er noch nicht todt war, als wir die Scene verließen. Augenſcheinlich belebte es ſich wieder,

ſobald man Waſſer auf ſeinen Körper goß. Man hätte das Gekrache der Kinnbacken dieſes Ungeheuers, während der Elephant auf ihm marſchirte, auf mehr als hundert Ruthen hören können.

Ein Pariahund wurde ſodann eingeführt und mit ſtarken Stricken an denſelben Alligator gebunden; dieſer zog ihn ſogleich in ſeinen Rachen; aber zu unſerem nicht geringen Erſtaunen befreite ſich der Hund bald aus ſeiner Gefangenſchaft, hing ſich an das Thier und biß es ſo, daß Blut im Ueberfluß aus der Wunde ſtrömte. Der Alligator ſchien für den Schmerz ganz unempfindlich; ſichtbare Erſchöpfung erſtickte in ihm jede Regung. Dieſem Umſtande hatte es der Hund wohl auch zu danken, daß er ſeinem gefährlichen Gefängniſſe entkommen konnte. Sein Kopf befand ſich jedoch mehr als einmal im Rachen des Alligators; aber er ſchien ihn ungeſtraft hineinſtecken und nach Belieben zurückziehen zu können. Endlich packte er ſeinen ſterbenden Feind noch einmal am Kopfe und verdoppelte ſeine Biſſe mit ſolcher Wuth, daß der Alligator im Todeskampfe ſeine Kinnladen öffnete, ſie ſodann ſchloß und den Hund ſtark gedrückt gefangen hielt. Als man ihn mit Hülfe der zum Ordnunghalten beim Schauſpiele beauftragten Diener befreit hatte, ſchien er völlig todt. Man ſchüttete noch Waſſer auf die beiden Kämpfer, was auf den Alligator nur eine geringe Wirkung hervorbrachte, aber zu unſrer Ueberraſchung erhob ſich der Hund beinahe in demſelben Augenblicke, wankte einige Sekunden und lief, da man ihm die Freiheit gab, ſo ſchnell davon, als ob nichts geſchehen wäre.

Der Nawab hatte einen geſchloſſenen Raum von einigen Hufen Ausdehnung, wo er eine reiche Sammlung von Raubvögeln und fleiſchfreſſenden Thieren unterhielt. In dieſer Sammlung befanden ſich mehre Koppeln Hunde von den Gebirgen von Rhamghur, welche Meuten bis zu der Zahl von einigen Hunderten bildeten. Dieſe Hunde wagen es, den wildeſten Tiger zu verfolgen, und beſiegen ihn in wenig Augenblicken. Es waren muthige Thiere, ſchienen aber nicht fleiſchgieriger als andere. Ihr Wuchs war ungefähr der der Jagdhunde. Weil man ſie nicht zähmen kann und ſie ihre Natur ſtets auf die Spur des Wildes treibt, hatte man ſie in Käfige eingeſchloſſen. Oft rotten ſie eine ganze Heerde Damwild aus, ohne ein Stück entkommen zu laſſen.

Den Tag vor unſerer Abreiſe von Lucknow nahmen wir von dem Nawab Abſchied und dankten ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft. Man führte uns in ein prachtvolles Gemach des Pallaſtes. Der Fürſt lag auf einem mit reichen Deſſeins verzierten perſiſchen Teppiche und rauchte ſeinen Hauka aus einer Röhre, die an der Mündung mit reichen Edelſteinen beſetzt war. Er nahm uns äußerſt wohlwollend und artig auf; nachdem wir einige Minuten über gleichgültige Gegenſtände geſprochen hatten, entfernten wir uns.

Wir beſuchten ſodann die mit großer Prachtliebe und vielem Geſchmacke geordneten Gärten des Pallaſtes. Es finden ſich darin Gartenpavillons aus Backſteinen erbaut, und mit einem Stuck bekleidet, den man Chunam, nennt. Sie ſtehen auf Erhöhungen, zu denen man auf Stufen hinanſteigt. Sie ſind weit, mit terraſſenförmigen Dächern bedeckt, und auf jeder Ecke erhebt ſich eine kleine, mit demſelben Stuck überkleidete Kuppel. Ueber einige ragt eine Art von viereckigem, äußerſt zierlichem Prachthimmel empor, von deſſen vier Seiten Vorhänge von reichem Stoffe herabwallen. Dieſe Prachthimmel werden von leichten Gewölben getragen und bieten Schutz gegen die Hitze des Tages.

Das Innere dieſer Pavillons iſt in Zimmer für die verſchiedenen Dienſtleute abgetheilt, denen Aufſicht und Pflege des Gartens übertragen iſt. Wenn auch der äußere Anblick dieſer Gebäude ſeines Eindrucks nicht verfehlt, ſo bieten ſie doch der Neugierde des Reiſenden nichts Hervorſtechendes, und ihr einziges Verdienſt beſteht darin, daß ſie einen Theil einer in manchen Beziehungen merkwürdigen Stadt ausmachen. Deſſenungeachtet liegt in ihrer öconomiſchen Structur etwas Pittoreskeres, als in manchen großartigeren Gebäuden. In der Ferne erblickt man die von Aſoph-ud-Dolah gegründete Moſchee.

Von Lucknow wandten wir uns gegen Juanpuhr. Unſern Weg durchſchnitten mehre Nullahs (Ströme), die durch den letzten Regen ſo ſehr angeſchwollen waren, daß wir nur mit der größten Mühe der Welt überſetzen konnten. Mittelſt eines einfachen Verfahrens kamen wir dennoch zum Ziele. In dem benachbarten Dorfe verſchafften wir uns einen Charpay, oder eine ſchmale Bettlade, deren Füße wir in runde irdene Gefäße befeſtigten, wobei wir die Oeffnung wohl verſtopften, damit kein Waſſer eindringen konnte. Dieſe Töpfe nennt man Cudjri.

In das Waſſer geſchleudert, ſchwamm ein ſolcher Floß leicht auf der Oberfläche, und wir benützten ihn, um, geleitet von einer über den Strom geworfenen Schnur, die Ueberfahrt mit unſern Sänften und Effecten zu bewerkſtelligen. Dieſe fliegende Brücke wurde der Obhut von zwei Cuhlis, Parias, zum Mitführen anvertraut. Nicht ohne ein Gefühl ſchmerzlicher Theilnahme an dem Schickſale dieſer unglücklichen Geächteten erinnere ich mich der Entrüſtung, mit der ein Hindu von reiner Kaſte einen Milchtopf zur Erde warf und in tauſend Stücke zertrümmerte, weil ihn der Schatten eines vorübergehenden Paria geſtreift hatte.

Der zahlreiche Stamm der Parias iſt in den Abgrund tiefſter Entwürdigung getreten. Die härteſte Sclaverei wäre eine Wohlthat in Vergleichung mit dem Zuſtande dieſes Volkes unter den anderen Kaſten. Die Parias werden von Allen nicht nur als verächtliche Weſen auf dieſer Welt, ſondern als völlig ausgeſchloſſen von allen Freuden der andern betrachtet.

Die Erniedrigungen, denen ſie, wo man ſie trifft, in Folge dieſes Vorurtheils ausgeſetzt ſind, empören die Menſchlichkeit über alle Begriffe. Jedes Recht des geſellſchaftlichen Menſchen wird ihnen verweigert; man verdammt ſie zur Lage der ſchmutzigſten Thiere. Der Paria ſteht nur mit den Individuen ſeiner Kaſte im Zuſammenhang, und ſo oft ſein Schatten einen Gegenſtand ſtreift, der einem Mitgliede aus einer höheren Kaſte gehört, ſo entſpringt daraus eine Entheiligung. Iſt es ein Nahrungsmittel, ſo wird es ſogleich weggeworfen; iſt es ein zerbrechliches Geräthe, ſo wird es zertrümmert; iſt es ein koſtbares Geſchmeide, ſo wird die Befleckung mittelſt der ſtrengſten Reinigungen ausgetilgt.

Für die Ermordung eines Paria giebt es keine entſprechende Strafe im Geſetze; man begnügt ſich, dem Mörder eine kleine Geldbuße aufzulegen, die indeſſen nur bei den erſchwerendſten Umſtänden eingezogen wird. Die ekelhafteſten Arbeiten ſind das Loos dieſer verabſcheuten Weſen. Sie müſſen den Unrath aus den Dörfern und Städten wegbringen. Durch ungeſunde Beſchäftigung und elende Lebensweiſe ſind ſie widrigen Krankheiten ausgeſetzt. Einem Brahminen gegenüber betrachten ſie ſich ſelbſt als unrein; wagen ſie es vor ihm zu erſcheinen, ſo unterziehen ſie ſich einem ſühnenden Tode, oder einem gleichbedeutenden Opfer. Läßt ſich ein Mitglied einer andern Kaſte ſo weit herab, das Wort an einen Paria zu richten, ſo hält dieſer, wenn er antwortet, die Hand vor den Mund, aus Furcht, ſein Athem könne die Luft verpeſten, welche der Anſprechende einzieht. Nie betreten dieſe armen Geächteten einen Tempel, nie nehmen ſie Antheil an Religionsübungen. Derſelbe Hindu von reiner Kaſte, der ſich ein Verdienſt daraus macht, das Leben eines gefährlichen Reptils zu ſchonen, ſetzt nicht weniger Werth darein, einen Paria umzubringen.

Obgleich ein Brahmin, der, wenn er ſeine Natur durch Buße vergeiſtigt hat, ſich einem Avatar ſeines Gottes gleich glaubt, dem Paria nicht den Theil von Mitgefühl bewilligt, welchen er dem Vieh ſchenkt, ſo iſt die Verehrung, welche der Letztere für den heiligen Mann hegt, doch ſo ſtark, daß er die Spuren vergöttert, die ſeine Füße auf dem Boden zurückgelaſſen haben.

Von allen andern Claſſen verachtet, ausgeſchloſſen vom Umgange mit ihres Gleichen ſind dieſe Unglücklichen auf ein irrendes Leben beſchränkt und aller Mittel beraubt, denn es iſt ein frommes Werk, ſie zu erniedrigen, und eine Sünde, ihnen beizuſtehen. Von Entblößung gemartert müſſen ſie in der Erſchöpfung, in langem Todeskampfe ſterben, wollen ſie nicht, um ihr Leben zu friſten, zu gewaltſamen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, wodurch ſie den Abſcheu nur vermehren, welchen ſie Andern einflößen. Verlaſſen, mit den Brandmalen ungerechter Entwürdigung auf der Stirne, ziehen ſie ſich häufig in dichte Waldungen zurück, fliehen den Anblick der Menſchen, die ihnen nur

gräuliche Mißhandlungen angedeihen lassen; und hier bis zum Zustande des Viehs hinabgedrückt, wo sie nach dem Verluste ihrer moralischen Eigenschaften, wie wilde Thiere ihre Beute suchen müssen, beschließen sie ihr elendes Daseyn.

Lebt die Gesellschaft in fortgesetzter Feindseligkeit mit ihnen, so nehmen sie dagegen häufig starke Repressalien. Oft entschädigen sie sich durch jene organisirte Räuberei, die so schwer auf Indien lastet. Bis zur Verzweiflung getrieben, werden sie die wildesten von den Räubern, welche man unter dem Namen Dacoits kennt. Soll man sich darüber wundern? Muß man den Unglücklichen nicht Nachsicht angedeihen lassen, welche von ihres Gleichen dem Ostracismus, dem empörendsten Mangel ausgesetzt sind! Furchtbar ist oft die Rache, welche sie an ihren Unterdrückern nehmen. Aber nur Einzelne überlassen sich der Räuberei; die Mehrzahl unterwirft sich ohne Murren den abscheulichsten Entbehrungen, die ihr das Geschick auferlegt. Wie man sich erzählt, hat man sie, wenn die wilden Waldfrüchte nicht mehr zureichten, ihr elendes Leben zu fristen, aus den Wäldern hervorkriechen und nach den Ufern des Ganges schleichen sehen, wo sie, durch die Nacht den Blicken entzogen, schwimmende Leichname an das Ufer schleppten, um in gräßlichen Festmahlen den Hunger zu stillen, der entkräftend und zerstörend in ihren Eingeweiden wüthete.

Solche Abscheulichkeiten müssen uns schmerzlich in einem Lande ergreifen, dessen Volk man den Charakter der Sanftmuth und Menschlichkeit zuschreibt; in einem Lande, das einen hohen Grad von Civilisation erreicht hat. Wie empörend auch das Gemälde seyn mag, das ich hier entworfen habe, so kommen solche Züge nicht allein bei den Parias vor, Herr Moore spricht noch von einer andern Secte, welche er Paramahansa nennt; diese soll sich ebenso cannibalische Gräuel erlauben.

Die Landschaft zwischen Lucknow und Juanpuhr, besonders der Theil zunächst der letzteren Stadt, bietet den Anblick eines englischen Parkes. Als wir uns Juanpuhr näherten, sahen wir mehre antike Moscheen von großer Schönheit sich in die Lüfte erheben; das Auge erfreute sich dadurch einer angenehmen Unterbrechung der Monotonie in der allgemeinen Ansicht des Landes. Ein unwillkührlicher Ausruf der Bewunderung entwand sich unserer Brust, als wir an die Brücke kamen, und sich die prächtigen Bauten in hoher Majestät vor unsern Blicken entwickelten.

Je mehr wir uns Calcutta näherten, desto breiter wurde der Ganges. Die Schönheit dieses mächtigen Flusses erinnert auch an eine reizende Beschreibung in englischen Versen, welche einen Theil der Poesien ausmacht, die von einem jungen Hindu mit Namen Kasiprasad-Ghosch herrühren. Dieser junge Dichter gehört zum Geschlechte der Brahminen. Seine Voreltern zeichneten sich durch sehr hohe Aemter und Würden unter

aus englischem Interesse aus Bengalen und Indien sich zurückziehen, wie Napoleon damit rechnete, so würde Frankreich in Europa und Afrika seine Macht mit Leichtigkeit über Italien hin, die Türkei und Aegypten ausdehnen können. Wenn Napoleon damit rechnete, daß England seine Macht in Indien verlieren würde, so konnte er sich nur in dem Grade täuschen, als er sich über die Mittel einer solchen Eroberung täuschte. Er täuschte sich in Bezug auf die Mittel, weil man die Grenzen der Macht nicht kannte, weil man sie nicht kennen konnte. Napoleon hat das nicht wissen können, weil er sich nicht in Indien befand, weil er sich nicht in Indien befinden konnte. Und die Lage dieses Landes ist so, daß man sie nicht kennen kann, ohne sie gesehen zu haben. Ich habe Indien gesehen, und ich habe es gesehen, wie es nur gesehen werden kann, wenn man sich mit allen Kräften des Geistes und Körpers in die Lage eines Eroberers versetzt hat.

Calcutta.

Die Reise lag mir schon Monate vor dem Tage, wo ich Kalkutta sah, wieder und wieder war mir diese prächtige Stadt als Ziele der Sehnsucht erschienen. Denn in der Landschaft Bengalen, die den Mittelpunkt des Reiches und der Macht Englands ausmacht, ist Kalkutta der Mittelpunkt des Lebens. Es ist die Stadt, in der sich die Fäden des Handels, der Politik, der Industrie, der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur zusammenfinden, welche Indien mit dem Westen, mit England verbinden.

Die neue Stadt erſtreckt ſich auf mehr als echs Meilen längs dem öſtlichen Ufer des Huhgley, ſie bietet einen außerordentlich belebten Anblick, betrachtet man ſie vom Fluſſe aus, der hier eine Krümmung beſchreibt und ſich in Geſtalt einer weiten Bai mündet. Dieſer Bai gegenüber befindet ſich der Garden-House-Canal der ſeinen Namen von der Nähe mehrer eleganten Landhäuſer erhalten hat, die ſich in der Gegend umgeben von großen Gärten erheben; dahin gehen die reichen Eigenthümer jeden Abend, wenn ſie die Geſchäfte des Tages beendigt und ihre Bureaux verlaſſen haben. Das von den Europäern bewohnte Quartier gewinnt ſein prachtvolles Ausſehen hauptſächlich durch die geräumigen, hohen Säulengänge, die beinahe alle Häuſer zieren, und geſtützt durch zahlreiche Pilaſter den Gebäuden Etwas von der Größe der griechiſchen Monumente verleihen. Auf die Fremden, welche von Europa ankommen, machen dieſe Bauten einen impoſanten Eindruck, wegen des durchaus neuen Styls ihrer Bauart, ihrer Dimenſionen und ihres Reichthums in ihren architektoniſchen Verzierungen. Man ſieht ſich von dem Ebenmaaße und der Einfachheit in ihren Verhältniſſen überraſcht, obgleich dieſe Einfachheit vielleicht einen zu ſcharfen Contraſt mit den pompöſen Façaden und den zahlreichen Säulen bietet.

Dem Auge eines Europäers wird der Mangel an Kaminen nicht entgehen, und an den Gedanken der Größe, der aus dem Aeußeren dieſer Gebäude entſpringt, wird ſich die Idee eines Gebrechens in Beziehung auf innere Bequemlichkeit knüpfen, die gar wenig mit unſeren Begriffen von geſellſchaftlichem Genuſſe übereinſtimmt. Die Fenſter ſind groß, aber nicht mit Scheiben verſehen; dagegen haben ſie Rollvorhänge zum Verſchließen, mit der Beſtimmung der Luft Eingang zu verſchaffen, ohne zugleich das Licht eindringen zu laſſen, denn in dieſem brennenden Clima iſt die Luft unzertrennlich von der Hitze. Ohne Ausnahme iſt das Dach bei allen Häuſern teraſſenförmig und von eleganten Baluſtraden umgeben. Man hat die Architektur, die ſich auf die Principien der italieniſchen Schule gründet, der Region der Tropenländer angepaßt, obwohl der Geſchmack wiederholt ſonderbaren Capricen aufgeopfert worden iſt. So ſieht man an vielen Häuſern zwei Giebel, als ob man, weil ein einziger Giebel eine angenehme Wirkung hervorbringt, nur die Zahl verdoppeln dürfte, um nach demſelben Verhältniſſe die Erhabenheit des Gebäudes zu vermehren.

In der Mitte der Stadt befindet ſich ein Platz von mehr als einer Viertels Meile Ausdehnung, in deſſen Mitte man eine große, von einer niedern Mauer umgebene und durch ein zierliches eiſernes Gitter beſchützte Fontaine erblickt. Die Höhe der Mauer iſt wenigſtens fünfzig Fuß über dem Niveau des Waſſers, zu dem man auf einer breiten, herrlichen Treppe hinabſteigt.

Für die Küche und zu anderem häuslichen Gebrauche bedient man ſich in Calcutta in der Regel des Regenwaſſers, zu dieſem Ende iſt in allen Häuſern

ein gewißer Raum vorbehalten, wo man eine Anzahl großer irdener Krüge aufstellt, die ſich während der Dauer der Stürme mit dem Waſſer füllen, das von den Terraſſendächern fällt. Man erhält es dadurch geſund, daß man auf den Grund jedes Gefäſſes zu feinem Staub zermalmte Holzkohle wirft; die Kohle verhindert das Eintreten der Fäulniß und bewahrt das Waſſer während eines beſtimmten Zeitraumes in demſelben Zuſtande.

Das merkwürdigſte Gebäude in Calcutta iſt der Pallaſt des Gouvernements. Das untere Stockwerk, welches für das übrige Gebäude eine feſte elegante Grundlage bildet, iſt auf jeder Seite mit Arcaden geſchmückt. Alle Säulen ſind joniſcher Ordnung, nur im Innern wird einer der größten Säle von doriſchen Säulen getragen, die man ſo kunſtreich mit Chunam bekleidet hat, daß man glauben ſollte, ſie beſtehen aus dem ſchönſten Marmor. Der Pallaſt hat vier Flügel, von denen jeder von einer der Ecken des Gebäudes ausgeht, um durch kreisförmige Gallerien zu communiciren, welche die Luft um das ganze Gebäude frei durchziehen laſſen. Dieſe Flügel enthalten die beſondern Zimmer, während das Haupt-Corps de Logis die verſchiedenen Säle umfaßt, die zur Expedition der Regierungs-Geſchäfte oder zu den öffentlichen Feſten benutzt werden, welche lange Zeit hindurch zur Celebrität der Hauptſtadt der britiſchen Beſitzungen in Indien in den Palläſten ihrer erſten Magiſtrate gegeben wurden.

In dieſer großen Stadt gibt es nur zwei anglikaniſche Kirchen; die eine davon, iſt ein anmuthiges Monument, erbaut nach dem Plane eines engliſchen Genie-Offiziers, das dieſem durch den ausgezeichneten Geſchmack in Vertheilung aller architektoniſchen Einzelnheiten große Ehre macht. Die andere Kirche ſteht der erſten in jeder Beziehung nach. Obwohl nun die Stadt, vom Garten-Canale aus betrachtet, eine Anſicht liefert, der keine andere Stadt an Großartigkeit gleich kommt, ſo muß man doch zugeſtehen, daß Delhi, Agra und Lucknow Gebäude umſchließen, die in Beziehung auf Architektur weit den Vorrang vor den ſchönſten Monumenten von Calcutta verdienen, die ſogar ohne Nachtheil eine Vergleichung mit allen denen analoger Art aushalten möchten, welche man in Europa trifft.

Nach dem Pallaſte der Regierung zeichnet ſich beſonders das Hotel der Douane aus, ein niederes, aber geräumiges Gebäude mit ſchöner Façade und bequemen Magazinen. In Cheringhie, demjenigen Quartiere der Stadt, welches am meiſten in der Mode iſt, ſieht man eine Reihe prächtiger Häuſer, die wie eine Folge von Palläſten neben einander ſtehen, und die glänzenden Fiktionen orientaliſcher Einbildungskraft faſt zur Wirklichkeit erheben. Alle dieſe Häuſer werden von Europäern bewohnt; die meiſten ſind mit Stuck be-

kleidet und ſtehen in der Mitte eines großen offenen Hofes; nichts iſt vergeſſen, was der verfeinertſte Luxus erſinnen kann, um den Widerwärtigkeiten des Klimas zu begegnen und den Aufenthalt angenehm zu machen.

Iſt das von den Europäern bewohnte Quartier auch geſund und angenehm, gewährt es dem Auge auch einen impoſanten Anblick, ſo gleicht doch nichts dem elenden Ausſehen des Quartieres, welches die Eingebornen einnehmen. Die ungepflaſterten Straßen ſind hier ſchmal und ſchmutzig. Die bedeutendſten Häuſer ſind hier nur eine Art von Bienenkörben aus Kleiberlehm erbaut, worin ſich Schwärme einer bleichen, abgemagerten, dürftigen, halbverhungerten Bevölkerung drängen. Krankheiten, die ſtets im Gefolge der Armuth und Entbehrung erſcheinen, richten hier fortwährend ihre Verheerungen an, und tauſende von Opfern unterliegen in jedem Jahre den gräßlichen Uebeln, die ſich an die Qualen der Nothdurft knüpfen. Es läßt ſich auch von der Zukunft nicht die mindeſte Verbeſſerung in der Lage dieſer unglücklichen Weſen hoffen, die in den Vorſtädten der unermeßlichen Mutterſtadt zuſammengeballt liegen und in der traurigen Elends-Gemeinſchaft verſumpfen. Zur Zeit, da die Cholera in der Stadt herrſchte, ſollen einige Wochen lang täglich ſieben hundert Individuen, von dieſer ſchrecklichen Geißel heimgeſucht, geſtorben ſeyn. Alle Vergnügungen waren aufgehoben, und keine Stunde verging, ohne daß Thränen und Wehklagen für die Todten die Lebenden an die Verödung erinnern mußte, die ſich mehr und mehr um ſie verbreitete.

Das Fort William, ungefähr fünf hundert Ruthen unterhalb der Stadt erbaut, iſt eine ſehr ſtarke militäriſche Poſition. Eine Straße läuft längs des Fluſſes hin, dem Fort gegenüber, von der Stadt zum Garden-House-Ennal, welcher durch eine Entfernung von wenigſtens drei Meilen, folgt man den Ufern der Bai, davon getrennt iſt. Von dieſem Geſichtspunkte bietet Calcutta den weiteſten und günſtigſten Anblick. Die Citadelle, auf der Seite des Fluſſes, wo man allein einen Angriff mit einiger Wahrſcheinlichkeit von Erfolg wagen könnte, hat die Geſtalt eines vorſpringenden Winkels, der Graben iſt trocken, in der Mitte befindet ſich ein Reſervoir, welches das Waſſer vom Huhgly mittelſt zweier Schleuſen empfängt und vom Fort gedeckt iſt. Die Erbauung der Citadelle wurde nach der Schlacht von Plaſſey von Lord Clive angefangen. Sie kann eine Garniſon von fünfzehn hundert Mann aufnehmen, und die Feſtungswerke ſind ſo ausgedehnt, daß man wenigſtens zehn tauſend Mann nöthig hätte, um ſie mit Nachdruck zu vertheidigen. Dieſe Werke ſollen der Compagnie über zwei Millionen Pfund Sterling gekoſtet haben. Das Innere des Forts iſt gänzlich durchgebrochen; es bietet dem Auge weite Grasplätze, die von ſymmetriſch gepflanzten Baumreihen in üppigem Wachsthum beſchattet werden und mit aufgeſetzten Kugelhaufen, Mörſern und Feldſtücken abwechſeln.

Zwiſchen der Stadt und dem Fort befindet ſich eine Eſplanade auf vollkommen ebenem Terrain; hier fahren oder reiten die Bewohner zu ihrer Erholung zur Abendſtunde ſpazieren, wo ein belebender Wind, der gemeiniglich vom Fluſſe herweht, den Körper erfriſcht und den Geiſtern eine köſtliche Schwungkraft verleiht.

Der Hubgly gewährt den Blicken ſtets eine ſehr belebte Scene, beſonders zur Zeit der hohen See, wenn ihn die Schiffe der vier Welttheile von jeder Größe und jeder Form bedecken. Eine bemerkenswerthe Sonderbarkeit dieſes Fluſſes iſt das ſchnelle Eintreten der Fluth, welche man unter dem Namen Bore kennt, wobei ſie ſich wie eine ungeheuere Welle oft bis zur Höhe von ſechzig bis achtzig Fuß erhebt und die Waſſer des Fluſſes mit einer Schnelligkeit zurückdrängt, daß er ſiebenzig Meilen in einer Stunde durchläuft, und im reißenden Laufe alle leichten Fahrzeuge verſchlingt, die er auf ſeinem Wege trifft. Dieſe Erſcheinung findet nie auf der Seite ſtatt, wo Calcutta liegt, und erſtreckt ſeine Wirkung nur auf ein Viertel vom Laufe des Fluſſes, ſo daß die Schiffe in der Regel außerhalb der Sphäre ihrer Thätigkeit liegen. Darum entſteht doch zuweilen eine ſolche Aufregung in der Maſſe der Gewäſſer, daß die größten Fahrzeuge an das Ufer geworfen und wie Bälle hin- und hergetrieben werden.

Durch den unberechenbaren Vortheil einer Binnenſchifffahrt iſt Calcutta eine Niederlagsſtätte für die verſchiedenartigſten fremden Waaren geworden; dieſe Waaren werden auf dem Ganges und ſeinen tributären Flüſſen in die nördlichen Provinzen von Hindoſtan gebracht, und dieſe ſchicken dagegen ihre Produkte auf denſelben Canälen nach der Hauptſtadt. Der Werth der gewöhnlich von den einheimiſchen Handelsleuten zum Verkaufe ausgeſetzten Gegenſtände iſt unglaublich; man nimmt an, daß allein in Tuch Geſchäfte für die mittlere Summe von einer Million Pfund Sterling gemacht werden. In Folge der Verſchiedenheit der nach dieſer Stadt gebrachten Waaren ſind nie unter achtzehn bis zwanzig Millionen Pfund Sterling baaren Geldes im Umlauf; indeſſen mögen die beträchtlichen Fallimente, welche in letzter Zeit eintraten, den Credit untergraben und den verſchwenderiſchen Umlauf des gemünzten Geldes vermindert haben. Im Jahr 1808 wurde die Bank der Regierung von Calcutta gegründet. Fünfzig Lacs Rupien (ungefähr 1,250,000 Fr.) ſtreckten die Regierung und europäiſche wie Privat-Speculanten vor.

Calcutta iſt in den verfloſſenen fünfzig Jahren ſehr verſchönert und erweitert worden. Man ſieht das „ſchwarze Loch“ nicht mehr, welches Herr Folwel errichtet hatte, um das Andenken an die furchtbare Grauſamkeit des Sevajee-ud-Dolah zu verewigen, der, nachdem er ſich der britiſchen Hauptſtadt von Bengalen bemächtigt hatte, hundert und ſechs und vierzig Gefangene in einen abſcheulichen Kerker werfen ließ, wo beinahe alle umkamen, drei und

zwanzig ausgenommen, die ihre Gefährten überlebten. Das alte Hotel der Regierung und viele vor einem halben Jahrhundert beſtehende Gebäude ſind ebenfalls verſchwunden. Die Stadt hat ſich gegen das öſtliche Geſtade des Ufers vergrößert. Die Pagode von Govinda-Baen-Mittul ſteht, ſo viel ich weiß, noch aufrecht. Es iſt dieß ein großes Monument von beſonderer Form und geſchmackvoller Conſtruction, wenn es auch nicht gerade die höhere Schönheit beſitzt, durch welche ſich die indiſche Bauart auszeichnet. Dieſe Pagode genoß einer bedeutenden Verehrung; jetzt wird ſie nur noch von Perſonen der unteren Kaſte beſucht.

Die Zahl der Einwohner von Calcutta, ſowohl der Eingebornen, als der Europäer, wird auf ſechs mal hundert tauſend geſchätzt, und die Umgegend in einem Rayon von zwanzig Meilen ſoll ungefähr zwei und eine halbe Million enthalten.

Einen Augenblick vor Sonnenaufgang athmet man köſtlich friſche Luft, darum erhebt man ſich ſehr früh, um vor dem Frühſtücke, das man um neun Uhr genießt, ſpazieren zu reiten; um halb zwei Uhr wird ein leichtes Mahl ſervirt, und zur Zeit des Sonnenuntergangs nimmt man das Mittagsbrod ein. Es werden hauptſächlich Madeira- und Bordeaux-Weine conſumirt. Die Tafeln ſind bedeckt mit verſchiedenartigem Rothwild, mit Feldhühnern, Wachteln, Pfauen, wilden Truthähnen, Ortolanen, Haſen und Wildbret aller Art; Obſt erhält man im Ueberfluſſe um ſehr geringe Preiſe. Aber das ausgeſuchteſte Gericht, das man in Calcutta ſpeist, iſt der Fiſch des Mango, ſo genannt, weil man ihn zu der Jahreszeit fängt, wo der Mango reift; durch ſeinen zarten Geſchmack läßt er Alles hinter ſich, was man von Fiſchen in Europa kennt.

Wer nicht über den indiſchen Ocean gekommen iſt, kann ſich keinen Begriff von dem luxuriöſen Leben der Rechtsgelehrten machen. Selbſt ihre jungen Schreiber affectiren eine ſolche Pracht und führen einen ſo verſchwenderiſchen Haushalt, daß ſie, trotz der Freigebigkeit, mit der man ihre Dienſte belohnt, zuweilen zahlreiche Verbindlichkeiten eingehen, deren ſie ſich in der Folge nie mehr zu entledigen wiſſen.

Ungefähr hundert Meilen von Calcutta an der Mündung des Huhgly, iſt das Delta des Ganges, welches unter dem Namen Sunderbonds bekannt iſt und von einem Labyrinthe von Bächen und Kreken gebildet wird; das Waſſer iſt überall ſalzig, bei denen ausgenommen, welche unmittelbar mit dem Hauptarme des heiligen Fluſſes in Verbindung ſtehen. Dieſe zahlreichen Canäle ſind ſo vertheilt, daß ſie ein vollkommenes Syſtem von Binnen-Schifffahrt begründen.

Wenige Jahre, ehe wir Calcutta beſuchten, ſchickte ein Kapitän eines inländiſchen Schiffes, das die Sunderbonds paſſirte, ein Boot in eine der Kre-

Ku, um ſich von den Früchten zu verſchaffen, welche von den armen und nicht ſehr zahlreichen Bewohnern dieſer unwirthlichen Gegend gepflanzt werden. Als ſie zum Lande kamen, zogen die Matroſen die Schaluppe an das Ufer und ließen einen Mann zur Bewachung zurück; aber von der Sonne gedrückt, legte ſich der mit der Obhut beauftragte Lascar auf die Bank und entſchlief. Während er in dieſen glücklichen Zuſtand verſenkt lag, wo alle Gedanken ihrer Herrſchaft entſagt haben, kam eine ungeheure Boa aus dem benachbarten Gebüſche, kroch zur Schaluppe und hatte bereits ihre mächtigen Ringe um des Schläfers Leib gerollt, den ſie eben zu zermalmen im Begriffe ſtand, als zum Glücke in demſelben Augenblicke die Gefährten des Mannes zu ſeiner Hülfe herbeieilten, das Ungeheuer angriffen und ihm ein beträchtliches Stück vom Schwanze abhieben, wodurch es ferner zu ſchaden außer Stand geſetzt war. Mit leichter Mühe konnte man es vollends umbringen. Man fand beim Meſſen, daß die Boa zwei und ſechszig Fuß und einige Zoll lang war. Der übermäßige Wuchs dieſer Schlange iſt oft in Frage geſtellt worden, aber warum noch daran zweifeln, da die Thatſache von ſo vielen Augenzeugen authentiſch beſtätigt worden iſt, Schon die Geſchichtſchreiber des Alterthums hatten Kenntniß hievon: denn Sueton berichtet im drei und vierzigſten Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung der zwölf Cäſaren, der Kaiſer Auguſtus habe, abgeſehen von den jährlichen Circenſes, mehre andere Spiele gefeiert, in der Abſicht irgend eine, in ſeinen Beſitz gekommene, außerordentliche Seltenheit zur Schau zu ſtellen; und unter dieſen Curioſitäten erwähnt er eines Rhinoceros, eines Tigers und einer fünf und ſiebenzig Fuß langen Schlange. (quinquaginta cubitorum.)

Der milde Landſtrich, von dem ich hier geſprochen, erſtreckt ſich auf einen Raum von achzig Meilen längs des Meerbuſens von Bengalen, er iſt mit Tigern und Alligators der größten Gattung ſo wie mit andern Thieren von ähnlicher Kraft und Wildheit bevölkert. Zwei Canäle, der des nördlichen Sunderbunds und der Balliaghaut-Canal durchziehen ihn. Der erſtere ergießt ſich fünf und ſechzig Meilen unterhalb Calcutta in den Hubgly. Der andere in einen kleinen See öſtlich von der Stadt. Man ſchifft auf dieſen Canälen in einer Länge von mehr als zwei hundert Meilen durch dichtes Gehölze, welches manchmal von ſo ſchmalen Kreken durchſchnitten iſt, daß an mehren Stellen die von beiden Seiten überhängenden Baumzweige ſich beinahe berühren. Zuweilen ſchwimmt man aber auch auf einem breiten von ſtattlichen Bäumen begränzten Fluſſe. Die Ufer entlang ſieht man unzählige Alligators, enormen Baumſtämmen ähnlich, ſchlafen. Man kann ſie unmöglich für lebend halten bis zu dem Augenblicke, da ſie in ihrem Schlafe geſtört, mit erſtaunlicher Beweglichkeit in den Fluß ſtürzen und untertauchen. Viele Eingeborne, welche die Ufer dieſer Kreken beſuchen, um Holz zu fällen und Salz zu ſammeln, werden alljährlich von dieſen Thieren und andern wilden

Beſtien verſchlungen. Die Tiger ſind unter Anderen ſo raubgierig, daß man ſie ſchwimmend Böte verfolgen und die Mannſchaft in beträchtlicher Entfernung vom Lande angreifen geſehen hat.

Die ringsum drohenden Gefahren halten eine Menge devoter Schwärmer nicht ab, ihre Hütten in dieſer wüſten Gegend zu bauen. Trotz der Zaubermittel, welche ſie zu beſitzen vorgeben, trotz der Sühnen, die ſie Tigern und Alligators bringen, werden dieſe armen Dummköpfe ſtets das Opfer der wilden Thiere. Andere Enthuſiaſten nehmen aber ſogleich ihre Stelle ein und liefern auf dieſe Weiſe den Ungeheuern des Waldes in jedem Jahre eine reichliche Portion geheiligten Mundvorrath. Unter ſolchen Umſtänden muß man erſt über die Höhe erſtaunen, welche fanatiſche Verblendung erreichen kann.

III.

Der reiche Muhammedaner. Die Bayaderen. Die Saujagd.

Die Zeit der Paſſatwinde war kaum vorüber, als wir uns auf einem gut gebauten Fahrzeuge von 600 Tonnen nach Madras einſchifften. Hier brachte ich zwei bis drei Wochen zu. Meine alten Reiſegefährten hatten ſich zu mir geſellt, und wir ſchlugen längs der Küſte eine Straße ein, die wir ſchon einmal bis nach Tanjore durchwandert hatten. Hier trafen wir einen reichen Muhammedaner, der alle mögliche Aufmerkſamkeit für uns hatte, er nahm uns mit edler Gaſtfreundſchaft auf und vertrieb uns die Zeit unſeres Aufenthaltes auf die angenehmſte Weiſe. Bei dem erſten Beſuche, den wir ihm des Nachmittags abſtatteten, war er gerade von ſeiner Sieſta aufgeſtanden und ſchmauchte ſeinen Haukha unter der Gallerie ſeines Hauſes. Wir fanden ihn auf einem reichen Teppiche ſitzend, und unter dem Schutze eines prachtvollen Baldachins. Ihm zur Seite ſtanden zwei Sclaven; der eine hielt die Strahlen der Sonne, mit Hülfe eines aus Palmblättern verfertigten Paraſols (Chatta) von ihm ab; der andere ſchwang einen Yakſchweif hin und her, um ihn gegen die Zudringlichkeit der Fliegen ſicher zu ſtellen. Mit zuvorkommendem Anſtande lud uns der Muſulman ein, ihn in ſeinem Wohnſitze zu beſuchen, den er unweit der Stadt beſaß, und der an den Ufern des Cavery lag. Während der ganzen Zeit unſeres Aufenthaltes zu Tanjore brachten wir faſt jeden Abend daſelbſt zu.

Seine Wohnung war prachtvoll und zahlreich ſeine Dienerſchaft. Am Vorabende unſerer Abreiſe gab er ein großartiges Feſt, zu welchem wir ganz beſonders eingeladen wurden. Unſer gaſtfreundliche Wirth mochte etwa 35 Jahre alt ſeyn; er war von hohem Wuchſe; in ſeinem ganzen Weſen herrſchte die zuvorkommendſte Höflichkeit, und ſeine Manieren trugen das Gepräge großer Unbefangenheit. Die leidenſchaftliche Liebe zur Pracht und den wahrhaft fürſtlichen Aufwand, welchen er machte, hatte er übrigens mit einer großen Menge ſeiner Landsleute gemein. Als wir uns zu der von ihm veranſtalteten Abendgeſellſchaft begaben, führte man uns in einen Saal, deſſen Wände faſt ohne Ausnahme die ſchönſten engliſchen, mit reichen goldenen Rahmen umgebenen Spiegel zierten. Sie waren alle ſo hoch wie das Gemach ſelbſt, und warfen die Gebilde deſſelben in endloſer Vervielfältigung zurück. Bei den reichen Muhammedanern iſt es ziemlich allgemeine Sitte, mit ſeinem Wohlſtande zu prunken, und auf Zimmergeräthe ſo wie auf die Verzierung der Häuſer ungeheure Summen zu verwenden. Bei alledem trifft man aber doch mehr Prachtaufwand als Bequemlichkeit in denſelben an.

Es dauerte nicht lange, ſo füllte ſich der Saal mit einer großen Menge geladener Gäſte. Nach unzähligen Umarmungen und Beſprengungen mit Roſenwaſſer, nahm man in kleinen Zügen ein angenehm ſäuerliches, unſerer gewöhnlichen Limonade nicht unähnliches Getränk zu ſich, worauf die ganze Geſellſchaft auf kleine perſiſche, mit blumenreichen Zeichnungen überſäte Teppiche ſich ausſtreckte, die eine prächtige Matte von Schilfrohr bedeckten, welche durch ihre glänzend weiße Farbe und die ausnehmende Feinheit ihres Gewebes ſich auszeichnete. Sobald alle Anweſenden in der ſchönſten Ordnung Platz genommen hatten, trat ein Tonkünſtler hervor, machte einen tiefen Salaam und ſpielte uns ein Stück auf ſeiner Sarinda vor, eine Art von ſchlecht gearbeiteter Geige, die er jedoch mehr mit lang eingelernter Geſchicklichkeit als mit natürlichem Geſchmacke zu behandeln verſtand. Bald geſellten andere Muſiker ihr Talent zu dem ſeinigen, und ſo waren denn unſere Ohren verurtheilt, eine halbe Stunde lang eine wahre Höllenmuſik anzuhören. Zu meinem nicht geringen Troſte befreite man uns endlich von dieſem Probeſtückchen morgenländiſcher Melodie und ließ eine Truppe von Bayaderen eintreten. Die beiden Hauptperſonen unter denſelben hatten ſehr regelmäßige Züge und waren überhaupt von ungemeiner Schönheit; ſie trugen ſeidene Beinkleider von etwas heller Scharlachfarbe, welche ſich in einer Menge kleiner Falten über dem Knöchel anſchloßen; unmittelbar unter demſelben umfaßten zwei dünne goldnen Reife den untern Theil ihrer ſchön geformten Beine; an dieſen Reifen hingen kleine ſilberne Schellen, die bei der geringſten Bewegung der Tänzerinnen einen ſanften und ziemlich angenehmen Ton von ſich gaben. Ihre ſchlanke Taille umſchloß eine Art von weißer Jacke, die, einer Tunika ähnlich, bis zu den Hüften herab reichte, vorn offen war, und die Beinkleider

ſehen ließ. Darüber trugen ſie endlich ein Röckchen aus durchſichtigem Stoffe, das bis an die Knie ging; ein leichter Gaze-Schleier war über Kopf und Schultern geworfen, und kreuzte ſich auf der Bruſt. Zuweilen entfalteten ihn die Tänzerinnen und er verhüllte dann gänzlich ihren ſchönen Wuchs. Jedes Ende des Schleiers zierte eine reich gearbeitete Eichel aus maſſivem Golde oder aus Silber.

Während des Tanzes wiſſen die Bayaderen dieſen Schleier ſo geſchickt zu handhaben, daß er ihre Reize ungemein erhöht; bald hüllen ſie ſich in denſelben und ſenden Blicke darunter hervor, deren Ausdruck keine unrichtige Deutung mehr zuläßt; bald ſchlagen ſie ihn völlig auseinander und gewähren ſo den Zuſchauern den bezaubernden Anblick ihrer perſönlichen Reize. Nichts gleicht dem blendenden Feuer ihrer Augen, nichts kann ſo ausdrucksvoll ſeyn als das Spiel ihrer beweglichen Geſichtszüge; und würde man nicht von einem gewiſſen Abſcheu ergriffen, den die entehrende Lebensart dieſer Geſchöpfe einflößt, ſo könnte man wahrlich nicht müde werden, ſo viele Reize anzuſchauen und zu bewundern.

Wenn ſie aber gleich von dem Auswurf ihres Geſchlechtes begleitet zu ſeyn pflegen, ſo geben doch ſelbſt die Europäer niemals ein großes Feſt, ohne zur Unterhaltung ihrer Geſellſchaft und der Damen ihres Hauſes einige Bayaderen auftreten zu laſſen. Geſtehen muß man übrigens, daß dieſe, wenn ſie in den Zirkel einer ausgeſuchten Geſellſchaft berufen werden, ſich ſorgfältig hüten, die Schicklichkeit und feine Sitte auch nur im mindeſten zu verletzen. Die Sittſamkeit ihres Coſtüms und ihres Benehmens hält im Gegentheil vollkommen gleichen Schritt mit dem Anſtande und der Artigkeit ihrer Manieren, ſo wie mit den Stellungen, die ſie in ihren Tänzen annehmen; ja dieſe letztern ſind ſogar bei weitem züchtiger, als jene, die man auf den europäiſchen Theatern in Aufnahme gebracht hat, und welche, der Landesſitte gemäß, unſere jungen Schönen, ohne zu erröthen, beklatſchen und anſtaunen.

Die dritte Augenweide, welche die indianiſchen Tänze gewähren, beſteht faſt einzig in ihren zierlichen und anmuthigen Stellungen: da ſieht man keine übermäßige Sprünge, keine Schwindel erregende Pirouetten, keine mühſame Ausreckung der Muskeln, keine lächerliche Verdrehung der Glieder, auch findet man da nicht jene aufs höchſte geſteigerte Präciſion der Bewegungen, jene ans Wunderbare gränzende Geſchicklichkeit der Füße, nach welcher das Verdienſt der europäiſchen Tanzkünſtler abgewogen wird. Anſtatt die Arme nach akademiſchen Regeln zu runden, anſtatt den Körper im Widerſpruche mit den Geſetzen der Natur zu biegen, anſtatt das Bein in horizontaler Richtung zu erheben, bis es mit dem Oberkörper einen rechten Winkel bildet, kurz anſtatt zu ſpringen, zu hüpfen und mit großer Anſtrengung kreiſelähnlich ſich zu drehen, ſchwebt die Bayadere abgemeſſen und voll Grazie bis zu dem Kreiſe der Zuſchauer heran, die Bewegungen ihrer Arme ſtehen in ſchönem Einklange

mit jenen ihrer feingeformten und nackten Füße, welche, wenn auch nicht so weiß wie der Schnee, doch eben so geräuschlos den Boden berühren. Wellenförmig sich bewegend, scheint sie mit den Geberden einer Flüchtigen daher zu gleiten, die leichten Umrisse einer einfachen Tanzfigur andeutend. Zuweilen dreht sie sich lebhaft um sich selbst herum; da öffnen sich die leichten Falten ihrer durchsichtigen Tunika, der seidene, von Zierathen schwere Besatz derselben beschreibt einen Kreis um die Tänzerin und läßt, wie im Fluge, die bewundernswerthen Conture eines schönen Körpers erschauen, dessen ganze Tracht Grazie und guten Geschmack verkündet. Dieses Gemälde könnte zu dem Glauben verleiten, die Vollkommenheit dieses Tanzes sey eine rein negative; allein es ist dem nicht also, sondern er bringt einen nicht zu verfehlenden Totaleindruck auf jede Gattung von Zuschauern hervor.

Die Zierathen, welche diese Frauen tragen, sind oft von beträchtlichem Werthe; gewöhnlich umgeben ihren Hals mehre Reihen von Halsbändern aus Perlen oder künstlich gearbeitetem Golde. Durch die rechte Nasenöffnung ist ein goldener Ring gezogen, an welchem ein prächtiger Edelstein hängt; die Stirne schmückt zwischen den Augenbrauen stets eine Zierath, von welcher wahrscheinlich die sogenannten Féronnières stammen, die unsere europäischen Damen in der neuesten Zeit zu tragen pflegten. Die den Namen Nautch führende Unterhaltung, welche einen integrirenden Theil der erwähnten Feste ausmacht, aber am wenigsten Vergnügen gewährt, ist unstreitig die Musik, die von Zeit zu Zeit die durchdringenden, antimelodischen, dem Geschrei des Pfauen vergleichbaren Stimmen der Tänzerien benngleitet.

Diese Feste zeichnen sich übrigens eben so wenig durch ihre Mannigfaltigkeit aus. Ausgestreckt auf ihren Teppichen bilden die Anwesenden einzelne Gruppen, begleiten ihr Geplauder mit unglaublich energischen Geberden, sehen den Tänzerinnen zu, und muntern sie durch so wüthende Beifallsbezeugungen auf, daß diese sogar den Lärm der Trommeln und Geigen übertönen, mit deren Hülfe man, wie es scheint, die Freuden des Abends zu vervollständigen meint.

Auf das verbindliche Zureden unseres Wirthes verweilten wir noch, bis die Gesellschaft auseinander zu gehen begann, und nahmen seine freundliche Einladung an, ihn des folgenden Tages auf eine Saujagd zu begleiten. Er sagte uns die schönsten Pferde aus seinem wohlbevölkerten Stalle zu. Wir verabschiedeten uns unter dem Versprechen, mit den ersten Strahlen der wiederkehrenden Sonne bei ihm einzutreffen.

Mit Tagesanbruch saßen wir auch wirklich schon zu Pferde und befanden uns auf freiem Felde. Während der ersten Stunden war unsere Jagdpartie ziemlich einförmig und bot nichts Bemerkenswerthes dar, denn es ließ sich kein Wild blicken. Schon wollte ich mein Pferd heimwärts lenken, als ein Eber aus einem Zuckerrohrfelde hervorbrach, und, queer über die Ebene

ſetzend, bald über zwanzig Reiter auf der Ferſe hatte. Ich ritt zwar ein ziemlich gutes Landpferd; allein es ſchien den Druck eines europäiſchen Sattels nicht gewöhnt zu ſeyn, denn es hielt plötzlich mitten im Galopp inne, ſchlug hinten aus und ſchnaubte dabei mächtig, als hätte ein Inſect es geſtochen. Da ich mich dem Eber, in dem Augenblicke, wo er aus ſeinem Lager hervorbrach, am nächſten befand, ſo ſetzte ich, in der Hoffnung, ihm den Weg abzuſchneiden, meinem Pferde beide Sporen in die Seite; dieſes aber, als ich eben dem Thiere ganz nahe war, kehrte ſtracks um, ſchlug mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus und verſetzte dem Eber mit den Hinterfüßen einen ſo heftigen Schlag in die Rippen, daß dieſer ſich überſtürzte, und ich ſelbſt, aus dem Sattel gehoben, über des Pferdes Kopf zu Boden fiel. Nach dieſer Heldenthat ſchlug mein Roß, ſeines Reiters nicht weiter achtend, Galopp an; ich aber lag noch ausgeſtreckt, und kaum zwei Schritte von dem ergrimmten Eber entfernt, in der bangen Erwartung da, er werde unverweilt mit ſeinen Hauern mich zerreißen. Zu meinem Glücke hatte ihm jedoch der erhaltene Schlag ſo kräftig zugeſetzt, daß er in den erſten Augenblicken ſich nicht aufzuraffen vermochte. Die kurze Friſt benutzend, erhob ich mich nun ſchnell, und lief aus Leibeskräften meinem flüchtig gewordenen Roſſe nach.

Bald hatte indeſſen der Eber ſich erholt. Allein in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickte davon zu laufen, ſtürzte, mit dem Säbel in der Fauſt, unſer Wirth auf ihn zu, brachte ihm einen Hieb auf den Rückgrath bei und brach ihm das Kreuz. Schäumend ſtürzte das Thier und verendete, worauf mehre in der Nähe befindliche Perſonen es ſogleich von dannen ſchleppten. Ich hatte mein Pferd nicht auffinden können und ſetzte mich nun, ermüdet vom Laufen, auf eine kleine Anhöhe, gerade über einer Schlucht, die in einem Abgrund von wenigſtens hundert Fuß Tiefe ſich endigte. Von dem erhabenen Punkte, den ich mir gewählt hatte, beherrſchte mein Blick die ganze Ebene, und ich konnte das Schauſpiel der ganzen Jagd genießen, ohne thätigen Antheil an derſelben zu nehmen. Zu meiner Linken dehnten ſich auf weite Entfernung mehre Zuckerpflanzungen aus, in denen ſich ohne Mühe die Spuren der Thiere entdecken ließen, die, zum großen Nachtheile der Eigenthümer, zu Fraß und Lagerſtätte ſich darin herum getummelt hatten. Kaum war ich hier behaglich ausgeſtreckt, als ich ein zweites Wildſchwein gewahrte, das, von einigen Jägern verfolgt, ſo ſchnell als möglich dem Abgrunde zueilte. Bei der großen Unebenheit des Bodens, hatten die Pferde Mühe, ihm zu folgen, und es ſchien nahe daran, ihnen zu entkommen. In mächtigen Sprüngen ſetzte es faſt athemlos über die holperigen Erdmaſſen, und das Geſchrei ſeiner Verfolger ſchien ihm die Kraft der Verzweiflung zu verleihen. Als es den Rand des Abgrundes erreicht hatte, ſtürzte es ſich, anſtatt umzukehren, ohne Zögern in die Tiefe, einem Marcus Curtius gleich (möchte ich ſagen, wenn ein ſolcher Vergleich erlaubt wäre). Im Fallen ſtieß es auf einen Vorſprung, von dem

es jedoch nur abprallend, einem Ball ähnlich weiter flog. Nach zwei oder drei ſolcher Sprünge, deren einer ſchon hätte hinreichen können, um ihm die Rippen zu zerſchmettern, erreichte das Thier glücklich den Boden des Abgrunds, kam, zu meiner nicht geringen Verwunderung, auf die Beine zu ſtehen und verſchwand bald darauf im Dickicht, als hätte es nur zum Zeitvertreib dieſes Wageſtück ausgeführt. Ich geſtehe, daß ich froh war, es für ſeine Unerſchrockenheit ſo belohnt zu ſehen, und keineswegs in die Klagen ſeiner getäuſchten Verfolger einſtimmte.

Unterdeſſen war einer aus dem Jagdgefolge meines Pferdes wieder habhaft geworden. Wir begaben uns nun unter ein Zelt, das man an einer ſchicklichen Stelle am Rande des Fluſſes aufgeſchlagen hatte. Ueber eine kleine Weile wurde ein Lendenſtück von dem Eber aufgetragen, den unſer Muhammedaner erlegt hatte, und am äußerſten Ende der Tafel ſahen wir den Kopf des Thieres erſcheinen, ſeiner Hauer unberaubt, im offenen Rüſſel eine große Orange haltend, und geſchmückt — zwar nicht mit einem Lorbeerkranze, aber doch mit einem nicht minder bedeutungsvollen Küchengewächſe.

Obgleich Schüler des großen Propheten, nahm unſer Wirth dennoch eben ſo wenig Anſtand, von dieſem Fleiſche zu genießen, als den trefflichſten Wein, von dem er ein großer Freund war, ſich tüchtig munden zu laſſen; und zwar ſelbſt in Gegenwart ſeiner Dienerſchaft. Er machte dabei die ſcharfſinnige Bemerkung, daß ſeine Leute, wenn ſie ſolches gleich als eine Uebertretung des Geſetzes mißbilligten, es doch niemals wagen würden, einen Tadel gegen ihn zu äußern. Er ſchien überhaupt von der Wahrheit ſeiner Religionslehrſätze nicht ſehr durchdrungen zu ſeyn, und verſäumte keine Gelegenheit, wo er ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen ungehindert folgen konnte. Dieſesmal gab er ſich den Freuden der Tafel ſo ſchrankenlos hin, daß er ſein Pferd nicht mehr zu beſteigen vermochte, ſondern vier rüſtige Diener ihn in einem Palankin nach Hauſe tragen mußten.

Die reichen Muhammedaner, welche in Indien leben, befinden ſich ſehr gern in der Geſellſchaft der Europäer und machen ſich kein Gewiſſen daraus, wenn ſie mit dieſen zuſammentreffen, die Geſetze des Korans zu übertreten. Das in ihren kirchlichen Vorſchriften enthaltene Verbot, Wein zu trinken, oder von gewiſſen Fleiſchgattungen zu eſſen, betrachten ſie ſelbſt als ein Uebermaaß von Strenge. Dieſe Anſicht hielt ſie zwar nicht ab, den großen Propheten zu lobpreiſen, daß er dieſes Gebot ihnen vorgeſchrieben hat, und die Vorſehung, daß ſie ihm den Gedanken dazu eingegeben; ſobald es ſich aber um die Anwendung deſſelben handelt, ſo wird es ſo häufig und ſo leicht übertreten, daß man wohl ſieht, wie geringen Werth ſie darauf legen. Bei mehr als einer Gelegenheit wiſſen ſie übrigens, auf ſinnreiche Weiſe ſich der Strenge dieſer Geſetze zu entziehn. So reicht z. B. ein einziger Tropfen Eſſig, der in ein ganzes Faß voll Wein gegoſſen wird, vollkommen hin, um den verbotenen

Kapitel abgehandelt ist, die Kirche zu erneuern, hat alles Gerede Ehrsüchtiger zunichte hier. Aber hat es Gottes Rat, das Wachsen zu befördern, nicht auch gefördert, daß Luther, der Mann, der Gottes Wort wieder ans Licht brachte, so viele Widersacher hatte?

Die meisten Menschen sind Toren: sucht ihr Lange nach einem Menschen, der Freiheiten, welche ihm Gott gegeben hat, nicht gebraucht, und in seinem Thun nicht seinen eigenen Sinn hat, seine eigenen Wege geht, sondern Gottes Wort und Willen, und sich nicht scheut, Gottes Wort und Willen gegen alle Welt zu vertreten? Wo findet ihr einen solchen Menschen, der nicht Gottes Wort und Willen nach seinem Sinn deutet, sondern Gottes Wort und Willen, wie es dasteht, ohne Deuten und Meinen, ohne Ansehen der Person, ohne Furcht und Scheu der Menschen, ohne Zittern und Zagen, ohne Zeit- und Menschendienerei, und in dieser Weise Gottes Wort und Willen gegen alle Welt vertritt? Wo findet ihr einen solchen Menschen, und in dieser Art verkündigender Vertreter seines Herrn. Ja wohl sind die Menschen Toren, daß sie einen solchen Menschen, der Gottes Wort und Willen so vertritt, wie es dasteht, nicht lieben, sondern ihn hassen und verfolgen, wie es ihnen Gottes Wort und Willen gegen alle Welt vertritt

er mühſam dem Ufer zu, ergriff die von Erde entblößte Wurzel eines Strauches, und brachte es, ſich vorwärts hängend, dahin, die Oeffnung eines der beiden Krüge ſo gegen den Strom zu kehren, daß er ſich anfüllte. Dieſer ſcheinbare Vorſchub verlängerte jedoch nur ſeine Marter, denn der andere, leer gebliebene Krug verhinderte beſtändig, vollkommen unterzutauchen, während das Gewicht des angefüllten ſeinen Körper hinlänglich unter das Waſſer zog, um ihn am freien Athemholen zu hindern. In dieſem Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſtieg er unaufhörlich wieder auf die Waſſerfläche empor und ſchöpfte einige Augenblicke Athem, um dann abermals zu verſinken und dem Erſticken nahe zu kommen. Obgleich dieſe Scene ſchon mehre Minuten gedauert hatte, ſo machte doch der Unglückliche nicht einen einzigen Verſuch, das Ufer zu erreichen; ſein feſter Entſchluß zu ſterben war im Gegentheil bis zum letzten Augenblicke unverkennbar. Bei dem Anblicke dieſer Todesqualen, deren Ende noch fern ſchien, wendete ich mich an die Brahminen und wollte ſie bewegen, das leer gebliebene Gefäß zu zertrümmern; allein dieſe hochmüthigen Menſchen würdigten von alle dem, was ich ihnen ſagte, auch nicht eine Sylbe der geringſten Aufmerkſamkeit; bis endlich einer der Anweſenden, menſchlicher als dieſe fühlloſen Prieſter, einen Stein nach dem Gefäße warf, worauf das unglückliche Opfer in die Tiefe des Fluſſes verſank. Einen Augenblick noch ſprudelte das Waſſer an der Stelle empor, wo er verſchwunden war, und floß dann über ſeine lebloſe Hülle dahin, ohne die geringſte Spur zu hinterlaſſen, die dem Auge das tragiſche Reſultat des Aberglaubens hätte zurück rufen können. Dieſer Mann gehörte zur Kaſte der Weber, und man verſichert, ſeine Frau habe nach ſeinem Tode einen heftigen Drang geäußert, ihr Leben den Manen ihres Mannes zum Sühnopfer darzubringen; da indeſſen der Leichnam dieſes Letztern wahrſcheinlich die Beute irgend eines Alligators geworden war, und ſie folglich ſeine Todesfeier nicht nach allen hergebrachten Formen begehen konnte, ſo entging ſie dadurch der Nothwendigkeit, eines Todes zu ſterben, der zwar allerdings in ihren Augen glanz- und ehrenvoll, in der Wirklichkeit aber im höchſten Grade fürchterlich geweſen wäre. Wenn nämlich eine Frau aus der Kaſte der Weber ſich den Manen ihres Gatten opfert, ſo iſt es Sitte, daß ſie lebend in das Grab deſſelben ſteige, welches man in geringer Entfernung von irgend einem geheiligten Fluſſe zu graben pflegt. Befindet ſich die Wohnung der beiden Gatten nicht in der Nähe eines ſolchen, ſo gräbt man die Grube unweit eines Ortes, der von den benachbarten Bewohnern am meiſten verehrt wird, dieſe Grube wird außerordentlich tief gemacht und hat eine verhältnißmäßige Breite.

Nach einer beſtimmten Anzahl vorbereitender Ceremonien, die alle eben ſo unverſtändlich als ſeltſam ſind, nimmt die Wittwe förmlichen Abſchied von ihren Freunden, die ſtets dieſen traurigen Feierlichkeiten beiwohnen, und ſteigt alsdann in die letzte Wohnung des Todten hinab. Häufig ereignet es ſich, daß

ihre Verſtandes- und Körperkräfte durch die Wirkung des genoſſenen Opiums dergeſtalt in ihrer Thätigkeit gehemmt ſind, daß ſie kaum der Handlung ſich bewußt iſt die ſie zu vollziehen im Begriffe ſteht; indeſſen unterwirft ſie ſich allen erforderlichen Förmlichkeiten mit einer ganz mechaniſchen Fühlloſigkeit. Kaum iſt ſie in der Grube angekommen, ſo zieht man die Leiter zurück, die ihr zum Hinabſteigen gedient hatte, und die Wittwe befindet ſich allein mit dem Leichnam ihres abgeſchiedenen Gatten, der meiſtens ſchon in einem entſetzenvollen Zuſtand von Verweſung übergegangen iſt; ſie umarmt ihn ſtürmiſch und preßt ihn an ihre Bruſt, ohne daß die Ausdünſtungen, die aus ihm hervorqualmen, ihr nur den geringſten Ekel verurſachen. Hat ſie endlich ihren empörenden Liebkoſungen ein Ziel geſetzt, ſo legt ſie den Leichnam auf ihren Schoos und giebt ein Zeichen. Jetzt beginnt die letzte Ceremonie, welche dieſes abſchreckende Schauſpiel beendigen ſoll, das noch ungleich entſetzlicher iſt, als das Verbrennen auf einem Scheiterhaufen. Man wirft nämlich methodiſch Erde auf ſie, welche von zwei in die Grube hinab geſtiegenen Perſonen um das Schlachtopfer herum mit den Füßen feſtgeſtampft wird. Während dieſes langſamen und fürchterlichen Geſchäftes, ſcheint die dem Tode geweihte Wittwe theilnahmloſe Zuſchauerin alles deſſen zu bleiben, was um ſie vorgeht. Von Zeit zu Zeit ſpendet ſie dem Leichnam neue Liebkoſungen; ihre Züge tragen das Gepräge eines triumphirenden, beinahe überirdiſchen Gefühles, und während die Erde ihre Glieder preßt, ſcheint ſie ahnungsvoll die Glorie zu erſchauen, die in dem Paradieſe ihres Gottes auf ſie wartet. Unterdeſſen ſind in dieſem Augenblicke oft ſogar die Hände ihrer eigenen Kinder bemüht, den kalten Staub um ſie aufzuthürmen, mit welchem bald ihre eigene Hülle ſich vermiſchen ſoll. Nun bedeckt endlich die Erde ihren ganzen Körper, und nur der Kopf iſt noch frei; da füllt man in haſtiger Eile die Grube aus, und die nächſten Anverwandten tanzen auf dem Grabe, mit jenen wahnſinnigen Geberden, die eben ſo gut für den Ausdruck wilder Freude, als für jenen frommer Extaſe gelten können.

Bemerkenswerth iſt es, daß ſich die Frauen auf ſolche Weiſe häufig den Manen eines Gatten opfern, der ſie im Leben beſtändig mit Gleichgültigkeit, ja nicht ſelten mit der unverzeihlichſten Tyrannei behandelt hat. Nichts vermag jedoch, die heldenmüthige Aufopferung der indiſchen Wittwe zu erſchüttern; und ſelbſt die härteſte Behandlung kann in ihren Augen der heiligſten ihrer Pflichten ſie nicht entheben; ſie verzeiht alle erduldeten Unbilden, und die Gedanken nur auf die jenſeitige Zukunft richtend, handelt ſie nach jener ſchönen Maxime des perſiſchen Dichters, deſſen Feder mit ſo vieler Beredſamkeit die chriſtliche Vorſchrift umſchrieben hat, welche dem Menſchen gebietet, Böſes mit Gutem zu vergelten:

„Mögen die Muſcheln am Strande der Meere des Morgenlandes dich mit ihrem Beiſpiele lehren, daß du lieben ſollſt deinen Feind, und die Hand

mit Perlen füllen, die ins Verderben dich gestürzt hat; frei von aller hochfahrenden Rachbegierde, wie der Fels, den du hier erblickst, sollst du mit edeln Steinen die Faust des Mannes zieren, der mordlustig in deinen Eingeweiden wühlt. Sieh, wie der nachbarliche Baum mit schmackhaften Früchten oder balsamischem Blüthendufte den Steinregen vergilt, der auf ihn einstürmt. Ja, die ganze Natur verkündet es mit lauter Stimme! Und kann der Mensch da weniger thun, als dem Arm zur Stütze dienen, der ihn schlägt, und den Mund segnen, der ihn schmäht?"

Tritschengruhr.

Da wir den Entschluß gefaßt hatten, das Königreich Misore und die berühmte colossale Bildsäule des Buddha zu besuchen, so nahmen wir von unserm muhammedanischen Freunde Abschied und verfolgten mit wenigen Abweichungen die bereits beschriebene Straße.

Einer anhaltenden Dürre wegen, war die Erndte mißrathen, und die Hungersnoth richtete beträchtliche Verheerungen im Lande an. Ganze Dorfschaften waren entvölkert, und das Elend der Ueberlebenden läßt sich nicht beschreiben. Es kamen Mütter zu uns, die uns um eine Portion Reis ihre eigenen Kinder verkaufen wollten! Wie schmerzlich war es für uns, so schreckliche Leiden mit anzusehen und nicht helfen zu können; unwillkührlich das Ohr den inständigsten Bitten verschließen zu müssen, weil wir nur mit nutzloser Sympathie darauf zu erwiedern vermochten; denn alle unseren vereinigten Kräfte würden bei so entsetzlichem Unheil nur ein Tropfen gewesen seyn, den man in das Weltmeer gießt. Ich sah hier ganze Haufen unglückseliger Paria's, die, von dem rasendsten Hunger gepeinigt, die Excremente unserer Lastthiere zusammen rafften und in wilder Verzweiflung sich um dieselben schlugen. Jene, welche deren habhaft werden konnten, lösten sie nachher in Wasser auf, um einige Getraidekörner darin zu finden. Solche empörende Scenen der höchsten Noth wiederholten sich während dieser ganzen Jahreszeit.

Ich erinnere mich, eines Morgens, als ich kurz nach Sonnenaufgang ein Dorf durchwanderte, unfern vom Eingange in dasselbe, eine arme Frau im

Zuſtande völliger Entkräftung auf der Erde ſitzend angetroffen zu haben; ſie lehnte ſich mit dem Rücken an einen breiten Stein und hatte die regungsloſen Arme herabſinken laſſen; bis an den Gürtel deckte auch nicht ein Lumpen ihre Blöße; die Augen waren geſchloſſen, das Kinn ſchlotternd, und die Lippen zitterten ſo leiſe, daß ſie faſt unmerklich andeuteten, es ſey noch ein Lebensfunke in der Unglückſeligen; ihre langen Haare fielen über die Schultern herab und verbargen einen Theil ihres Geſichtes, das bereits mit Todesbläſſe überzogen war; ihr Körper hatte das ſchauderhafte Ausſehen eines Gerippes, deſſen welke, fleiſchloſe Haut die Umriſſe aller Knochen verräth. Ein Säugling drückte ſich an ihren Buſen und machte vergebliche Verſuche, den Nahrungsſaft einzuſaugen, deſſen Quelle die Natur hatte verſiegen laſſen. Das arme kleine Weſen war abſchreckend mager und gab, bei jeder nutzloſen Anſtrengung, ſich Muttermilch zu verſchaffen, die durchdringendſten Töne von ſich. Ich ergriff die Hand der verſcheidenden Mutter und legte meinen Finger auf ihre Pulsader, deren Schläge dem Zittern eines Fadens glichen, den ein leiſer Hauch der Luft bewegt. Nach einigen Augenblicken durchzuckte ein ſchwacher Krampf ihre Lippen, worauf der Mund ſich ſchloß, und die Seele von der morſchen Hülle ſich trennte. Ich nahm das Kind auf die Arme und trug es in mein Zelt. Allein, ſey es, daß die Mutter den Keim des Todes auch ihrem Säugling mitgetheilt hatte, oder daß die Perſon, der ich ihn anvertraute, an ſorgſamer Pflege es gebrechen ließ, er ſtarb noch an demſelben Tage. Ich hätte alle meine Habe darum gegeben, das Kind zu retten. Die arme Mutter wurde die Beute der Geier und der Schakals. Noch ehe die Nacht hereinbrach, endeten in dem erwähnten Dorfe mehre Perſonen auf gleiche Weiſe ihr elendes Daſeyn, und ſämmtliche Hunde und Raubthiere fanden reichliche Atzung.

Ich kann nicht umhin, eines ähnlichen Begebniſſes zu erwähnen, deſſen trauriger Zeuge ich ward; es mag zu neuen Belegen dienen, wie weit, ſelbſt den Schreckniſſen des Todes gegenüber, der unverſtändige Eigenſinn der Kaſtenvorurtheile zu gehen im Stande iſt. Am Tage nach dem Ereigniſſe, welches ich ſo eben erzählt habe, trat ich in die, einige hundert Schritte von dem Dorfe entfernte Hütte eines armen Hindu. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle geſetzt, als ein räudiger, abgemagerter, ſcheußlich ausſehender Hund mich mit hohlen, matten Augen anſtierte. In der Kammer mähte der Tod ſeine armſeligen Schlachtopfer unbarmherzig zuſammen. In einem Winkel dieſer Jammerhöhle erblickte ich den Leichnam einer betagten Frau, der ſchon ſtark in Fäulniß übergegangen war, und die Miasmen ſeiner verweſenden Theile in der ohnehin verpeſteten Luft verbreitete. In der Mitte war, auf einer zerlumpten Matte ausgeſtreckt, ein Mann von mittlerem Alter, der ſeiner Auflöſung nahe ſchien. In ähnlichem Zuſtande lag zu ſeinen Füßen, aber auf dem nackten Boden ſeine Frau und hatte ein etwa zwei

Jahre altes, todtes Kind neben ſich. Auf der entgegen geſetzten Seite kniete ein kleines Mädchen, welches mit einer, durch die Macht des Hungers noch geſteigerten Unbändigkeit nach Reis ſchrie und mit den Händchen unaufhörlich ſeiner Mutter ins blaſſe Angeſicht ſchlug. Dieſe erwiederte nur mit matten, gen Himmel ſich mühſam richtenden Blicken, ſo daß ich meinte, ihre Augen würden auf immer ſich ſchließen. Durch einen Diener ließ ich jetzt einen Korb voll Eßwaren herbeibringen und öffnete ihn vor dem Kinde. Da warf mir der Vater einen Blick des Abſcheus zu, ſtreckte die Arme wie ein Wahnſinniger aus, ergriff ſeine Tochter, ſchleuderte ſie gewaltſam von der ihr angebotenen Nahrung weg, die nach ſeiner Anſicht unrein war, und fiel todt zur Erde nieder. Der kraftloſe Zuſtand der Mutter geſtattete ihr nicht wahrzunehmen, was um ſie vorging. Ich befahl meinem Diener, ſie aufzuheben. Sie athmete noch, aber faſt unmerklich; ſie hatte alle Beſinnung verloren und verſchied bald in den Armen meines Dieners. Dieſes Schauſpiel iſt eines der betrübendſten, denen ich je in meinem Leben beigewohnt habe. Das kleine Mädchen überlebte ſeine Aeltern, und einige ſeiner Verwandten, die ſo glücklich waren, den Verheerungen der Hungersnoth zu entgehen, nahmen es zu ſich.

Man kann ſich unmöglich einen Begriff von den Leiden machen, welche ganze Maſſen der hindoſtaniſchen Bevölkerung zu erdulden haben, wenn die zur Befruchtung ihres Bodens erforderlichen Regen ausbleiben. Sey es nun, daß die Dürre über das ganze Land ſich ausdehnt, oder daß ſie nur gewiſſe Strecken heimſucht, ſo bricht nicht lange nachher eine allgemeine oder theilweiſe Hungersnoth bei dieſen mittelloſen Völkerſchaften aus, deren kurzſichtige Trägheit nicht zuläßt, daß ſie für die, wenn gleich ſo oft wiederkehrenden Zeiten des Mangels Vorräthe ſammeln. Wenn nun dieſe Plage über ſie hereingebrochen iſt, ſo hat ſie auch ſtets ſo ſchreckliche Auftritte zur Folge, daß die härteſten Entbehrungen, welchen die ärmſte Klaſſe der europäiſchen Bevölkerung durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß zuweilen ausgeſetzt ſeyn mag, in keinen Betracht dagegen kommen. Das Beklagenswertheſte dabei iſt der Umſtand, daß dieſe Gräuelſcenen die wohlhabende Klaſſe der Bewohner Indiens weder zum Mitgefühle ſtimmen, noch zu wohlthätigen Handlungen vermögen. So nachtheilig äußert ſich der Geiſt und Herz vertrocknende Einfluß eines fataliſtiſchen Glaubens, der die Nächſtenliebe nicht gebietet!

Indische Räuber.

In einem Dörfchen an der Landstraße des Districtes Curg, wohin wir uns begaben, nachdem wir Sravana-Belgula verlassen hatten, wohnten wir einem ziemlich belustigenden Auftritte bei. Wir erblickten nämlich in einer kleinen Umzäunung, die zu einer armseligen Strohhütte gehörte, eine an einen Pfahl gebundene Frau, und vor ihr einen Mann, der ihr mit einem Bambusrohre eine derbe Züchtigung applicirte. Die Prügel, welche auf ihre entblößten Schultern fielen, erpreßten der Unglücklichen durchdringende Schmerzenslaute. Eine Weile ertrug sie ihre Strafe, ohne die geringste Lust zur Rache zu verrathen. Endlich aber, aufs Aeußerste gebracht durch die allzulange Qual, erhaschte sie plötzlich das Bein ihres Henkers, im Augenblicke, wo dieser sich ihr näherte, um von neuem sie zu schlagen, und biß ihn so heftig in die Wade, daß er wie ein geprügelter Hund zu heulen anfing. Durch einen Sprung rückwärts entging er schnell den wiederholten Angriffen ihrer Zähne, und schlug jetzt so wüthend auf sie los, daß ich dachte, die Knochen der Armen müßten in Stücke brechen, sie aber verzog keine Miene bei der neuen Qual, sondern heftete das große, schwarze Augenpaar auf ihn und schien ihm mit der leidenschaftlosen Ruhe des Triumphes sagen zu wollen: „Tödte mich jetzt immerhin, ich habe mich gerächt!“ Ich glaube, man hätte auf hundert Schritte weit den Ton des auf ihre Rippen fallenden hohlen Rohres hören können. Je mehr sie ihm aber zu zeigen sich bestrebte, daß sie mit Ergebung und Entschlossenheit leide, desto wüthender wurden seine Geberden und desto unbarmherziger seine Schläge.

Mehre Vorübergehende, die unterdessen um den Zaun sich versammelt hatten, sahen dieser Scene mit der höchsten Gleichgültigkeit zu. Ich erfuhr durch sie, der Held sey ein Haustyrann, der seine Gattin wegen einiger Verstöße gegen die eheliche Treue züchtige. Von dem Wunsche beseelt, den Ausbrüchen seiner Rohheit ein Ziel zu setzen, ließ ich ihn durch einen meiner Diener, der ein Eingeborner war, um Gnade für die Arme bitten. Kaum hatte dieser aber von meiner Intervention in diesem häuslichen Kriege Meldung gethan, als die Frau, von ihren Banden sich losmachend, einer wüthenden Tigerin gleich, über den Friedensboten herfiel, mit dem Kopfe ihm Stöße auf die Brust versetzte und ihren ganzen Vorrath von Schimpfwörtern mit hoher Beredsamkeit gegen ihn ausschüttete. Ein leichtes Lächeln überflog die Gesichter der Zuschauer, und mir fiel die analoge Scene eines gewissen Lustspiels ein. So wie die Frau den unglücklichen Friedensstifter in die Flucht gejagt

hatte, nahm ſie ihren Platz am Pfahle wieder ein; ihr derber Gemahl aber band ſie feſt und ſetzte ſeine Prügel fort, zur großen Zufriedenheit des ſchauluſtigen Publicums.

Es gehört zu den befremdlichen Anomalien der Natur, iſt jedoch eine unbeſtreitbare Wahrheit, daß in den Augen der indiſchen Weiber der paſſive Gehorſam zugleich als eine Tugend und als eine Bedingung des geſelligen Zuſammenlebens erſcheint. Der Grad von Achtung, den eine Frau ihrem Gatten zollt, richtet ſich nach der Art und Weiſe, wie er das zu wahren weiß, was ſie unter Würde des Mannes verſteht; und dazu iſt es nöthig, daß er ſie von Zeit zu Zeit ſeine Ueberlegenheit fühlen läßt, und als Herr ſie behandle, um ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, daß ſie ſeine Sclavin iſt. Nichts macht eine Frau geneigter, das Joch der Autorität ihres Mannes abzuſchütteln, als wenn ſie gewahr wird, daß er dieſelbe nicht mit gehörigem Nachdrucke ausübt. So würde z. B. der Mann, der es duldete, daß ſeine Frau in ſeiner Gegenwart Speiſe zu ſich nehme, ſelbſt in ihren Augen verächtlich werden; ebenſo, wenn er ihr erlaubte, ihm zu nahen, während er ſich dem Schlummer überläßt. Und durch die Macht ſolcher Vorurtheile ſetzen ſich die indiſchen Weiber ſelbſt ſo tief herab, daß ſie nichts weiter mehr ſind, als die fügſamen Werkzeuge ſinnlicher Luſt und häuslicher Knechtſchaft.

Durch die craſſe Unwiſſenheit, in welcher die indiſchen Frauen heranwachſen, wird es einigermaßen erklärlich, daß ſie ſo eigenſinnig an Gebräuchen hängen, welche die grauſamſte Unterdrückung für ſie zur Folge haben. Jeder Art von Erziehung ermangelnd, und minderjährig auf ihre ganze Lebenszeit, bleiben ſie ihren männlichen Verwandten unbedingt unterworfen, mit Ausnahme gewiſſer Fälle, wo die Leidenſchaften ins Spiel kommen, und im Kampfe mit der Vernunft die Oberhand gewinnen. Dieß ereignet ſich zuweilen bei den unterſten Klaſſen, die auf der höchſten Stufe der Entſittlichung ſtehen. Ein indiſcher Schriftſteller hat geſagt: „Das Weib kann niemals ſelbſtſtändig werden. In der Kindheit hängt es von ſeinem Vater ab, in der Jugend von ſeinem Manne, im Alter von ſeinen Söhnen.“ Und das iſt reine buchſtäbliche Wahrheit.

Mitten in einer höchſt maleriſchen Gegend ſtiegen wir die Ghauts herab, und ſchlugen unſere Zelte auf dem Gebiete des Rajah-Curg auf. Da dieſer Fürſt ein Verbündeter der großbritanniſchen Regierung iſt, für die er große Anhänglichkeit verrieth, ſo zählten wir auf eine freundliche Aufnahme, und unſere Erwartung ward in dieſem Punkte auch wirklich nicht getäuſcht. Am Morgen des folgenden Tages machte ich kurz nach Sonnenaufgang einen Spazierritt, als ſich plötzlich, im Umbiegen um eine Ecke der Landſtraße, mein Pferd bei dem Anblick eines Gegenſtandes bäumte, der ihm den Weg zu verſperren ſchien. Da es noch nicht ganz Tag war, ſo hinderte mich anfangs die raſche Bewegung, welche das Thier, ſich umkehrend, gemacht hatte, genau

zu unterſcheiden, was es in ſolchen Schrecken verſetzte; als ich aber aufmerkſam darnach ſchaute, entdeckte ich, daß es der Leichnam eines Menſchen ſey, der an einem Baume hing, deſſen Zweige ſich bis in die Mitte der Straße bogen. Er befand ſich in Entſetzen erregender Verweſung; allein die ſchlechten Gerüche aller Art ſind in Indien etwas ſo Gewöhnliches, daß der Reiſende, wenn er auch faſt daran erſtickte, ſich keineswegs darüber verwundert, daß er keine ſichtbare Urſache des unbehaglichen Gefühles auffinden kann, welches ihn befällt. Obgleich ich daher ſchon eine Weile eine Atmoſphäre eingeathmet hatte, die weder geſund noch angenehm zu nennen war, ſo dachte ich doch nicht im geringſten daran, daß ich mich wohl in einer ſo abſcheulichen Nachbarſchaft befinden könnte. Ich lenkte um und entfernte mich, vor Entſetzen ſchaudernd, von dieſem ekelhaften Schauſpiele. Allein kaum war ich einige Schritte weiter gekommen, als ich mich einem ähnlichen Weſen gegenüber befand, das ſchrecklich verſtümmelt und in dem entſetzlichſten Zuſtande der Verweſung war. Man hatte ihn ſo aufgeknüpft, daß ihm die Schakals bis an die Knie das Fleiſch von den Beinen abgenagt hatten; und die furchtbare Verzerrung ſeiner Züge, welche die von den Henkern dieſes Landes angenommene, ſchnelle und einfache Art der Erwürgung hervorbringt, bildeten einen Anblick, den ich Zeitlebens nicht vergeſſen werde. In größter Eile ritt ich weiter; aber es warteten meiner auf dieſem Wege noch manche Widerwärtigkeiten.

Ich hatte kaum einige hundert Ruthen zurückgelegt, als ein drittes Schauſpiel gleicher Art, nur noch empörender als die bei den anderen, meinen Blicken ſich darſtellte. Es war der Leichnam einer Frau, die mit den Beinen an einem unförmlichen Galgen hing, welcher am Rande des Weges ſich erhob. Man hatte ſie auf die gewöhnliche Weiſe gehängt, allein der Strick war geriſſen, und einige Vorübergehende hatten die Leiche wahrſcheinlich verkehrt wieder aufgehängt, um den Unwillen dadurch auszudrücken, den ihr Verbrechen (von welchem ich bald reden werde) ihnen einflößte. Ihr Geſicht war auf die ſcheußlichſte Weiſe durch die Schakals entſtellt, die alles Fleiſch davon abgeriſſen hatten, und bot ſo den Blicken die grinſende Larve eines ſchauderhaften Gerippes dar. Da die Straße an dieſer Stelle ſehr häufig von Reiſenden beſucht wird, ſo wagen es die Geyer nicht, ſich zu nähern; ſonſt würden dieſe Leichname ſchon in weniger als zwei Stunden völlig aufgezehrt geweſen ſeyn; als ich ſie ſah, hingen ſie ſeit dem Morgen des vorhergehenden Tages; ich zählte auf meinem Spazierritte deren nicht weniger als acht.

Durch die Erkundigungen, die ich ſpäter einzog, erfuhr ich, daß dieſe Elenden zu einer Bande Räuber gehört hatten, die man Phanſegars nennt, und daß man ihrer in dem Augenblicke habhaft geworden, wo ſie, in einiger Entfernung von der Küſte, einen Unterthan des Rajah-Curg zu ermorden verſuchten. Sechszehn Individuen dieſer Bande waren ergriffen und hinge-

richtet worden, und zwar ſo, daß man acht derſelben an jedem äußerſten Ende der Beſitzungen des Rajah aufknüpfte; unter ihnen befand ſich auch eine Frau. Ich erfuhr die nähern Umſtände dieſes Ereigniſſes aus dem Munde eines ziemlich verſtändigen Indianers, der bei der Hinrichtung der acht Hauptmörder, deren Leichname ich geſehen hatte, gegenwärtig war. Als charakteriſtiſches Sittengemälde jenes Landes, und als ein Beiſpiel, der ſummariſchen Juſtiz, welche außerhalb der Grenzen der engliſchen Jurisdiction alle Verbrecher erwartet, mag dieſe Erzählung nicht ohne Intereſſe für den Leſer ſeyn.

Am Rande des Fluſſes Valliapatam erhob ſich auf einer freien Anhöhe der Palaſt eines unabhängigen Häuptlings, der als Beſchützer mehrer Räuberhorden bekannt war, die ihm einen anſehnlichen Tribut bezahlten. In verſchiedenen Cantonen Indiens trifft man dieſe Sitte nicht ſelten unter den kleinen Fürſten an, welche dadurch ihr jährliches Einkommen um ein Nahmhaftes vergrößern; denn die von ihnen geduldeten Banditen überlaſſen ihnen ſtets einen beträchtlichen Theil der Beute, als Anerkennung des Schutzes, deſſen ſie ſich von Seiten dieſer Fürſten zu erfreuen haben. In dem Diſtricte von Madura wurde jenes ſchändliche Raubſyſtem von den Polygaren dieſer Provinz und der angränzenden Diſtricte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum empörendſten Uebermaße geſteigert.

Das vorerwähnte Gebäude lag auf einer vereinzelten Anhöhe, gewährte einen romantiſchen Anblick und war faſt unzugänglich, mit Ausnahme einer einzigen Seite, wo man, auf einem mit Befeſtigungswerken reichlich verſehenen Wege, anlangte, und an deren Fuß der Fluß ſeine tiefen und ruhigen Wogen dahin wälzte. Da das umliegende Land gleichſam vereinzelt und abgelegen war, ſo ward es zum Schauplatze häufiger Diebſtähle, ja es wurde ſelbſt mehr als eine Mordthat da begangen.

Eines Tages ereignete es ſich, daß ein in der Nähe vorüber ziehender Reiſender von einem jungen Mädchen angeſprochen wurde, das die Natur mit einer einnehmenden Geſichtsbildung begabt hatte. Es erzählte ihm auf die rührendſte Weiſe, wie es von den Räubern geplündert und mißhandelt worden ſey, und bat ihn um Schutz und Beiſtand in ſeiner bedauernswerthen Lage. Ergriffen von den ſanften Bitten einer hülfloſen Schönen, machte er ihr den Antrag, ſie einige Meilen weit hinter ſich auf das Pferd zu nehmen. Sie nahm ohne Zögern ſeinen Vorſchlag an, dankte ihm tauſendmal für ſeine Menſchenfreundlichkeit und ſtieg behend aufs Pferd. Bald nachher ließ ſie ſich mit dem argloſen Reiſenden in ein Geſpräch ein, und während ſie vertraulich mit ihm koste, warf ſie ihm plötzlich eine Schlinge um den Hals, zog den Strick aus Leibeskräften zu und verſuchte, ihn aus dem Sattel zu werfen. In dieſem Augenblicke traten mehre Individuen aus dem benachbarten Gehölze hervor und umringten ihn; er aber entſchloſſen und von ungemeiner

Körperkraft, machte alle mögliche Verſuche, um die ſataniſchen Abſichten der Raubgeſellen zu vereiteln. In demſelben Augenblicke, wo die Schlinge ihn faßte, hatte er den Kopf gebückt, ſo daß, indem die boshafte Unbekannte das Todeswerkzeug zuſammenzog, anſtatt den Hals zu umfaſſen, der Strick bis an ſeinen Mund herabglitt, den er auf dieſe Art kräftig zwiſchen den Zähnen feſthalten konnte. Nachdem die Verworfene alles gethan zu haben glaubte, was ihr nöthig ſchien, um ihres Opfers ſich zu verſichern, ließ ſie ſich vom Roß herabgleiten; da jedoch der Reiter die Sporen tief in die Seiten des Thieres ſetzte, gab dieſes der Argliſtigen einen ſo heftigen Schlag, daß ſie auf die Erde ſtürzte und den Strick augenblicklich los ließ. Als der Reiſende ſich frei ſah, machte er ſeinen Kopf von der verhängnißvollen Schlinge los, zog ſein Schwerdt, brach ſich mitten durch die Räuber Bahn und entkam ihnen glücklich, nachdem er zwei derſelben lebensgefährlich verwundet hatte. Wenige Augenblicke nachher wurden dieſe Individuen ergriffen, und durch ſie fielen zwölf ihrer Spießgeſellen in die Hände der Juſtiz des Rajah; unter anderen auch das Mädchen, durch welches einer der Unterthanen des Fürſten in einen ſo gefährlichen Hinterhalt gelockt worden war. Sie wurden, wie ich bereits erwähnt habe, ſämmtlich hingerichtet.

Wenn man die bürgerliche Erniedrigung bedenkt, in welcher ein großer Theil der indiſchen Bevölkerung ſchmachtet, ſo kann man über die große Anzahl von Verbrechern, von denen es in allen Cantonen wimmelt, nicht mehr erſtaunt ſeyn. Der Kaſtengeiſt und ſeine Vorurtheile ſind viel zu tief eingewurzelt und zu ausſchließlich, um nicht auf die Sittlichkeit der Bewohner einen höchſt verderblichen Einfluß zu äußern, einen Einfluß, der nur mit dieſen Vorurtheilen verſchwinden könnte. Wenn einmal die Menſchen bis zu einem Grad von Verworfenheit herab geſunken ſind, der mit der menſchlichen Würde unverträglich iſt, ſo müſſen ihre Beherrſcher ſich natürlich auf Repreſſalien von ihrer Seite gefaßt machen; denn wer den Saamen der Tyrannei ausſtreut, iſt auch verurtheilt, die Früchte derſelben zu ärndten. Der Unterdrückte betrachtet den Unterdrücker als ſeinen gebornen Feind, und ſind einmal die Bande, die ihn an die Bedingungen jeder Regierung in den civiliſirten Ländern knüpfen, durch die Macht einiger willkührlichen Gebräuche zerriſſen, ſo verſäumt er ſelten, wenn die Mittel zur Rache in ſeiner Gewalt liegen, nach den Eingebungen ſeines verderbten und zügelloſen Geiſtes Gebrauch davon zu machen. Tauſende von Individuen ſind in Indien von dem geſelligen Verbande ausgeſchloſſen, der den Verfügungen gewiſſer bürgerlicher Geſetze unterworfen iſt, die man nicht übertreten darf, ohne mit Schande gebrandmarkt zu werden.

Ausgeſtoßen aus dem Schooße der Geſellſchaft, und gleichſam von einem weiten Netze allgemeiner Verachtung umſtrickt, ſtürzen ſie ſich bald auf die Bahn des Irrwahns und des Laſters. Iſt es da noch zu verwundern, wenn

ſie, gewaltſam außer aller Berührung mit der Tugend gebracht, und in eine verpeſtete Atmosphäre verſetzt, ſich der Anſteckung willig hingeben, und wenn ſo die Fortſchritte des Böſen in wachſendem Maaße fort und fort ſich ausdehnen, anſtatt dem ſanften Einfluſſe der Geſittung zu weichen? Das organiſirte Räuberhandwerk, welches in Indien auf den furchtbarſten Grad von Zügelloſigkeit geſteigert iſt, gehört zu den bitteren Früchten der beſondern Ausſchließung von den Kaſtengeſetzen, den verderblichſten unter allen, die jemals in den größern geſelligen Vereinen der Menſchen eingeführt worden ſind.

Einige Zeit, nachdem man dieſe Phanſegars eingezogen hatte, kam ich an derſelben Stelle vorbei, wo ſie den Mordverſuch an dem erwähnten Reiſenden gemacht hatten. Es war ein einſamer Ort, an dem Rande eines Fluſſes gelegen, aber von ſo maleriſchem Anblicke, daß ich faſt mit Erſtaunen die Frage an mich that, wie man denſelben wohl zum Schauplatze eines ſolchen Verbrechens habe wählen können. Jeder Gegenſtand, der ſich an dieſem Orte befand, ſchien dazu gemacht, die Seele von jedem gemeinen Gedanken abzuziehen, und von dem Schauſpiel des Geſchaffenen auf die beſchauliche Bewunderung des Schöpfers ſie hinzuleiten. Hier ſah man den Mangroven (mangrove) ſeine ſchwimmenden Wurzeln über die Waſſerfläche erheben; eine ſcheinbare Anomalie der Natur, die eben ſo ſehr Staunen als Bewunderung weckt. Dieſer ſonderbare Baum iſt unſtreitig eines der außerordentlichſten Erzeugniſſe des Pflanzenreiches; er erreicht eine Höhe von 20 — 30 Fuß, und man trifft ihn hauptſächlich an dem Rande der in geringer Entfernung vom Meere befindlichen Flüſſe an, wo ſeine Wurzeln von dem mit Salz geſchwängerten Waſſer ſich nähren. Auch in Niederungen, die von den Wogen des Meeres beſpühlt werden, findet man ihn nicht ſelten. Von allen Seiten des Stammes laufen unzählige Seitenäſte von beträchtlicher Länge aus; ihre etwa ſechs Zoll langen Blätter ſind von elliptiſcher Form und glänzend hellgrüner Farbe. Welchen ſonderbaren Eindruck dieſer Baum hervorbringt, wenn man zum erſten mal ihn erblickt, läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Seine Wurzeln gleichen einem groben, auf dem Spiegel des Waſſers ſchwimmenden Netze, über welchem der Stamm mehre Fuß hoch ſich erhebt. Dieſem Stamme entſprießt eine Menge biegſamer Zweige, die laubenförmig um ihn ſich herab ſenken, und, ſich mannigfaltig kreuzend, ein belaubtes Netz bilden, welches eine dichteriſche Einbildungskraft leicht für die Wohnung irgend einer Dryade oder eines Waſſergeiſtes halten dürfte. Dieſe Zweige ſind zuweilen ſo eng verſchlungen, daß kaum das kleinſte kriechende Thier dazwiſchen durchzuſchlüpfen vermag. Häufig ſind ſie mit einer Lage von Auſtern bedeckt; und nicht ſelten ſieht man, wie die Mannſchaft nahe vorüberſegelnder Fahrzeuge auf dieſer neuen Art von Auſterbänken einen reichen Vorrath jener leckern Muſchelgattung einſammelt. Der Saame des Baumes beginnt bereits zu keimen, wenn ſeine Frucht noch am Aſte hängt. Aus dem obern Ende der Kapſel, welche

ihr entdeckt, daß man aus der Haut Zeug bereiten, selbe auch mit Farb in Zeug tun, so sind sie gleichwohl nicht mehr, als eine in Stücken gehauene Haut, und ist ihr Gebrauch nicht weiter, als zu Kleidung, Bett, Zelten, und dergleichen. Wann aber Wolle, oder Haar darzu kommt, so ist es ein ganz anderes Ding, dann solches ist ein Zeug, das nicht allein zu Kleidung, sondern auch zu Bett, Zelten, Teppichen, Vorhängen, und dergleichen gebraucht wird. Dahero ist auch dieses nicht allein ein ehrlicher, sondern auch ein viel besserer Handel, als mit Häuten, weilen dieses Zeug nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien, Spanien, Frankreich, Engelland, Niederland, und in andern mehr Königreichen, Provinzen, und Landen, ein guter Verlag ist, und also ein jeder, welcher dessen sich ernähret, seine Nahrung in Deutschland, und in andern Landen, wo er will, haben kann. Dahero ist auch dieses Ding viel zu edel, als daß es sollte in Stücken gehauen werden, dann es solches gar wohl in seinem Stande, und gantzen Zeug, wie es gewebet wird, bleiben kann

bei den Gebäuden und Gütern der zum Tode zu Erfolge oder Gefängniß Verurtheilten.

Die Frage, ob bei den Gebäuden und Gütern der zum Tode zu Erfolge oder Gefängniß Verurtheilten eine Ausnahme von der Regel, daß Gebäude nicht Gegenstand der Execution sind, zu machen sey, ist bejahend entschieden worden. Diese Ausnahme ist aber nur in Ansehung derjenigen Gebäude zu machen, welche durch den Verlust der Gebäude, welche sie bewohnen, oder in welchen sie ihre Gewerbe treiben, in Gefahr gerathen, ihr Obdach zu verlieren, oder ihre Gewerbe nicht fortsetzen zu können. Gebäude, auf das Letztere nicht zutreffen, sind der Regel gemäß zu verkaufen.

Diese Ausnahme ist auf solche Gebäude, die Verbrecher, welche wegen Mordes, Raubes, Brandstiftung, Verletzung der Majestät, Hochverrath, Meuterey, Aufruhr, Verrath, Diebstahl, Betrug, Fälschung, Meineid, Kuppelei, Nothzucht, Blutschande, Sodomie, Zauberey, Hexerey, Wahrsagerey, Gotteslästerung, Ehebruch, Verletzung der Keuschheit, Unzucht

ihre außerordentliche Gewandtheit nur durch die rohe Grausamkeit überboten, mit welcher sie ihre blutigen Thaten verüben. Mit Ausnahme der verzweifelten Menschenrace, zu der sie gehören, und mit welcher sie einzig in einiger Verbindung stehen, sind sie von jeder Classe der menschlichen Gesellschaft verachtet, aber gefürchtet; sie betrachten sich daher als die gemeinsamen Feinde des ganzen Menschengeschlechtes, und versäumen, in dem quälenden Bewußtseyn, dem allgemeinen Hasse sich geweiht zu sehen, und unaufhörlich getrieben von dem erbarmungslosen Geiste der Rache, niemals eine Gelegenheit, diese zu kühlen, wenn sie durch die empörendste Wiedervergeltung solches in's Werk zu setzen vermögen.

Unter den verworfensten Räuberbanden, welche das indische Reich verpesten, zeichnen sich vor allen die Phansegars aus, die, was den kaltblütigen Muth und die gemeine Rohheit betrifft, womit sie ihr empörendes Handwerk ausüben, meiner Ansicht nach, auf dem ganzen Erdenrunde ihres Gleichen nicht finden. Ihr Raubsystem ist eben so fürchterlich als einzig in seiner Art. Ohne Mord kann, nach ihren Grundsätzen, nicht wohl ein Diebstahl begangen werden, und nur höchst selten gelingt es einem Schlachtopfer, ihnen zu entkommen.

Diese Räuber verdanken ihren Namen dem Werkzeuge, dessen sie sich zum Morden bedienen. Phansegar bedeutet nämlich Erwürger, und die Waffe, die sie anwenden, ist der Phansi, eine Schleife, welche sie demjenigen, den sie ausplündern wollen, unversehens um den Hals werfen, und ihn alsdann damit erdrosseln. Durch dieses abscheuliche Hülfsmittel wird es ihren Opfern unmöglich, aufzustehen oder zu schreien, denn der heftige Druck dieser Schlinge auf die Kehle reicht hin, die Stimme zu verhindern, daß sie bis zu den Lippen gelange. So wird es ihnen leicht, ohne Widerstand ihrer Beute sich zu bemeistern, und da sie stets nach der Maxime handeln: „daß die Todten nicht reden," so laufen sie auch selten Gefahr, verrathen zu werden.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß diese Banden keiner besondern Kaste angehören, sondern theils aus Hindu's und Muhammedanern, theils aus Paria's und Chaudessah's bestehen, selbst Brahminen gesellen sich nicht selten zu ihnen. Dieses Gemisch kommt von der Gewohnheit, welche dieses Raubgesindel hat, die Kinder jener Unglücklichen am Leben zu lassen, welche sie gemordet und dann ausgeplündert haben. Sie sorgen für den Unterhalt der kleinen, beklagenswerthen Geschöpfe und geben ihnen eine mit ihrer entsetzlichen Lebensart im Einklang stehende Erziehung; dadurch wird die heterogene Zusammensetzung ihrer Raubvereine leicht erklärlich. Zuweilen geschieht es, wie gesagt, daß einzelne Brahminen, die von ihrer eigenen Classe verpönt wurden, sich freiwillig an sie anschließen; jedoch sind diese Fälle höchst selten.

Die Zahl der Individuen, die eine ſolche Bande ausmachen, beträgt von zwölf bis zu ſechszig, auch wohl ſiebenzig Köpfen. Sie verüben ihre Räubereien ſtets in beträchtlicher Entfernung von ihrem gewöhnlichen Schlupfwinkel, beſuchen denſelben oft während mehrer Monate nicht, und kehren dann nur heim, um in den verworfenſten Ausſchweifungen das mit Verbrechen erkaufte Geld zu verpraſſen, welches ſie aus der geplünderten Beute erlöst haben. Ihre Schlachtopfer ſind meiſtens Reiſende, die der Zufall auf der Landſtraße in ihre Nähe führt. Hier ziehen ſie, theils als Pilger verkleidet, theils das Anſehn einiger Familien ſich gebend, welche nach einem entfernten Cantone wandern, auf der Straße vorüber, und wiſſen durch anſpruchloſes, friedfertiges Benehmen den erſten Argwohn des Unvorſichtigen mit ſo ſchlauer Gewandtheit einzuſchläfern, daß er, in ſorgliche Zuverſicht gewiegt, bald mit Gut und Leben ihnen verfällt. Jede Bande von Straßenräubern hat einen Häuptling, dem ſie gewiſſenhaften Gehorſam leiſtet. Dieſer leitet alle ihre Unternehmungen, nimmt aber im allgemeinen keinen thätigen Antheil an denſelben, außer wenn es ſich darum handelt, die Gegend auszukundſchaften, oder bei minder gewagten Veranlaſſungen, wo es mehr auf ſeine Schlauheit, als auf perſönlichen Muth und ſchnelle Thatkraft ankömmt.

Wenn ſie auf irgend einen Fang ausziehen, ſo pflegen ſie in Haufen von acht oder zwölf Perſonen ſich zu vertheilen, die abermals in kleinern Abtheilungen von zwei bis drei Individuen ſich trennen, jedoch ſo, daß ſie einander niemals aus dem Auge verlieren, um ſchnell jedes zufällige Erſcheinen von Vorübergehenden zu benutzen, das ihren blutdürſtigen Abſichten ſich günſtig zeigt. In einem Augenblicke ſind ſie dann verſammelt, und bringen, überlegen an Zahl, ihre Schlachtopfer ohne Mühe zum ewigen Schweigen. Dieſe verſchiedene Abtheilungen, aus denen der Kern der Bande beſteht, folgen bei ſolchen Gelegenheiten dieſem ſtets in geringen Entfernungen; ſo kann in wenigen Augenblicken ein Haufe die erforderliche Verſtärkung an ſich ziehen; überdieß haben ſie, um ſich einander verſtändlich zu machen, eine Art von telegraphiſcher Signale, die ihnen allein bekannt ſind, und mit deren Hülfe ihr Häuptling augenblicklich von allen ihren Bewegungen unterrichtet wird.

Oft treffen dieſe Raubmörder gleichſam zufällig in Städten und Dörfern zuſammen, wo ſie ihre Kräfte, je nach den Anforderungen der Umſtände, vereinigen; häufiger jedoch begehen ſie ihre Verbrechen in abgelegenen, einſamen Gegenden, wo ſie nicht ſo leicht Störung und Widerſtand zu befürchten haben. In ihrem Gefolge befindet ſich faſt immer eine Anzahl Kinder verſchiedenen Alters, deren Anweſenheit jeden Argwohn gegen ſie fern hält. Da dieſe kleinen Geſchöpfe noch keinen Begriff von ſolchen Umtrieben haben, ſo können ſie die Banditen auch nicht durch ihr vorlautes Geſchwätz verrathen, und ihre Unſchuld wird im allgemeinen für den Reiſenden zur unbezweifelten Bürgſchaft ſeiner eigenen Sicherheit. Ehe die Phanſegars einen Mord begehen,

verſäumen ſie übrigens nicht, ihre jungen Gefährten von dem Schauplatze des Verbrechens zu entfernen.

Zuweilen ſtellen ſich ihrer zwei oder drei in einem Chultry als Schildwachen auf die Lauer, und benachrichtigen unverzüglich ihre Kameraden, ſobald ein Schlachtopfer ſich blicken läßt. Jene kommen dann einzeln, als Reiſende verkleidet, herbei, und knüpfen Geſpräche mit einander an, als ob ſie noch niemals ſich geſehen hätten. Haben ſie nun den leiſeſten Schimmer von Furcht aus der vertrauenvollen Seele des fremden Wanderers verbannt, ſo verüben ſie ihr Verbrechen, während er dem Schlafe ſich überläßt. Zuweilen wecken ſie ihn auch unſanft auf, werfen ihm im Augenblick, wo er ſchlaftrunken ſich aufrichtet, eine Schlinge um den Hals, und erdroſſeln ihn. Ein einzelner Reiſender wird nie von weniger als zwei Phanſegars überfallen, und leiſtet ihnen dieſer auch nur den geringſten Widerſtand, ſo eilt jedesmal ein dritter zu ihrer Hülfe herbei. Ihre Geſchicklichkeit in dieſem blutigen Handwerke iſt übrigens ſo groß, daß ſie faſt nie Gefahr laufen, ihr Unternehmen mißlingen zu ſehen.

Ihre gewöhnlichſte Art zu morden iſt folgende: während ihr Schlachtopfer ſich ganz ſicher wähnt, wirft ihm einer der Bande plötzlich eine Schlinge über den Kopf, die entweder aus einem zuſammen gewundenen Tuche oder aus einem Streifen locker gewebten Mouſſelins gemacht iſt; hat er ſie ihm dann geſchickt um den Hals geſchoben, ſo zieht er ſie alsbald aus allen Kräften zuſammen. In demſelben Augenblicke verſetzt einer ſeiner Kameraden dem Unglücklichen, der mit dem Tode ringt, von hinten einen Schlag in die Kniekehle, macht ihn ſo vorwärts ſtürzen, und beſchleunigt dadurch den Act der Erwürgung. Liegt der Erdroſſelte auf die Erde ausgeſtreckt, ſo bringen ſie ihm ſo lange heftige Fußtritte auf die Schläfe bei, bis er ausgelitten hat, was gewöhnlich ſchon nach einer Minute der Fall iſt. Die ganze Operation geht mit ſolcher Schnelligkeit und Gewandtheit vor ſich, daß es dem beklagenswerthen Opfer rein unmöglich wird, auch nur den geringſten Widerſtand entgegen zu ſetzen; und welche Körperkräfte die Natur ihm auch verliehen haben mag, ſo helfen ſie nicht das geringſte gegen dieſe, in der Kunſt zu morden ſo wohl erfahrenen Böſewichter.

Dieſe Ungeheuer gehen mit einer ſolchen Klugheit zu Werke, daß ſie ihre, wie ich bereits geſagt habe, ſtets mit einem Morde verſchwiſterten Diebſtähle niemals begehen, ohne vorher die ſorgfältigſten Vorſichtsmaaßregeln getroffen zu haben, um ſich gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſtellen, und das Mißlingen ihres Streiches zu verhindern. Man hat beobachtet, daß ſie mehre Wochen lang ihr Opfer heimlich verfolgten, bevor ſie Gelegenheit fanden, es anzufallen; und ihre Geduld in ſolchen Fällen läßt ſich nur mit der feigen Barbarei vergleichen, mit welcher ſie endlich ihr Verbrechen begehen. Keine göttliche oder menſchliche Rückſicht vermag ſie von ihrem verworfenen Gewerbe abzubringen,

und das Leben ihrer Mitmenſchen hat ſo wenig Werth in ihren Augen, daß ſie es oft nur um der elenden Lumpen willen nehmen, die den Körper des ärmſten Wanderers decken. Führt der Zufall irgend jemand die Straße her, ehe ſie Zeit finden konnten, den Leichnam ihres Schlachtopfers von dannen zu ſchleppen, ſo breiten ſie ſchnell ein Tuch über denſelben, und erheben ein Geſchrei des Jammers, als wäre ihnen eben ein theurer Anverwandter verſchieden; oder es wirft ſich auch noch einer von ihnen zur Erde nieder, und geberdet ſich ſo fürchterlich, als wenn er in den letzten Züge läge; und dadurch ſuchen ſie die Aufmerkſamkeit der ungelegenen Wanderer von dem angeblichen Gegenſtande ihres Schmerzes abzulenken.

Die Phanſegars erziehen ihre Kinder zu ihrem Gewerbe; ausgenommen, wenn dieſe mißwachſen, oder von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit ſind. In dieſen Fällen überläßt man ſie ihren eigenen Neigungen, die ſie gewöhnlich dazu verleiten, ihr Leben in der vollkommenſten Unthätigkeit hinzubringen.

Die Einweihung der Kinder in die Geheimniſſe und Kunſtgriffe des Räuberhandwerks geht ſtufenweiſe vor ſich. Hat ein Knabe das zehnte Jahr erreicht, ſo erlaubt man ihm zuerſt, einem Raubzuge zu folgen. Sobald ſeine Geiſtesfähigkeiten ſich zu entwickeln begannen, war man übrigens ſchon darauf bedacht geweſen, ſeine Blicke, ſelbſt abgeſehen von der Ausübung des gemeinſamen Gewerbes, mit allerlei Arten von Grauſamkeiten zu befreunden. Iſt endlich der Augenblick gekommen, wo er ſeine Laufbahn antreten ſoll, ſo übergibt man ihn der Leitung eines Uſtede, eine Art von Vormund, der meiſtens zu ſeinen nächſten Anverwandten gehört. Man ſchärft ihm Ehrfurcht gegen dieſen Lehrer ein, und weist ihn an, demſelben unbedingt zu gehorchen. Anfangs muß der Knabe die Funktionen eines Dienſtboten bei jenem verſehen; er trägt ſeine Kleider, macht Gänge für ihn, bereitet ſeine Nahrung zu, reinigt ſeine Wäſche und dergleichen. Zuweilen übernimmt der Vater die Erziehung ſeines Sohnes, aber die Unterwürfigkeit des letzteren iſt deßhalb um nichts geringer, denn in beiden Fällen muß er blinden Gehorſam leiſten.

Wird das Kind unterwegs von einem Reiſenden ausgefragt, ſo iſt es ſchon ſo gut abgerichtet, daß es ſich auch nicht durch die geringſte Bewegung und Geberde irgend etwas von dem Treiben und den Gewohnheiten ſeiner erwachſenen Gefährten merken läßt. Es legt im Gegentheile in ſeinen Aeußerungen denſelben ſtets die löblichſten Motive zu Grunde, und zwar mit jener kindlichen Unbefangenheit, die jeden Verdacht entfernt. So wandert es ſeine Straße ohne Hinderniß. Wie ſollte übrigens auch der Reiſende, wenn je ein Zweifel in ſeiner Seele aufſtiege, ſeinen Argwohn zur Gewißheit ſteigern können, da die Phanſegars ſtets ſorgfältig darauf bedacht ſind, bei dem leiſeſten Anzeichen von Gefahr, ſogleich einen andern Weg einzuſchlagen, und den allzuſcharf forſchenden Blicken ſich zu entziehen. Ein Hauptgrundſatz ihres Gewerbes iſt, ſich niemals der Gefahr auszuſetzen, daß man ſie entdecke, ſo lange ihnen

ſolches nämlich nur immer möglich bleibt; und ſie beobachten dieſe Regel auch ſo gewiſſenhaft, daß, ſobald ſie eine Gefahr vorausſehen, ſelbſt die Lockungen des anſehnlichſten Gewinns ſie nicht vermögen können, dagegen zu handeln. Der Schutz, den ihnen die Polygaren, eine andere Gattung von Straßenräubern, angedeihen laſſen, ſtellt ſie übrigens häufig gegen Ueberfälle und Verfolgungen ſicher.

Bei ſeiner Einweihung in das Räuberhandwerk macht man dem Kinde begreiflich, daß ſein Intereſſe mit jenem der menſchlichen Geſellſchaft im Widerſpruche ſtehe, daß dieſe es verabſcheut, und daß es folglich mit ihr in beſtändiger Feindſchaft leben müſſe. Man ſucht ihm beizubringen, daß ein Todtſchlag, an einem Menſchen verübt, eben ſo wenig ein Verbrechen ſey, als eine Schlange zu tödten, die zu ſeinen Füßen kriecht, und es zu ſtechen droht, wenn es ruhig an ihr vorübergeht. Jedoch geſtattet man ihm nicht gleich im Anfange, der Ermordung der Reiſenden beizuwohnen, ſondern man ſchickt es, während die That verübt wird, mit den Kundſchaftern der Bande auf einige Entfernung weg. Man fürchtet nämlich, der erſte Anblick dieſes Schauſpiels möchte das natürliche Gefühl der Menſchlichkeit in ſeinem jugendlichen Gemüthe wecken, und es von der Laufbahn abbringen, zu welcher es beſtimmt iſt. Vor Allem gewöhnt man es, den Leichnam eines Menſchen mit kaltem Blute zu betrachten, und erſt nach vielen unmerklichen Uebergängen enthüllt man ihm endlich die fürchterlichen Myſterien ſeines Gewerbes. Unterdeſſen läßt man ihm einen kleinen Theil der Beute zukommen, um die Luſt zum Morden in ſeiner Seele zu erregen. So lernt es im Genuſſe der Früchte auch die Mittel zu deren Erwerbung wünſchenswerth finden. Nach und nach läßt man es einen immer werkthätigern Antheil an den Vorbereitungen zum Raubmorde nehmen, und endlich erlaubt man ihm, Zeuge deſſelben zu ſeyn; aber erſt, wenn es die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, iſt es ihm geſtattet, der verhängnißvollen Schlinge ſich zu bedienen. Von dem erſten Unterrichte bis zur letztgenannten Stufe muß es nicht weniger als 8 bis 10 Probejahre durchmachen. Iſt die Zeit herangekommen, ſo macht ihm ſein Uſtede einen Dhuhte (Strick, mit einer Schleife verſehen) zum Geſchenke. Dieß iſt das Sinnbild ſeiner künftigen Betriebſamkeit und das Zeichen der Beendigung ſeines Noviziats, ja ich möchte ſagen, ſein Diplom als ausgelernter Straßenräuber. Zur Einhändigung des Dhuhte wählt man einen unter günſtigen Auſpicien ſtehenden Tag, gewöhnlich das große Feſt des Duſſerah. Wenn alle Vorbereitungen dazu getroffen ſind, nimmt der Vormund ſeinen Zögling bei Seite, und übergiebt ihm eine noch nicht gebrauchte Schlinge, indem er dieſen das feierliche Verſprechen ablegen läßt, mit Geſchicklichkeit und Klugheit ſich dieſer Waffe zu bedienen, welcher er ſein künftiges Glück verdanken ſoll, und von deren verſtändigem Gebrauche übrigens auch ſeine perſönliche Sicherheit abhängt. So wie ein junger Menſch den

Dhuhte erhalten hat, wird er vollkommen unabhängig, und nichts hindert ihn mehr, ſeine Geſchicklichkeit als Erwürger bei der erſten beſten Gelegenheit zu verſuchen.

Ein Phanſegar hegt ſein ganzes Leben hindurch die größte Ehrfurcht gegen den Vormund, der ihn in die verabſcheuungswerthen Myſterien ſeines Berufes eingeweiht hat. So oft er ihn nach längerer Abweſenheit wieder ſieht, berührt er die Füße deſſelben, als Zeichen tiefer Unterwürfigkeit; und hat er einen glücklichen Fang gemacht, ſo theilt er nicht ſelten ſeine Beute mit ihm. Wird ſein Mentor alt, und unfähig, ſeinen Lebensunterhalt ſich zu verdienen, ſo pflegt er ihn mit einer Sorgfalt, die minder großen Verbrechern zur Ehre gereichen würde, und nur dann aufhört, wenn der Tod beide getrennt hat.

Das Erziehungsſyſtem der Phanſegars iſt ſo anlockend, und ſchreitet in ſo zweckmäßigen Stufenfolgen fort; die Vortheile, welche es in Ausſicht ſtellt, ſind ſo verführeriſch; der Wetteifer wird dadurch ſo lebhaft rege gemacht, und ihre abenteuerliche Laufbahn mit ſo romantiſchen Farben geſchildert; daß in ihrem Herzen unmerklich die Liebe zu Dingen aufkeimt, welche die menſchliche Natur am meiſten empören, und daß in ihrer Seele eine Anhänglichkeit für ihr verworfenes Gewerbe Wurzel faßt, von welcher keine irdiſche Macht ſie abzubringen vermag. Einige dieſer Menſchen wurden zwar ſtehenden Heeren einverleibt, allein keiner von ihnen hat je auf ſeine urſprüngliche Lebensweiſe unwiderruflich Verzicht geleiſtet, ſondern alle ſind zu ihrem abſcheulichen Handwerke zurückgekehrt, ſo wie ſich die erſte günſtige Gelegenheit dazu darbot.

Die Phanſegars verlaſſen den Dienſt ihrer Bande ſelbſt dann nicht, wenn das Alter ihren Rücken gekrümmt und ihren Arm gelähmt hat. Sie werden dann noch als Kundſchafter und Spione nützlich, oder locken durch die Erzählung irgend einer kläglichen Geſchichte den Wanderer in abgelegene Oerter, wo er fern von allen menſchlichen Blicken einſam umkömmt. Die Alten bedienen die Jungen, bereiten ihre Speiſen zu, und beſchäftigen ſich mit allen häuslichen Verrichtungen, denen die activen Mitglieder der Geſellſchaft ſich nicht unterziehen können. Die Bande, welche ſie mit einander vereinigen, ſind übrigens ſo eng geknüpft, daß es keinem in den Sinn kömmt, in eine minder verbrecheriſche und verworfene Sphäre der menſchlichen Geſellſchaft ſich aufzuſchwingen. Auch ſchlingen ſie dieſe Bande noch inniger durch Heirathen, welche endlich verwandtſchaftliche Verhältniſſe zwiſchen ſämmtlichen Mitgliedern dieſer ſeltſamen Menſchenrace herbeiführen.

Trotz ihrer ausſchweifenden Lebensart gelingt es den Phanſegars dennoch öfters, Töchter aus Familien zu heirathen, die für achtungswerth gelten. Freilich pflegen ſich die indiſchen Frauen nicht ſehr ängſtlich nach dem Rufe der Männer zu erkundigen, denen ſie ihre Hand zu reichen geſonnen ſind. Die Weiber dieſer Buſchklepper ſind übrigens meiſtens von den Raubzügen der-

ſelben unterrichtet, und wenn ſie gleich an der Ausübung ihrer Verbrechen keinen thätigen Antheil nehmen, ſo genießen ſie doch deren Früchte mit der nämlichen Behaglichkeit, als wären dieſe auf rechtliche Weiſe erworben. Endlich hütet man ſich ſorgfältig, Perſonen von reiferem Alter, die der Geſellſchaft fremd ſind, in dieſelbe aufzunehmen, bevor man ihre Verſchwiegenheit und Treue auf die härteſte Probe geſtellt hat.

Das Gehäßigſte an den Phanſegars iſt unſtreitig die grauſame Sitte, daß ſie ihre Schlachtopfer oft nur aus Unmenſchlichkeit erwürgen, oder um ſich in ihrer Gewandtheit zu üben, ſelbſt wenn die Verſuchung ſie zu berauben keinen Entſchuldigungsgrund dafür abgeben kann. Nicht minder gehäßig iſt die Gleichgültigkeit, mit der ſie ſich aus der Reihe der geſitteten Weſen ausgeſtoßen ſehen; ja ſie nehmen ſogar keinen Anſtand, ſelbſt einzugeſtehen, daß ſie nichts weiter als wilde Thiere mit menſchlichen Geſichtern ſind, und ihre Vernunft nur dazu anwenden, ſich in den Augen ihrer Mitmenſchen noch furchtbarer zu machen; ſchamlos vergleichen ſie ſich mit den Tigern, welche, die übrigen Thiere zu ihrer Beute machend, nur einem unwiderſtehlichen Drange folgen, und ſo den Zweck ihres Daſeyns erfüllen; eine höchſt logiſche Schlußfolgerung, die, in ihrer weiteſten Beziehung, des ſittenloſen Gewerbes dieſer Buſchklepper vollkommen würdig iſt. Abgeſehen hiervon rechtfertigen ſie ihr Verfahren durch die Behauptung, daß die Individuen, welche ſie erdroſſeln, dazu beſtimmt waren, durch einen Mord aus der Welt geſchafft zu werden, und daß ſie ſelbſt folglich bloß die Vollſtrecker der Fügungen des Schickſals ſeyen. Auch gehört es zu ihren Glaubensſatzungen, daß ſie gerade ſo nur dazu geboren worden ſind, um Andere zu erwürgen, ſo wie dieſe, um von ihnen erwürgt zu werden; daher ſind ſie auch ſehr erſtaunt, ſich Meuchelmörder nennen zu hören. Kurz, ſie ſind, wie geſagt, Fataliſten, und glauben, in allen ihren Handlungen dem Impulſe einer unabweislichen Nothwendigkeit zu gehorchen; daher wird man ſich auch nicht wundern, daß ihre Herzen der Reue und den Gewiſſensbiſſen unzugänglich ſind.

Mit unverwüſtlicher Kaltblütigkeit weiden ſie ſich an den Qualen ihrer Schlachtopfer, und machen ſogar die krampfhaften Verzerrungen derſelben zum Gegenſtand der pöbelhafteſten Scherze. Wie alle Menſchenclaſſen, die eine von den Geſetzen verpönte Lebensweiſe führen, treiben auch die Phanſegars die freche Sittenloſigkeit bis auf die höchſte Stufe. Kaum haben ſie ihren Raub eingebracht, ſo werden auch ſchon die Früchte deſſelben in den ſchimpflichſten Saufgelagen verzehrt; und erſt wenn ihnen nicht das Mindeſte mehr übrig bleibt, ziehen ſie auf einen neuen Fang aus. Ihr gewöhnlicher Zuſtand iſt jener der Trunkenheit; und dieſer hört nur dann auf, wenn ſie auf Beute ausgehen; denn hier verbietet ihnen ihre kluge Vorſicht alles, wodurch ſie ſich auch nur im geringſten verrathen könnten. Ihr Aufenthaltsort befindet ſich meiſtens am Saume eines Gehölzes, in der Nähe eines Fluſſes oder eines

Teiches, damit ſie ihre Abwaſchungen vornehmen können, ſowie unweit eines ihrer Lieblings-Gottheit geweihten Tempels. Ihre Weiber und Töchter, die ſelten an ihren Räubereien Theil nehmen, genießen hier das Vergnügen eines Morgenbades, oder nehmen die von ihrem Glauben vorgeſchriebenen Reinigungen vor. Fern von jedem Vereine rechtlicher Menſchen, die mit Verachtung auf ſie herabſehen, leben ſie in dieſen romantiſchen Einöden beiſammen; da ſie jedoch ſtets darauf bedacht ſind, ihr ſchreckliches Handwerk nur in einer gewiſſen Entfernung von ihren Schlupfwinkeln auszuüben, ſo flößen ſie den Einwohnern der Nachbarländer durchaus keine Furcht ein. Durch dieſe Tactik bezwecken ſie, ihren häuslichen Herd gegen die Nachforſchungen der Diener der Gerechtigkeit ſicher zu ſtellen; wenn daher auch je ein Mitglied dieſer Vereine in die Hände der erſtern fällt, ſo geſchieht dieß gewiß jedesmal in der Nähe des Schauplatzes ihrer Mordſcenen.

Die auf Raub ausgehenden Haufen der Phanſegars beſtehen nur aus Männern. Zuweilen ziehen jedoch auch Weiber mit ihnen, denen ſogar ausnahmsweiſe geſtattet wird, des Dhuhte's ſich zu bedienen, wie wir weiter oben durch den an einem Reiſenden begangenen Mordverſuch geſehen haben. Einer ihrer gewöhnlichen Kunſtgriffe beſteht darin, an irgend einer gangbaren Straße ein junges Mädchen aufzuſtellen, deſſen Schönheit, vereint mit gewandten Klagen über erlittenes Unglück und Elend, die Theilnahme des argloſen Wanderers erwecken, und in einen Hinterhalt ihn locken. Iſt er beritten, ſo gelingt es der Verrätherei bald, ihn zu bewegen, daß er ſie hinter ſich aufs Pferd nimmt; nun erſpäht ſie einen günſtigen Augenblick, wirft ihm raſch ihre Schlinge um den Hals, ſpringt vom Pferde herab, zieht den Unglücklichen nach ſich auf die Erde, und erdroſſelt ihn.

Es giebt in Indien außer den Phanſegars noch andere, nicht minder zahlreiche Diebsſtämme, von denen jedoch keiner den Blutdurſt ſo weit treibt. Die Pindarier, die in den letzten Jahren ſo furchtbar geworden waren, daß es eines ganzen Heeres bedurfte, um ſie zu Paaren zu treiben, ſind gegenwärtig, wenn auch nicht ganz, doch beinahe ausgerottet. Dagegen treiben noch die Bhills, ein Schwarm verwegener Straßenräuber, ihr Unweſen; es ſind Gebirgsbewohner, welche in den bergigen Gegenden von Candeiſch, Malva und Rajputana hauſen. Sie befanden ſich von je her unter dem Joche deſpotiſcher Regierungen, und wurden von dieſen aus dem Schooße der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen; ſie haben ſich keiner Art von Schutz, keiner Aufmunterung zu erfreuen, und waren den untergeordneten Fiscal-Beamten preisgegeben, die nach Gefallen ihnen das Leben nahmen; ſo betrachteten ſie ſich als eine verworfene und geächtete Menſchenclaſſe; ihre klägliche Unwiſſenheit brachte ſie dem Thiere nah; ſie waren in den gröbſten Irrthümern der Zauberei befangen, und hingen unbedingt von dem Eigenſinn ihrer eigenen Häuptlinge ab; täglich ſahen ſie ſich den bitterſten Entbehrungen,

den mörderiſchen Verfolgungen anderer Menſchen und den Angriffen der wilden Thiere ausgeſetzt, deren dunkle Schlupfwinkel ſie theilten; wie konnten wohl unter ſolchen Umſtänden die Bhills etwas anderes werden, als die geſchworenen Feinde der Ordnung, des Friedens und des ganzen Menſchengeſchlechtes?

Dieſe Leute geben ſich den Räubereien hin, weil dieß das einzige Mittel iſt, ihr Leben zu friſten; und in der traurigen Gewißheit, der Gegenſtand allgemeiner Verachtung und Verfolgung zu ſeyn, gehorchen ſie einem natürlichen Triebe, der ſie drängt, Rache zu nehmen für die erlittenen Unbilden. Die Zeit hat ihre Sitten, ihre Erwerbsmittel und ihren Haß mit ihrem Aberglauben dergeſtalt verſchmolzen, daß ſie am Ende zu der Ueberzeugung gelangt ſind, die Natur habe ſie geſchaffen, damit ihre Nachbarn ihnen zur Beute dienen ſollen. Wird ein Bhill auf der That ertappt, ſo iſt ſeine gewöhnliche Antwort: „Ich bin ein Maharedas-Dieb.“ Und wird ihm auch das Verſprechen ſich zu beſſern durch die Furcht vor der Strafe ausgepreßt, ſo beſchränkt er ſich doch immer nur auf eine gewiſſe Zeit; ſo zwar, daß dieſes eher ein Waffenſtillſtand als eine Bürgſchaft ernſtlicher Beſſerung iſt. Erwägt man jedoch die Fortſchritte, welche dieſer Stamm gemacht hat, ſeitdem er unter die Herrſchaft der engliſchen Regierung gekommen iſt, ſo darf man ſich der Hoffnung hingeben, daß ihr Charakter und ihre Lebensweiſe nach und nach die gewünſchte Aenderung vollkommen erleiden werden. Die Männer dieſes Stammes ſind, ihrer räuberiſchen Gewohnheiten ungeachtet, keineswegs blutdürſtig. Die Weiber, deren Einfluß auf die Männer groß iſt, ſind von Natur äußerſt ſanft, und viele unter ihnen zeichnen ſich durch ihre glückliche Anlagen und Liebe zur Arbeit aus.

Ihrer räuberiſchen Sitten ungeachtet iſt den Bhills doch ein gewiſſes Ehrgefühl nicht abzuſprechen; und ſie ſind dafür auch ſo allgemein bekannt, daß kein Reiſender Anſtand nimmt, ſich unter ihren Schutz zu begeben. Hat man einen Bhill zum Führer, ſo kann man alle von dieſem Stamme bewohnten Diſtricte durchwandern, ohne daß man die geringſte Beläſtigung zu befürchten hat. Und wenn je ſich einer von ihnen unterſtünde, einen Reiſenden in ſolchem Falle auszuplündern, ſo würde er augenblicklich von ſeinen Kameraden mit dem Tode beſtraft werden. Ihre Kunſtgriffe zeugen übrigens von ungewöhnlicher Gewandtheit. So wiſſen ſie z. B. in die Mauer eines Bungalo ſehr leicht ein Loch anzubringen, und ſo geſchickt und leiſe alle Geräthſchaften aus einem Zimmer zu entfernen, daß ſie ſelbſt die Decke eines Bettes wegnehmen, ohne die Perſon aufzuwecken, welche darin ſchläft. Schleichen ſie ſich in ein Haus oder in ein Zelt, ſo ſind ſie immer nackt, und ihr Körper iſt ſo ſtark mit Oel eingeſchmiert, daß man ſie unmöglich feſthalten kann. Ueberdieß binden ſie an jeden Arm eine ſcharf geſchliffene Meſſerklinge feſt, ſo daß jeder, der in der Dunkelheit nach ihnen greift, ſie unverzüglich loßlaſſen muß; daher fängt man auch ſelten einen dieſer Füchſe.

Ein Offizier, den ich gut kannte, hätte einſt beinahe das Leben eingebüßt, als er der Perſon eines ihn beſtehlenden Bhills ſich verſichern wollte. Dieſe Thatſache trug ſich in der Gegend von Guzarate zu. Der erwähnte Offizier ſchlief in ſeinem Zelte, als er plötzlich erwachte, indem es ihm vorkam, als ziehe jemand ganz leiſe an ſeiner Bettdecke. Um ſich zu überzeugen, ob ſich wirklich jemand an ſeinem Bette befinde, ſtellte er ſich, als ſey er wieder eingeſchlafen und ſchnarche. Nicht lange nachher wiederholte ſich, und zwar etwas ſtärker, das Ziehen an ſeiner Decke. Nun blieb ihm kein Zweifel mehr, daß ein Dieb in ſeiner Nähe ſey, und er ſprang entſchloſſen aus dem Bette. In demſelben Augenblicke machte ſich ein Bhill auf die Beine, und ſuchte durch eine Oeffnung zu entfliehen, die er in dem Tuche des Zeltes angebracht hatte. Der Offizier, ein flinker und rüſtiger Mann, packte den Dieb an der Ferſe, und brachte ihn zum Fallen. Er wollte ihn nun am Arme faſſen, aber eine Wunde, die er plötzlich erhielt, zwang ihn davon abzuſtehen. In einer Secunde war der Bhill wieder auf den Beinen, und eilte abermals der Oeffnung zu. Da machte mein Freund, ſeiner Wunde nicht achtend, einen zweiten Verſuch, den verdächtigen Beſucher zu packen. Dieſer aber band eine der beiden an ſeinen Armen befeſtigten Meſſerklingen los, ſchlug ihn damit in's Geſicht, und entſchlüpfte glücklich, während der Offizier mit blutender Hand und Wange zurück bleiben mußte. Die letzte Wunde war ſo bedenklich, daß mein beklagenswerther Freund mehre Tage in Lebensgefahr ſchwebte.

Rajah-Curg.

Ohne ein ferneres Abenteuer langten wir in der Hauptſtadt des Rajah an, der uns einen glänzenden, gaſtfreundlichen, eines freigebigen, aufgeklärten Fürſten würdigen Empfang bereitete.

Wir hatten einen bequemen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Ort gewählt, um unſere Zelte aufzuſchlagen. Schon am andern Morgen erhielten wir den Beſuch eines Offizieres des Rajah, der uns auf das artigſte im Namen ſeines Herrn für den nächſten Tag in den Palaſt

einlud. Wir fanden uns pünktlich ein. Der Fürst empfing uns im großen Audienzsaale, wo er gewöhnlich seine Levers hielt, und wo auch alle Regierungsangelegenheiten verhandelt wurden. Rings in der Halle waren die Porträts von Engländern aufgehängt, die sich in Indien ausgezeichnet hatten, unter andern die vom Lord Clive und Obrist Wellesley, dem jetzigen Herzoge von Wellington. Das Zimmergeräthe bestand aus den elegantesten, hier mit verschwenderischer Pracht zusammen gestellten Producten europäischer Industrie. Englische Flinten und Pistolen lagen in ihren Kästchen an verschiedenen Stellen des Saales. Die Kästchen waren geöffnet, damit die Besuchenden den Ursprung ihres Inhalts erkennen möchten.

Der Rajah war ein schöner Mann in der Blüthe der Jahre. Er hatte einen lebhaften durchdringenden Blick, den er zuweilen mit solcher Gewalt auf seine Leute heften konnte, daß sie dadurch außer Fassung gebracht wurden. Er stand im Rufe eines guten Fürsten und schien mir in seiner Person die richtige Vergleichung eines seiner Landsleute zu bestätigen: „Das Herz eines trefflichen Menschen gleicht einer Cocusnuß, die, wenn auch rauh an der Außenseite, doch einen erfrischenden, köstlich schmeckenden Saft enthält.

Mit besonderem Eifer entwickelte er uns seine Vorliebe für englische Kunsttischlerei. In ungeheuchelter Freude nahm er unsere Complimente über seine gute Auswahl auf, und er kannte in der That auch noch viel besser, als wir, die Namen der berühmten europäischen Künstler, deren Werke er um sich sammelte, weil er besonderen Geschmack daran fand. Er besaß prächtige Spiegel und fünf oder sechs Pianos von Clementi, deren Eigenschaften er aus einander setzte, als hätte der große Meister seinen Hof besucht und ihm alle Geheimnisse der harmonischen Wissenschaft enthüllt. Besonders stolz war er auf seine Flinten, neben denen er nichts desto weniger inländische sehr sorgfaltig gearbeitete Büchsen hatte aufstellen laßen, gleichsam um die Geschicklichkeit und das Talent der Arbeiter des Landes in Verzierung der Waffen zu zeigen, obgleich er sie in Beziehung auf Construction für minder geschickt erklärte.

Der Rajah unterhielt sich einige Zeit mit uns und entließ uns sodann mit der Einladung, den Besuch zu wiederholen, so oft es uns gefallen würde. Am andern Morgen machten wir einen Spaziergang in einer Art von Park, wo er viele seltene und interessante Thiere hielt, worunter wir zwei Stücke Damwild, von der kleinen Ceylaneser Gattung, die schönsten Thiere, die ich je gesehen, bemerkten. Diese Damhirsche waren nicht größer, als die Füchse, ihr Fell war röthlich braun, und mit helleren Flecken besät. Die Thierchen verdienten durch ihr edles Wesen wohl, eines Königs Unterhaltung auszumachen. Diese Gattung von Damwild ist die kleinste des Hirschgeschlechts; sie hat keine Geweihe und zeigt große Analogie mit dem cervus guineensis des Linné. In Ceylon trifft man sie in großer Anzahl. Ihre Formen sind unbeschreiblich zart;

ihre feinen, zierlichen Beine ſind nicht dicker, als die Finger an einer ſchönen Frauenhand. Das Fleiſch gilt für ſehr geſund und wird als ein köſtlicher Leckerbiſſen betrachtet. Im Innern des Landes fängt man ſie in großer Anzahl in Fallen und bringt ſie täglich nach Colombo und in die anderen Städte, wo ſie als Gegenſtände der Luſt zu zwei Schillingen das Stück verkauft werden. Auf der Halbinſel werden ſie als eine Seltenheit betrachtet und mehr wegen ihrer ſchönen Formen als wegen des ſchmackhaften Fleiſches gekauft, obgleich dieſes den Vorzug vor allen andern Dambirſch-Gattungen hat. Der Rajah beſaß mehre, von denen er viel Aufhebens machte. Eine beſondere Liebhaberei für die Thiere ſprach ſich deutlich bei ihm aus. Die ſo eben berührten, welche man uns zeigte, waren ſo zahm, daß man ſich ihnen, ohne ſie im geringſten ſcheu zu machen, ganz wohl bis auf einige Schritte nähern konnte.

Nicht minder ſtolz war der Rajah auf eine Sammlung wilder Thiere in ſeiner Menagerie. Es waren Löwen und Tiger in Käfigen eingeſchloſſen, von denen man einige bis zu einem Grade gezähmt hat, daß er ſie gewöhnlich, wie man mir verſicherte, vor ſeinen Gäſten ſelbſt ohne Wächter erſcheinen ließ. Dieſer Fürſt hatte eine große Leidenſchaft für Thiergefechte. Er ließ es nicht an ſolchen Schauſpielen fehlen; wir erfuhren, daß er, begierig die Geſchicklichkeit ſeiner Leute im Kampfe mit ſo furchtbaren Gegnern zu zeigen, uns in einigen Tagen mit einer ſolchen Scene zu regaliren beabſichtige. Es erſchien auch bereits am andern Morgen ein Bote, um uns den Tag des Schauſpiels anzuzeigen und im Namen ſeines königlichen Herrn dazu einzuladen. Dergleichen Kämpfe kommen im ganzen Staate von Myſore bei dem Feſte vor, welches man Duſſerah nennt. Die orientaliſchen Athleten, die mit dem Streithandſchuh fechten, gehören, ſo viel ich weiß, ausſchließlich dieſem Diſtricte an. Man nennt ſie Jetties. Ihre Kraftſtücke überraſchen ſowohl durch die Mannigfaltigkeit als durch die Weiſe, auf welche hiebei die Geſchmeidigkeit der Muskeln des menſchlichen Körpers erſichtlich wird. Nichts gleicht der Regelmäßigkeit ihrer Verhältniſſe, der männlichen Schönheit ihrer Formen, und nirgends bleibt die Behendigkeit hinter der Kraft zurück.

Am beſtimmten Tage begaben wir uns in den Palaſt. Nach einem üppigen Mahle, wobei mehre Gerichte auf europäiſche Weiſe bereitet waren und Porto-, Madeira- und Bordeauxweine gereicht wurden, gingen wir auf die Gallerie einer weiten Arena von wenigſtens hundert Fuß im Gevierte. Sobald der Rajah erſchienen war, begannen die Spiele. Zuerſt führte man einen, obwohl niedrig gewachſenen, doch ſehr kräftigen Stier in den Bezirk. Auf ſeiner Stirne war ein ſtählerner Sporn befeſtigt, ähnlich denen, mit welchen man die Füße der Kampfhähne bewaffnet. Dieſes Inſtrument war vier Zoll lang, an der Baſe einen Finger dick, und am Ende ſehr ſcharf zugeſpitzt. Es nahm gerade die Mitte zwiſchen den zwei Hörnern ein, dieſe waren aber abgeſchnitten, um

dem künſtlichen Inſtrumente mehr Spielraum zu laſſen. Das Thier durchlief die Arena mit feſtem, ſicherem Schritte, als wüßte es, daß es den Beherrſcher des Landes zum Zeugen ſeines Heldenmuthes habe.

Als Alles zubereitet war, öffnete man einen großen Käfig, und ein wilder Eber trat hervor, der durch ein heftiges Grunzen zu verſtehen gab, wie viel bequemer es ihm geweſen wäre, die Freiheit wieder zu erhalten, als ſeine Tapferkeit vor dem Volke zu entwickeln. Man jagte ihn ſogleich nach der Seite hin, wo der Stier ſich befand. Dieſer empfing ihn, indem er ſich auf die Hinterfüße ſtellte, die bewaffnete Stirne vorſtreckte und einen Schritt, ſey es aus Furcht, ſey es durch eine Finte, um den Feind in eine zum Angriffe günſtigere Stellung zu locken, zurückwich. Der Keiler blieb ſeinerſeits unbeweglich, ſchlug nur mit raſchem Geklapper die Kinnladen gegen einander, und bedeckte ſo ſeine Fangzähne mit einer Schaummaſſe, die von Zeit zu Zeit in Flocken zur Erde fiel. Als der Stier ſich umwandte, führte ihn einer von den Dienern dem Keiler gegenüber, der indeſſen, ohne von der Stelle zu weichen, fortwährend ſeinen Schaum kaute, und mit ſeinen kleinen funkelnden Augen ſcharfe Blicke auf den armen Stier warf. Der Letztere endlich aufgebracht über die Unbeweglichkeit ſeines Gegners, richtete einen Stoß nach dieſem. Der Keiler parirte, indem er ſich auf die Seite warf, und der Sporn drang in ſeine Schulter; zu gleicher Zeit ſtieß er dem Stiere die Hauer in die Seite, brachte ihm eine tiefe Wunde bei und machte ihn zum weiteren Kampfe unfähig.

Man ließ einen zweiten Stier kommen, der bald das Schickſal des erſten theilte. Dann erſchien ein dritter von höherem Wuchſe. Nun war die Partie nicht mehr gleich auf beiden Seiten, denn der Eber hatte durch Anſtrengung und den Schmerz der Wunde viel an ſeiner Kraft verloren. Bis jetzt hatte er aber mit ſo viel Feuer und Lebhaftigkeit geſtritten, daß ich hoffte, er würde auch das dritte mal Sieger bleiben. Der Stier ſchritt ſtolz auf ſeinen Feind zu, empfing und parirte die erſten Stöße, und kam mit einer leichten Schramme an der linken Hüfte davon. Jetzt, als reizte ihn die Verwundung zum Zorne, wandte er ſich wüthend gegen den Keiler und ſtieß ihm den ganzen Sporn in die Weiche. Der Eber fiel auf die Seite, erhielt einen zweiten tödtlichen Stoß, und der Stier wurde, von ſeinem Wächter mit einer Guirlande gekrönt, im Triumphe abgeführt.

Nun folgte ein impoſanteres Schauſpiel. Ein Mann trat in die Arena, nur mit einem Curga's-Meſſer bewaffnet, und mit einem einfachen, die Hälfte des Schenkels bedeckenden Pantalon bekleidet. Mit der rechten Hand ſchwang er ſeine Waffe, eine dicke, dem Pflugeiſen ähnliche, ungefähr zwei Fuß lange und drei Zoll breite Klinge, die abnehmend gegen das Heft lief, in welches ſie ſchräge befeſtigt war. Die Curga's laſſen dieſe Meſſer drehen,

ehe ſie geſchmiedet werden, und wiſſen ſich derſelben dann ſo geſchickt zu bedienen, daß ihre mächtigen Hiebe den Feind niederſchmettern müſſen.

Dieſer Mann, der gegen einen Tiger kämpfen ſollte, war groß und ſchlank; er hatte eine breite Bruſt und lange nervige Arme. Trotz der Dünnheit ſeines Beines, traten doch die Bewegungen der Muskeln ſtark hervor. Seine ganze Perſon verrieth eben ſo viele Behendigkeit, als Stärke. Mit ſtolzer Miene gab er ein Zeichen, den Tiger los zu laſſen; dabei prägte ſich auf ſeinem Geſichte die ganze Energie feſter Entſchloſſenheit aus. Um den kräftigen Gliedern mehr Elaſtizität zu geben, hatte man den Körper mit Oel eingerieben. Auf ſein Signal, welches darin beſtand, daß er den Arm über den Kopf hob, öffnete man das Gitter eines weiten Käfigs, und ein mächtiger Königstiger trat hervor, der vor dem Curga auf der Stelle anhielt, ſeinen borſtigen Schweif leicht bewegte, und ein dumpfes Brummen vernehmen ließ. Abwechſelnd ſchaute er ſeinen Gegner und die Gallerie an, auf der der Rajah mit ſeinem Hofe ſaß; die Neuheit des Schauſpiels ſchien ihn einzuſchüchtern, denn plötzlich kehrte er mit einem Satze in ſeinen Käfig zurück, aus welchem ihn die Wächter vergebens herauszutreiben ſuchten. Man ließ das Gitter wieder fallen, und da ſein Schweif zwiſchen zwei Stangen vortrat, ſo band man mehre Petarden daran. Dem Curga gab man einen Zunder, öffnete das Gitter wieder, und er legte Feuer an die Petarden. Dann ſetzte der Tiger mit einem ſchrecklichen Geheule in die Arena, und je mehr Petarden losbrannten, deſto mehr ſprang er, drehte und wandte er ſich, als wäre er von der Hirnwuth befallen. Endlich duckte er ſich in einen Winkel und kroch und murrte wie ein erſchreckter Kater. Nun ſchloß man den Käfig und ſchnitt ihm ſo den Rückzug gänzlich ab. Der Curga, der ihn während der Exploſion feſten Fußes erwartet hatte, ging jetzt langſam, aber entſchloſſen auf das Thier zu. Der Tiger ſtand auf und wich zurück. Die Haare ſträubten ſich ſowohl auf dem Rücken, wie am Schweife, der dadurch um die Hälfte dicker wurde. Er ſchien durchaus nicht geneigt, die Feindſeligkeiten zu eröffnen, aber er hatte es mit einem entſchiedenen Manne zu thun, dem er nicht entgehen konnte. Dieſer ſchritt behutſam vorwärts, die Augen auf den Tiger geheftet, welcher ſeinen Feind fortwährend anſchauend immer mehr zurückwich. Plötzlich hält der Curga an und macht ſeiner Seits einen Schritt rückwärts. Der Tiger richtet ſich in ſeiner ganzen Höhe auf, krümmt den Rücken und ſchlägt mit dem Schweife; man ſieht, daß er auf den Angriff ſinnt und vorzuſpringen im Begriffe ſteht. Der Mann weicht ſtets zurück, und ſobald er zu einer Entfernung gelangt iſt, wo die Intenſität ſeines Blickes dem Feinde entgehen mußte, macht dieſer einen Satz vorwärts und ſtößt ein kurzes ſchrilles Geheul aus. Der Curga, ſtets auf ſeiner Hut, ſpringt auf die Seite, ſchwingt im Augenblicke, da das Thier den Boden berührt, ſein ſcharfes Meſſer und ſchneidet ihm das Gelenke des hintern Beines ab. Der Tiger

nun außer Stande zu ſpringen, kehrt ſich um, marſchirt auf drei Pfoten vorwärts und geht gerade auf ſeinen Feind zu, der einige Schritte zurückgewichen war und ihn feſten Fußes mit erhobenem Meſſer erwartet. Sobald er nahe genug gekommen iſt, läßt der Feind das ſchwere Werkzeug auf des Thieres Haupt fallen, bohrt damit in den Schädel und ſtreckt den Königstiger todt zu ſeinen Füßen nieder. Dann wiſcht er kaltblütig ſein Meſſer an dem Felle des Thieres ab, macht dem Rajah einen majeſtätiſchen Salem und zieht ſich unter lärmendem Beifallsgeſchrei der Zuſchauer zurück.

Der Rajah erzählte uns, derſelbe Mann habe ſchon mehre Tiger auf dieſelbe Weiſe getödtet und ſey bei ſolchen Kämpfen ſtets ohne Wunden, zwei oder drei Schrammen ausgenommen, weggekommen. Es iſt überdieß bekannt, daß die Curgas den Tiger mit ihrem Meſſer nie ohne glücklichen Erfolg im Walde angreifen. Bei dem ſo eben erwähnten Kampfe bewies unſer muthige Indianer ungemeine Kaltblütigkeit, unvergleichliche Klugheit und Schärfe des Blickes.

Um einigen Wechſel in die Unterhaltung zu bringen, führte man mehre mit Stöcken bewaffnete Männer auf die Arena; die Stöcke waren ſechs und zwanzig bis dreißig Zoll lang, ſo dick wie eines Kindes Fäuſtchen, ſichelförmig gebogen, an einem Ende ſpitzig und am andern mit Eiſen beſchlagen. Die Leute, welche dieſe Inſtrumente gebrauchen, ſind außerordentlich geſchickt in Handhabung derſelben. Ein Rahmen von zwei Quadratfuß, vier Zoll tief mit Thonerde gefüllt, von glatter Oberfläche wurde als Ziel aufgeſteckt. In der Mitte war eine runde eiſerne Scheibe ungefähr vom Durchmeſſer eines kleinen Tellers befeſtigt. Der erſte Spieler, welcher vortrat, war ein muskeliger Hindu, von mehr gedrängtem als verhältnißmäßigem Wuchſe. Das Auge nach dem Ziele gerichtet, das linke Bein vorwärts, den Körper leicht gebogen, drehte er ſein Holz geſchwinde um und ſchleuderte es. Pfeifend durchſchnitt das Inſtrument die Luft, ſchlug an die eiſerne Platte und riß ſie queer durch die Thonlage auf mehre Schritte mit ſich fort. Stolz auf ſeine Heldenthat machte der Sieger ſeinen Gruß und überließ ſeinen Platz einem ſeiner Rivalen. Mit nicht minder wunderbarer Geſchicklichkeit ſchleuderte dieſer ſein Holz durch die Oeffnung der Rahme, wo es an eine hinten ſtehende Mauer gewaltig anſchlug, daß wir uns überzeugten, eine ſolche Waffe würde in der Schlacht ſo viel Verheerungen anrichten, als Büchſe und Muskete. Vier andere Spieler verſuchten ihre Gewandtheit mit verſchiedenem Erfolge. Alle vier berührten und durchſchlugen die Rahme, aber keinem gelang es, die mittlere Oeffnung zu treffen. Ein fünfter kam ſehr nahe. Sie ſchienen indeſſen dennoch überzeugt, daß die Einen wie die Andern auf gleichen Beifall Anſpruch zu machen hätten, und der Ungeſchickteſte zeigte ſich ſehr unzufrieden über den geringen Enthuſiasmus, den er erregte.

Nachdem ſich dieſe Leute entfernt hatten, ſahen wir einen Menſchen eintreten, der mit einem runden, ſechs Fuß langen, Daumen dicken, an beiden Enden mit wollenem Wulſte verſehenem Stocke bewaffnet war. Ihm folgten drei Hindus von nicht ſehr ſtarkem Bau, von denen ebenfalls jeder einen zwei bis drei Fuß langen Stock trug. Alsbald begannen ſie ihr Spiel. Der Mann mit dem großen Stocke vertheidigte ſich gegen die Angriffe der drei Andern mit außerordentlicher Behendigkeit. Seine Evolutionen gingen ſo ſchnell vor ſich, daß er zu gleicher Zeit jedem ſeiner Gegner Fronte zu bieten ſchien. Dabei machte er zur Vertheidigung ſeines Kopfes den Mühlflügel ſo raſch, daß er ohne Mühe den Hieben entging, die man ihm beibringen wollte; durch dieſe heftige Bewegung war ſein Körper in wenigen Augenblicken mit Schaum bedeckt. Einige Zeit hielt er ſich vertheidigend; als er aber ſeine Angreifer unbeſchützt glaubte, ſchlug er einem von ihnen blitzgeſchwinde mit dem gepolſterten Ende ſeines Stockes auf den Kopf; dann führte er den Stock mit derſelben Schnelligkeit zurück, traf damit einen zweiten Kämpfer an den Schlaf und ſtreckte ihn wie ſeinen Cameraden zu Boden. Der dritte entging ihm durch einen Seitenſprung und führte einen Schlag nach ſeinen Rippen, der auf dem ganzen Kampfplatze wiedertönte. Der behende Lanzenbrecher trat einen Schritt zurück und ſchwang ſeinen Stock mit unglaublicher Schnelligkeit. Sein Gegner wich anfangs durch Niederbücken aus, aber er ſtand nicht ſobald aufrecht, als er einen Schlag auf die Stirne erhielt, und wie von einer Kugel getroffen niederſtürzte. Nach dieſem dreifachen Beweiſe von Muth und Gewandtheit, empfing der Sieger vom Rajah ein Zeichen des Lobes und zog ſich mit den drei, durch den Ausgang des Kampfes ſehr gedemüthigten Kämpfern zurück. Dieſer Streit der Geſchicklichkeit iſt das Staunenswertheſte, was ich in dieſer Art geſehen habe. Ich vermag die wunderbare Behendigkeit des Mannes nicht zu ſchildern, der mit ſeinem langen Stocke nur zu ſpielen ſchien. Das Schauſpiel hatte überdieß den Vortheil, daß dabei kein Blut vergoſſen wurde, und man ſich folglich nicht peinlich berührt fühlte.

Zwei Kämpfer bewarben ſich nun um ein beifälliges Lächeln des Fürſten, welches für ſie eben ſo viel Werth hatte, als die Mauerkrone für die alten Römer. Der Eine war groß und ſchlank, ein vollkommenes Modell eines indiſchen Apoll. Er war gerade und wie gedrechſelt gebaut und hatte ſeine Bruſt nicht verhüllt; ſein Gang war zugleich feſt und voll Grazie. Er hatte lange Arme und kleine Hände, wie eine Frau. Sein Gegner mochte drei Zoll kleiner ſeyn, und ſah nicht minder robuſt aus; ſeine Beine aber waren ſchlecht gebaut, kurz, gebogen und ohne anſcheinende Muskeln; muskeliger dagegen erſchienen ſeine langen, wie die Bruſt mit Haaren bedeckten Arme und verſprachen durch untrügliche Zeichen von Kraft einen furchtbaren Kämpfer. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie war ſanft, aber entſchloſſen. Seinen anmuthigen

Gegner blickte er mit einem Lächeln an, in dem zugleich ein Geſtändniß ſeiner perſönlichen Vortheile und eine Proteſtation gegen die Superiorität ſeiner Kräfte lag.

In dem Blicke des ſchönen Ringers zeigte ſich eine Unſtetigkeit, die in den Augen der Zuſchauer als ein Beweis dienen mochte, daß er ſeinen Mitteln mißtraue. Deſſenungeachtet ließ er durchaus keine Schwäche bemerkbar werden, und trat mit feſtem Tritte und unerſchrockener Miene in die Arena. Die Köpfe der beiden Kämpfer waren glatt geſchoren, ein Büſchel Haare ausgenommen, welches ziemlich anmuthig auf das linke Ohr niederfiel. Ihre ganze Bekleidung beſtand in einem ſchmalen um die Lenden gebundenen Stücke Zeug.

Eine Zeitlang hielten ſie ſich von einander entfernt und machten allerlei Sprünge und ſonderbare Verdrehungen, als wollten ſie die wunderbare Geſchmeidigkeit ihrer Körper und die Leichtigkeit zeigen, mit der ſie Stellungen anzunehmen wußten, die mit der Natur in vollkommnem Widerſpruche ſtanden. Man konnte wohl ſehen, daß dieſe Vorübungen gegenſeitig die Aufmerkſamkeit ablenken, und einen unbewachten Moment herbeiführen ſollten. Da ſich dieß aber zu ſehr in die Länge zog, gab der Raja ein Zeichen der Ungeduld, und die Ringer beeilten ſich nun handgemein zu werden. Zuerſt packten ſie ſich mit den Fäuſten, ſtützten Stirne an Stirne und fiengen an zu drücken, als wollte der Eine die Kräfte des Andern verſuchen. Bis jetzt ſchien der Größere, der auf ſeinen Gegner hinunter drängte, um ſo mehr allen Vortheil für ſich zu haben, als er ihn mittelſt ſeiner langen Arme fern halten konnte und ihn ſo verhinderte, von ſeiner Geſchicklichkeit Gebrauch zu machen. Als es dieſem endlich gelang näher zu rücken, ſchlang er ihm den Herkulesarm um ſeinen Hals und hielt ihn feſt gepreßt. Nun bot der Kampf ein belebteres Schauſpiel. Die Ringer drückten und durchſchlangen ſich Arme und Beine, ohne daß auf der einen oder andern Seite ein Uebergewicht ſichtbar wurde. Der Kleine ſchien indeſſen der Stärkere zu ſeyn; plötzlich faßte er ſeinen Gegner mit dem Arme um die Hüfte, gab ihm mit der Ferſe einen Stoß in den Kniebug und warf ihn ſo heftig nieder. Um dem zu entgehen, was in Indien wie in England ein Zeichen der Niederlage iſt, das heißt einem vollkommenen Falle auf den Rücken, machte der ſchöne Apollo eine Körperbewegung, die ihm auf die Schulter zu fallen geſtattete. Trotz des gewaltigen Schlages war er im Augenblicke wieder auf den Beinen, packte ſeinen Gegner, den der ſo eben errungene Vortheil etwas unachtſam machte, und ließ ihn mit Blitzes-Geſchwindigkeit über ſeinen Kopf fliegen. Aber der kleine Mann fiel wieder auf ſeine Füße, wie eine Katze.

Nun gieng es energiſcher beim Kampfe zu, als je, aber zum augenſcheinlichen Vortheile des kleineren Streiters. Dem Großen ſchien es an Athem zu mangeln. Bald ſah man ihn ſtraucheln, und je mehr ſeine Kräfte abnahmen, deſto verzweifelter wurde ſeine Anſtrengung. Bei einem letzten Verſuche,

wozu er all' seine Kraft zusammengenommen hatte, verlor er das Gleichgewicht. Da dieses der Andere bemerkte, ließ er seine linke Hand unter seines Gegners Schenkel durchgehen, stützte die rechte auf seine Brust und streckte ihn mit solcher Gewalt auf den Rücken zu Boden, daß der ganze Körper durch und durch erschüttert schien.

Dennoch erhob sich der Besiegte sogleich, machte dem Raja, einigermaßen aus der Fassung gebracht, seinen Salem und verließ die Arena mit der Schnelligkeit einer Antilope springend, als wollte er beweisen, daß seine Kräfte trotz der Niederlage durchaus nicht erschöpft seyen.

Der Sieger erwartete einen neuen Gegner. Einige Minuten später erschien auch eine Art von Riese von mehr als sechs Fuß und athletischem Gliederbau, dessen vorspringende Muskeln jedoch nicht jenes gedrängte Gewebe und jene feste Spannung zeigten, aus denen sich untrüglich auf Kraft und Biegsamkeit schließen läßt. Dieser Mensch hatte das mittlere Alter überschritten und erfreute sich nicht mehr der Jugendblüthe physischer Kräfte. Er schien aber schon durch seine schwere Masse alle Chancen gegen einen durch einen langen, mühsamen Kampf geschwächten Gegner von niedrigerem Wuchse für sich zu haben. Mit mürrischer, alle Welt wider seine Person einnehmender, Miene schritt er vorwärts und der Kampf begann mit ziemlich linkischen Uebungen von seiner Seite, welche sein Gegner durch überraschende Behendigkeits-Stücke erwiederte. Endlich wurden sie handgemein, und der kleine Ringer klammerte sich so fest an den Colossen an, daß dieser nicht im Stande war, ihn zu Boden zu werfen. Der Riese ermüdete sich in fruchtlosen Versuchen; seine Herkulesstärke erlag an der Geschwindigkeit des Andern. Er wurde roth vor Zorn, denn in seinen schönen Tagen war er ein glücklicher Kämpe gewesen, und es kostete ihm viel, Jüngeren die Palmen zu überlassen, die er sonst errungen hatte. Seine Glieder spannten sich und zeigten, daß er seine Siege einst nicht allein der Corpulenz zu danken gehabt habe. Indessen gelang es ihm, durch eine glückliche Wendung des Beines seinen Rivalen zu erschüttern und zum Falle mit dem Gesichte gegen die Erde zu bringen. Aber dieser streckte Arme und Beine wie die Speichen an einem Wagen aus, spannte die Glieder mit voller Kraft und vereitelte alle Versuche des Andern, der ihn auf den Rücken legen wollte. Dann richtete er sich wieder auf die Beine und begann den Kampf Leib an Leib mit erneuertem Eifer. Die Zeit, die er auf der Erde zugebracht, hatte hingereicht, um den Athem wieder zu gewinnen, während der Andere den seinigen durch die Anstrengung erschöpfte. Von nun an war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft.

Plötzlich sahen wir zu unserem großen Erstaunen, wie der gigantische Indier vom Boden gehoben über seinen Gegner flog, den Kopf nach unten niederfiel und auf dem Rücken bewegungslos liegen blieb. Das Blut drang aus Ohren und Nase, und einen Augenblick lang hielt ich ihn für todt. Aber

bald erhob er ſich wieder, grüßte die Verſammlung mit betrübter Miene und entfernte ſich ſofort. Den Sieger belohnte ein Lächeln des Raja, worauf er ſich nach anmuthiger Erwiederung zurückzog. Hier endigten die Spiele des erſten Tages.

Frühe am andern Morgen kehrten wir zum Palaſte zurück. Der Raja hatte uns bereits erwartet. Nach einem leichten Mahle nahmen wir unſere Plätze auf der Gallerie wieder ein, um den Spielen des zweiten Tages beizuwohnen. Man hatte uns ein außerordentliches Schauſpiel verſprochen; ein Löwe und ein afrikaniſcher Büffel ſollten mit einander kämpfen; der Letztere, der erſt einige Monate früher vom Raja erkauft worden war, hatte noch ſeine ganze Wildheit erhalten.

Der afrikaniſche Büffel iſt viel größer und ſtärker als der indiſche. Oft ſoll er den Löwen beſiegen, wenn ſie in den Wäldern ihres Vaterlandes zuſammentreffen; indeſſen unterliegt der Büffel doch öfter; zuweilen endigt der Kampf auch mit dem Tode von allen beiden. Der indianiſche Büffel iſt übrigens auch zu fürchten. Wird er von ſeiner Heerde fortgejagt, was häufig geſchieht, ohne daß man die Urſache zu entdecken im Stande iſt, ſo verfolgt er wüthend Alles, was er trifft, bis er ſelbſt als Opfer ſeiner Wuth oder der Ueberlegenheit eines andern Thieres fällt.

Eines Tags ſah ich ein ſolches von ſeines Gleichen verbanntes Thier mit geſenktem Kopfe ſich gegen einen Elefanten ſtürzen, auf welchem einer meiner Freunde ritt. Ohne ſich von der Stelle zu rühren, ſtreckte ihm der Elefant ſeine Zähne hin, und der Büffel in ſeiner Wuth ſpießte ſich daran. Der Elefant ſchüttelte den röchelnden Leichnam ab, ſetzte den Fuß darauf, um die Zähne zurückzuziehen, und ging dann ruhig ſeines Wegs.

Kaum hatten wir uns auf der Gallerie niedergelaſſen, als man den erwähnten Büffel auf den Kampfplatz trieb. Sobald er ſich frei ſah, durchlief er den Raum brüllend mit geſenktem Kopfe und warf mit den Hinterfüßen den Sand zwölf Fuß in die Höhe. Einige Augenblicke ſpäter hob man das Gitter an dem Käfige, in welchem der Löwe eingeſchloſſen war, und das königliche Thier mit ſeiner prachtvollen Mähne ſetzte auf die Arena. Ein indiſcher Weiſer ſagt: „Der Elefant, der Löwe und der vernünftige Menſch ſuchen ihr Heil in der Flucht; der Rabe, der Damhirſch und der feige Menſch ſterben auf ihrem Lager.“ Der Löwe, von dem hier die Rede iſt, hat dieſen Lehrſpruch, wie wir ſehen werden, Lügen geſtraft.

Mit ſtolzer, edler Miene trat er zuerſt einige Schritte vorwärts. Aber ſobald er den Büffel gewahrte, rutſchte er den Boden mit dem Schweife ſchlagend, unter dumpfem Gebrülle auf dem platten Bauche fort. Dann machte er ohne weitere Umſchweife zwei oder drei Sprünge, ſtürzte ſich auf ſeinen Rivalen und hing ſich mittelſt ſeiner Zähne und mächtigen Klauen feſt an ihn. Dieſer unerwartete Anfall ſtürzte den Büffel auf die Knie der Vorder-

beine nieder; aber er erhob ſich ſogleich wieder, warf den Kopf ſo gewaltig zurück, daß der Löwe loslaſſen mußte, ſtieß ihn mit ungeheurer Heftigkeit gegen die Pfähle der Einfaſſung, und brachte ihm mit einem Stoße des Hornes eine tiefe Wunde in die Seite bei. Der Löwe blieb einen Augenblick betäubt, doch ehe der Feind ſeinen Vortheil benützen konnte, richtete er ſich auf, ſprang ihm zum zweiten Male an den Hals und zerfleiſchte ihn mit ſcharfen Zähnen. Ein gräßlicher Kampf entſpann ſich, aber der Büffel wiederholte ſein erſtes Manoeuvre, entledigte ſich noch einmal ſeines Todfeindes und ſchleuderte ihn abermals, aber noch ſtärker und wüthender an die Einfaſſung. Von Wunden bedeckt war der Löwe bald unfähig zum weiteren Kampfe.

Den Büffel hatte die Anſtrengung ſo ſehr erſchöpft, daß er ſelbſt neben dem Beſiegten niederfiel. Die Wächter brachten ihn mit einiger Mühe wieder auf die Beine und führten ihn weg. Ebenfalls nicht ohne Schwierigkeit ſchleppte man den Löwen in ſeinen Käfig. Nach einigen Tagen war er ganz hergeſtellt; der Büffel dagegen ſtarb am andern Morgen. Allerdings war er am Halſe fürchterlich zerfleiſcht, und der Schmerz machte ihn ſo wüthend, daß man ſich nicht nähern konnte, um ihm Heilmittel beizubringen. Dieſem Kampfe folgten andere zwiſchen Thieren von geringerer Kraft. Sie boten nichts beſonders Intereſſantes.

Dann erſchienen zwei Boxer von Myſore, um uns ihre Fertigkeit in einer Kunſt zu zeigen, die man in Europa ſeit mehr als zweitauſend Jahren, und in Aſien ſeit einer noch größeren Anzahl von Jahrhunderten treiben ſoll, dieſe Boxer nennt man Jetties wegen der beſonderen Art von Streithandſchuhen, die ſie an der rechten Hand tragen. Dieſer Streithandſchuh iſt von Büffelhorn und mit fünf ſehr ſpitzigen Vorſprüngen beſetzt, von denen der fünfte, nahe am kleinen Finger, ſtärker iſt als die übrigen. Dieſe Vorſprünge machen das Inſtrument äußerſt gefährlich, und ein einziger Schlag, von kräftiger Hand geführt, würde hinreichen, einem Menſchen den Schädel zu zertrümmern, wenn ſeine ſchlimme Lage zwiſchen den Fingergelenken die Wirkung nicht ſchwächte. Der Schlagende läuft in der That Gefahr, ſich die Hand zu verenken. Die Jetties führen ihre Schläge von oben herunter gerade auf das Haupt und nie auf die unteren Theile des Körpers. Selten geſchieht es, daß dieſe Schläge nicht das Fleiſch bis auf den Knochen aufreißen. Ihre Hauptübung beſteht indeſſen im Ringen, und der Fechthandſchuh kommt nur nebenbei zur Anwendung; aber dieſes Nebending iſt furchtbar, denn meiſtens ziehen die Kämpfenden ſehr entſtellt ab.

Unglaubliche Geſchicklichkeit wird bei dieſen Kämpfen entwickelt. Die Streiter fechten lange, ehe es ihnen gelingt, ſich gegenſeitig Schläge beizubringen. Mit außerordentlicher Gewandtheit decken ſie ihre Köpfe gegen den Angriff. In der Regel ſind es ſchöne, vollkommen geformte Leute, von einer den gewöhnlichen Wuchs der Indier überragenden Taille. Sie bilden eine

beſondere Claſſe, und der Urſprung ihres Gewerbes ſteigt zu den frühesten Epochen der Annalen von Myſore zurück. Alle Jahre verſammeln ſich ihre geſchickteſten Kämpfer während des Duſſerah-Feſtes, um in Paaren vor dem Fürſten zu fechten. Trotz ihrer ſanften Sitten ſind ſie von ihren Cantons-Nachbarn gefürchtet; die körperlichen Kräfte, die ihnen zu Gebote ſtehen, um ohne langen Prozeß die geringſte Beleidigung zu beſtrafen, erwirbt ihnen eine gewiſſe äußere Achtung, hinter der ſich eine tiefe Verachtung für ihr Gewerbe birgt. Zu allen Zeiten haben die eingeborenen Fürſten dieſe Art von Induſtrie ermuthigt, und wenn auch die Belohnung der Sieger weit nicht für die Unannehmlichkeiten des Kampfes entſchädigt, ſo iſt doch der Wetteifer, den bei dieſen Menſchen ein Blick des Herrſchers erzeugt, ſo gewaltig, daß ſie dafür den gefährlichſten Schlägen die Stirne bieten, und die Bezahlung mit ein paar Rupien gar nicht rechnen.

Die zwei Jetties, welche zuerſt kämpften, waren wohlgebaute junge Männer von mittlerer Größe. Ihre Körper ſchienen weder ſehr ſtark noch ſehr muskelig, zeichneten ſich dagegen durch das Compacte und das Ebenmaaß in allen ihren Theilen aus. Schon ihre prächtigen, impoſanten Attituden voll natürlicher Grazie gaben dieſen Leuten den Vorrang vor den Individuen, welche in Europa daſſelbe Gewerbe treiben. Sie ſtellten ſich einander gegenüber, hoben und kreuzten ihre linken Arme, und nahmen den gehörigen Standpunkt ein, um den Kampf zu beginnen. Nach einer Reihe von Evolutionen, von Streichen, welche mit gleicher Lebhaftigkeit von beiden Seiten verſucht und parirt wurden, wobei von Zeit zu Zeit ein Schlag ihrer flachen rechten Hand an dem linken Arm erſcholl, gelang es endlich einem der Streiter, ſeinen Gegner an den Backen zu treffen und mit einem Streiche, ſeines Fechthandſchuhs zerriß er ihm das Fleiſch bis auf den Knochen. Der Verwundete beugte ſich und hob ſeinen Angreifer in die Höhe; dieſer aber brachte ihm einen zweiten Schlag oben auf den Kopf bei, daß ihm das Blut auf das Genick und die Schultern ſpritzte. Er konnte ſich indeſſen nicht vor dem Falle retten und empfing ſeiner Seits eine Wunde, welche ihn umſtürzte. Mit überraſchender Behendigkeit ſprang er wieder auf. Dann faßten ſich die beiden Kämpfer Leib an Leib und verſetzten ſich ſo furchtbare Streiche, daß beide in wenigen Augenblicken gänzlich entſtellt waren. Bei dieſem Schauſpiele war uns äußerſt peinlich zu Muthe, und als Einer von dem Gefolge des Raja für die Unglücklichen Fürſprache einlegte, unterſtützten wir das Geſuch auf das lebhafteſte, und der Raja gab den Streitenden ein Zeichen ſich zu trennen. Er ließ ſie zu gleicher Zeit reichlich für ihre Anſtrengung entſchädigen, und beide entfernten ſich äußerſt zufrieden und bereit, wie ſie ſagten, eine für ſie einträgliche Uebung alle Tage wieder zu beginnen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß der Kampf das gute Einverſtändniß zwiſchen dieſen zwei Leuten nicht geſtört hatte. Sie blieben innerhalb der Einfaſſung auf der Erde liegen,

um bei den Spielen zuzuſchauen, und plauderten miteinander, als ob nichts geſchehen wäre. Man ſagte mir, das ſey ſo gebräuchlich; ſie pflegen die Schläge zu vergeſſen, ſobald der Kampf geendigt ſey.

Nach den Ringern erſchienen Gaukler, deren Spiele für mich, redlich geſtanden, den intereſſanteſten Theil der Uebungen bildeten. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen gegen den Rajah und uns Europäer, die wir bei ihm zum Beſuche waren, begannen die Gaukler ihr Spiel, welches anfangs nur in gewöhnlichen Stücken beſtand, wie man ſie auf jedem Jahrmarkte in unſeren Dörfern ſieht. Dann nahm einer ein großes irdenes Gefäß mit weitem Halſe, füllte es mit Waſſer und kehrte es um. Das Waſſer lief natürlich heraus, aber ſobald er das Gefäß wieder umgekehrt hatte, füllte es ſich von Neuem. Er leerte es ſodann aus und ließ es von Allen unterſuchen; hierauf bat er Einen von uns, es zu füllen; als das geſchehen war, kehrte er es um, aber es lief Nichts heraus, und dennoch war das Gefäß zu unſerem großen Erſtaunen leer, nachdem er es abermals umgekehrt hatte. Dieſes Stück wiederholte er öfter mit demſelben Erfolge. Ich prüfte das Gefäß ſorgfältig, fand aber nichts Außerordentliches daran. Man erlaubte mir, es zu behalten und ſelbſt zu füllen; es war immer leer, wenn man es wieder aufrichtete, und der Boden blieb dennoch trocken. Das Gefäß war grob gearbeitet und beſtand aus gewöhnlicher Erde. Um uns zu überzeugen, daß in ſeiner Conſtruction nichts Beſonderes ſey, zerbrach es der Gaukler und vertheilte die Scherben unter die Geſellſchaft.

Das zweite Stück war noch außerordentlicher. Man brachte einen großen Korb, unter den man eine magere, ausgehungerte Pariahündin ſetzte, und als man den Korb nach Verlauf einer Minute wegnahm, ſah man die Hündin von ſieben kleinen Hunden umgeben. Der Korb wurde wieder an ſeine Stelle geſetzt, und als man ihn aufhob, fand man ſtatt der Hunde eine Ziege; dann ein lebendiges Schwein; dann daſſelbe Schwein mit abgeſchnittenem Halſe; dann dieſes Thier wiederbelebt. Merkwürdig war dabei, daß Niemand dem Gaukler zur Seite ſtand, während er den Korb ſetzte oder aufhob. Das letzte Mal war gar nichts mehr unten, und wir vermochten nicht zu errathen, was aus den Thieren geworden ſeyn dürfte.

Einer von den Gauklern nahm hierauf einen Sack mit fünfunddreißig kupfernen Kugeln, die er eine nach der andern in die Luft warf, ohne daß eine einzige zurückzufallen ſchien; nachdem er die letzte geſchleudert hatte, machte er wenigſtens eine Minute lang verſchiedene Geberden mit den Händen, wobei er einen barbariſchen Geſang, eine Art von Grunzen vernehmen ließ; dann fingen alle Kugeln an einzeln zu fallen und wurden wieder in den Sack gebracht. Während der Gaukler dieſes Stück machte, durfte ſich ihm Niemand nahen.

Nun erschien eine bis zum Gürtel nackte Frau, ergriff einen Bambus von zwanzig Fuß Höhe, stellte ihn senkrecht auf einen platten Stein, und kletterte dann mit bewunderungswürdiger Behendigkeit bis oben hinauf. Sofort stellte sie sich auf die Spitze des Bambus, den sie im Gleichgewichte hielt. Um die Lende hatte sie einen Gürtel, an welchen ein Stück hohles Eisen befestigt war. Nun sprang sie aus ihrer aufrechten Haltung und warf sich mit solcher Genauigkeit wagrecht vorwärts, daß das obere Ende des Bambus in die Höhlung des Eisens eindrang, und in dieser Lage machte sie den Windmühlenflügel mit solcher Schnelligkeit, daß der Anblick Schwindel erregte; während dieser Zeit schien der Bambus durch übernatürliche Kraft aufrecht gehalten. Die Gauklerin zog die Beine zurück, bis ihre Fersen die Schultern berührten, nahm die Knöchel in die Hand und fuhr fort, sich so reißend schnell zu drehen, daß man die Umrisse ihres Körpers nicht mehr unterscheiden konnte, und eine Kugel zu sehen glaubte; dann ließ sie sich längs dem Bambus zur Erde gleiten, hob diesen in die Luft, setzte ihn anfangs auf dem Kinn und dann auf der Nase in's Gleichgewicht und schleuderte ihn endlich ziemlich weit, ohne sich ihrer Hände zu bedienen, von sich.

Beim folgenden Stücke breitete man ein großes Tuch auf dem Boden aus. Nach einigen Augenblicken schien es sich nach und nach von selbst zu heben, und als man es wegnahm, sah man drei große Ananas, die eben aus der Erde kamen; sie wurden zerschnitten und den Zuschauern gereicht.

Ein Mann von hohem Wuchse und athletischen Formen trat vor und warf sich zu Boden, nachdem er der Versammlung seinen Salem gemacht. Dann erhob er sich langsam, den Kopf unten und die Füße in die Luft, kreuzte die Arme über die Brust und verharrte in dieser Stellung im Gleichgewichte. Man gab ihm hierauf eine Schale mit sechzehn kupfernen Kugeln in die Hände; er nahm die Kugeln heraus, warf sie in die Luft, hielt sie in fortwährender Bewegung, und beschrieb damit alle mögliche Figuren, ohne daß je eine die Erde berührte. Nach einiger Zeit näherte sich ein kleinerer, magerer Mensch, kletterte behende am Körper des ersten hinan, und stellte sich aufrecht auf die umgekehrten Füße seines Cameraden, der auf dem Kopfe stehen blieb. Diesem gab man eine zweite Schale, ebenfalls mit sechzehn Kugeln; er warf sie in die Luft, und so waren nun zweiunddreißig Kugeln in steter Bewegung, und da die Sonne eben auf die geglättete Oberfläche fiel, so hätte man glauben mögen, die Gaukler stehen mitten in einem Goldregen. Die Wirkung war außerordentlich, und diese Menschen legten dabei eine wunderbare Geschicklichkeit an den Tag. Nachdem der obere alle seine Kugeln wieder aufgefangen hatte, sprang er auf den Boden, und der andere war im selben Augenblicke wieder auf den Beinen. Nach kurzer Unterbrechung stellte der, welcher anfangs auf dem Kopfe gestanden hatte, seine Füße dicht zusammen, sein Camerad kletterte wie das erste Mal seinen Körper hinan, streckte die

Beine in die Luft und ſtützte ſeinen Kopf auf den ſeines Cameraden, ſo daß ihre Stellung gerade die umgekehrte von der vorhergehenden war. Sie hielten ſich bei der Hand, bis ſie ſich des Gleichgewichts verſichert hatten, dann ließen ſie ſich los, und der Obere breitete die Arme aus, um zu zeigen, wie feſt er ſich halte. Seine Beine trennten ſich zuweilen, aber der Körper bewegte ſich nicht. Nach einiger Zeit gab man ihnen die Schalen mit den Kugeln wieder, ſie warfen ſie in die Luft, fingen ſie auf, ohne daß je eine einzige von den zweiunddreißig Kugeln an die andere geſtoßen wäre. In der That eine außerordentliche Fertigkeit.

Als ſie ihr Kugelſpiel beendigt hatten, nahm der Obere eine gewiſſe Anzahl kleiner ſtählerner zwei Zoll langer Cylinder. Mehre davon ſetzte er Ende an Ende ſo auf ſeine Naſe, daß ſie eine Stange von mehr als einem Fuß Länge bildeten, die er trotz der ſchwierigen Stellung ſo im Gleichgewichte hielt, daß kein Stück niederfiel. Quer oben über dieſe Stange legte er eine platte, vier Zoll lange und eine halbzollbreite kupferne Stange, auf dieſe ſtellte er einen ſeiner kleinen Cylinder und oben auf den Cylinder eine Lanze. Nachdem er dieſes ganze Gebäude einige Zeit aufrecht gehalten, hob er ein Stück nach dem andern ab und warf es auf den Boden. Dann nahm er ſeinen Cameraden bei der Hand, ſprang zur Erde, machte ſeinen Salem und entfernte ſich. Da die Spiele nun beendet waren, grüßten auch wir den Rajah zum Abſchiede und zogen uns zurück.

Bombay.

Bombay, wohin wir uns über Mascat begeben hatten, beſtand anfänglich aus einer Gruppe kleiner ſumpfiger Inſeln, die mit einer üppigen Vegetation bedeckt waren, und von dem Meere oft überſchwemmt wurden. Dieſe Präſidentſchaft war ſo ungeſund, daß Niemand hier länger als drei Jahre zu leben vermochte. Jetzt iſt es anders, wenn gleich im Innern des Forts und zur Regenzeit das Klima noch nicht zu den geſunden gezählt werden kann.

Die Insel Bombay ist zur Zeit das Hauptetablissement der Engländer auf der Westküste von Indien; sie ist sieben Meilen (2⅓ Lieues) lang und drei Meilen (1 Lieue) breit und bildet mit den benachbarten Inseln Colabah, Salsetta, Caraujah, Elefanta und der Fleischerinsel, einen der schönsten Häfen der indischen Meere. Auf der ersteren dieser Inseln hat man einen Leuchtthurm aufgeführt, der hundert und fünfzig Fuß hoch ist, und sieben Lieues weit in's Meer sein Licht verbreitet. Die Hauptstadt ist eine Meile lang und zwei Stadien breit, und mit ausgedehnter Fortification umgeben.

Die sogenannte Neustadt liegt auf einem so flachen und sumpfigen Terrain, daß mehre ihrer Häuser fast unter dem Niveau des Meeres sich befinden.

Zur Zeit der großen Stürme kann man nur in Kähnen von einem Hause zum andern kommen, und während mehrer Monate leidet die Gesundheit der Einwohner sehr von diesen Ueberschwemmungen. Sonst war der Theil von Bombay, der jetzt die Esplanade bildet, von Kokosbäumen beschattet; nun aber ist hier Alles kahl, von dem höchsten Punkte der Insel bis nach Dungarie, einem weiten Quartiere, das nur von dem ärmsten Volke bewohnt wird.

Die nördlichen Quartiere der Stadt werden hauptsächlich von Parsis bewohnt, die trotz der unter ihnen verbreiteten Civilisation, doch gewöhnlich sehr schmutzig in ihren Häusern sind, so daß man nicht ohne Eckel durch die von ihnen bewohnten Straßen gehen kann. Dieser Punkt hat nur in commerzieller Rücksicht seine hohe Bedeutung. Keine europäische Niederlassung in diesem Lande besitzt so schöne Stapelplätze, und von diesen Werften wurden die meisten und größten Kriegsschiffe, so wie auch die bedeutendsten Kauffahrer der Compagnie heruntergelassen. Alle diese Schiffe sind von den Parsis gebaut worden, welche die Werfte von der Compagnie miethen, und für diese Arbeiten ein ausschließliches Monopol besitzen.

Die Parsis sind als die besten Schiffszimmerleute im Lande bekannt, und die berühmtesten unter ihnen sind die Mitglieder der Familie Jmusetjie, welche die ganze Insel durch diese einträgliche Industrie bereichert haben.

Von 1810 bis 1820 construirten sie zwölf Kriegsschiffe, worunter vier von vier und siebzig Canonen waren, und nebenbei noch eine große Anzahl von Handelsschiffen von sechs hundert bis tausend Tonnen.

Das Holz zu diesen Bauten wird aus den Wäldern gezogen, welche den westlichen Abhang der Gebirge in der Provinz Arungabad bedecken. Die Ströme, welche sich von den Höhen stürzen, bilden das leichteste Transportmittel.

Jene Schiffe, welche aus Tragholz gebaut werden, sind zwar dauerhafter, segeln aber schwerfälliger.

Neben diesen Schiffsbauten, besteht der bedeutendste Handel Bombay's in Baumwolle, die in beträchtlicher Menge nach China verladen wird. Das Verpacken geschieht mittelst einer Presse, wodurch ein Ballen von ein tausend

fünf hundert, Pfund, den Umfang einer gewöhnlichen Tonne erhält. Dieſe Preſſe wird durch ein Thau regiert, das mit acht Hebebäumen verſehen iſt, von denen ein jeder durch dreißig Menſchen bewegt wird.

Im Jahr 1816 zählte Bombay 162,000 Seelen, worunter ſich 13,000 Parſis befanden. Man rechnete ferner, daß die Handelsintereſſen beſtändig 60,000 bis 70,000 Fremde hinziehen, die dort ihren temporären Aufenthalt nehmen.

Einige reiche Irländer leben in Bombay im vollſtändigſten Glanze der orientaliſchen Reichen; ſie bewohnen ſo große Häuſer, daß die Kinder mit ihrer Nachkommenſchaft bei den Eltern wohnen können.

Es gibt nur eine anglicaniſche, allein mehre portugiſiſche und armeniſche Kirchen. Ungefähr 1000 Juden, die hier wohnen, beſitzen vier kleine Synagogen. Die größte Pagode, in einem mittelmäßigen Style gebaut, iſt der Gottheit Momba-Devi gewidmet.

Die Armenier bilden in Bombay eine geachtete, wenn gleich nicht zahlreiche Claſſe der Bevölkerung. Sie ſind in ihren Dogmen ſowohl von der griechiſchen, wie von der römiſchen Kirche verſchieden, und haben unter der ſchweren Hand mannichfacher Bedrückung nicht aufgehört, mit großer Beſtändigkeit den Glauben und die Satzungen ihrer Vorfahren rein zu erhalten. Sie ſtehen unter einer theocratiſchen Herrſchaft.

Ein großer Theil der Inſel gehört den Parſis. Faſt jedes europäiſche Haus hat ſich mit einem Parſi aſſociirt, der ſtets den ſtärkſten Theil der Fonds beiſteuert. Die Parſis ſind friedlich und beleidigen Niemand, ſie kennen die Geſchäfte vollkommen, beſitzen faſt Alle Feinheit und Einſicht, und ſuchen die Geſellſchaft der Europäer vorzugsweiſe auf. Sie zeichnen ſich auch durch ihre ſchöne Geſtalt aus; ihre Züge ſind regelmäßig, ihre Augen ſchwarz und lebhaft, ihr Bart dick, allein ſie ſcheeren ihn ſorgfältig ab und laſſen nur einen kleinen Schnurrbart ſtehen; ihre Farbe iſt bräunlich, und ihre Phyſiognomie ſehr ausdrucksvoll. Die Frauen ſind nur in der Jugend ſchön und verlieren bald alle Grazie in ihrem Zuſtande der Unreinlichkeit. Ausnahmen hievon ſind ſehr ſelten.

Die Religion dieſer Menſchen beſteht in der Anbetung der Elemente und beſonders des Feuers. Jeden anbrechenden Morgen ſieht man viele Parſis auf der Eſplanade verſammelt, um ſich vor dem Prototyp-Geſtirn des Feuers in den Staub zu werfen, wenn es aus dem Ozean emporſteigt. Die Weiber jedoch dürfen die Andachtsübungen ihrer Männer nicht theilen.

Die Parſis bleiben treu ihren alten Gebräuchen. Ihre Begräbniſſe ſind ſehr ſonderbar. An der Spitze von Malabar, unweit des Ufers, iſt ihr Hauptbegräbnißplatz, der aus einem runden Gebäude ohne Dach beſteht, von ungefähr fünfzig bis ſechzig Fuß im Durchmeſſer und dreißig Fuß Höhe. Das Innere dieſes Gebäudes zeigt eine compacte Maurerarbeit, die durch eine Bruſtwehr von anderthalb Ruthen Höhe eingefaßt wird, welche ſich ſanft bis zum Mittel-

punkte hinabsenkt, wo sich ein Brunnen befindet. Unmittelbar um diesen Brunnen sind Vertiefungen angebracht, wo man die Körper hineinlegt, um sie von den Geyern verzehren zu lassen. Sobald die Knochen vom Fleische entblößt sind, kehren die Verwandten zu dem Orte zurück und werfen sie in den Brunnen. Dieser wird zu gewissen Zeiten gereinigt, und die Knochen dann ins Meer geworfen.

Die Leichenwächter geben genau Acht, welches Auge die Raubvögel zuerst der Leiche aushacken. Ist es das linke, so ist der Todte verdammt worden, ist es das rechte, so ist ihm jenseits ein glückliches Loos beschieden. Die Parsis in Bombay haben fünf solcher Leichenbrunnen; allein die Reichen unter ihnen halten ihre eigenen für sich und ihre Familien.

Während meines Aufenthaltes in Bombay erzählte man mir die Geschichte eines Parsi-Priesters, die ich hier den Lesern mittheilen will; sie soll sich, wie man mir sagte, gegen den Anfang des letzten Jahrhunderts zugetragen haben.

Der Parsi-Priester.

Jumsajie, ein Gebern-*) oder Parsi-Priester, stand bei seinem Stamme wegen seiner ausschweifenden Sitten und seiner Nachläßigkeit in Erfüllung seines heiligen Dienstes in übelm Geruche. Als er endlich das geheiligte Feuer erlöschen ließ, dessen Bewachung ihm übergeben war, stießen ihn seine Religionsgenossen aus ihrer Gemeinschaft. Bis zum Grimme durch die entehrende Strafe aufgeregt verließ er Bombay, schiffte sich mit seiner einzigen Tochter nach Calcutta ein, und fuhr den Ganges hinauf in der Absicht sich in den Ruinen des alten Delhi zu verbergen.

Mitten in ihrem stufenweisen Verfalle ist diesen Ruinen bekanntlich noch viel von ihrem Glanze geblieben; sie erstrecken sich über eine Fläche von mehr als drei Quadrat-Meilen. Mehre Gräber der Fürsten der ehemaligen Dynastie sind trefflich erhalten. Eines derselben, welches die neue Stadt Schajehamabad beherrscht, ist noch in vollkommenem Zustande, und erst seit wenigen Jahren zeigen sich daran leichte Spuren vom Zahne der Zeit.

Es ist auf einer Anhöhe gebaut, um welche her sich prachtvolle Paläste, Tempel und Mausoleen erheben, die in ihrem glänzenden Verfalle an die Ver-

*) Gebern oder Gauern sind die in Persien und Indien befindlichen Anhänger des Zoroaster welche das Feuer anbeten. —

ſchwendung und Größe der alten Zeiten erinnern, da die Könige mit ihrem Hofſtaate auf dem Boden dieſer Gallerien und Säle wandelten, die jetzt ekelhaftem Gewürme und wilden Thieren zum Zufluchtsorte dienen. War dieſe ſtolze Stadt die größte von Hindoſtan, vor dem Einfalle der Muhammedaner, ſo bietet ſie jetzt nur noch den Anblick erhabener Verlaſſenheit. Der Boden der umliegenden Gegend iſt dürr und unfruchtbar, und während der trockenen Jahreszeit iſt der Fluß nur für die kleinen Fahrzeuge ſchiffbar.

Der geächtete Parſi begab ſich in dieſe Ruinen, begleitet von ſeinem einzigen Kinde, einem ſchönen Mädchen von ſechszehn Jahren, das dem Vater freudig gefolgt war, um durch ſeine Gegenwart die Anfälle von Verzweiflung zu bannen. Den Prieſter durchdrang das bittere Gefühl der ihm angethanen Beleidigung, und zu widerrechtlicher Vergeltung getrieben, beſchloß er ſich aller, die Geſellſchaft regierenden, Geſetze zu entledigen, und ſelbſt denen, die ihm nie Etwas zu Leide gethan, alles Ueble anzuthun, das er ſelbſt erlitten.

Seiner Tochter theilte er nicht alle ſeine Entwürfe mit, er erklärte ihr nur, ſo bald ſie an der Stätte angelangt waren, die er zum Zufluchtsort erwählt hatte, ſie müße ſich daran gewöhnen, dieſen als einzigen Aufenthalt zu betrachten. Willig fügte ſich das Mädchen in ſeine Abſicht, denn nichts lag ihr mehr am Herzen, als den unglücklichen Vater durch vollkommenen Gehorſam zufrieden zu ſtellen. Sie waren ganz allein an dieſen Ort gekommen; zwei Ochſen trugen ihre geringe Habe, die aus einigen Hausgeräthſchaften, ein paar Kleidern und zwei hundert Rupien (fünf hundert Franken) in Gold beſtand.

Den folgenden Tag verkaufte er ſeine Ochſen in einem benachbarten Dorfe um ein Paar Rupien, und kehrte ſodann zu dem Grabe zurück, wo er einige Zeit in vollkommener Sicherheit lebte. Später traf er drei, ebenfalls von ihrer Kaſte geächtete, Parſis, die freudig ihr Schickſal an das ſeinige knüpften. Wie alle, in Folge ihrer Vergehen aus der Geſellſchaft geſtoßenen Menſchen, beſaßen dieſe Leute eine unbegränzte Kühnheit. Gleich einem Juwel unter grobem Geſteine erhielt die liebenswürdige Tochter des Jumſajie ſtets ihre Reinheit, aber wie alle Frauen des Orients dem Willen ihrer Väter unterthan ſind, ſo ſchmiegte auch ſie ſich ohne Murren unter alle Beſchlüſſe ihres Erzeugers. Schweigend beſorgte ſie ihren Haushalt, und, wenn ſie innerlich auch nicht ſein ganzes Benehmen billigen konnte, ſo verſuchte ſie es doch nie, ihn von ſeinem Wege abzubringen, weil ſie die Pflicht Frauen-Gehorſams gegen den zu erfüllen glaubte, den ſie ſeit ihrer Kindheit zu achten gewöhnt war.

Bald nach der Ankunft der drei Geächteten erregten gewiſſe Anzeigen in der Tochter des Jumſajie Menji die Vermuthung, ihr Vater habe eine Lebensart zu führen begonnen, die ihm den von ihr bewohnten Zufluchtsort nicht mehr ſehr angenehm machen könne. Bald trat die Wahrheit in gräßlichem

Lichte vor die Augen der Tochter des Jumſajie. Sie wußte, daß ihr Vater ſich mit einer Bande von Räubern der Wüſte verbündet habe. Gewöhnlich entfernte er ſich mehre Tage und kehrte mit ſeinen Genoſſen ſtets beladen mit Beute heim, die man ſorgfältig in den verborgenſten Winkeln des Grabes verbarg. Die vier von ihren Religionsgenoſſen ausgeſtoßenen Parſis hatten längſt aufgehört, die Gebräuche zu beobachten, an welchen die Gebern ſonſt mit ängſtlicher Treue hängen. Sie ließen, ohne darauf zu achten, das Feuer erlöſchen; ſie ſahen die Sonne aufgehen, ohne ſich vor dieſem Geſtirne niederzuwerfen; ſie betrachteten den Mond und die Sterne, aber ohne daß dieſes Schauſpiel ihre Seele zu dem erhoben hätte, der ſo viele glänzende Welten in dem Raum ausgeſäet hat, und ſeine Allmacht auf den ganzen unermeßlichen Himmel erſtreckt; mit einem Worte ſie hatten ihren Glauben abgeſchworen, und Zerduſcht war für ſie kein Orakel, wenigſtens kein Gegenſtand der Verehrung mehr. In der Wahl ihrer Verbündeten nicht ſehr genau, ſchloßen ſie ſich am Ende an den Auswurf der indianiſchen Stämme an.

Jumſajie's Name wurde bald berühmt als der des Anführers einer zahlreichen, durch ihre Gräuelthaten furchtbaren, Räuberbande. Da er aber ſeine Räubereien immer nur in einiger Entfernung von ſeinem Zufluchtsorte ausführte, ſo glaubte er hier vor Ueberfall ſicher zu ſeyn. Nun entfernte er ſich mit ſeinen Kameraden oft auf mehre Wochen und ließ ſeine Tochter in Geſellſchaft der Frau des Einzigen von ihnen, welcher verheirathet war. Dieſe Geſellſchaft war aber durchaus nicht geeignet, den nagenden Kummer des Mädchens zu verſcheuchen, denn die Gefährtin ſah nichts Schmähliches in dem Treiben ihres Mannes und ſeiner Genoſſen, predigte der Armen den Raub und ſuchte ihn durch die Noth ihrer gemeinſchaftlichen Lage zu rechtfertigen. So mußte das unglückliche Kind, anſtatt einiger Ruhe während der Abweſenheit ihres Vaters theilhaftig zu werden, ſtillſchweigend die Lobpreiſungen des Laſters hinnehmen; ſie verabſcheute ihren Aufenthalt dergeſtalt, daß ſie das ſtrengſte Kloſterleben dem vorgezogen hätte, welches ſie am Orte der Verderbniß zu führen gezwungen war.

Eines Tags hätte ihr Vater bei einem Streifzuge bald das Leben verloren, die von ihm befehligten Räuber hatten auf dem Gebiete von Nepaul einen reichen Reiſenden geplündert, und, aus Furcht entdeckt zu werden, ſich zerſtreut, nachdem ſie ſich ſeines Geldes bemächtigt. Jumſajie, der am Orte des Verbrechens geblieben war, ſah plötzlich zwei wohlbewaffnete Reiter in Begleitung des Beraubten im Galopp auf ſich zuſprengen. Er ſah wohl ein, daß ſie auf ihn los gingen, und da er ihnen nicht mit Erfolg Widerſtand leiſten zu können hoffen durfte, ſo ſuchte er ſein Heil in der Flucht.

Er beſtieg ein kräftiges arabiſches Pferdchen, auf deſſen Schnelligkeit er ſich verlaſſen konnte, gab ſeinem muthigen Renner beide Sporen und ſah ſich in einem Augenblicke mit ſolcher Geſchwindigkeit fortgetragen, daß er den

Athem beinahe verlor, und die Gegenſtände wie ſchwankende Schatten vor ſeinen Blicken vorüberflogen. So erkletterte das Thier ſicher und behend einen ſteilen Abhang.

Ob er gleich die Reiter weit hinter ſich gelaſſen hatte, ſo ſtanden ſie doch nicht von der Verfolgung ab, und er begriff nun, daß ihn die Schnelligkeit ſeines Pferdes allein zu retten vermöge. Dieſes jagte in vollem Galop den Berg hinan, aber aus ſeinem keuchenden, mühſamen Athemholen konnte man erkennen, daß ſeinen Anſtrengungen um ſo mehr bald ein Ziel geſetzt ſein würde, als der Parſi ein ſchwerer Mann war, während die Reiter leichter ſchienen und ſtärkere Pferde ritten, ſie rückten auch in der That mit jeder Minute näher. Endlich ſtieß das arabiſche Roß gegen einen Baumſtamm und warf Jumſajie über ſeinen Kopf. Dieſer lag einen Augenblick betäubt vom heftigen Falle, aber raſch erhob er ſich wieder, ſchwang ſich mit wunderbarer Behendigkeit in den Sattel, und trieb in Verzweiflung ſein Pferd an den Rand eines Abgrundes.

Jetzt waren ihm die bewaffneten Reiter an der Ferſe, ihre Athemzüge drangen bereits an ſein Ohr, er wandte ſich um und ſah, wie ſie ſchon nach ihm ausgriffen, es war keine Zeit mehr zu verlieren. Es faßte ihn die Verzweiflung, die einen freiwilligen Tod dem von Feindes Hand vorziehen läßt, er ſtieß dem treuen Araber die Sporen ein und erreichte den Saum der tiefen Schlucht. Das gehorſame Thier hielt einen Augenblick über dem gähnenden Schlunde, die Naſenlöcher aufgeblaſen, die Augen geſperrt, die Ohren geſpitzt; dann ſetzte es mit einem kräftigen Sprunge hinüber, noch mehre Fuß über den entgegengeſetzten Rand. Einer von den Verfolgenden, der auf dem Punkte war, Jumſajie zu erreichen, ſah den Abgrund nicht, und hatte nicht mehr Zeit ſein Pferd anzuhalten; trotz der Anſtrengung des Roſſes umzuwenden; mußte es in einer Entfernung von zwei oder drei Sekunden dem Parſi nachſetzen.

Jumſajie's Araber hatte einen ſolchen Satz gethan, daß er über die Vorſprünge des Abgrundes kam und auf das Buſchwerk niederfiel, welches den Schlund begränzte. Dieſer Umſtand ſchwächte die Heftigkeit des Falls und rettete dem Parſi das Leben, der mit gebrochenem Beine davon kam; das Thier lag todt unter ſeiner Laſt. Der andere Reiter war nicht ſo glücklich; die Anſtrengung ſeines Pferdes, ehe es ſich in den Abgrund ſtürzte, hatte den Satz gehemmt; es ſtieß an ein vorſpringendes Felsſtück, riß daſſelbe aus ſeinem Lager, der Stein rollte mit Mann und Roß in den Abgrund und zerſchmetterte beide. Jumſajie, obwohl von wüthenden Schmerzen befallen, mußte ſich noch Glück wünſchen, als er ſeinen Feind in der Tiefe todt hingeſtreckt ſah. Unfähig ſich aufrecht zu halten, kroch er, ſo gut er konnte, vorwärts, um ſich aus dem Gebüſche zu arbeiten, in das er gefallen war; mit unſäglicher Mühe gelang es ihm bis zu einem freien Raume zu dringen, wo in ſeinem

Herzen durch den Anblick eines gebahnten Fußpfades die Hoffnung auf menſchliche Hülfe erwachte. Nach wenigen Stunden verwirklichte ſich die Hoffnung; ein einſamer Paria kam des Wegs, gewahrte den Verunglückten und bot ihm den Beiſtand, deſſen er ſo ſehr zu bedürfen ſchien. Dieſer Paria bewohnte eine elende Hütte am Saume des Gehölzes, welches nur von fleiſchfreſſenden Thieren und Schlangen belebt war. Dahin trug er den Verwundeten auf ſeinem Rücken und legte ihn auf die zerlumpte Matte, die ihm als Bett diente.

Der arme Paria war von ſeinem Stamme ausgeſtoßen, lebte ganz vereinzelt und nährte ſich von einem Tag auf den andern von der unſichern Beute des Waldes. Die Einſamkeit hatte aber in ſeinem Gemüthe die Quellen menſchlicher Triebe nicht vertrocknet. Mit unermüdlichem Eifer verſchwendete er alle Sorgfalt ſechs Wochen hindurch auf ſeinen Gaſt. Ein kräftiger Körperbau beſchleunigte die Heilung, und nach Ablauf der genannten Zeit ſah ſich der Parſi wieder hergeſtellt. Er nahm von ſeinem Wirthe Abſchied und ſchenkte ihm aus Dankbarkeit alles Geld, das er bei ſich hatte. Das war ein Glücksfall für den armen Paria, und der Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit kam nur dem tiefen Elende gleich, welches durch dieſe Wohlthat gelindert werden ſollte. Der Parſi entfernte ſich von der Hütte, und nach einer Abweſenheit von zwei Monaten langte er wieder bei ſeiner Tochter an, die ihren Vater bereits für todt gehalten und Trauer angelegt hatte.

Bald darauf unterbrach ein Vorfall die Eintönigkeit dieſes Lebens. Als ſie eines Tags den Waſſerkrug auf dem Kopfe vom Fluße zurückkehrte, ſah ſie ſich plötzlich von einem wüthenden Büffel verfolgt. Das Mädchen überzeugte ſich von der Unmöglichkeit zu entfliehen, wandte ſich um und erwartete den Feind feſten Fußes, mit kaltem Blute und einer Reſignation, welche die Größe der Gefahr nicht zu erſchüttern vermochte. Schon war der Büffel nur noch einige Schritte entfernt, als plötzlich ein junger Mann raſch an ihr vorüberſchritt, ſie mit ſeinem Körper deckte und ſich dem Thiere entgegenſtellte. Der Büffel neigte das Haupt, um zu ſtoßen, aber der junge Mann vermied den Stoß durch einen behenden Sprung. Das Thier, wüthend ſich geäfft zu ſehen, drehte ſich und wollte ihn eben faſſen und mit den Hörnern in die Höhe ſchleudern, als ſein flinker Gegner abermals ſprang, rittlings auf ſeinen Rücken und dann auf den Boden fiel, ſofort den Büffel am Schweife faßte, und dieſen dergeſtalt umdrehte, daß das Thier vor Wuth und Angſt aufbrüllte. Nachdem ſich der Büffel zwei oder drei mal um ſich ſelbſt gewendet und vergebens ſeinen Sieger zu ergreifen geſucht hatte, ſchoß er wie ein Pfeil über die Ebene hin und war bald den Blicken entſchwunden.

Das arme Mädchen, das ſeine eigene Gefahr mit Ruhe und Faſſung wahrgenommen hatte, konnte die des Fremden nicht ohne innige Bewegung anſehen.

Sobald die Gefahr aufgehört, brach ihre Kraft zusammen, sie fiel ohnmächtig zu Boden. Ihr Befreier nahm einige Tropfen, die in dem umgestürzten Kruge übrig geblieben waren, besprengte ihr damit das Gesicht und rief sie schleunig in das Leben zurück. Aber welche Bangigkeit bemächtigte sich ihrer, als sie sich in den Armen eines Mannes fand, der einer Nation angehörte, mit welcher sie nie die geringste Gemeinschaft gehabt hatte, alle Zeichen der peinlichsten Verlegenheit waren auf ihrem Gesichte zu lesen. Der junge Engländer, der den unüberwindlichen Widerwillen der Parsifrauen gegen alle Berührung mit Menschen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, kannte, hatte nicht so bald die Verlegenheit bemerkt, als er sich einige Schritte zurückzog, wobei er aber nicht abließ, ihr das zärtlichste, aufmerksamste Interesse zu bezeugen. So viele Zartheit mußte das Mädchen rühren, und als Jumsajie's Tochter den Mund öffnete, um dem zu danken, der ihr Leben so edelmüthig gerettet hatte, ließ das leichte Zittern ihrer Stimme errathen, daß ihr Ausdruck weit hinter ihren geheimen Empfindungen zurückbleibe. Das beobachtende Auge des jungen Mannes täuschte sich nicht, und in der Voraussetzung, daß sie sich nur durch die Vorurtheile ihrer Kaste abhalten ließ, ihn zu sich einzuladen, folgte er ihr in ehrfurchtsvoller Entfernung bis zu ihrer Gräberwohnung.

Der Vater war nicht wenig erstaunt, als er seine Tochter in Gesellschaft eines Engländers heimkehren sah; aber sie ließ ihn nicht lange im Zweifel und erzählte mit beredter Einfachheit von der Gefahr, die sie ausgestanden, und dem Muthe, mit dem sie der junge Fremde befreit hatte. Jumsajie hörte mit einer Mischung von Freude und Unruhe zu, und bereitete dem Retter seines Kindes einen herzlichen Empfang.

Er führte ihn in einen Theil des Grabgewölbes, zu dem seine Tochter keinen Zutritt hatte, und bewirthete ihn mit Wein und Sorbet. Hier theilte der junge Mann dem Parsi mit, daß er aus der englischen Armee entlassen worden sey, weil er seinen Obersten zum Zweikampfe gefordert habe; er sey sodann aus der Garnison weg gezogen, um bei den Mahratten Dienste zu nehmen, weil er nicht entehrt nach England zurückkehren wolle. Mit lebhafter Theilnahme hörte der Parsi die Erzählung des Fremden, der das Land von Cawnpuhr bis zu den Ebenen von Delhi ohne andere Kleidung als die, welche er auf dem Leibe trug, durchwandert und als ganzes Gepäck nur ein Säckchen mit 500 Rupien mit sich geführt hatte.

Die Aehnlichkeit seines Geschicks mit dem des Engländers erregte das Mitgefühl des Gebernpriesters. Er drang in seinen Gast, sich wenn auch nur für den Augenblick, in einer der umliegenden Ruinen niederzulassen, wo er wenigstens vor den Nachforschungen der englischen Behörden für den Fall sicher wäre, daß man von seinen Racheplanen Kunde bekäme. Diese Einladung widersprach den geheimen Entwürfen des jungen Mannes um so weniger, als ihm

eine innere Stimme zuflüsterte, er werde so des Parsi schöner Tochter nahe seyn. Wohl hatte er sie nur einen Augenblick gesehen, aber die Art ihres Zusammentreffens war mit Umständen verknüpft, die ihm in der Erinnerung einen eigenen Reiz verleihen mußten.

Im Umkreise des Grabgewölbes war ein Gemach, welches Jumsajie und seine Tochter nicht bewohnten, mit Hülfe von Feuer reinigte man es von seinen schädlichen Gästen, und der Engländer beschloß sich hier für den Augenblick niederzulassen. Eine seltsame Verbindung trat hier ein; es mochte wohl das erste mal seyn, daß ein Europäer mit einem Geber unter einem Dache lebte, aber Jumsajie hatte alle Vorurtheile seines Stammes abgelegt und freute sich über die Vermehrung seiner Gesellschaft. Seit dem Unfalle mit dem Sturze hat er keinen Ausflug mehr unternommen, und seine Genossen übten ihre Geschicklichkeit allein auf kurzen Zügen. Der Engländer vermuthete keines Wegs, daß er einen Zufluchtsort von Räubern bewohne, und diese hielten es für überflüssig, sich über diesen bedenklichen Punkt zu erklären.

Bald schien der neue Gast seinen Vorsatz, bei den Mahratten Dienste zu nehmen, gänzlich vergessen zu haben, Tage und Wochen gingen hin, und er blieb in seiner Wohnung. Der Parsi begann seine langen Wanderungen wieder, und während seiner Abwesenheit fand der junge Mann öfter Gelegenheit, die Tochter zu sehen und zu sprechen. Anfangs kostete es ihr einen innern Kampf, sollte sie mit ihm allein seyn, aber stufenweise verschwand das Widerstreben, und am Ende verlor sich die Verwirrung, deren Spuren sonst so deutlich auf das Gesicht der schönen Indianerin getreten waren.

Es war nun ihr höchster Genuß, von Zeit zu Zeit mit dem Manne plaudern zu können, der das Traurige ihrer einsamen Lebenstage mitzufühlen, und an den Zusammenkünften mit ihr besondere Freude zu haben schien. Durch die Gewißheit, sich geschätzt zu sehen, entsproßte ein neues Gefühl in dem Mädchen; sie fand einen Zauber darin, der ihrem gelähmten Geiste die natürliche jugendliche Lebhaftigkeit wieder verlieh. Sie ließ es sich jetzt angelegen seyn, die Dauer einer Lage zu verlängern, die ihrer unschuldigen Einbildungskraft eine neue Welt eröffnete. Je mehr ihre Seele durch die Einsamkeit und Eintönigkeit ihres vergangenen Lebens niedergebeugt war, desto mehr schlug sie bei der raschen Befreiung in Flammen auf, und ihre Zukunft kleidete sich in glänzenden Farben, war geschmückt mit unbegränzten Hoffnungen. Die häufigen Zusammenkünfte der reizenden Parsi mit dem jungen Engländer hatte eine so glühende Neigung zur Folge, daß die letzte Schranke gesellschaftlicher Vorurtheile brach.

Beide Wesen hielten sich innig umschlossen, und das Mädchen setzte in ihrer Unschuld ihr ganzes Vertrauen auf den Mann, der sich ihres unerfahre-

nen, ungekünſtelten Herzens zu bemeiſtern wußte. Der Engländer fühlte nicht minder tief, und wenn er auch im Gegenſtande ſeiner glühenden Leidenſchaft eine von den Irrthümern der Gebern Religion angeſteckte Seele entdeckte, ſo konnte er doch mitten in dieſer Finſterniß einen koſtbaren Brennpunkt des Lichts und ſittlicher Reinheit nicht verkennen. Oft fragte er ſich, wie herrlich ſich eine ſolche Seele durch das Chriſtenthum erleuchtet, geſtalten müßte, da ſie jetzt ſchon unter dem Drucke einer heidniſchen Religion ſo viele Schönheit entwickele.

Bald fand der Austauſch der Geſtändniſſe ſtatt, und das Mädchen glaubte dem Geliebten das Geheimniß des ſchändlichen Gewerbes mittheilen zu müſſen, welches der Parſi trieb. Dieſe Entdeckung rief in dem jungen Manne eine Unruhe hervor, welche dem forſchenden Blicke und der erregten Zärtlichkeit ſeiner ſchönen Gefährtin nicht entgehen konnte. Haſtig drückte ſie in einem Strome von Worten den tiefſten Abſcheu gegen eine Lebensweiſe aus, die ihr ſeit langer Zeit Qual und Pein verurſacht hatte.

Mit zartem Mitleid blickte ſie der Engländer an. In der Gluth ſeiner ſchwärmeriſchen Leidenſchaft glaubte er eine Eingebung von oben in ſich zu verſpüren, die ihn ſeine Geliebte der Berührung des Laſters entziehen, und unter ihres Gleichen in eine Sphäre bringen hieß, wo ſie in unbeſchränkter Freiheit die Laufbahn des Guten verfolgen konnte, zu der ſie von der Natur offenbar beſtimmt war. In dieſer Sendung fand der Engländer hinreichende Gründe, nicht zu den Mahratten zu gehen. Wenn er aber zuweilen einen Blick auf ſeine Zukunft warf, ſo konnte er freilich nicht ganz begreifen, wie ſeine Liebe für die Tochter des Parſi mit ſeiner Stellung in der Welt in Einklang zu bringen wäre. Seine, wenn auch nicht reich begüterte Familie nahm in England einen ehrenvollen Rang ein. Ueberdieß ließ ihm die Art, wie er den Militärdienſt verlaſſen, in dem ihm ſeine Eltern ein Glück zu ſichern geglaubt hatten, wenig Hoffnung, von ihnen fernere Unterſtützung zu beziehen. Kurz, je mehr er darüber nachdachte, um ſo mehr Hinderniſſe thürmten ſich auf, ſo daß er der Zukunft ſich ganz entſchlagen, und nur mit der Gegenwart beſchäftigen mußte, die ihn zum glücklichſten Menſchen machte.

Der Vater war beinahe immer abweſend und ahnte die gegenſeitige Neigung bis dahin noch nicht. Doch bald war es Niemand mehr zu verbergen, daß des Jumſajie reizende Tochter bald Mutter werden würde. Bei dieſer unerwarteten Entdeckung kannte der Zorn des Vaters keine Gränzen mehr; er trat die Tochter mit Füßen und vertrieb ihren Geliebten aus ſeiner Wohnung. Dann berathſchlagte er ſich ungeſäumt mit den drei andern Parſis über die Art der Strafe, welche die Schuldige treffen ſollte. Sie beſchloſſen einſtimmig, daß ſie den Tod verdiene; die Berührung mit dem Chriſten war ein unverzeihliches Verbrechen im Auge dieſer Ungläubigen.

Der Vater kämpfte noch mit ſich, ehe er einen ſo unnatürlichen Entſchluß faſſen konnte. Der Fanatismus trug den Sieg über die väterliche Zärtlichkeit davon, und nach kurzem Zögern beſtimmte ſich der Parſi für die Wahl des Scheiterhaufens. Der Urheber der Schmach ſollte dieſelbe Strafe ausſtehen.

Der junge Engländer verließ die Gegend nicht, nachdem man ihn aus dem Grabgewölbe gejagt hatte. Er konnte den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht dem Grimme eines Vaters überlaſſen, welcher, nach ſeiner Meinung, alles Recht über eine Tochter verloren hatte, deren Glück er nie im Auge gehabt. Das Herz brach dem Unglücklichen, als er das traurige Loos erfuhr, das Jumſajie ſeiner Tochter wegen eines Fehltrittes beſtimmt hatte, an welchem ſie die geringere Schuld trug. Ohne die Folgen zu bedenken, beſchloß er alle Mittel zu ihrer Rettung anzuwenden; die Gefahr ſeines eigenen Lebens rechnete er in ſeinem edelmüthigen Vorſatze für nichts. Er trat vor den wüthenden unerbittlichen Vater, umfaßte ſeine Knie und flehte in den rührendſten Ausdrücken um die Zurücknahme des Spruches gegen die unſchuldige Tochter. Er verſprach ſich ſogleich mit ihr zur Präſidentſchaft zu begeben, und ihr dort ein unwiderrufliches Recht auf ſeinen Schutz durch geſetzliche Ehe zu verſchaffen. Jumſajie hörte den Engländer mit teufliſchem Gelächter an, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, befahl er ſeinen Gefährten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und verkündigte ihm, daß der Verführer und ſein Opfer den Tod zur Strafe erleiden ſollten. Alle Bitten waren fruchtlos, der Unglückliche befand ſich, aller Kräfte zum Widerſtande beraubt, in der Gewalt ſeines Feindes. Man band ihm die Hände mit Stricken und warf ihn in die Kammer, die er ehemals bewohnt hatte, und der folgende Tag wurde zum Tode der beiden Schuldigen anberaumt.

Düſtere, ſchwere Wolken lagerten ſich am andern Morgen am Horizonte; vor Sonnenuntergang ſollte die Hinrichtung ſtattfinden. Nachmittags verkündeten einige Windſtöße ein herannahendes Gewitter. Der Donner rollte, und der Regen goß in Strömen. Dennoch fuhr man in der Vorbereitung fort. Am Morgen hatte man in das Innere des von Jumſajie bewohnten Grabegewölbes eine Maſſe Holz geſchleppt. Ein dickes 5 Fuß hohes Bambusrohr ſteckte man als Pfahl in den Boden. Daran ſollten die zwei Schlachtopfer gebunden werden.

Als die Zurüſtungen beendigt waren, unterrichtete man die Tochter des Jumſajie von ihrem Schickſale; ohne ein Wort zu ſprechen, ohne die geringſte Regung nahm die Unglückliche die Kunde auf. Sie fürchtete den Tod nicht und fand einen ſüßen Troſt in dem Gedanken, daß ſie mit einem Manne in die andere Welt gehe, in dem ſich alle ihre Gefühle vereinigt hatten. Ihr ſchwärmeriſcher Sinn bot ihr in einer ſo feierlichen Lage ein neues Element der Begeiſterung,

und ließ ſie den Tod als eine Macht ſegnen, die die Schranke für immer brechen würde, welche ſie vom Gegenſtande ihrer Anbetung trennte. Sie zweifelte nicht, daß der Engländer von denſelben Gefühlen durchdrungen ſey.

Der junge Mann erwartete mit kaltem Blute die Erfüllung ſeines Geſchicks, ohne gerade die ruhige Entſagung, die Gefährtin der Hoffnung, zu theilen. Die Leidenſchaft in ſeinem Gemüthe erhöhte die Schwungkraft ſeiner Seele und verhüllte vor ſeinem Auge die Schreckniſſe des Todes. Nur ein Gedanke erſchütterte zuweilen ſeinen Muth, der, daß er für die Ewigkeit von derjenigen getrennt werden ſollte, die er ſo ſehr geliebt; ein ſchwankendes religiöſes Gefühl hatte dieſe Unruhe veranlaßt.

Plötzlich hörte der Regen auf; aus weiter Ferne vernahm man noch den Donner; die Blitze aber folgten ſich immer noch unaufhörlich. Indeſſen häufte man mächtige Holzſcheite um den Pfahl und ließ oben an der Spitze Raum genug, daß die beiden Opfer aufrecht neben einander ſtehen konnten. Darüber goß man eine Menge Ghu (Büffelfett), um den Brand zu beſchleunigen.

Eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang ließ man ſie zuſammen gebunden den unſeligen Scheiterhaufen beſteigen; der Donner fing eben wieder an mächtiger zu rollen, und ſchreckliche Blitze ſchoſſen durch die Luft. Jumſajie ließ ſich von den drohenden Vorzeichen nicht einſchüchtern. Feierliche, nur von den Donnerſchlägen unterbrochene Stille herrſchte um den Scheiterhaufen. Das Mädchen erblaßte und zitterte, wenn es ſeinen Geliebten anſah, und an die fürchterlichen Schmerzen dachte, die ihm bevorſtanden. Ihre Bewegung befeſtigte den Muth des jungen Mannes wieder; ruhig ſprach er ihr Troſt ein. Zuweilen hatte er mit ihr von den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens geſprochen; ſie hatte dadurch den Begriff von einem Welterlöſer erhalten, ſo undeutlich der Begriff auch war, ſo gab er ihr doch den Glauben an eine beſſere Welt, und verſcheuchte die Furcht vor dem Lebensende.

Mit zärtlichem Tone bat die Tochter des Jumſajie ihren Vater um eine letzte Umarmung. Aber dieſer legte der väterlichen Liebe Schweigen auf, und antwortete auf die Bitte mit einer abgemeſſenen und feierlich ausgeſprochenen Verfluchung. Bei dieſem unerwarteten Schlage ließ die unglückliche Tochter das Haupt auf die Bruſt ſinken, und eine Thräne entfloß ihrem Auge, als ſie den Blick nach ihrem Leidensgefährten wandte. In dieſem Momente drückte man den beiden Opfern zwei brennende Fackeln in die Hände. Plötzlich aber, da ſie eben Feuer an den Holzſtoß legen wollten, traf ein blendender Blitzſtrahl den Scheiterhaufen, zerſtreute das aufgeſtürmte Holz und erſchlug zwei Parſi, Gefährten des Jumſajie. In Beſtürzung warf ſich der Vater auf die Knie, überzeugt, daß der Gott der Gebern in ſeinem Zorne dieſes Feuer vom Himmel geſchleudert und ſeine Genoſſen wegen ihrer Untreue am Dienſte des heiligen Elements beſtraft habe.

Die übernatürliche Entwickelung begründete die Befreiung der zwei Schuldigen; man nahm an, die Gottheit sey zu ihren Gunsten in das Mittel getreten. Das Mädchen wurde wieder mit Liebe vom Vater aufgenommen, der von nun an seinem Straßenräubergewerbe entsagte und sich mit den Liebenden nach Calcutta begab. Hier wurden sie nach den Gebräuchen des christlichen Glaubens, dessen Lehre die junge Frau annahm, getraut. Der Vater starb als ein reicher Mann, hinterließ seine Schätze dem glücklichen Paare, und nie hatte der Engländer zu bereuen, daß er die Tochter eines Parsi geheirathet.

Elephanta. Salsette.

Einer unserer ersten Ausflüge von Bombay aus, hatte die kleine Insel Elephanta zum Ziel, welche die Eingebornen Garapori nennen, und die im Innern des Hafens liegt. Sie ist ungefähr zwei Stunden von der Mahrattenküste entfernt und sieht wie ein langer Hügel aus, der in der Mitte von einem schmalen und tiefen Thal getrennt wird, welches von beiden Seiten abgerissene Erhöhungen einschließen.

Sie ist gewöhnlich unbewohnt und bietet nur von Zeit zu Zeit armen Verbannten eine Zuflucht, welche ihrer Kaste zu entfliehen gezwungen und keinen bessern Aufenthaltsort zu finden im Stande sind. So war nämlich der Zustand dieser Insel, als wir sie besuchten. Einen Büchsenschuß weit vom Gestade erblickte man einen colossalen Elephanten auf plumpe Weise aus einem schwärzlichen Felsen gehauen, und dieses Umstandes wegen gaben die Portugiesen der Insel ihren neuern Namen Elephanta. Als ich dieses Standbild sehen wollte, mußte ich mir durch das Dickicht Bahn machen, das es von allen Seiten umgibt.

Hierauf ließen wir uns im Palankin den steilen Hügel hinauftragen. Auf halbem Wege fanden wir die erste Grotte, die nur aus einem einzigen Saale besteht, von zwei Pfeilern gestützt. Sie bietet durchaus nichts Bemerkenswerthes dar. Nachdem wir zwei Drittel der Höhe erstiegen hatten, öffnete sich die Haupthöhle vor uns. Sie liegt am Ende eines engen, verwachsenen Hohlwegs. Der Eintritt zeigt auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches,

allein ſo bald man das Innere des Tempels ganz überſchaut hat, wird das Ganze dieſer Architektur wirklich Staunen erregend. Man ſieht einen weiten, im Fels gehauenen Saal, deſſen Decke von Reihen ſehr ſchöner Säulen getragen wird, deren Kapitäler ſich unter der Laſt des Berges zu biegen ſcheinen. Dieſe Säulen ſind überdieß mit Figuren und Gruppen bedeckt. Im Hintergrunde, dem Vorhofe, gegenüber, erblickt man, in einer Art von Niſche, ein coloſſales Bruſtbild mit drei Köpfen. Es iſt 12 Fuß hoch, und jedes Geſicht hat nicht weniger als 5 Fuß. Man glaubt, daß es Brahma, Wiſchnu und Siva vorſtelle; und obgleich neuere Gelehrte dieſe Annahme in Zweifel gezogen haben, ſo iſt es ihnen doch nicht gelungen, beſſere Aufſchlüſſe zu geben.

Der Flächenraum des Tempels enthält 130 Fuß in der Länge und 123 in der Breite, das Gewölbe wurde von 26 Säulen und 16 Pfeilern geſtützt, allein 8 Säulen ſind ganz zertrümmert und mehre andre ſtark beſchädigt. Die Höhe wechſelt zwiſchen 15 bis 16 Fuß. Die Wände ſind mit Rieſenfiguren en relief geziert, von denen einige ſowohl durch die Richtigkeit der Verhältniſſe, als durch die Zierlichkeit der Ausführung ſich auszeichnen. Die Gegenſtände dieſer Schilderungen ſind der brahminiſchen Mythologie entlehnt, den benachbarten Höhlen von Kenneri und Calli ganz entgegen geſetzt, welche offenbar buddhiſtiſche Tempel ſind.

Die indiſchen Gottheiten haben ſtets ein charakteriſtiſches Symbol, woran man ſie eben ſo leicht erkennen kann, als die alten europäiſchen Geſchlechter an ihren Wappen.

Der große Tempel zu Elephanta ſteht übrigens verlaſſen da, die Hindu halten keinen Dienſt mehr ihren Gottheiten darin ab. Dieß ſcheint mir ein Beweis ſeines hohen Alters zu ſeyn, denn dieſe andächtigen Völker würden gewiß keinen erſt in neueren Zeiten ihren Göttern geweihten Ort aufgeben. Nur dann kann es der Fall ſeyn, wenn die Gründung des Monuments ſich in die Nacht des höchſten Alterthums verliert.

Wir unterſuchten dieſe intereſſante Grotte einen ganzen Tag und kehrten erſt mit Sonnenuntergang nach Bombay zurück.

Eine zweite Spazierfahrt machten wir nach Salſette. Dieſe Inſel iſt fünf Stunden lang und vier breit und wird durch eine, unter Dunkans Regierung erbaute Chauſſee mit Bombay verbunden. In früherer Zeit war Salſette als ein heiliger Ort berühmt; die Inſel beſaß eine große Menge unterirdiſcher Tempel in Felſen gehauen, von denen zwei bis drei ſehr prächtig waren. Jetzt hat man im Mittelpunkte der Inſel einen Artillerie-Park angelegt. Von hier nimmt die monotone Landſchaft einen maleriſchen Charakter an. Die Ebene iſt mit dickem Wald und Geſträuch bewachſen, und hin und wieder erheben ſich daraus zerſtreute Hügel von Granit. Im Dickicht leben Tiger und andere Raubthiere; die ſchmalen Thäler zwiſchen den Hügeln machen den Aufenthalt auf dieſer Inſel ſehr ungeſund.

of the Jews, and their Rabbins, and Doctors, and Scribes, and Pharisees, and Sadducees, and Herodians, and Priests, and Levites, and Publicans, and Lawyers, and Elders, and Synagogues, and Sanhedrim, and Tribes, and Families, and Genealogies, and Circumcision, and Sacrifices, and Offerings, and Purifications, and Washings, and Sabbaths, and Feasts, and Fasts, and Jubilees, and Sabbatical years, and Tithes, and Firstfruits, and Vows, and Dedications, and Redemptions, and Abominations, and Uncleanness, and Leprosy, and Scapegoats, and Passovers, and Pentecosts, and Tabernacles, and Trumpets, and Atonements, and Lots, and Urim and Thummim, and Ephod, and Breastplate, and Mitre, and Girdle, and Robe, and Ark, and Mercy-seat, and Cherubim, and Shekinah, and Holy of Holies, and Temple, and Altar, and Golden Candlestick, and Table of Shewbread, and Veil, and Court, and Gate, and Pillars, and Sockets, and Pins, and Hangings, and Curtains, and Boards, and Bars, and Rings, and Staves, and Vessels, and Instruments, and Ashes, and Fat, and Blood, and Horns, and Basins, and Fleshhooks, and Snuffers, and Snuffdishes, and Trumpets, and Cymbals, and Harps, and Psalteries, and Singing men, and Singing women, and Levites, and Porters, and Gatekeepers, and Captains of the Temple, and Treasurers, and Overseers, and Scribes, and Officers, and Rulers, and Princes, and Governors, and Kings, and Judges, and Priests, and Prophets, and Seers, and Nazarites, and Rechabites, and Recabites, and Scribes, and Pharisees, and Sadducees, and Herodians, and Publicans, and Lawyers, and Elders, and Synagogues, and Sanhedrim, and Tribes, and Families, and Genealogies, and Circumcision, and Sacrifices, and Offerings, and Purifications, and Washings, and Sabbaths, and Feasts, and Fasts, and Jubilees, and Sabbatical years, and Tithes, and Firstfruits, and Vows, and Dedications, and Redemptions, and Abominations, and Uncleanness, and Leprosy, and Scapegoats, and Passovers, and Pentecosts, and Tabernacles, and Trumpets, and Atonements, and Lots, and Urim and Thummim, and Ephod, and Breastplate, and Mitre, and Girdle, and Robe, and Ark, and Mercy-seat, and Cherubim, and Shekinah, and Holy of Holies, and Temple, and Altar, and Golden Candlestick, and Table of Shewbread, and Veil, and Court, and Gate, and Pillars, and Sockets, and Pins, and Hangings, and Curtains, and Boards, and Bars, and Rings, and Staves, and Vessels, and Instruments, and Ashes, and Fat, and Blood, and Horns, and Basins, and Fleshhooks, and Snuffers, and Snuffdishes, and Trumpets, and Cymbals, and Harps, and Psalteries, and Singing men, and Singing women, and Levites, and Porters, and Gatekeepers, and Captains of the Temple, and Treasurers, and Overseers, and Scribes, and Officers, and Rulers, and Princes, and Governors, and Kings, and Judges, and Priests, and Prophets, and Seers, and Nazarites, and Rechabites, and Recabites, and

Die Sculpturen ſind darin nicht ſo häufig und nur ſelten von Werth; ſie verſinnlichen, nach der allgemein verbreiteten Annahme, die Myſterien des buddhaiſtiſchen Cultus. Vor der einen dieſer Grotten genießt man eine herrliche Ausſicht über die eben ſo großartige als maleriſche Landſchaft.

Es gibt wohl keine Gegend auf unſerem Erdball, ſelbſt Ober-Aegypten nicht ausgenommen, wo die wunderbare Macht der Intelligenz ſich zu höhern Reſultaten aufgeſchwungen hat, als in Indien. Ich muß geſtehen, daß ich dann erſt den ganzen Umfang der Hülfsquellen des Menſchen erfaßte, als ich mit eigenen Augen die großen Produkte ſeiner Induſtrie erblickte, wie ſie dem Reiſenden auf der Halbinſel des Ganges bei jedem Schritte aufſtoßen.

Zu meinen Füßen ſtürzte ſich längs des Gebirges ein tiefer Bach wie ein Silberband, das kunſtlos auf einem ſchönen Kleide von grünem Sammt liegt. Rechts von dieſer lieblichen Kaskade zeigte ſich ein Thal, das von einem ſo dichten Baumwuchſe bedeckt war, daß der Tiger, ungeſtört von jedem menſchlichen Beſuche, darin ſeine Wohnung aufſchlagen konnte. Auf der andern Seite des Baches erhob ſich ein abgeriſſener Kegel, an deſſen Seite ſich der Eingang zu einem kleinen unterirdiſchen Tempel zeigte. Unſere Geſellſchaft hatte ſich zerſtreut; die Einen waren auf den Gipfel des Hügels geklettert, um ſich an einem unbegränzten Horizonte zu ergötzen; Andere ſtanden an dem Eingange des mir gegenüber liegenden Tempels; noch Andere ſchliefen im Schatten, und die Uebrigen waren in das Dickicht gezogen, um Wildpret aufzuſuchen.

Nachdem ich mich eine Zeit lang meinen Betrachtungen überlaſſen hatte, ſtieg ich in das Thal hinab, an deſſen Ende ich mich in einem unwegſamen Walde befand, wo ich jedoch ſo glücklich war, ein Rebhuhn und eine Wachtel wie auch zwei Haſen zu ſchießen. Mit dieſer Beute zufrieden, ließ ich meine Jagdtaſche von dem Manne, der mich begleitete, zur Höhle tragen und wagte mich weiter in den Wald, indem ich dabei vorſichtig mich nach Merkmalen umſah, die meine Rückkehr ſicherten.

Ich hatte eine Doppelbüchſe bei mir, den einen Lauf mit Eiſenſchrot, den andern mit einer Kugel geladen. Ich hielt es damit ſo, für den Fall, daß ich ein größeres Thier aufs Korn nehmen wollte, für welches Schrot nicht hinlänglich wäre. Das Dickicht war ſo verwachſen, daß ich nur mit Mühe hindurch kommen konnte. Schon war ich im Begriffe umzukehren, als ich einen Tiger ungefähr zehn Schritte vor mir, friedlich dahingehen ſah. Es überraſchte mich einigermaßen, dieſes wilde und entſchloſſene Thier mir ſo nahe zu wiſſen, da ich nichts als meine Flinte bei mir hatte, allein der Tiger machte keine Miene, mich anzugreifen. Ich konnte jedoch einem unwiderſtehlichen Drange nicht widerſtehen und drückte los; die Kugel traf das Hinterbein des Tigers und ich ſah, daß ſie es zerſchmettert hatte. Das wüthende Thier ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus, ſtürzte ſich aus dem Gebüſch und

and the Mediterranean Sea. Their chief exports are wool, cotton, and silk. Their chief imports are corn, timber, and coal. Their chief manufactures are woollen and cotton goods, and silk. Their chief towns are Milan, Venice, Turin, Genoa, Verona, Brescia, Bergamo, Padua, Mantua, Cremona, Pavia, Lodi, Como, Novara, Vigevano, Alessandria, Casale, Asti, Tortona, Voghera, Vercelli, Mondovi, Saluzzo, Pinerolo, Susa, Ivrea, Aosta, Chivasso, Chieri, Carmagnola, Savigliano, Fossano, Cuneo, Ceva, Oneglia, Porto Maurizio, Albenga, Savona, Finale, Sestri, Chiavari, Rapallo, Spezia, Sarzana, Carrara, Massa, Pietra Santa, Viareggio, Lucca, Pisa, Leghorn, Pistoia, Prato, Florence, Empoli, Pontedera, Volterra, Siena, Arezzo, Cortona, Montepulciano, Grosseto, Orbetello, Piombino, Portoferraio, Rio, Porto Longone, Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro, Rimini, Cesena, Forli, Faenza, Imola, Ravenna, Comacchio, Ferrara, Bologna, Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Rome, Civita Vecchia, Viterbo, Orvieto, Terni, Rieti, Tivoli, Velletri, Frosinone, Anagni, Ferentino, Alatri, Palestrina, Subiaco, Aquila, Sulmona, Avezzano, Solmona, Teramo, Atri, Penne, Pescara, Chieti, Lanciano, Ortona, Vasto, Termoli, Campobasso, Isernia, Venafro, Sessa, Capua, Caserta, Aversa, Naples, Nola, Acerra, Castellamare, Sorrento, Amalfi, Salerno, Vallo, Sapri, Foggia, Manfredonia, Cerignola, Barletta, Andria, Trani, Bisceglie, Molfetta, Giovenazzo, Bari, Monopoli, Polignano, Conversano, Mola, Gioia, Altamura, Gravina, Matera, Potenza, Melfi, Venosa, Lagonegro, Tursi, Castrovillari, Cosenza, Paola, Amantea, Rossano, Corigliano, Cotrone, Catanzaro, Nicastro, Tropea, Monteleone, Palmi, Gerace, Reggio, Messina, Milazzo, Patti, Cefalu, Termini, Palermo, Monreale, Partinico, Alcamo, Castellamare, Trapani, Marsala, Mazzara, Sciacca, Girgenti, Licata, Terranova, Caltanissetta, Piazza, Castrogiovanni, Leonforte, Nicosia, Agosta, Catania, Lentini, Augusta, Syracuse, Noto, Modica, Ragusa, Vittoria, Scicli, Caltagirone, Acireale, Taormina, Cagliari, Iglesias, Oristano, Bosa, Alghero, Sassari, Ozieri, Tempio, Castelsardo, Ajaccio, Bastia, Calvi, Corte, Sartene, Bonifacio, Porto Vecchio, Cervione, Ile Rousse, Algajola, Vescovato, Aleria, Valle, Porto Torres, Longone, Portoferraio, Rio, Porto Longone, Piombino, Orbetello, Grosseto, Arezzo, Cortona, Montepulciano, Siena, Volterra, Pontedera, Empoli, Florence, Prato, Pistoia, Leghorn, Pisa, Lucca, Viareggio, Pietra Santa, Massa, Carrara, Sarzana, Spezia, Chiavari, Rapallo, Sestri, Savona, Finale, Albenga, Porto Maurizio, Oneglia, Ceva, Cuneo, Fossano, Savigliano, Carmagnola, Chieri, Chivasso, Aosta, Ivrea, Susa, Pinerolo, Saluzzo, Mondovi, Vercelli, Voghera, Tortona, Asti, Casale, Alessandria, Vigevano, Novara, Como, Lodi, Pavia, Cremona, Mantua, Verona, Brescia, Bergamo, Padua, Venice, Turin, Genoa, Milan.

Switzerland is a mountainous country in the centre of Europe. It is bounded on the north by Germany, on the east by Austria, on the south by Italy, and on the west by France. Its chief exports are cheese, cattle, and watches. Its chief imports are corn, coal, and timber. Its chief manufactures are cotton goods, silk, and watches. Its chief towns are Geneva, Lausanne, Vevey, Montreux, Aigle, Martigny, Sion, Sierre, Leuk, Brieg, Visp, Zermatt, Saas, Evolena, Nendaz, Bagnes, Orsieres, Chamonix, Sallanches, Bonneville, Cluses, Thonon, Evian, Meillerie, St. Gingolph, Villeneuve, Chillon, Montreux, Vevey, Lausanne, Geneva, Nyon, Rolle, Morges, Yverdon, Grandson, Neufchatel, Boudry, Colombier, Auvernier, Cortaillod, Chaux de Fonds, Locle, Biel, Soleure, Olten, Aarau, Zofingen, Lenzburg, Brugg, Baden, Zurich, Winterthur, Frauenfeld, Weinfelden, Bischofszell, Romanshorn, Rorschach, St. Gall, Herisau, Appenzell, Trogen, Altstetten, Rheineck, Altstadt, Balgach, Berneck, Au, Lustenau, Feldkirch, Bregenz

Da die Zeit der Stürme nahte, beſchloß ich die Inſel und was mit derſelben zunächſt zuſammenhing, alsbald zu durchforſchen. Allein ich hatte mich keiner beſondern Ausbeute zu erfreuen. Außer jenem Stadtviertel, welches an das Fort gränzt, und dieſem ſelbſt, findet der Reiſende nur wenige Gegenſtände, welche ſeine Aufmerkſamkeit erregten.

Die „ſchwarze Stadt“ iſt ſehr ausgedehnt und bevölkert; die Straßen ſind enge, die Häuſer niedrig, klein und ſchmutzig; ihr Anſehen erweckt den Gedanken, daß der größte Theil der Einwohner im tiefſten Elend lebt. Dieß iſt jedoch nicht der Fall; und ſelbſt Jene, deren Wohnungen von Allem entblößt erſcheinen, was die Bequemlichkeit erheiſcht, können zu den Reichen gezählt werden. Dieſe Monotonie, die der äußere Anblick der Stadt gewährt, wird hin und wieder durch einige europäiſche Gebäude unterbrochen, worunter man mehre portugieſiſche Kapellen und zwei Kirchen des armeniſchen Kultus bemerkt.

Das bedeutendſte Gebäude iſt das Gefängniß. Als ich es beſuchte, fand ich einen Mörder dort, welcher zum Tode verurtheilt war. Er ſah wild und finſter aus und war in eine enge Zelle geſperrt. Er aß ſeine Schüſſel Reis mit gutem Appetite, obgleich er am andern Morgen hingerichtet werden ſollte. Ich hütete mich wohl, ihn in ſeiner Mahlzeit zu ſtören, die er mit unglaublicher Schnelligkeit zu ſich nahm. Als er geendigt hatte, ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein und ſuchte ſeine Gedanken auf das traurige Loos hinzulenken, welches ihn im andern Leben erwartete; allein er war mürriſch, wie es ſchien, und wollte mir ſeine Empfindungen darüber nicht mittheilen. Endlich ſagte er mit einem verzerrten Lächeln: „Könnt Ihr mir ein Mittel ſagen, um meine Todesangſt zu mildern? Mein Kelch iſt voll, es bleibt mir nichts übrig, als ihn zu leeren.“

„— Ich bin freilich nicht im Stande, Euch das Schickſal, das Euch erwartet, angenehm zu machen, vielleicht aber gelänge es mir, einigen Troſt in Euer betrübtes Herz zu gießen.“

„— Unnütze Worte! Geſchwätz dienſtwilliger Narren! Welchen Troſt könnet Ihr denn einem Menſchen ſpenden, der ſich in ſo ſchlimmer Lage befindet, als ich? Meine Zeit iſt da; was hätte ich nun wohl Beſſeres zu thun als zu ſterben?“

„— Fühlt Ihr keine Reue über die gräßliche That, die Euch in dieſe Lage brachte?“

„— Welche Reue? Er verdiente den Tod, den er durch mich erhalten. Das Schickſal wollte, daß er ſo geſtorben iſt, und ich war nur das Werkzeug deſſelben. Ich bin nicht verdammenswerth. Was wäre noch mehr zu ſagen? Ich erfülle nunmehr die Bedingungen meiner ſterblichen Natur.“

Sein Glaube an Vorherbeſtimmung hatte ſo feſt in ſeinem Geiſt gewurzelt, daß ich ihn nicht davon abzubringen vermochte; mein Zuſprechen brachte

ihn zuletzt auf. Ich überließ ihn daher sich selbst, und ich hörte den andern Tag, daß er sein Schicksal völlig gleichgiltig ertragen habe und noch am Fuße des Galgens eine ungeheure Schüssel Reis verzehrt habe, um, wie er scherzend bemerkte, sich auf seine langen Reise gehörig vorzusehen.

Mit dieser thierischen Gleichgültigkeit ertragen die Hindu gewöhnlich die ihnen auferlegte Todesstrafe. Obgleich sie das Leben unmäßig lieben, und dem Tode, so lange sie können, aus dem Wege gehen, so trotzen sie ihm doch, wenn sie sehen, daß ihm nicht mehr auszuweichen ist, als Folge ihrer Lehre von der Prädestination.

Nachdem ich den Mörder verlassen hatte, führte mich der Gefangenwärter zu einem jungen Offizier, der wegen Schulden saß. Es war noch nicht Mittag, allein man merkte gleich, daß der Gefangene bereits reichliche Libationen gemacht hatte.

Es war ein junger Mensch nicht älter als 22 Jahre. Sein Gesicht war stark geröthet, die Wangen aufgedunsen, das Auge mit Blut unterlaufen, die Haare unordentlich, und Alles an ihm beurkundete die Folgen einer Morgenschlemmerei. Er nöthigte mich in sein Zimmer, wo sich zwei Stühle in schlechtem Zustande befanden, ein wankender Tisch und ein kleines Feldbette. Auf dem Boden lagen verschiedene Gegenstände seiner Toilette; auf dem Tisch sah man ein Paar zerbrochene Gläser, einige Cigarren, einen gemeinen Hukah ohne Mundstück, kurz Alles, was ich sah, bestätigte mich in meiner vorgefaßten Meinung.

Der junge Epicuräer schien nicht zu ahnen, daß auf der Welt Etwas existirte, was man Elend nennt. Er lachte unaufhörlich, er sprach mit Geläufigkeit, und dennoch bemerkte man unter diesen Aeußerungen der Lustigkeit einen trüben Skeptizismus, der seine Jugend geknickt zu haben schien. Er sagte mir, daß sein Wahlspruch heiße: „Das Leben sey kurz und gut!“ und daß er sich bereits fünfzehn mal geschossen habe, ohne den unbedeutendsten Streifschuß davon getragen zu haben, daß er also annehme, durch Pulver und Blei nicht zu sterben.

„Ein Zauber beschützt mein Leben,“ sprach er und stürzte dabei einen starken Schluck Arrack hinunter, den er nur wenig mit Wasser versetzt hatte.

Die Gesundheit dieses Menschen war bereits so sehr untergraben, daß er einen Monat, nachdem ich ihn besucht hatte, im Grabe lag.

Der merkwürdigste Punkt auf der Insel Bombay ist die Spitze von Malabar, ein erhöhtes Vorgebirge, das man von weitem sieht, und dessen Gipfel gespalten ist. Dieser Ort wird von den Pilgern für heilig gehalten, welche hierher kommen, um ihre Seele zu reinigen. Sobald sie durch diesen Spalt des Berges hindurch sind, glauben sie entsündigt zu seyn, und da die Oeffnung sehr enge ist, so ist es dem fetten Schlemmer wahrlich nicht leicht sich

durchzudrängen. Zur Zeit der Stürme iſt ohnehin dieſer Durchgang nicht ohne Gefahr.

Unweit von dieſem Orte befindet ſich ein ſchönes Dorf, welches faſt nur von Brahminen bewohnt wird, die ſich hier einem wollüſtigen Nichtsthun überlaſſen und dabei, durch die geſunde Luft, die hier herrſcht, begünſtigt, zu hohen Jahren kommen.

Noch gibt es auf der Inſel Bombay ein großes Dorf Namens Mazagong, das nur von Portugieſen bewohnt wird. Hier wachſen die herrlichſten Mango's. Man ſchätzt dieſe Früchte ſo ſehr, daß ſie weit und breit verſendet werden. Die Portugieſen haben es in der Cultur derſelben am weiteſten gebracht. Zur Zeit Schah-Jehans, wurden alle Mango's für die kaiſerliche Tafel in Delhi von hier geholt.

Mazagong enthält zwei katholiſche Kirchen, im einfachen aber ſchönen Geſchmacke erbaut; ferner eine bequeme Docke.

Mahim heißt eine Stadt auf der nördlichen Küſte, die von Eingebornen bewohnt wird. Die Portugieſen beſitzen hier ein katholiſches Prieſterſeminar. Die Stadt nebſt den umliegenden Dorfſchaften zählt beinahe ſechzig tauſend Seelen.

Da die Jahreszeit ſchon vorgerückt war, mietheten wir ein Haus am Ufer des Meeres, rollten unſere Zelte zuſammen und verbrachten hier in der Monotonie eines beſchaulichen Lebens die Zeit, während die Stürme dauerten.

Mexico.

Digitized by Google

Der Universalerbe

Der Universalerbe ist der Rechtsnachfolger des Erblassers in dessen gesamtes Vermögen. Er kann eine natürliche Person, eine juristische Person oder eine Personengesellschaft sein. Die Einsetzung eines Universalerben ist die häufigste Form der letztwilligen Verfügung. Sie ermöglicht es dem Erblasser, seinen Nachlass als Ganzes einer Person zuzuwenden, ohne jeden einzelnen Gegenstand gesondert aufführen zu müssen.

Mit dem Tod des Erblassers geht das Vermögen kraft Gesetzes auf den Universalerben über. Dieser Übergang vollzieht sich unmittelbar, ohne dass es einer weiteren Übertragungshandlung bedarf. Der Universalerbe tritt in alle Rechte und Pflichten des Erblassers ein, soweit diese nicht höchstpersönlicher Natur sind oder mit dem Tod erlöschen.

Der Universalerbe haftet für die Nachlassverbindlichkeiten grundsätzlich mit seinem eigenen Vermögen. Diese Haftung kann durch die Anordnung der Nachlassverwaltung oder durch die Erhebung der Dürftigkeitseinrede beschränkt werden. Er kann die Erbschaft innerhalb von sechs Wochen ausschlagen, nachdem er von dem Anfall und dem Grund der Berufung Kenntnis erlangt hat.

Mehrere Universalerben bilden eine Erbengemeinschaft. Sie verwalten den Nachlass gemeinschaftlich und können über Nachlassgegenstände nur gemeinschaftlich verfügen. Jeder Miterbe kann jederzeit die Auseinandersetzung der Erbengemeinschaft verlangen, sofern nicht eine Teilungsanordnung oder eine Vereinbarung etwas anderes bestimmt.

Unglück eines zu Grunde gerichteten Anbauers verkünden. Sie ſind beinahe auf dem Niveau des Waſſers mit immer grünen Bäumen bedeckt, die ſich gewaltig von den europäiſchen unterſcheiden, worunter ſich der Palmbaum, der Acajou und die Ceder auszeichnen. Nur zuweilen gewahrt man im Walde weite, von wenigen Bäumen begränzte Lichtungen, natürliche Wieſen, auf denen Tauſende von Ochſen und Pferden weiden.

Um die Barra des Fluſſes ſicher zu paſſiren, wandte der Kapitän ein Mittel an, welches ſeiner Sonderbarkeit wegen wohl der Erwähnung werth iſt. Er ſandte zuerſt das Boot aus, um den Lootſen vom Lande einzunehmen, da dieſer aber ſeit einigen Tagen todt war, brachte man uns ſeinen Gefährten und Freund, einen Mexicaner von 40—50 Jahren, der im Gefechte gegen die Spanier einen Arm verloren hatte. Dieſer Mann hatte ein ſehr ſchönes, obwohl dunkelbraunes Geſicht. Er war groß, wohl gewachſen, aber mehr als ſeine Geſtalt zog ſein Anzug die Aufmerkſamkeit der Paſſagiere auf ſich. Ein Taſchentuch war um den Kopf gewickelt, den überdieß ein Hut von Palmblättern mit ſeinen breiten Flügeln beſchattete; ein weißes Unterbeinkleid und ein weißes Hemde darüber; das war das Ganze. Keine Schuhe, keine Weſte, kein Wamms. Der Putz ſah ſo ſeltſam aus, daß Einige von uns in lautes Lachen ausbrachen. So kleiden ſich übrigens die meiſten Eingebornen von Mexico. Der Lootſe oder vielmehr der Mexicaner, der ſeine Stelle vertrat, hieß Salomo.

Unſer Kapitän ließ ſofort die Schaluppe mit einer Anzahl leerer Tonnen und Bleiſtücke beladen. Von Diſtanz zu Diſtanz bis jenſeits der Barra auf der ganzen Länge des Stromes ließ er alle Tonnen ausſetzen, an denen man je ein Bleiſtück befeſtigt hatte; und als der Weg, den das Schiff zu machen hatte, auf dieſe Weiſe nach den Rathſchlägen des einarmigen Salomo gleichſam ausgeſteckt war, gewann es den Eingang in den Fluß ohne Hinderniſſe und ging oberhalb des Sandhügels, auf dem das Fort erbaut iſt, vor Anker. Mehre Fahrzeuge, welche andere Pflanzer nach den Ufern des Guazacoalco bringen ſollten, waren nicht ſo glücklich geweſen als das unſere! Wir ſahen zwei Kiele auf den Sand der beiden Ufer geworfen. Damals kannten wir die Uebel noch nicht, welche den ſchiffbrüchigen Pflanzern bevorſtanden, unter denen auch wir leiden ſollten. Wir gefielen uns im Gegentheil darin, uns Täuſchungen hinzugeben, die bald in Rauch aufgehen ſollten; oder wir dachten vielmehr bloß daran, die Gegenwart zu genießen. Es iſt aber auch in der That ein wohlthuendes Gefühl, dieſes Land zu betrachten, welches kaum von der Civiliſation berührt worden iſt. Die Sandhügelchen mit ihren Kronen von unbekannten Bäumen, die unzähligen Waſſervögel mit den bunten Farben, welche die beiden Ufer bedecken und die Sonne verdunkeln; das blaue Waſſer des Fluſſes, zuweilen aufwallend von den Tauſenden von Fiſchen, die ſich in ſeinen Wellen bergen; die Bambushütten, aus denen das indiſche Dörfchen beſtand, in deſſen Nähe wir die Anker ausgeworfen hatten; die indiſchen, am Ufer angebundenen Piroguen; die zahlreichen Papageien, die auf den Gipfeln der Bäume ſich wiegend, ihr gellendes Geſchrei durch den Wald ertönen laſſen, die Amſeln, die, weit entfernt wie in Europa die Einſamkeit zu ſuchen, auf den Dächern der Hütten ſingen; Alles dieß vereint gibt dieſem Lande eine bezaubernde Anziehungskraft. Aber hier kommt der Commandant des Forts, ein kleiner Mann und ſo braun, daß man ihn für einen Mulatten halten ſollte; iſt er keiner, ſo iſt er wenigſtens ein Meſtize. Er hat eine eingedrückte Naſe, dicke Lippen und krauſe Haare. Sein Ueberrock von blauem Tuche und ſeine dicken ſilbernen Epauletts ſtehen in ſtarkem Widerſpruche mit den Lumpen ſeiner Soldaten, die gerade wie der einarmige Salomo gekleidet ſind. Er kommt mit dem Douanier an Bord.

Alle Welt begrüßt den mexicaniſchen Commandanten, der ſeiner Seits ebenfalls alle Welt begrüßt. Er erklärt dem Kapitän, um den Fluß bis Minatitlan hinaufzufahren, wo wir auszuſchiffen im Sinne hatten, müſſe die Genehmigung von Acayucan, der Hauptſtadt der Provinz und dem Aufenthaltsorte des Obercommandanten, eingeholt werden; er wolle zu dieſem Ende einen Expreſſen abſenden, der ſpäteſtens am zweiten Tage zurück ſeyn werde; er nehme es indeſſen auf ſich, uns die Erlaubniß zur Jagd auf den Ufern bis zur Rückkehr des Boten zu ertheilen.

Ordinary Meeting, 1st March, 1911.

Mr. Wm. Hamilton, Vice-President, in the Chair.

The Minutes of the Ordinary Meeting held on 1st February, 1911, were read and confirmed.

Mr. Wm. Hamilton, Vice-President, read a paper on "Some Notes on Australian Fungi."

Blicken einen Anhaltspunkt geben würde! Ueberall unermeßliche Ebenen, bedeckt mit noch viel unermeßlicheren Waldungen; und wären diese Ebenen vereinigt, stellten sie nicht eine endlose Reihe dem Raume nach so unbedeutender Vertiefungen und Erhöhungen dar, daß das Auge sie kaum zu unterscheiden vermag (was auf die Vermuthung führt, es seyen nur nach und nach vom Meere verursachte Anschwemmungen), so würden Erde und Meer, dieses mit seinen bläulichen Wellen, jene mit ihren grünen Wäldern nur einen Gedanken erwecken, den der Unermeßlichkeit; in der Farbe läge der einzige Unterschied.

Besuchen wir jetzt die unterhalb des Fort erbaute Hütte des Commandanten. Ein Bambuszaun umschließt sie wie die andern. Vor der Hütte ist ein Schoppen, und unter dem Schoppen hängt eine Hängematte in Maguey-Schnüren, in der sich der Commandant einen großen Theil des Tages wiegt. Sehen Sie die Wache von mexicanischen Soldaten beziehen. Vergleichen Sie ihre Gesichtsbildung, ihre Kleidung, ihre Art, die Waffen zu tragen, mit der Equipirung und der Stattlichkeit des europäischen Soldaten. Vergleichen Sie diese aufkeimende Civilisation mit ihrer Mutter, der Civilisation in Europa, und sagen Sie mir, wie viele Jahrhunderte ablaufen müssen, bis die Tochter so groß ist, als die Mutter? Sie wissen es nicht? Ich auch nicht. Geduld, das wird ohne Zweifel kommen. Die Civilisation reift schnell in unseren Zeiten, das zeigen die americanischen Staaten.

Die Indianer des Guazacoalco.

Ich liebe den Krieg nicht, selbst nicht einmal den, welchen man gegen harmlose Thiere führt. Das Puffen einer Flinte, das Andere so harmonisch finden, mißfällt mir im höchsten Grade. Jeder hat seinen Geschmack, aber wie soll man der Versuchung widerstehen, eine Jagd in diesen ungeheuren, noch jungfräulichen Wäldern mitzumachen, deren Alter hinaufsteigt zu dem der jüngst bekannt gewordenen Erde, welcher sie entsprossen sind! Wie sollte ich nicht jagen, da ich alle meine Reisegefährten, von denen mehre nie in ihrem Leben ein Gewehr berührt hatten, zu Jägern werden, in das Gehölz laufen, und bald darauf, die Waidtasche mit trefflichen Kaninchen, noch trefflicheren Fasanen und einer Unzahl in Europa unbekannter Vögel gefüllt, zurückkommen sah? In ihrem blinden Eifer tödten sie Alles, was sie finden. Sie richten ein fürchterliches Blutbad unter den herrlichen Papageien mit gelbem Kopfe und glänzend grünem Gefieder an, die man nur in Mexico trifft. Und ich schwöre, das bringt Alles keinen Vortheil; denn wir können sie nicht essen, so hart und zähe sind sie. Nicht einmal den heiligen Vogel der Indianer, den Chat-pilote, oder schwarzen Geier schonen sie, der sich nie von den Dörfern entfernt, auf freundschaftlichem Fuße mit den Hausthieren lebt, sich von dem Unrathe nährt, dessen Geruch der Gesundheit des Menschen schädlich werden könnte, und so gleichsam unter diesen ungesunden climatischen Verhältnissen ein Verwahrer der allgemeinen Wohlfahrt wird. Die Schändlichen schonen sein Leben nicht! Aber bald bereuen sie das; nicht etwa, weil sie einen nützlichen Vogel umgebracht haben, sondern weil er einen pestilenzialischen Geruch ausdünstet, der sie zwingt, das Thier wegzuwerfen.

Seit wir in den Fluß eingelaufen waren, brachten wir den Tag auf dem Lande und die Nacht an Bord zu. Bocard, der Mechaniker der Gesellschaft, Dessini und ich kamen miteinander überein, am andern Morgen bei Sonnenaufgang das Schiff zu verlassen und uns vor den Uebrigen an das Land zu begeben.

Schon um sechs Uhr Morgens waren wir am linken Ufer an das Land gestiegen. Wir ließen die Hütten des Dörfchens hinter uns und befanden uns bald in einem verworrenen Labyrinthe. Nach allen Richtungen kreuzen sich im Walde unzählige schmale Fußpfade, wo kaum ein Pferd durchkommen kann; die einen führen zum Meere, die andern zu benachbarten Dörfern, diese zu den Milpas- oder Maispflanzungen, jene zu den Canals- oder Zuckerrohrpflanzungen. Um uns zu orientiren, merken wir uns Sonnenaufgang; dann folgen wir dem breitesten Pfade, der indessen nicht minder krumm ist, als die andern. Er läuft auf dem Sande fort und gleicht einer weißlichen Schlange, die sich unaufhörlich verlängert und zurückwendet. Hohes Gras, verbrannt seit sechs Monaten, da es der Regen nicht mehr befeuchtet, bedeckt die Ränder, biegt seine vom Nachtthau versilberten Spitzen und glänzt in den Strahlen der Sonne.

Anfangs gehen wir alle drei mit einander, ohne uns zu trennen. Bocard allein ist mit einer guten Piston-Flinte bewaffnet. Ich habe eine alte Steinflinte, die einzige, die wir uns verschaffen konnten, da alle guten Gewehre in den Händen anderer Passagiere waren. Dessini hatte sich mit einem Jagdmesser bewaffnet, um uns beizustehen, wenn wir von Tiger und Schlangen angefallen werden sollten. Zu unserem Glücke sind die Tiger und Schlangen von Mexico nicht so gefährlich, als man sich einbildet.

Die tausend Flintenschüsse, die man in den vorhergehenden Tagen abgefeuert, hatten das Wild in die Flucht gejagt, und das wenige, was in der Nähe des Dorfes übrig blieb, war so gut auf seiner Hut, daß man ihm nur mit großer Schwierigkeit beikommen konnte. Nur die Papageien flohen nicht, da sie uns gewahrten. Wir hatten verabredet, uns von Zeit zu Zeit anzurufen, um uns vereinigen zu können, wenn es Noth thun sollte. Bocard vergaß die Verabredung in der Hitze der Jagd, wir hatten gut rufen, er antwortete nicht mehr. Dessini allein blieb an meiner Seite. Der Pfad, den wir verfolgten, stieg mit Stauden bewachsene Sandhügel hinan und hinab. Diese Hügel sind durch schmale Thäler von einander getrennt, in deren Mitte sich schöne Gebüsche erheben. Je mehr man sich von der See entfernt, desto mehr breiten sich diese Thäler aus, desto zahlreicher werden die großen Bäume. Zuweilen verließen wir den Fußweg und drangen in das Dickicht ein. Wir vernahmen ein Geknister auf den trockenen Blättern, welche den Boden bedeckten. Anfangs erschracken wir, weil wir glaubten, es seyen Schlangen, aber bald waren wir wieder beruhigt, als wir Erdkrabben sahen, die bei unserem Anblicke in ihre in den Sand gehöhlten Löcher zurückflohen.

Wir bemerkten auch mehre auf dem Grase ausgebreitete Schlangenhäute von verschiedener Größe. Es war zehn Uhr, und ich hatte noch nicht einmal geschossen. Die Hitze wurde unerträglich, ich schlug Dessini vor, uns im Schatten schlafen zu legen. Wir wollten eben einen Baum mit ausgebreiteten Aesten suchen, um bequem darunter ruhen zu können, als wir plötzlich hinter uns gehen hörten. Es sind zwei mexikanische Frauen, zwei Creolinnen, die uns auf dem Wege folgen; die eine hat die Pfeife im Munde, die andere raucht eine Cigarre; sie laufen mit nackten Füßen auf dem brennenden Sande und tragen auf dem Kopfe ein Gefäß aus rother Erde von sphärischer Form, Cantaro genannt. Ihr Wuchs ist aufgeschossen. Trotz ihres schwarzbraunen Teints sehen sie nicht übel aus mit ihren großen dunkeln Augen, ihren schwarzen Haaren, ihrem Batist-Mieder, das ihnen den Busen beinahe ganz unbedeckt läßt, und mit den spitzenbesetzten Aermeln am Leibchen, die so kurz sind, daß der ganze Arm von den Schultern an entblößt bleibt, und mit ihren langen groß-carrirten Cattunröcken, die etwas über den Hüften befestigt bis auf ihre Füße herabfallen. Während sie vorüberkamen, gehen sie langsamer und grüßen uns: „Bueno dias, senor.“ Dann laufen sie so leicht vorwärts, als glitten sie nur über den Sand hin. Jetzt stehen sie still und

wenden sich, um zu sehen, ob wir ihnen nachschauen. Diese Coquetterie! Großer Gott, wo soll man am Ende Frauen finden, die davon frei sind?

Die Bäume entziehen sie bald unsern Blicken. Zu unserer Linken sehen wir einen Fußsteig, der vom Wege abführend in den dichten Wald eindringt. Hohe Bäume verschränken ihre Zweige und wölben sich in grünen Bogen, durch welche die Strahlen der Sonne nicht durchzubrechen vermögen. Lianen ersticken und verflechten bald die Aeste und bedecken die Stämme wie mit einem Netze; bald schlingen sie sich nur nachlässig um die Bäume und bilden tausend Festons über unsern Häuptern. Die Gummibäume, die Ceder, der Breiapfelbaum, der Lorbeer und der Mahagony stehen dicht geschaart, und alle beherrschend bildet der Palmbaum die Kuppel zu diesem Tempel der Natur. Man athmet eine frische, von süßen, den Tropenpflanzen entsteigenden Düften geschwängerte Luft ein. Dieser einsame geheimnißvolle Weg ist nur drei oder vier Fuß breit; er bildet tausend Conturen, tausend Krümmungen. Jeden Augenblick glauben wir, er endige, und stets beginnen seine Krümmungen aufs Neue.

Sapajous*) wiegen sich nun auf den Baumzweigen; eine Menge Vögel von jeder Größe, vom glänzendsten Farbenspiele, singen, fliegen da und dort hin und beleben diese herrliche Einsamkeit. Der Papagei mit gelbem Kopfe läßt sich mit seiner schreienden Stimme vernehmen. Der unbewegliche, stillschweigende Pfefferfraß scheint seinen Kopf in dem dicken Schnabel zu verbergen. Die Turteltaube girrt nicht wie in Europa, sondern sie seufzt sanft, wie ein liebendes Weib; der Mückenvogel stößt ein kurzes Geschrei aus, kommt und geht und schwingt sich unaufhörlich, aber das Auge vermag seinen reißend schnellen Bewegungen nicht zu folgen. Gott verhüte, daß wir so grausam wären, Unruhe und Verheerung unter diesen allerliebsten Gästen zu verbreiten. Ich bin kein Jäger, ich will nur einen Augenblick ihren Frieden, ihr Glück theilen. Zum Beweise meiner friedlichen Gesinnung nehme ich die Ladung aus meinem Gewehre, werfe es auf die Schulter, und in der Stille wandern wir weiter. Sie sehen wohl, daß wir nicht gekommen sind, um ihnen den Krieg zu erklären, und so fahren sie fort zu singen und sich zu belustigen.

Endlich hören die Krümmungen auf; der Fußpfad zieht in gerader Linie fort und schließt bei einer kleinen Esplanade, welche von schönen Breiapfelbäumen umgeben ist, die mit ihren breiten Blättern eine in der Mitte ausgegrabene, kreisförmige Fontaine beschatten; wir schreiten immer vorwärts, aber plötzlich zeigt sich uns eine beinahe nackte, aufrecht an einen Baum gelehnte Indianerin. Ueberrascht von diesem Anblicke bleibe ich stehen und betrachte das Mädchen. Sie scheint nicht über sechzehn Jahre zu zählen. Ihre ganze Kleidung besteht aus einer, unter der Brust geknüpften Schürze, die bis über ihr halbes Bein herabfällt. Der ganze übrige Körper ist nackt. Sie hat sehr schöne Augen, und in ihrer Gesichtsbildung, obgleich die Züge nicht geregelt sind, liegt ein äußerst angenehmer Ausdruck. Ein Collier aus Glas hängt über ihren Busen herab, der als Modell dienen könnte; die schwarzen Haare in zwei Flechten abgetheilt vereinigen sich in Form einer Krone über der Stirne. Sie ist schön, diese Tochter des Waldes, diese Eingeborene von Mexico, nur mit dem Zierrath der Natur geschmückt, die von künstlichem Schmucke nicht ersetzt werden könnte! Tausend Gedanken bewegen und beunruhigen meine Seele; ich nähere mich, und die Indianerin, weit entfernt, sich ihrer Nacktheit zu schämen, schaut mich im Gegentheile mit festem Blicke an. Mein Herz schlägt, das Blut wallt in meinen Adern. . .

Ich will mit ihr sprechen... Aber wie das anfangen? Ich kenne die spanische Sprache nicht. Dessini, Sie, der sie ein wenig sprechen, Sie stehen mir bei, wenn ich in Verlegenheit komme, nicht wahr?

„Ja wohl, mein Herr, seyen Sie ruhig.“

Nun laßt sehen, ob ich mich der paar Worte erinnere, die ich auf der Ueberfahrt gelernt habe. Ich muß sie zuerst grüßen und ihr meine Flasche bieten.

*) Eine Art sehr kleiner Affen.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Natur des Kautschuks selbst begründet sind. Dieser Körper besteht aus einer Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar in dem Verhältnisse, daß auf 5 Atome Kohlenstoff 8 Atome Wasserstoff kommen. Diese Verbindung ist aber eine sehr lockere, und es ist daher leicht begreiflich, daß sie durch Einwirkung der Luft, des Lichtes und der Wärme zerstört wird. Ich habe mich überzeugt, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, nach einiger Zeit seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, erhitzt. Ich habe ferner gefunden, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, durch Einwirkung des Lichtes seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, dem Lichte aussetzt. Ich habe endlich gefunden, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, durch Einwirkung der Wärme seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, erhitzt.

Ich habe mich ferner bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Natur des Kautschuks selbst begründet sind. Dieser Körper besteht aus einer Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar in dem Verhältnisse, daß auf 5 Atome Kohlenstoff 8 Atome Wasserstoff kommen. Diese Verbindung ist aber eine sehr lockere, und es ist daher leicht begreiflich, daß sie durch Einwirkung der Luft, des Lichtes und der Wärme zerstört wird. Ich habe mich überzeugt, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, nach einiger Zeit seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, erhitzt. Ich habe ferner gefunden, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, durch Einwirkung des Lichtes seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, dem Lichte aussetzt. Ich habe endlich gefunden, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, durch Einwirkung der Wärme seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, erhitzt.

Der phantastische Pflanzer.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Natur des Kautschuks selbst begründet sind. Dieser Körper besteht aus einer Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar in dem Verhältnisse, daß auf 5 Atome Kohlenstoff 8 Atome Wasserstoff kommen. Diese Verbindung ist aber eine sehr lockere, und es ist daher leicht begreiflich, daß sie durch Einwirkung der Luft, des Lichtes und der Wärme zerstört wird. Ich habe mich überzeugt, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, nach einiger Zeit seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, erhitzt. Ich habe ferner gefunden, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, durch Einwirkung des Lichtes seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, dem Lichte aussetzt. Ich habe endlich gefunden, daß Kautschuk, der in einem Gefäße mit Luft eingeschlossen ist, durch Einwirkung der Wärme seine Elasticität verliert, daß er aber diese Eigenschaft wieder erlangt, wenn man ihn in einem Gefäße, aus welchem die Luft ausgepumpt worden ist, erhitzt.

Ibn Ezra's commentary on the Pentateuch is a model of clear and concise exposition. He frequently quotes Saadia, Hai Gaon, and Menahem ben Saruk, but he also criticizes them when he thinks they are wrong. He was a master of grammar and philology, and his knowledge of Hebrew was extensive. He wrote commentaries on the Pentateuch, the Prophets, the Hagiographa, and the Five Megillot. He also wrote a commentary on the Book of Daniel, which is one of the most important works on that book.

Ibn Ezra's commentary on the Pentateuch is a model of clear and concise exposition. He frequently quotes Saadia, Hai Gaon, and Menahem ben Saruk, but he also criticizes them when he thinks they are wrong. He was a master of grammar and philology, and his knowledge of Hebrew was extensive. He wrote commentaries on the Pentateuch, the Prophets, the Hagiographa, and the Five Megillot. He also wrote a commentary on the Book of Daniel, which is one of the most important works on that book.

Ibn Ezra's commentary on the Pentateuch is a model of clear and concise exposition. He frequently quotes Saadia, Hai Gaon, and Menahem ben Saruk, but he also criticizes them when he thinks they are wrong. He was a master of grammar and philology, and his knowledge of Hebrew was extensive. He wrote commentaries on the Pentateuch, the Prophets, the Hagiographa, and the Five Megillot. He also wrote a commentary on the Book of Daniel, which is one of the most important works on that book.

Finger auf seine Frau, welche die Augen geschlossen hätte und todt schien), und preßt Ihnen die Qual einer abscheulichen Wunde, wie mir, Schmerzenslaute aus, wird Ihnen dann die Erhaltung ihrer Person nicht mehr am Herzen liegen, als das materielle Interesse einer Gesellschaft? Glauben Sie mir, das Unglück macht egoistisch, und die Empfindung eines herben Schmerzes erstickt jede andere Regung."

„Es wäre sonderbar," murmelte ich leise, „wenn dieser Mann zum Propheten würde."

„Ich möchte Ihnen gern nützliche Rathschläge geben," fuhr Herr Sombret fort; „aber ich bin zu kurze Zeit im Lande. Es sind noch keine drei Monate, daß mich die Brigg der Petit-Eugène hier ausgeschifft hat. Wir waren von Havre fünfzehn Tage nach dem Dreimaster La Diane abgesegelt und mit diesem Schiffe zugleich in den Guazocoalco eingelaufen. Ich sage Ihnen nur, trauen Sie den Franzosen nicht, welche Minatitlan und die Umgegend bewohnen; es sind elende Ueberreste früherer Expeditionen, welche der neuangekommenen Pflanzer Leichtgläubigkeit ausbeuten."

Als Herr Sombret seine Rede geschlossen, kniff er die Lippen zusammen, als hätte er selbst diese Erfahrung gemacht.

Wir waren im höchsten Maaße erstaunt, da wir diesen Mann so sprechen hörten, und standen vor ihm, ohne uns eines seiner Worte entgehen zu lassen.

Indessen setzte er sich, und nachdem er seinen grauen Schnurrbart aufgerichtet und gestreichelt hatte, beugte er sich über sein Bett, um zahllose Ameisen wegzufegen, die sein Lager überschwemmt hatten.

„Diese verdammten Insecten," fing er wieder an, „stechen uns wie die Wespen. Sie begnügen sich nicht, meine Vorräthe aufzufressen, sie wollen auch an mich. Haben Sie nicht schon den Tod unseres kleinen Kindes veranlaßt? Erlaubt mir der Schmerz meiner Wunde, ein wenig zu schlummern, so wecken mich ihre brennenden Stiche sogleich wieder auf."

Er sprach dann von Caimans, die er, wie er sagte, jede Nacht schreien hörte. Er machte uns auf sein Gärtchen aufmerksam, wo er verschiedene europäische Gemüse ausgesäet hatte. Ehe wir ihn verließen, forderten wir ihn noch einmal auf, mit uns nach Minatitlan zu kommen; aber er blieb wie festgenagelt an seinen Entschluß.

„Ist es nicht um Ihretwillen," sprach Herr Dupré, „so sey es wegen Ihrer Frau."

„Bah! Meine Frau! Meine Frau!"

„Kommen sie nicht mit, so werden Sie beide sterben."

„Nun wohl! Wir sterben!" antwortete Herr Sombret mit kaltem Tone.

Ohne Bedauern überließen wir diesen seltsamen Philosophen seinem Geschicke. Ein Stoicismus, der nicht nur bis zur Verachtung seiner eigenen Schmerzen, sondern sogar der einer Gattin geht, empörte uns gegen diesen Menschen.

„Was sagen Sie dazu," sprach Herr Dupré, während wir auf dem Boote nach unserem Schiffe ruderten, „was sagen Sie dazu? Wir wollen ihn mit uns nach Minatitlan nehmen, und er zieht es vor, in dieser Einsamkeit der Gnade der Mexicaner anheimgestellt zu seyn, die ihn im Stiche lassen. Ich nehme es auf mich, ihn zu heilen, wenn er mit uns kommen wollte, aber er will nicht. Hat man je ein Original dieser Art gesehen? Ich beklage nur seine Frau, und diese ist wahrlich zu beklagen. Die Arme! Die Halsstarrigkeit dieses Menschen überliefert sie dem Tode." Auch ich bemitleidete sie wie Herr Dupré. „Ach! sie ist in der That sehr bedauernswerth," sprach ich, „wie bleich und abgezehrt sieht sie aus. Und doch ist sie noch jung und schön. Vor ihrer Krankheit muß sie hübsch gewesen seyn. Ihr Mann dagegen hat das Aussehen eines alten Murrkopfs. Haben sie unter seinen Effecten die lange Bücherkiste gesehen? Dieser Mann ist unterrichtet, spricht gut. Gott verhüte, daß sich seine prophetischen Worte je verwirklichen!"

Unter diesem Geplauder gelangten wir zum Schiffe. Die erwartete Erlaubniß war von Acayucan eingetroffen. Wir verabschiedeten uns vom Commandanten des Forts, von dem einarmigen Salomo und benützten am

andern Morgen bei Sonnenaufgang die steigende Fluth, um nach Minatitlan abzusegeln. Später vernahm ich, die unglückliche Frau des Herrn Sombret sey bald darauf gestorben; er aber habe das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, sie zu überleben. Man fügte bei, das arme Weib sey nicht seine rechtmäßige Gattin gewesen.

Der Rancho.

Erst am zweiten Tage, nachdem wir seither das Schiff mit großer Anstrengung fortgeschafft hatten, schwellte ein frischer Wind die Segel der Brigg, und sie schwebte wie eine Schwalbe über den Fluß hin, mit dem Kiele das schäumende Wasser durchfurchend. Die Fluth war im Abnehmen begriffen, und doch fuhren wir mit reißender Schnelligkeit stromaufwärts. Ich hatte mich auf die Bramstange gesetzt, um eine weitere Aussicht über die schönen jungfräulichen Wälder an den Ufern des Guazacualco zu genießen, und warf meine Blicke im Vorüberfahren auf ein Dorf, welches am linken Ufer des Flusses nahe an der Mündung des Uspanapa, eines großen in den Guazacualco sich ergießenden Stromes, lag. Es waren nur wenige meistens verlassene und halb hinter dem Grase versteckte Hütten. Wer sollte glauben, daß diese indische Hütten schöne Erinnerungen bergen? Wer sollte vermuthen, das sey Spiritu-Santo, eine der ersten Städte, welche die Spanier in Mexico bauten? Sie wurde einige Jahre nach der Eroberung von Mexico 1524 von Sandoval, einem Offiziere des Ferdinand Cortez, gegründet. Nichts deutet darauf hin, dieser indische Flecken sey sonst eine spanische Stadt gewesen; nichts, selbst nicht einmal Ruinen bezeichnen, hier habe etwas gestanden, was nicht mehr steht. Nur der Name ist noch vorhanden. Was sage ich, selbst der Name ist geändert worden. Es scheint, in Mexico herrscht wie in Frankreich die Manie, die Namen der Städte ohne Rücksicht auf Traditionen und historische Erinnerungen zu ändern. Sandovals Stadt heißt jetzt, so viel ich weiß, Barragantitlan, welches Wort zusammengesetzt ist von dem Namen irgend eines mexicanischen Generals, und Titlan, womit man in der Sprache der Azteken-Indianer Stadt bezeichnet.

So werden die Werke der Civilisation durch die Hand der Zeit zertrümmert und vernichtet, während die Hütte des Naturmenschen noch fortbesteht. Die Schöpfungen des civilisirten Menschen gehen oft mit ihm unter; die Natur allein lebt fort.

Auf dem linken Ufer breitete sich eine weite mit Buschwerk begränzte Savane aus, in deren Mitte Ochsen und Pferde weideten.

Indessen neigte sich die Sonne nach dem äußersten Ende des Horizonts und war im Begriffe zu verschwinden. Bald auch verbarg sie sich unter den grünen Guirlanden an fernem Waldessaume und sandte nur noch theilweise ihre schwachen gebrochenen Strahlen zu uns.

Der Kapitän war entschlossen, nicht weiter zu gehen, ließ die Segel einziehen und am Ufer zwei Anker werfen, um das Schiff anzubinden. Ich stieg auf das schnellste vom Bord herab, und begab mich mit meinen Reisegefährten an das Land, ungeduldig den Rasen der Savane zu betreten, die Schönheit der Landschaft und die Frische der Abenddämmerung nach der brennenden Hitze des Tages zu genießen. Die Einen laufen, hüpfen, machen

tausend Luftsprünge auf dem unermeßlichen Wiesgrunde; die Andern treiben das Wild auf und verwenden die Augenblicke zur Jagd, die der halberloschene Tag noch zu ihrer Verfügung stellt. Von allen Seiten erschallen Schüsse. Bald tritt die Nacht ein. Es entzieht sich uns der Anblick der Heerden, die in der Ferne vorüberwanderten; sie verschwinden nach und nach wie phantastische Schatten, und das Gehölz, das die Savane am äußersten Horizonte mit grünem Bande umfaßt, gleicht einem unregelmäßigen, schwärzlichen Walde.

Aber am krystallenen Himmel steigt der Mond weiß und rein auf und zerstreut die Finsterniß der Nacht. Wir speisen beinahe alle am Lande. Die Meisten wollen hier schlafen. Jeder bereitet sein Bett. Bocard, der Mechaniker der Gesellschaft, und ich, wir breiten unsere Matratzen so nebeneinander aus, daß eine Decke für beide dient. Aber kaum haben wir uns niedergelegt, als eine Unzahl Muskiten uns anfällt. Ihr Gesumme und ihr Stechen lassen uns kein Auge schließen. Wir erheben uns endlich, denn es ist nicht auszuhalten; wir spazieren längs dem Ufer hin, da wir nichts Besseres thun können, um sie zu verscheuchen.

Wir folgten einem Fußpfade und hatten uns bereits weit genug vom Schiffe entfernt, um es nicht mehr sehen zu können, als wir in der Ferne hinter einer vor uns liegenden Baumgruppe bellen hörten. Wir schritten auf dem Fußsteige fort, der uns in dieser Richtung führte, und stießen auf mehre Arbeiter, die ohne Zweifel von ähnlicher Neugierde getrieben, denselben Weg verfolgten. Das Bellen verdoppelte sich, und wir gelangten Alle, fünf oder sechs an der Zahl, zu großen Bäumen, die eine lange gekrümmte Allee bildeten, durch deren tiefes Dunkel der Mond nicht zu dringen vermochte.

Alles stand stille. Man blickt sich an, und Niemand wagt es vorwärts zu gehen. Plötzlich hören wir es auf dem Grase rasseln, das wir mit unsern Füßen zertreten, eine Schlange gleitet an uns vorüber und verbirgt sich in der Nähe. Nun wichen wir Alle wenigstens auf acht Schritte zurück. Als wir uns nach und nach von unserem Schrecken erholt hatten, und die Hunde immer noch am Ende der düstern Allee fortbellten, rückten wir wieder mit einander vor. Plötzlich lichtete sich das Gehölze, und des Mondes blasses Licht zeigte uns einen Rancho. Mit freudigem Lachen begrüßen wir den indischen Pachthof. Drei kleine mit Palmblättern bedeckte Schoppen, von denen ein einziger durch einen leichten, mit rothem Thone bekleideten Bambusverschlage geschützt ist, bilden den Hof. Einige Kühe mit ihren Kälbern drängen sich nebenan innerhalb einer Palissade.

In einem der Schoppen, der zur Küche bestimmt ist, raucht noch ein schlecht gelöschtes Feuer auf der Erde. Der zweite dient dem dritten als Vorhalle, und dieser ist die eigentliche Hütte. Im Vorhause hängt eine Matte aus getrockneter Pita. Die Pita ist eine Art Agave, von der die Indier einen Hanf ziehen, so schön und glänzend, wie Seide. Ein junger Mann von kupferiger Gesichtsfarbe wiegt sich in der Hängematte; ein junges Weib, kupferfarbig wie er, mit geregelten Zügen und langen Haaren, die in getheilten Flechten über den Rücken fallen, in einfachem Leibchen und weißem Rocke, gebietet den Hunden Stillschweigen, deren Gebell uns betäubt. Man hätte sie für Diana, die Jägerin, halten mögen. Sie nähert sich uns, ein Lächeln umspielt ihre Lippen, und der anmuthigste Empfang wird uns zu Theil. Sie stellt uns dann ihrem Gatten vor, der seine Hängmatte verläßt und uns eben so gut aufnimmt. Leider verstehen wir ihre meisten Worte nicht, und selbst die Geberden können wir nicht ganz begreifen. Da ich der Unterrichtetste von der Truppe bin, weil ich einige spanische Worte auf der Ueberfahrt gelernt habe, richten sich meine Gefährten an mich, um ihre Gedanken auszudrücken, und die zwei Indianer, um die ihrigen zu erklären. Unglücklicher Weise gerathe ich bei meiner peinlichen Dolmetscherrolle mehr als hundertmal in die Brüche, und muß den Einen antworten: no intentio, und den Andern: je n'entends pas.

Indessen machten uns die zwei Indier mehr durch Zeichen als durch Worte auf ihr Wirthschaftsgeräthe aufmerksam, und erklärten uns die Anwendung jedes einzelnen Stückes. Diese Gefäße von sphärischer Form, welche

Mr. Hall, who was then in the Chair, and Mr. Hall, who was then in the Chair, and Mr. Hall, who was then in the Chair, and

Minatitlan.

Je mehr wir uns Minatitlan, dem Ziele unſerer Reiſe näherten, deſto größer erſchienen uns die Bäume, die ſich auf beiden Ufern erhoben, deſto ſchöner kamen uns die Landſchaften vor. Bald ſind es lange grüne Wälle, von Lianen und Stauden gebildet, an deren Seite thurmhohe Bäume emporwachſen. Von Zeit zu Zeit ſieht man Oeffnungen, durch welche Bäche ſüßen, klaren Waſſers in den Fluß ſtrömen; köſtliche Grotten, wo ſich die Liane in Feſtons herabbeugt und das helle Waſſer küßt; Tempel der Natur, wo ſich der wilde Palmbaum in die Höhe richtet, wie ein ſiebenarmigter Leuchter, und die Kohlpalme den Altar-Kerzen ähnlich. Vögel von allen Farben verſammeln ſich unter dem erquickenden Schatten und beſingen das Glück der Einſamkeit. Neben dieſer lebensfriſchen jugendlichen Natur ſind da und dort alte Baumſtämme auf dem Boden hingeſtreckt. Sie liegen wie Leichname, ohne Laub und Rinde, gebleicht vom Thau und Regen. Der Menſch ſtirbt nicht allein, die Natur gibt noch andere Erinnerungen an den Tod. Sie waren hohe mächtige Bäume im Walde geweſen; ſie hatten lang Blitz, Wetter und Ueberſchwemmung getrotzt; inmitten von Stürmen hatten ſie ihr Haupt oft ſtolz erhoben, und doch ſind ſie gefallen. Nicht genug; man ſieht zuweilen auch Bäume, obgleich halb todt, doch aufrecht ſtehen; ſie ſind wohl kahl, aber mit entlehntem Grün bedeckt. Lianen ranken ſich um ihre Stämme, umſchlingen ihre Zweige und nehmen die Stelle der Blätter ein.

Bald ſind es ſumpfige Gründe, Lichtungen, Savanen, hier Milpas, dort Canals. Das gebaute Land iſt meiſtens mit lang blättrigen Piſangs eingefaßt; auch ſieht man das ſtachelige Blatt der Ananas, deren Früchte noch nicht reif ſind. In der Ferne auf Spitze und Abhang von Sandhügeln ſteht der Cocosbaum.

Die Franzoſen, welche uns beſucht haben, erklären uns Alles und ſagen, Minatitlan müße jetzt bald erſcheinen.

Minatitlan! Minatitlan! Dieſer Name fliegt von Mund zu Mund, wir erblicken eine Hütte auf einem Berge, hinter dem das Dorf erbaut iſt. Bald befinden wir uns der kleinen Eſplanade gegenüber, die als Hafen dient. Eine Anzahl Piroguen liegt am Ufer. Viele Einwohner laufen herbei, um uns ausſchiffen zu ſehen.

Die Mexicaner ſind wie an Feſttagen mit ihren Mantillen angethan. Alle Franzoſen, die im Dorfe oder in der Umgegend wohnen, haben ſich an das Geſtade begeben. Wie ſie die neuen Landsleute erſchauen, ſchwingen ſie Taſchentücher und Hüte in der Luft und ſchreien: „Es leben die Franzoſen!“ Und wir unſerer Seits antworten ebenſo: „Es leben die Franzoſen! Es leben die Franzoſen!“ Und alle Paſſagiere eilen auf das Verdeck und erwarten mit Ungeduld, bis man die Anker wirft, um an das Land ſteigen zu können.

La Fabrica oder Minatitlan, nach dem ſpaniſchen General Mina, der in Mexico zu Gunſten der Unabhängigkeit focht, ſo genannt, ohne Zweifel eines Verwandten des bekannten conſtitutionellen Mina, iſt ein Dorf von etwa fünfzig Hütten, die aus Cedern oder Mahagonybrettern, oder aus Bambus erbaut ſind, die man in der Erde befeſtigt und mit Lianen verbunden hat. Dieſe Hütten haben alle Dächer von Palmblättern, und die älteſten beſtehen höchſtens ſeit zwanzig Jahren. Sie ſind mit einem äußeren, aus Pfählen gebildeten Verſchlage umgeben, der das Dach trägt und das Innere vor Regen und Sonne ſchützt. Mehre hat man mit ziemlich vieler Eleganz ausgeſtattet, und da ſie meiſtens groß ſind, ob ſie gleich nur aus einem Erdgeſchoß beſtehen, ſo können ganze Familien bequem darin wohnen. Kleinere Hüttchen, hinter den großen Gebäuden, dienen als Küchen.

Die Hütten von Minatitlan ſind da und dort am Fuße, auf der Spitze und am Abhange zweier Hügel erbaut, von denen der näher am Ufer gelegene

Appendix A: Proof of Theorem 3.1 142

Appendix B: Derivation of Equation (4.7) 145

Appendix C: Numerical Integration Routines 148

Bibliography 151

Index 159

so frühstücken wir in Altipa, welches halbwegs, acht oder neun Lieues von hier liegen soll, und bei Einbruch der Nacht kommen wir in Acayucan an."

„Welche Dörfer haben wir zu passiren?"

„Drei. Cosoliacac, Altipa und Soconusco. Das sind gänzlich indische Pueblos, von den jedes keine zwanzig Mexicaner oder Creolen-Einwohner hat. Sonderbarer Weise sind alle Hütten so nieder, daß man das Dach mit der Hand erreichen kann, wie Sie sehen werden."

„Haben Sie uns für Pferde gesorgt, Herr Reboulin?" sprach ich. „Daß sie nur nicht wild sind, denn sehen Sie, ich verstehe nicht zu reiten, und würde bald auf der Erde liegen."

„Behüte, alle Pferde in Mexico sind äußerst sanft, selbst die, welche nie geritten werden und in halbwilden Heerden mit dem Zeichen ihrer Herren auf den Savanen irren. Uebrigens habe ich an sie gedacht. Ich habe Don Torres, den Exalcade besucht, den Sie kennen. Die Thiere, welche er vermiethet, sind besser, als die der übrigen Maulthiertreiber. Sie werden eine Mauleselin bekommen, die prächtig geht."

„Ich danke Ihnen, Herr Reboulin, es scheint der Stand der Maulthiertreiber ist in diesem Lande ein trefflicher, da ihn alle Reichen wählen."

„Ob das ein gutes Gewerbe ist, das will ich wohl glauben! Es gäbe ein Mittel, sein Glück zu machen, wenn man einigen Vorschuß hätte, und zwar sehr schnell. Das bestände darin, mit den Piroguen Kaffee und Cacao in Tabasco zu holen; Hängematten, Sättel und andere Produkte der Industrie in Tehuantepec; und mit den Pferden Alles in das Innere des Landes, gegen Vera-Cruz zu, und selbst bis nach Vera-Cruz zu transportiren. Aber außer den Fonds, die man sich aus Frankreich verschaffen könnte, bedürfte man eines Versicherungspatents gegen die Fieber, das schwieriger zu erlangen seyn wird als Geld. Was sagen Sie dazu, Herr Duplan?"

„Was soll ich Ihnen sagen, ich fürchte die Fieber nicht."

„Wohl ich fürchte es nicht mehr, weil ich es schon habe, entgegnete Reboulin lebhaft, faltete die Stirne und fing an zu zittern. Er hatte einen Anfall bekommen. Dann sagte er mit bebender Stimme: Morgen wird es gut gehen, Morgen. Versäumen Sie nicht um fünf Uhr hier zu seyn, hören Sie, meine Herren!"

Wir versprachen es ihm und gingen auf dem Schiffe schlafen, welches noch auf der Mitte des Guazacoalco, Minatitlan gegenüber, vor Anker lag.

Begünstigt vom trefflichsten Wetter befanden wir uns am andern Morgen bei Tages Anbruch auf dem königlichen Wege (el camino real) nach Acayucan, der beinahe auf seiner ganzen Länge nicht drei Fuß breit war. Meine zwei Gefährten ritten graue, auf französische Weise geschirrte Pferde; ich eine kleine, sehr muntere schwarze Mauleselin, Mexicanerin von Kopf zu Fuß, mit ihrem buntscheckigten Sattel, den enormen Gebissen und den hölzernen Bügeln — oder besser gesagt, eine nach der spanischen Mode aus der Zeit Karls V. geschirrte Mauleselin. Wollte man den Typus der Spanier dieser Epoche wiederfinden, so müßte man ihn, beiläufig bemerkt, unter den Mexicanern an den Ufern des Guazacoalco suchen. Sitten, Gebräuche, Kleidung der Eroberer von Mexico haben sich mit um so geringerer Veränderung erhalten, als sich die Europäer sehr wenig unter ihre Nachkömmlinge mischten.

Ich ritt zum ersten Male in Mexico. Es war eine Lust auf den schmalen Pfaden zu galloppiren, die in undurchsichtbare Waldungen eindrangen, wo Tausende von Vögeln von allen Farben und Formen über unsern Köpfen sangen, schrieen und flatterten.

Zuweilen liefen in die Nähe des Pfades weidende Ochsen herbei, wenn sie den abgemessenen Tritt der Pferde vernahmen, zeigten ihre behörnten Häupter, durch die Hagebuchen hervorschnüffelnd, flohen bei unserer Annäherung und verschwanden im Dickicht. Beim Austritte aus diesen langen, gekrümmten Alleen, wo sich in der Tiefe die Sonne nie zeigt, gelangten wir in die Savanen, auf deren weiten Wiesgründen, da und dort, einige verkrüppelte Bäume gepflanzt sind. Viele Pferde liefen in der Entfernung umher. Sie wieherten beim Anblicke der unserigen, die ihnen antworteten, und auf sie zulaufen wollten; aber wir führten sie leicht auf den Weg zurück. Die Füllen

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Natur des Gehirnes selbst liegen müssen. Ich habe gefunden, daß die Gehirnmasse, welche die Sinnesorgane mit dem Gehirne verbindet, nicht nur Leitungsfasern enthält, welche die Eindrücke der Sinnesorgane dem Gehirne zuführen, sondern auch solche, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane regeln. Ich habe gefunden, daß diese Fasern, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane regeln, nicht nur Leitungsfasern enthalten, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane anregen, sondern auch solche, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane hemmen. Ich habe gefunden, daß diese Fasern, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane hemmen, nicht nur Leitungsfasern enthalten, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane hemmen, sondern auch solche, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane anregen. Ich habe gefunden, daß diese Fasern, welche die Thätigkeit der Sinnesorgane anregen

feuer gebräunten Kriegern, die von den Kugeln verschont allein auf dem Felde der Ehre zurückgeblieben, wenn der Feind die Flucht genommen hat.

„Rasch, im Gallopp," riefen wir alle drei; denn es ist keine Zeit zu verlieren; die Flamme hat schon die Bäume am Rande der Wege erreicht. Im Galopp! Im Galopp! Und im Augenblicke entzieht uns die Schnelligkeit unserer Pferde der drohenden Gefahr.

Die Indianer pflegen wohl die Wälder anzuzünden, um Insecten und Reptilien zu zerstören, und die wilden Thiere zu verjagen. Sie verbrennen hauptsächlich die Gehölze, durch welche sich die Wege ziehen; darum sieht man hier auch wenige große Bäume.

Ungefähr eine halbe Lieue von Soconusco stießen wir in einem kleinen Thale auf mehre Indianer, von denen einige kleine gut gebundene und gerundete Holzbüschel zum verbrennen, andre geplattete lange Bündel von einer Art grünlichen Grases auf dem Rücken trugen. Unter dem Schatten großer Bäume wächst dieses Gras im Ueberflusse. Man nennt es im Lande die Pita.

Die Pita ist eine Art Agave, ohne Dornen, die in feuchten Niederungen wächst. Sie unterscheidet sich von der Agave, welche man Maguez nennt, woraus man in Tehuantepec Hängematten macht und den Poulque zieht, der das Hauptgetränk der Mexicaner in den Hochlanden (tieras fiyas) ist. Die Indianer gewinnen aus der Pita einen schönen, außerordentlich zähen Hanf. Man macht daraus sehr gesuchten Zwirn und sehr starke Schnüre für die Minen.

Soconusco ist das Hauptdorf der Gegend für Bereitung dieses Hanfes.

Sie wird auf folgende Weise vorgenommen. Die Indianer hängen die Pita an Stangen auf, schaben sie sodann mit einem hölzernen Messer bis sie die Oberhaut weggeschafft haben, und nur noch die Fasern übrig sind, die sie zwei oder drei Mal in reinem Wasser waschen, um sie von einer gewissen grünlichen Farbe zu befreien. Hierauf legen sie dieselbe auf das Dach ihrer Hütten, und lassen sie trocknen. Alle diese Fasern binden sie sofort in Strähne, welche sie um fünfzehn bis zwanzig Sous das Pfund an die Creolen verkaufen. Mehre in Acayucan und an andern Orten der Provinz ansäßige Mexicaner handeln ausschließlich mit der Pita, die sie nach Vera-Cruz liefern.

Die Indier stellten sich in der Reihe am Rande des Weges auf und ließen uns vorüberziehen. Einige Minuten später kamen wir nach Soconusco. Neben der Kirche ist eine große Hütte erbaut, welche wahrscheinlich der Pfarrer von Acayucan als Absteigequartier benutzt, wenn er dahin kommt, um dem Pueblo Messe zu lesen. Diese Hütte ist gewöhnlich von indischen Soldaten besetzt, denen die Aufrechthaltung der Ordnung im Dorfe obliegt. Diese Soldaten, die man in allen Pueblos trifft, bilden einen Stand, den man die indische Gendarmerie nennen könnte. Sie sind nicht mit Flinten, sondern mit Stöcken bewaffnet und machen auch von diesem Instrumente selten Gebrauch. Sie haben hauptsächlich diejenigen zum Cep (Cepo) zu führen, welche der Alcalde wegen Betrügerei oder wegen wiederholter Trunkenheit verurtheilt hat. Die letzteren kommen viel häufiger vor, als die andern. Der Cep ist eine Art von Schandpfahl mit Ringen, durch welche man den Kopf oder die Füße der Schuldigen steckt, je nachdem sie mehr oder weniger verbrochen haben. Die Dauer der Ausstellung richtet sich nach der Größe des Vergehens. Sie wechselt von einer Stunde bis zu drei Tagen und darüber.

Jeder Pueblo hat seinen Cep, seine mit Stöcke bewaffnete Gendarmerie, einen Alcalde, der seinen Namen unterzeichnen kann, und einen Schulmeister, den geachtetsten Mann im Dorfe nach dem Pfarrer, wenn es einen solchen gibt. Je nachdem ihr Dorf mehr oder minder bedeutend ist, lernen die jungen Indianer lesen, schreiben und rechnen; gewöhnlich aber beschränkt sich der Unterricht, den sie empfangen, auf das Lesen.

Wir stiegen vor der Kirche von Soconusco ab. Unsere Pferde trieften von Schweiß und wollten aus Mattigkeit nicht mehr weiter gehen; aber wir führten sie am Zaume bis zu einem Schoppen unter dem etwa dreißig Kinder versammelt waren. Das war die Schule des Dorfes. Ein Indianer in veilchenblauem Mantel saß vor einer plumpen Tafel aus Cedernholz, und ließ eines nach dem andern seine Lection lesen. Die Schüler schauten uns alle mit

großen Augen an und ließen dabei ein fortwährendes Gemurmel vernehmen, um den Lehrer glauben zu machen, sie seyen mit Lernen beschäftigt. Die Kinder sind doch überall dieselben!

In diesem Augenblicke fühlte ich einen brennenden Durst, den ich nicht zu stillen wußte. Es fiel mir ein, mein Bedürfniß einem der Kinder durch Zeichen auszudrücken. Es verstand mich, drängte sich durch seine Cameraden auf den Lehrer zu und flüsterte diesem in das Ohr. Ich bemerkte, daß der Lehrer beifällig mit dem Kopfe nickte. Der Kleine ergriff seine Kürbisflasche, stand mit einem Sprunge vor mir, hielt mit der einen Hand seinen Palmblätterhut, mit der andern seinen Kürbiß und sprach lächelnd zu mir: tom' ousted senor, und ich trank mit langen Zügen das Wasser, das er mir so anmuthig darreichte.

Gutes Kind, wie gerne hätte ich dir einen Medio oder einen Real zur Vergeltung deiner Gutherzigkeit geschenkt; aber ich suchte vergebens in meiner Tasche, sie war leer.

Der junge Indier schien ganz erfreut mir einen Dienst geleistet zu haben, und lief unter seine Mitschüler zurück, nachdem er meinen Dank empfangen hatte. Bald darauf knieeten Alle nieder und sangen mit ihren Flöten-Stimmen ein Gebet so einfach und reizend, als ihre Unschuld:

Santo Dios,
Santo immortal,
Libera nos.
De todo mal.

(Heiliger Gott, unsterblicher Gott, erlöse uns von allem Uebel.)

Dann verließen sie den Schoppen, sprangen mit ihren nackten Füßen auf dem freien Platze herum, schrieen, spielten, lachten, und zankten.

Soconusco liegt von Acayucan, wo wir mit Einbruch der Nacht ankamen, bloß ein paar Stunden entfernt. Wir nahmen unsere Wohnung bei dem Cavalerie-Capitän Garciarenas, einem Freunde der Franzosen, dem liebenswürdigsten Manne, welchen ich in Mexico kennen lernte. Er war in Acayucan geboren und erzogen, und doch zeichnete er sich durch jenes artige Benehmen, durch jenen feinen Takt für das Schickliche aus, wie man dieses in der Regel nur bei dem Städter von guter Erziehung findet.

Mit einem billigen und vorurtheilsfreien Verstande, so wie mit edelmüthiger Seele begabt, liebte er den Charakter der Franzosen, ohne Zweifel weil ein französisches Herz in ihm schlug. Alle Pflanzer ohne Unterschied überhäufte er mit einer Zuvorkommenheit und die Unglücklichsten gingen nie ohne Trost und Hülfe von ihm. Ich habe ihn den Vater der Franzosen nennen hören und Capitän Garciarenas verdiente diesen Titel allerdings in vollem Umfange. Ich bin hier nur der Dolmetscher der Empfindungen aller derer, die ihn gekannt haben; und bleibe gewiß mehr hinter als über der Wahrheit. Die Franzosen, welche den schlimmen Einflüssen des Clima entgangen sind, haben den Edeln in ihrem Vaterlande nicht vergessen; sie werden sein Andenken in ihrem Innern bis zu ihrem letzten Seufzer segnen.

Duplan und ich schliefen auf einer geloheten, über einen Zapfen ausgebreiteten Ochsenhaut. So ist das Bett der Mexicaner in den heißen Ländern beschaffen, nur eine Ochsenhaut oder eine Matte über Bretter gelegt; man kennt keine andere Betten. Die Ermüdung ließ uns bald entschlummern.

Sonntag in Acayucan.

Der andere Tag war ein Sonntag, aber ehe ich seine Beschreibung beginne, verweilen wir ein wenig bei Acayucan.

Acayucan ist bekanntlich die Hauptstadt der Provinz am Guazacualco. Als Hauptstadt hat es die Ehre in seiner Mitte zu zählen: einen militärischen Commandanten, zwei oder drei hundert Mann Garnison, die Offiziere ausgenommen, ohne Uniform; eine Schwadron Cavallerie ebenfalls ohne Uniform; einen Pfarrer, einen Präfecten, drei Alcalden und einen Douanier; oder, wenn man lieber will, einen Verwalter der öffentlichen Gelder, der die schönste Hütte des Dorfes bewohnt, woraus sich schließen läßt, daß er bei Verwaltung der öffentlichen Gelder die seinigen nicht vernachläßigt.

Die Bevölkerung, welche meistens aus Indianern und höchstens aus zwei bis drei hundert Mexicanern besteht, berechnet man auf fünf bis sechs tausend Seelen. Man sieht etwa funfzig große Hütten, worunter einige sehr elegant sind. Mehre von diesen Hütten, welche Spaniern gehörten, wurden von ihren Eigenthümern während der Bürgerkriege verlassen und sind jetzt unbewohnt.

Sonst legten sich die Bewohner von Acayucan hauptsächlich auf den Cacaobau; jetzt haben sie ihn völlig aufgegeben. Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, sind gegenwärtig die Haupterzeugnisse ihres Feldbaus. Beinahe alle Creolen sind Kaufleute; unter anderen Waaren verkaufen sie an die Indianer Branntweine (agua ardiente), Kleiderstoffe, Rosenkränze aus Glas, die zugleich als Schmuck und zum Gebete benützt werden.

Die Hütten der ersten Bewohner, wie der Indianer liegen ohne allen Plan zerstreut, darum läßt sich aber dem Anblicke das Pittoreske dennoch nicht absprechen. Der Boden ist durchgängig uneben, ohne indessen zu sehr hügelig zu seyn; und obgleich Acayucan auf der Höhe erbaut ist, so wird es doch durch die umliegenden Wälder so verdeckt, daß man in das Dorf eingetreten seyn muß, um es zu sehen.

So ist Acayucan. Trotz seines Präfecten, seiner drei Alcalden, seines Pfarrers, seines Schulmeisters, seines militärischen Commandanten, seiner von Zeit zu Zeit einstürzenden Kasernen aus Lehm oder Thonerde, seiner Artillerie, die in einer kleinen Kanone besteht; seiner drei hundert Soldaten zur Vertheidigung; trotz des Reichthumes einiger Bewohner, trotz der nicht unbedeutenden Bevölkerung, ist Acayucan, die Capitale der Provinz am Guazacualco keine Stadt, sondern ein großes indisches Dorf, ein Pueblo.

Gehen wir jetzt zur Sonntagsfeier über.

In der Morgendämmerung verkündete Glockenklang den Angelus; der Pfeifer und Trommler der Garnison zogen durch das Dorf. Herr Duplan und ich erhoben uns, um frische Luft zu athmen.

Schon vergoldete die Sonne den Horizont unten am wolkenlosen Himmel über den grünen Wäldern, welche Acayucan beherrschen. Die Papageien, die jeden Abend von einem Gehölze in das andere wandern, flogen in zahlreichen Gruppen mit ihren hakenförmigen Schnäbeln, platten Füßen und grünen Flügeln unter schneidendem lautem Geschrei durch das Dorf.

Wolken von Amseln, befreundet wie die Sperlinge in Europa, bedeckten das Dach der Kirche und der Hütten, und stimmten ihre Lieder an und cadenzirten sie, wie die harmonischen Töne einer Harfe.

Bald kamen von den benachbarten Pueblos die Indianer in Festkleidern, um die Messe zu hören; sie rückten in langen Reihen mit ihren Weibern und Kindern an.

Die junge Gattin hat Tags zuvor das Hemde und die Beinkleider ihres Mannes gewaschen; sie hat ihre Nacktheit mit der Sonntags-Schürze bedeckt und einen rothen Gürtel um die Hüften befestigt.

Mr. Bell, Mr. Bell, Mr. Bell,

Bald reihen ſich indianiſche Sänger, den veilchenblauen Mantel über die Schulter, um die Pulte; und vier Mexicaner auf plump gearbeitete Harfen geſtützt, ſtellen ſich in das Sanctuarium; plötzlich erſchallt die Kirche vom Wirbel der Trommeln; doch bald verſtummt das Getöſe und die Geſänge beginnen. Die etwas gutturale Stimme der im Zuſammenklange ſingenden Indier vermiſcht ſich mit den harmoniſchen Harfentönen und dringt ſüßen Frieden verbreitend in unſere Seele ein. Der Geiſtliche erſcheint mit den prieſterlichen Ornamenten. Zwei Kinder ſchreiten ihm zum Fuße des Altars voran; der Weihrauch ſteigt empor; Alles betet, Alles vereinigt ſich im Lobe des Herrn. Die Soldaten ſtehen unbeweglich das Auge auf den Meſſeleſenden gerichtet; die Andern Gläubigen knien auf dem Boden und halten in den Händen ihre Roſenkränze, die beim Austritt aus der Kirche als Schmuck über die Bruſt hängen. Es iſt ein ſo rührendes Schauſpiel, dieſes Volk unter dem Dache von Holz niedergeworfen zu ſehen, um den Allerhöchſten anzubeten, daß nur ein Gottesläugner nicht das Verlangen fühlen könnte, ſein Beiſpiel nachzuahmen.

Bei Aufhebung der Hoſtie werden die Geſänge zarter, melodiſcher. Alle Welt beugt ſich tief, um in Demuth und ſtiller Andacht den Gott anzubeten, der ſich aus Liebe in dem myſtiſchen Brode birgt. Bei jedem Geklingel des Glöckchens ſchlägt ſich Jeder ſo hart an die Bruſt, daß die Kirche wiederhallt. Die Meſſe geht zu Ende. Der Prieſter ſtimmt das Gebet an, welches wir Tags zuvor von den Schülern von Soconusco hatten ſingen hören: heiliger Gott, ewiger Gott, erlöſe uns von allem Uebel. Dann verläßt das Volk die Kirche und die Soldaten kehren unter Trommeln und Pfeifenklang zur Kaſerne zurück.

Die Indianer aus der Nähe laſſen ihre Weiber und Kinder nach dem Pueblo zurückkehren, zerſtreuen ſich in Acayucan, und begeben ſich beinahe alle nach den Tiendas. So nennt man die Hütten, wo die Bewohner ſtarke Getränke an ſie verkaufen. Die meiſten Mexicaner von Acayucan halten ſolche Schenken. Zuweilen bleibt der Indianer vor der Thür der Hütte und der Creole reicht ihm, nachdem er ſein Geldſtück empfangen, das verlangte Quantum Branntwein, welches er außen trinkt. Oefter noch tritt er in die Tienda ein, aber er muß immer ſeinen Medio oder ſeinen Real auf den Zahltiſch legen, ehe man ihm zu trinken gibt. Die Creolen brauchen dieſe Vorſicht gegen die Eingebornen, weil dieſe, wie ſie behaupten, ſtets zur Betrügerei geneigt ſind oder mit Händen und Füßen zu ſtehlen verſtehen.

Haben die Indianer einiges Geld aus den Produkten ihrer Pflanzungen gewonnen, ſo verwenden ſie es meiſtens, um ſich zu benebeln, und ſind dann glücklich, wenn ihnen noch Münze genug übrig bleibt, um ihrer Familie ein kleines Weizenbrod für ſechs Sous zu kaufen, und Kraft genug, um ohne Unfall in ihr Dorf zurückkehren zu können.

Es iſt nun ein ſonderbarer Anblick, ſieht man jetzt dieſe Leute, die gewöhnlich ſo ſchwermüthig einherſchreiten, daß ſie nur mit Widerwillen zu lachen ſcheinen, ſo ſchüchtern, daß ihnen das Zuſammentreffen mit Fremden Angſt macht; wie ſie jetzt auf Einen zutreten und mit komiſcher Vertrautheit un poquinto de agua ardiente oder de tabaco verlangen. Leiht man unglücklicherweiſe ihren Plattheiten und rohen Scherzen ein gefälliges Ohr, ſo laſſen ſie Einen nicht mehr los. Den ganzen Weg entlang ſingen ſie dann Volksmelodien, die ſie auswendig wiſſen, oder Pſalmen, die ſie in der Kirche erlernt haben.

Die Männer ſcheinen indeß das ausſchließliche Recht zu haben ſich zu betrinken, denn während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Mexico habe ich nie ein betrunkenes Weib geſehen.

Die verſchiedenen Dörfer, deren Einwohner Sonntags nach Acayucan ſtrömen, haben ihre ſpeciellen Erzeugniſſe, ihre beſonderen Induſtriezweige. Die Einen z. B. in Soconusco bereiten den Hanf aus der Pita; andere machen Töpferarbeit aus rother Erde ohne Lack; dabei treiben ſie ſtets Mais- und Zuckerrohrbau. Es gibt wohl weder in Acayucan noch bei einem andern Pueblo eine einzige indiſche Familie, die nicht wenigſtens eine, von Bananbäumen, Ananas-

Pflanzungen, Frijoles (schwarzen Bohnen), Camotes*), kurz mit allen zum Unterhalte nothwendigen Früchten und Gemüsen umgebene Milpa besäße. Bei einiger Behutsamkeit und einem gesunden Clima könnten die Indier in diesem Theile von Mexico in der That das goldene Zeitalter verwirklichen, während sie bei Mangel an beidem sich zuweilen in die grausame Alternative versetzt sehen möchten, vor Hunger oder am Fieber zu sterben, wenn nicht der, welcher den Jungen der Vögel ihr Futter gibt, ihnen zu Hülfe käme.

Die Regenzeit und die Insecten.

Der Himmel, der vom Monat October bis zu Ende des Monats Mai rein und crystallhell war, beginnt sich zu trüben und wird zuweilen düster. Nicht selten fallen der Sonne Strahlen auf ein Wolkenheer, welches die häufig wechselnden Winde bald aufthürmen, bald mit sich fortreißen und zerstreuen, worauf das Gestirn des Tages im schönsten Glanze wieder erscheint. Bald aber verbirgt es sich häufiger und auf längere Zeit; immer düsterer wird der Horizont; schrecklich pfeifen und heulen die Winde in den Forsten, deren stärkste Bäume sie entwurzeln; dazwischen läßt sich von Zeit zu Zeit das ferne Rollen des Donners vernehmen. Dieß ist das entsetzliche Vorspiel der jährlichen Ueberschwemmung, welche man die Regenzeit (tiempo de las Aguas) nennt, und die noch länger anhält, als einst die allgemeine Sündfluth, denn sie dauert fast sechs volle Monate.

Endlich nimmt die Heftigkeit der Winde zu; schwarze Wolken lagern und drängen sich am Himmelszelte, und überziehen es gleichsam mit einem Leichentuche; öde Nacht scheint die Erde zu decken. Verschwunden ist der Sonne Glanz, aber das Gewölk sprüht in kleinen Zwischenräumen schlangenähnliche Feuer aus, die zackig sich verlängernd und verkürzend in die dichten Wälder fahren. Das Gewitter, das beim Leuchten der Blitze ein tüchtiges Opfer sich auszuersehen schien, bricht nun plötzlich aus, spaltet, zerschmettert, entwurzelt, oder verzehrt in prasselnden Flammen, einen der riesigsten Bäume. Aehnlich dem ersten Kanonenschusse einer großen Schlacht, ist dieses das Signal des erbitterten Krieges, den der Himmel nun mit der Erde zu führen gedenkt, auf daß er sie zwinge, aller Merkmale sich zu entledigen, die ihre Altersschwäche andeuten könnten, als: dürres Laub, vertrocknete Pflanzen, und alte, halb verfaulte Baumstämme, bis er endlich mit neuem Grün sie schmückt, und auf diese Weise nöthigt, jedes Jahr sich zu verjüngen.

Nicht lange dauert es jetzt, so folgen sich die Donnerschläge mit unaufhörlichem Gedröhn; in Strömen stürzt der Regen herab, und hält zuweilen drei bis vier Tage lang an. Doch vergehen deren oft auch mehre, ohne daß die Wolken sich entladen, und fast täglich läßt die Sonne mindestens sich blicken; freilich ist ihr Erscheinen nur von kurzer Dauer, aber dennoch lang genug, um eine drückende Hitze zu erzeugen.

Nach etwa zwanzig Tagen treten die Flüsse aus, und die Wälder sind überschwemmt; Strombette und Sümpfe schwellen mächtig an; überall erblickt

*) Eine Art sehr wohlschmeckender Kartoffeln.

das Auge sehen. Die wilden und die friedlichen Thiere, der Jaguar wie der Hirsch, die Tigerkatze wie das Reh, alle fliehen von den Ufern der Flüsse den höher gelegenen Orten zu. Leicht ist dann die Jagd, und man fängt das Wildpret nach Gefallen. Sogar der Kaiman schleicht, ermüdet von dem schlammigen Wasser der Flüsse, langsam der Savane zu, wo er gewiß ist, kleine Teiche klaren Wassers anzutreffen; allein da er seine abscheuliche Gefräßigkeit dort nicht zu befriedigen vermag, so stirbt er vor Hunger, und der Wanderer findet später seinen zum Gerippe gewordenen Leichnam am Ufer liegen.

Nun zeigen sich auch fliegende Insecten aller Art: Moskitos, Schnaken, Mücken, Chaquistes, Rodadores ꝛc.; sie schwärmen und drängen sich summend durcheinander, und verdichten die mit ihnen geschwängerte Atmosphäre; man saugt sie mit dem Athem ein; ja man könnte handvollweise sie erhaschen. Die feuchte, dicke Luft ist mit bösen Ausdünstungen erfüllt, die aus den Sümpfen und überschwemmten Wäldern sich entwickeln.

Jetzt ist das Reich der Fieber herangekommen; sämmtliche Bewohner, sie seyen nun Ausländer, Creolen oder Eingeborene, sind den Anfällen dieser Krankheit ausgesetzt. Manchen armen Indianer sieht man da an der Schwelle seiner Hütte mit dem Bauche auf seiner Matte liegen; todesschwach und kaum noch Athem holend, leidet der Bedauernswerthe unsägliche Schmerzen, und nicht ein Klageton kommt über seine Lippen. Nähert sich ihm, von Mitleid ergriffen, ein Vorübergehender, der vielleicht selbst unwohl sich befindet, und spricht ihn mit den Worten an: Que tiene ousted amigo? (was fehlt dir Freund?), so drängt sich ein leiser Seufzer aus seiner Brust; er erhebt so wehmüthig die Blicke zu dem Theilnehmenden, daß es diesem Thränen der Erbarmung entlockt, und er antwortet dann kläglich: Calentura, Sennor, la Calentura! (das Fieber, Herr, das Fieber!).

So war sie endlich gekommen, diese fürchterliche Regenzeit, die härteste Probe, auf welche der Himmel meine felsenfeste Gesundheit setzte. Alle Franzosen lagen krank darnieder. Wenige nur prahlten damit, daß ihnen noch Kraft genug bleibe, sich weiter zu schleppen; es waren solche, die das Land schon seit Monaten oder wohl gar ganze Jahre lang bewohnt hatten, und von denen man eigentlich sagen konnte, sie seyen durch die Größe der schon überstandenen Leiden fühllos geworden. „Wir," riefen sie mit stolzer Selbstzufriedenheit, „wir sind hier eingebürgert, und an's Clima gewöhnt, wir fürchten uns vor den Fiebern nicht mehr!" Dabei waren sie jedoch schrecklich abgemagert, ihre Augen hohl oder angeschwollen, die Gesichtsfarbe gelb, und ihre schwachen Glieder hätten der geringsten Anstrengung unterliegen müssen.

Ich kann nicht umhin, dem Leser zu erklären, was unter diesem: „an's Clima gewöhnt seyn," zu verstehen ist. Ein Mensch, der sich an's Clima gewöhnt hat, ist zu jeder Arbeit unfähig; er befindet sich in einem Zustande, den man weder krank noch gesund nennen kann; ich möchte sagen, er ist in beständiger Genesung begriffen, oder besser noch: er fühlt, daß ein unheilbares Uebel an ihm nagt, und ihn zwar sanft und allmählig, aber auf ganz geradem Wege dem Grabe zuführt.

Beim Beginnen der Regenzeit wohnte ich noch in Minatitlan, und hatte drei Arbeiter bei mir, die ihren Kameraden nach Vera-Cruz nicht hatten folgen wollen. Nach der Auflösung unserer Gesellschaft hielten mich materielle Interessen am ersten Orte zurück. Mehre Mitglieder beschlossen mit mir, eine neue zu bilden, in der Absicht eine Sägemaschine zu benützen, deren Hauptbestandtheile wir aus Frankreich mitgebracht hatten. Ich führe hier noch einige nähere Umstände in Betreff dieser Maschine an, weil die Hoffnung, durch sie mein Glück zu machen, mich veranlaßt hat, viel länger als ich gesollt hätte, unter diesem ungesunden Himmelsstriche zu verweilen. Vor Allem fehlte es uns an Geld, um den andern Mitgliedern unserer Gesellschaft den Antheil, den sie an der Maschine hatten, abzukaufen. Wir wandten uns daher an einen gewissen Torres, einen reichen Bewohner des Dorfes, der sich bereit erklärte, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen. Er verpflichtete sich sowohl die nöthigen Gelder vorzuschießen, als auch die Auslagen zu bestreiten, welche unser Mechaniker für nöthig erachten werde, um die Säge in Bewegung zu setzen,

[illegible] [illegible] [illegible] [

wird man nur des Nachts, und zwar vom Untergang der Sonne bis zum anbrechenden Tage, durch ihn beläſtigt.

Nach dem Moskitos iſt der Rodador der Gefährlichſte. Der Chaquiſte hat viel Aehnlichkeit mit ihm, übertrifft ihn aber an Größe, und ſein Stich iſt weniger giftig.

Der Moskitos und der Rodador ſcheinen ſich gleichſam darin zu verſtehen, die Menſchen abwechſelnd zu quälen. Der erſte hat ſich die Nacht dazu gewählt, der zweite den ganzen Tag. Dieſer letztere iſt ſo klein, daß man ihn kaum wahrnimmt; aber ſein Stich iſt gerade ſo giftig, wo nicht noch giftiger, als der ſeines nächtlichen Stellvertreters. Indeſſen kann man ſich doch durch angemeſſene Kleidung gegen ihn ſchützen, und in dieſem Puncte iſt er folglich minder furchtbar als der Moskitos. Aber wehe den unbedeckten Theilen des Körpers, den Händen, dem Geſichte. Man müßte beſtändig Handſchuhe und eine Geſichtslarve tragen, um gegen ſeine Angriffe ſich vollkommen ſicher zu ſtellen. Auch er läßt ſich wie der Moskitos, auf dem Stiche todtſchlagen, den er verurſacht hat.

So zahlreich das Geſchlecht der Schnaken in Mexico iſt, ſo ſelten, klein und unſchädlich ſind daſelbſt die Fliegen. Jedoch muß eine ſehr große Gattung derſelben, deren Stich eine fürchterliche Wirkung hervorbringt, hiervon ausgenommen werden. Dieſe ſetzt nämlich in den Theil des Körpers, in welchen ſie ihren Stachel geſenkt hat, einen Wurm ab, der ſich da ernährt, und eine ſcheußliche Wunde gräbt. Dieſe Fliege verſchont weder Menſchen noch Thiere. Ein ſolcher Wurm führte ſogar den Tod eines armen Arbeiters herbei, der mit ſeiner Familie an Bord des Schiffes gekommen war. Die Fliege hatte ihn in den Hals geſtochen, und der Wurm, den ſie dort zurück ließ, war bis in den Schlund gedrungen. Der Unglückliche mußte unter den fürchterlichſten Schmerzen ſeinen Geiſt aufgeben.

Indeſſen muß ich doch bemerken, daß dieſer Wurm ſelten den Tod desjenigen zur Folge hat, an deſſen Fleiſch er ſich weidet. Er ſtreckt gern den Kopf aus der Wunde hervor, die er gemacht hat, und zuweilen iſt man ſo glücklich, ihn durch Tabacksrauch, den man auf ihn bläst, aus derſelben zu treiben; oft bleibt aber kein anderes Mittel übrig, um ihn zu vertilgen, als daß man die Wunde ausbrennt, oder einen Einſchnitt in dieſelbe macht.

Ein anderes, höchſt läſtiges Thier, an Geſtalt der Wanze ſehr ähnlich, iſt der Garapate, der ihr meiſtens auch an Größe gleicht, allein es gibt welche, die drei bis viermal ſo groß werden. Der Garapate hat eine Menge Füße, und iſt mit einer kleinen Zange bewaffnet, vermittelſt deren er ſich ſo feſt an den Körper klammert, daß er, wenn man ihn wegreißen will, ein Stück Fleiſch mitnimmt; übrigens verurſacht er gar keine Schmerzen, ſo lange er an dem Körper feſtſitzt; man empfindet nur ein leiſes Jucken, und blos das Wegreißen deſſelben thut weh. Ich habe einen ſehr großen am Schenkel mit mir herumgetragen, in der Meinung es ſey eine Blatter, und wurde meinen Irrthum erſt gewahr, als ich mich ſchon ſeit mehren Tagen eingeſchifft hatte, um nach Frankreich zurückzukehren. Der Schild, welcher den Rücken des Inſectes ſchützt, iſt ſo hart, daß man ihn nur mit großer Mühe zerdrücken kann. Es lebt in Wäldern, auf dem Laube der Bäume ſitzend. Geht man auf die Jagd, ſo iſt es faſt unmöglich, ſich gegen daſſelbe zu ſchützen.

So trägt das Heer von Inſecten, gleichſam als würdiges Hülfscorps des ungeſunden Clima's, nicht wenig dazu bei, daß die Coloniſten die Luſt am Feldbau verlieren. Vor allen aber, wie ich ſchon geſagt habe, fürchten ſie die Moskitos am meiſten. Ohne dieſe und die herrſchenden Fieber, würde die Colonie von Guazacoalco unfehlbar zum blühendſten Zuſtand ſich erheben. Allerdings könnte man das Clima etwas geſünder machen, wenn man die Sümpfe austrocknete, welche die Ufer der Flüſſe bedecken; aber welche ungeheure Ausgaben würde dieſe Arbeit erfordern! Ein volkreicher und civiliſirter Staat wie Frankreich könnte ein ſolches Unternehmen wohl ausführen, allein wie wäre ſo etwas in Mexico möglich? Und wenn es auch möglich wäre, würden ſich wohl die Mexicaner dazu verſtehen wollen?

Meine Freunde von Minatitlan und ihre Anſichten von der Colonie.

Während meines Aufenthaltes in Minatitlan, knüpfte ich mit zwei Mexicanern ein freundſchaftliches Verhältniß an; der eine, ein ehemaliger Alcalde des Dorfes, hieß Emanuel Montalvo; der andere war der Sohn des Commiſſärs der Colonie und ſein Name Ignacio Dios. Der Vater dieſes letztern war beſonders mit der Vertheilung der Ländereien unter die Coloniſten beauftragt, und hatte eine allgemeine polizeiliche Aufſicht über ſie zu führen; er mußte ihre Beſchwerden anhören, und dieſe dem politiſchen Chef von Vera-Cruz mittheilen, wenn er ihnen nicht ſelbſt abzuhelfen vermochte. Monsieur Ignace, ſo nannten die Franzoſen den Sohn des Commiſſärs, war ein ſehr wohlerzogener Menſch, und von der Natur mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften ausgeſtattet. Noch hatte er das achtzehnte Jahr nicht erreicht, und ſchon wußte er ſich mit vieler Leichtigkeit in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache auszudrücken. Obgleich er keine ſchöne Geſichtsbildung hatte, ſo lag doch ſo viel Sanftmuth in dem Ausdruck ſeiner Züge, ſein Geiſt war ſo gebildet und ſein Benehmen ſo empfehlend, daß ihn alle Franzoſen liebten. Unſer gemeinſamer Geſchmack an der Muſik hatte uns einander näher gebracht, und gleichgeſtimmte Gefühle uns vereint. Er blies die Flöte, und da mir dieſes Inſtrument nicht ganz fremd iſt, ſo kamen wir in der Wohnung ſeines Vaters zuſammen, und muſicirten miteinander.

Eines Tages, als ich vor einem, in dem Hofe befindlichen Stehpulte, auf ſeine Bitte, ein geſchriebenes Lied prima vista zu blaſen verſuchte, ſchlich ſich unverſehens eine ſchwarze, gelb gefleckte Schlange aus dem den Hof umgebenden Zaune hervor, und näherte ſich uns in wellenförmigen Bewegungen, die ſpitzige Zunge pfeilähnlich herausſtreckend. Da rief der erſchrockene Ignacio aus allen Kräften: Nana, tata, una carlobra! (Mutter, Vater, eine Schlange!) Zugleich ergriff er einen Stock, warf ihn nach der Schlange, verfehlte ſie aber, und dieſe kroch wieder zum Zaune hinaus, indem ſie, unſern Blicken ſich entziehend, gegen weitere Verfolgungen ſich ſicher ſtellte. Auf das Geſchrei des Sohnes war die Mutter herbeigeeilt; und als ſie nach der Farbe der Schlange ſich erkundigt hatte, beruhigte ſie uns durch die Verſicherung, ſie ſey nicht gefährlich. Man erkennt nämlich an der Farbe des Thieres, ob ſein Biß gefährlich iſt oder nicht.

Während der Regenzeit ſuchen viele Schlangen, welche in den Wäldern keinen Schlupfwinkel mehr finden, einen Zufluchtsort auf der Bedachung der Wohnungen, wo ſie ſich unter die Palmblätter oder unter die Heubündel verkriechen, die als Dachtraufe dienen. Zuweilen geſchieht es, daß, in dem Augenblicke, wo man ſich deſſen am wenigſten verſieht, eines dieſer Thiere in das Innere der Wohnung herabfällt, und Schrecken in der Familie verbreitet; denn man verſichert, dieſe unvorhergeſehenen Gäſte ſeyen oft ſehr giftig. Außer denſelben ſchleicht ſich auch eine Art ganz kleiner grauer Eidechſen in die Wohnungen, deren Biß höchſt gefährlich iſt; die Mexicaner nennen ſie Alacran.

Die Mäuſe, welche vor der Ankunft der Spanier in Indien ganz unbekannt waren, haben ſich da auf eine unglaubliche Weiſe vermehrt. Außerdem gibt es daſelbſt ungeheuer große Spinnen; beſonders aber zahlloſe Ameiſen verſchiedener Größe, deren Biß ſchmerzhaft iſt, und die in den Wohnungen förmliche Prozeſſionen bilden, welche ſich bald ausdehnen, bald in verſchiedenen Richtungen zuſammenſchaaren. Ohne die überall gebräuchliche Vorſicht, die Lebensmittel frei aufzuhängen, oder ſie durch Verſchließen vor ihnen ſicher zu ſtellen, würde der für mehre Monate zureichende Mundvorrath einer ganzen Familie in wenig Tagen aufgezehrt ſeyn.

Die Ungemächlichkeiten abgerechnet, welche dieses Heer von Reptilien und Insecten, ein lästiges Seitenstück zu jenen, deren ich bereits erwähnt habe, verursacht, sind die Wohnungen der reichen Mexicaner ziemlich angenehm. Sie sind, wie die dem Vater Ignacio's gehörende, gewöhnlich auf der innern Seite mit einer mehr oder minder großen Umzäunung versehen, die als Hofraum oder Garten dient. Uebrigens bestehen sie nur aus einem Erdgeschosse, welches in mehre, ziemlich geräumige, in einandergehende Zimmer abgetheilt ist. Zwei Thüren, wovon die eine sich gegen Norden, die andere gegen Süden befindet, gewähren einen Luftzug, der während der großen Hitze die innern Räume abkühlt. Eine kleine, mit einem Schirmdache versehene Gallerie ist außerhalb der Vorderseite angebracht, und schützt die Zimmer sowohl gegen die Schlagregen, als gegen die brennenden Strahlen der Sonne.

Ignacio's Gesellschaft gewährte mir großes Vergnügen; er hatte Verstand, richtige Beurtheilungskraft und ein vortreffliches Gedächtniß. Unser Umgang war gegenseitig belehrend. Wir unterhielten uns abwechselnd in unsern Muttersprachen. Er verbesserte meine Fehler, wenn wir spanisch redeten, und ich die seinigen, wenn wir französisch sprachen. Ich zog aus seinem Unterrichte, den er mir scherzend gab, stets großen Nutzen, denn aufrichtig gestanden, ich verstand das Spanische viel weniger als Ignacio das Französische, und verfiel alle Augenblicke in Barbarismen, die ihn zum Lachen brachten, während er fast keine machte.

Eines Tages fiel unser Gespräch auf Herrn **Lainé de Villévêque**, der, Ignacio's Aeußerungen zufolge, die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute auf eine unverzeihliche Art mißbraucht hatte, indem er ihnen Ländereien verkaufte, welche die mexicanische Regierung unentgeltlich hergibt. „Und sind wir Mexicaner," fuhr er fort, „nicht sogar selbst getäuscht worden? Der gegenwärtige Consul zu Bordeaux, Don Thades Ortiz, war vor etwa zwei Jahren Commissär der Colonie des Guazacoalco, während mein Vater die Stelle eines Quästors, bei der zu Xalapa sich versammelnden Deputirtenkammer des Staates Vera-Cruz versah. Er pries meinem Vater diese Gegend außerordentlich an. Seinen Aeußerungen zufolge war es das schönste Land auf der weiten Erde, ein wahres irdisches Paradies; kurz er brachte es so weit, daß er meinen Vater beredete, seine Stelle als Quästor gegen die des Commissärs zu vertauschen. Im Vertrauen auf die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit dieses Mannes, verließen wir Xalapa, jenen herrlichen Aufenthalt, an den ich mein ganzes Leben lang nur mit Thränen denken würde, hätte ich nicht die Hoffnung, eines Tags dahin zurückzukehren. Von Xalapa zogen wir in diese Wüste, wo die Fieber, die Chiques und die Moskitos den menschlichen Körper sich streitig machen. Ach, wenn Sie Xalapa kennten, Sie würden nicht begreifen, wie wir im Stande seyn konnten, es zu verlassen! Stellen sie sich eine gut gebaute, von zehn bis zwölftausend Menschen bewohnte Stadt vor, mit sehr freundlichen Straßen, schönen Plätzen und Springbrunnen, vortrefflichem und hinreichendem Wasser in allen Häusern, reizenden Spaziergängen, herrlichen Landhäusern und bewundernswerthen Umgebungen. Auf den Märkten findet man das ganze Jahr hindurch die Erzeugnisse des europäischen Bodens und der Tropenländer vereint; da sieht man Ananas und Trauben, Aepfel und Bananen in Menge; an jeder Straßenecke hört man rufen: „Eis, Eis, wer will Eiswasser trinken!" Ueberdieß ist das Clima gesund, und es herrscht da ein ewiger Frühling. Wenn Sie einem Bewohner Xalapa's von den Moskitos sprechen wollten, so würde er Ihnen antworten: „Was sind das für Thiere, die Moskitos? wir kennen sie gar nicht." — Meinen Sie, lieber Freund, daß ich etwa gesonnen sey, hier mein Leben zuzubringen, nachdem ich in jenem Lande erzogen worden? In Ihren französischen Städten gibt es ohne Zweifel wie in den unsrigen, arme, halb nackte, in Lumpen gehüllte Menschen, welche die Nacht auf der Schwelle der Hausthüren zubringen, und am Tage von den Abfällen der Tafel reicher Leute leben. Nun, sehen Sie, ich möchte lieber einer dieser Menschen, ein elender Bettler in Xalapa seyn, als hier der Sohn des Commissärs der Colonie. Wissen Sie, daß die meisten Bewohner des obern Mexicos von diesen Gegenden gar nichts hören und wissen wollen? Vor einigen Jahren hatte die Regierung den Entschluß gefaßt, die Mündung des Guazacoalco zu befestigen, was schon längst hätte geschehen

Ihre Ausführung ist nicht ganz einfach, da sie eine Reihe von Vorsichtsmaßregeln erfordert, deren Nichtbeachtung leicht zu Mißerfolgen führt. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß man die Kohlensäure in Form von Gas in die Lösung einführen muß, während sie in der Natur in Form von Bicarbonaten vorkommt. Man muß also zunächst Kohlensäure entwickeln, sie reinigen und trocknen, dann in die Lösung einführen und schließlich die Lösung sterilisieren. Alle diese Operationen müssen unter Vermeidung jeder Verunreinigung ausgeführt werden.

Die Kohlensäure wird aus Marmor und Salzsäure entwickelt. Sie wird durch Waschen mit Wasser gereinigt und durch Schwefelsäure getrocknet. Sie wird dann in die Lösung eingeführt, bis diese gesättigt ist. Schließlich wird die Lösung sterilisiert.

Die Lösung enthält nun Calciumbicarbonat, Magnesiumbicarbonat, Natriumbicarbonat, Kaliumbicarbonat, Natriumchlorid, Kaliumchlorid, Natriumsulfat, Kaliumsulfat, Natriumphosphat, Kaliumphosphat, Natriumnitrat, Kaliumnitrat, Natriumsilicat, Kaliumsilicat, Natriumborat, Kaliumborat, Natriumfluorid, Kaliumfluorid, Natriumjodid, Kaliumjodid, Natriumbromid, Kaliumbromid, Natriumarsenat, Kaliumarsenat, Natriumantimonat, Kaliumantimonat, Natriumwolframat, Kaliumwolframat, Natriumvanadat, Kaliumvanadat, Natriumchromat, Kaliumchromat, Natriumuranat, Kaliumuranat, Natriumthoriumat, Kaliumthoriumat, Natriumcerat, Kaliumcerat, Natriumlanthanat, Kaliumlanthanat, Natriumyttriumat, Kaliumyttriumat, Natriumerbiumat, Kaliumerbiumat, Natriumytterbiumat, Kaliumytterbiumat, Natriumscandiumat, Kaliumscandiumat, Natriumgalliumat, Kaliumgalliumat, Natriumindiumat, Kaliumindiumat, Natriumthalliumat, Kaliumthalliumat, Natriumgermaniumat, Kaliumgermaniumat, Natriumzinnat, Kaliumzinnat, Natriumbleiat, Kaliumbleiat, Natriumtitanat, Kaliumtitanat, Natriumzirkonat, Kaliumzirkonat, Natriumhafniumat, Kaliumhafnium

die Mexicaner; dieſe zerfallen wieder in reine Abkömmlinge von Africanern oder Neger, in Miſchlinge von Weißen und Eingeborenen, oder von Eingeborenen und Schwarzen, oder endlich von Schwarzen und von Weißen; und alle dieſe Miſchungen und Combinationen würden demjenigen, der ſie analyſiren wollte, wahrſcheinlich noch complicirter vorkommen, als die großen algebraiſchen Gleichungen und Combinationen dem Geiſte eines angehenden Mathematikers.

Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher die Wiſſenſchaft wohl die Grundurſache aufſuchen ſollte, iſt die, daß in den heißen Ländern Mexico's faſt alle Weiber ſehr wohl beleibt ſind und lauter runde Formen haben, während die Männer, mit wenigen Ausnahmen, durch auffallende Magerkeit ſich auszeichnen. Man behauptet, die Geſundheit der erſtern ſey ungleich beſſer als jene der letztern, und in den kalten Ländern finde gerade das Gegentheil Statt.

Eines Tages gab ich Montalvo den Wunſch zu erkennen, den Landſtrich zu beſuchen, den man dem Herrn **Lainé de Villévêque** eingeräumt hatte. Man verſichert, fügte ich hinzu, das Clima ſey dort viel geſünder als in der Umgegend von Minatitlan; und wenn dieß der Fall iſt, ſo werde ich mit meinen drei Arbeitern vielleicht dort meinen Wohnſitz aufſchlagen.

„Thun Sie das ja nicht," erwiederte er. „Ich kenne den Fluß ſeiner ganzen Ausdehnung nach, und kann ihnen die Verſicherung geben, daß in dem, dem Herrn **Lainé de Villévêque** überlaſſenen Landſtriche das Clima vielleicht noch ungeſunder iſt, als irgendwo anders. Wenn Sie dagegen ein großer Jagdliebhaber ſind, ſo werden Sie mehr Wildprett als hier, und namentlich großes dort antreffen. Hirſche, Rehe und ausländiſche, dort einheimiſch gewordene, aber verwilderte Schweine gibt es in Menge. Beſonders zahlreich ſind die letztgenannten, allein die Jagd derſelben iſt mit Gefahren verbunden. Sie ziehen nämlich rudelweiſe in den Wäldern umher; wenn nun das Schwein, auf welches man ſchießt, zufällig nur verwundet wird, ſo erhebt es ein entſetzliches Geſchrei, und zieht dadurch ſeine Gefährten, ja zuweilen ganze Schaaren derſelben, herbei. Bald ſieht der Jäger von einer Menge dieſer Thiere ſich umringt, die über ihn herfallen. Wehe ihm, wenn er nicht die Vorſicht gebraucht, ſchnell einen Baum zu erklettern, ſondern, auf die Vortrefflichkeit ſeiner Waffen vertrauend, ſie feſten Fußes erwarten will; denn ſie ſind im Stande, ihn lebendig aufzuzehren. Das Klügſte iſt demnach, vom Gipfel eines Baumes auf ſie Jagd zu machen, und hinter den belaubten Zweigen ſich zu verbergen; ſo kann man ſie ohne die mindeſte Gefahr ſchießen."

Montalvo fügte noch hinzu, man treffe an den Ufern des Fluſſes mehre von den Indianern verlaſſene Dörfer an; er kenne Creolen, die ſich dort niedergelaſſen hätten, und nach Minatitlan zurückgekehrt ſeyen; er würde einem Franzoſen niemals rathen, ſich dahin zu begeben, ſowohl weil er die Ueberzeugung habe, es würde ihm nicht beſſer ergehen als ſeinen eigenen Landsleuten, als auch weil die Fieber dort nicht minder herrſchen, als in Minatitlan, und man außerdem den offenen Beinſchäden mehr ausgeſetzt ſey.

Ich folgte dieſem Rathe, und wartete in Minatitlan die Reſultate der neuen Geſellſchaft ab, welche wir zur Benutzung unſerer Sägemaſchine errichtet hatten. Unterdeſſen war jedoch der Juni, und mit ihm die Regenzeit, im Gefolge einer ſchrecklichen Menge von Moskitos, herangekommen. Ich bewohnte mit meinen drei Bauern einen geräumigen Schoppen, der für einen General-Commiſſär der Colonie zur Wohnung beſtimmt war, welcher nicht, wie Don Ramon Dios, unter dem politiſchen Chef von Vera-Cruz, ſondern unter dem Präſidenten der mexicaniſchen Republik ſtehen ſollte. Das Dach dieſes Schoppens war ſo ſchlecht, daß es uns nicht einmal gegen den Regen ſchützte; auch jagte dieſen der Wind von unten in das Innere; und da die Regengüſſe nicht beſtändig anhielten, ſondern zuweilen Stunden-, ja ſelbſt Tageweiſe aufhörten, ſo wurden wir auch von den Moskitos gepeinigt. Wir brachten vier bis fünf Nächte ſchlaflos zu. Die Entbehrung des Schlafes, die Stiche der Moskitos und die Feuchtigkeit der mit mephitiſchen Dünſten geſchwängerten Luft, die aus dem Sumpfe aufſtiegen, welchen unſer Schoppen beherrſchte, alles dieſes

Wer Kunst zu Diensten

Wer Kunst zu Diensten hat, der kann sich nicht mit Kunst beschäftigen.

bereits Nacht seyn wird, wenn wir in Chinamech eintreffen? Ich glaube gar, die Mutter Simon macht sich ein Späßchen mit uns, und will uns vor ihren leeren, rothen Tellern bis zum späten Abend sitzen lassen?"

„Nun, ich meine auch, versetzte Herr Duplan, die Frijoles könnten schon längst gekocht seyn. Rufen Sie ihr doch!"

„Das wird schwer seyn; ich weiß ja ihren Namen nicht. — Marie! Leonore! Mutter Simon! hört ihr nicht? — Vielleicht gefällt ihr einer dieser Namen. — Doch, da seh' ich sie schon."

In der That trat jetzt eine Mexicanerin von hoher Statur, mit schwarzbraunem Gesichte und bereiften Haaren aus der Hütte, in ihren Händen befand sich ein Topf voll schwarzer Bohnen (Frijoles). Als sie die verschiedenen Namen hörte, welche ihr der junge Mann gab, erheiterte sich ihr finsteres Gesicht, und sie zeigte lächelnd zwei Reihen schöner weißer Zähne. Nachdem sie die beiden Reisenden bedient hatte, reichte sie jedem ein mexicanisches Brod (pan mejicano). Diese Brode sind aus Mehl von der Puebla de los angelos gemacht; man nimmt Fett dazu, aber keine Hefe; ihre Form ist rund, ihre Farbe schön weiß, mit Ausnahme der leichten Kruste, welche gelb aussieht. Sie schmecken ziemlich gut, wiegen nicht ganz ein Viertelpfund, und das Stück kostet einen Medio (beiläufig zehn Kreuzer).

Auf den Wunsch der Reisenden tischte ihnen die Mutter Simon noch gebackene Eier auf, und zum Nachtisch den Pinol. So nennt man eine sehr stark schäumende Chocolade, welche man mit einer ziemlich starken Quantität gerösteten Mais versetzt; zuweilen thut man auch Piment oder Vanille, selten aber Zucker dazu. Die erste Chocolade, welche den Europäern bekannt wurde, und an dem Hofe Montezuma's getrunken wurde, war Mais, mit Cacao-Bohnen vermischt. Dieses Gemisch nannte man Pinol, wahrscheinlich um es von der bessern Qualität Chocolade zu unterscheiden; der Pinol ist jedoch die ächte Chocolade der aztekischen Mexicaner, von denen die Spanier den Namen und Gebrauch zuerst kennen lernten; erst später wurde beides in Europa bekannt.

Nach geendigter Mahlzeit, die unsere Reisenden der Mexicanerin reichlich bezahlten, versäumten sie nicht, diese mit Danksagungen zu überhäufen, indem sie mit großem Nachdrucke wiederholten: Munchas gracias, Sennora! Munchas gracias! Man ist nämlich sehr froh, wenn man hier zu Lande für sein gutes Geld nur irgend etwas zu essen bekömmt. Als sie bereits zu Pferde saßen, riefen sie ihr noch zu: Buenos tardes! worauf die Mutter Simon ihren Gruß mit castilianischer Würde erwiedernd, ihnen antwortete: Va ous ted con Dios, Sennores! (Gehen Sie mit Gott meine Herren). Dieß ist der gewöhnliche Abschiedsgruß. Mit verhängtem Zügel sprengten jetzt die Franzosen dem Walde zu, und verschwanden in demselben.

Der Indianer, der mit dem Amte beauftragt war, in den Pueblos, welche die Ehre genießen, einen Pfarrer (el Sennor padre) zu haben, die Stunden zu verkündigen, hatte gerade fünf Uhr angezeigt, oder vielmehr geschlagen. In den Tropenländern beginnt die Dämmerung in der Regel zwischen 6 und 7 Uhr, und um 8 Uhr des Abends ist es bereits finstere Nacht. Es war schon spät. Die Sonne, am Saume des Horizontes stehend, schien ihre blendenden Strahlen auf die Wipfel der hohen Bäume zu stützen, welche den Wald beherrschten; sie glich einer, auf einem ungeheuern Altare stehenden, prachtvollen Monstranz. Bald verbarg sie sich hinter einem belaubten Schleier, und versank nach und nach in den Wald, wie in einen Tabernakel. Sie war bereits verschwunden, und noch irrten unsere Wanderer in dem weiten Eichenwalde umher, der Altipa von Chinamech trennt, wohin sie sich begeben wollten.

Chinamech ist ein Pueblo, der zwei Stunden von Altipa, in der Nähe des Meeres und des Flusses Guazacoalco liegt. Er ist ungefähr eben so stark bevölkert als Altipa; unter seinen Einwohnern befinden sich jedoch weit mehr Creolen, und mehre Familien dieser Letztern stammen von ungemischter, europäischer Race ab. Altipa treibt mehr Ackerbau, Chinamech mehr Handel. So liefert dieses unter andern sammtlichen, mehr als zwanzig Stunden im

Mark, whose descent was also from Adam, Christ descended from Adam through Joseph, whose descent was also from Adam. Thus Christ was descended from Adam through Mary and through Joseph, and Mary and Joseph were descended from Adam through Heli and through Jacob. Thus Heli and Jacob were descended from Adam through Nathan and through Solomon. Thus Nathan and Solomon were descended from Adam through David and through Jesse. Thus David and Jesse were descended from Adam through Obed and through Boaz. Thus Obed and Boaz were descended from Adam through Salmon and through Naasson. Thus Salmon and Naasson were descended from Adam through Aminadab and through Aram. Thus Aminadab and Aram were descended from Adam through Esrom and through Phares. Thus Esrom and Phares were descended from Adam through Juda and through Jacob. Thus Juda and Jacob were descended from Adam through Isaac and through Abraham. Thus Isaac and Abraham were descended from Adam through Thare and through Nachor. Thus Thare and Nachor were descended from Adam through Sarug and through Ragau. Thus Sarug and Ragau were descended from Adam through Phalec and through Heber. Thus Phalec and Heber were descended from Adam through Sala and through Cainan. Thus Sala and Cainan were descended from Adam through Arphaxad and through Sem. Thus Arphaxad and Sem were descended from Adam through Lamech and through Noe. Thus Lamech and Noe were descended from Adam through Mathusala and through Henoch. Thus Mathusala and Henoch were descended from Adam through Jared and through Malaleel. Thus Jared and Malaleel were descended from Adam through Cainan and through Enos. Thus Cainan and Enos were descended from Adam through Seth and through Adam. Thus Seth and Adam were descended from Adam through Adam and through God. Thus Adam and God were descended from Adam through God and through God.

Thus Christ was descended from Adam through Mary and through Joseph, and Mary and Joseph were descended from Adam through Heli and through Jacob. Thus Heli and Jacob were descended from Adam through Nathan and through Solomon. Thus Nathan and Solomon were descended from Adam through David and through Jesse. Thus David and Jesse were descended from Adam through Obed and through Boaz. Thus Obed and Boaz were descended from Adam through Salmon and through Naasson. Thus Salmon and Naasson were descended from Adam through Aminadab and through Aram. Thus Aminadab and Aram were descended from Adam through Esrom and through Phares. Thus Esrom and Phares were descended from Adam through Juda and through Jacob. Thus Juda and Jacob were descended from Adam through Isaac and through Abraham. Thus Isaac and Abraham were descended from Adam through Thare and through Nachor. Thus Thare and Nachor were descended from Adam through Sarug and through Ragau. Thus Sarug and Ragau were descended from Adam through Phalec and through Heber. Thus Phalec and Heber were descended from Adam through Sala and through Cainan. Thus Sala and Cainan were descended from Adam through Arphaxad and through Sem. Thus Arphaxad and Sem were descended from Adam through Lamech and through Noe. Thus Lamech and Noe were descended from Adam through Mathusala and through Henoch. Thus Mathusala and Henoch were descended from Adam through Jared and through Malaleel. Thus Jared and Malaleel were descended from Adam through Cainan and through Enos. Thus Cainan and Enos were descended from Adam through Seth and through Adam. Thus Seth and Adam were descended from Adam through Adam and through God. Thus Adam and God were descended from Adam through God and through God.

Thus Christ was descended from Adam through Mary and through Joseph, and Mary and Joseph were descended from Adam through Heli and through Jacob. Thus Heli and Jacob were descended from Adam through Nathan and through Solomon. Thus Nathan and Solomon were descended from Adam through David and through Jesse. Thus David and Jesse were descended from Adam through Obed and through Boaz. Thus Obed and Boaz were descended from Adam through Salmon and through Naasson. Thus Salmon and Naasson were descended from Adam through Aminadab and through Aram. Thus Aminadab and Aram were descended from Adam through Esrom and through Phares. Thus Esrom and Phares were descended from Adam through Juda and through Jacob. Thus Juda and Jacob were descended from Adam through Isaac and through Abraham. Thus Isaac and Abraham were descended from Adam through Thare and through Nachor. Thus Thare and Nachor were descended from Adam through Sarug and through Ragau. Thus Sarug and Ragau were descended from Adam through Phalec and through Heber. Thus Phalec and Heber were descended from Adam through Sala and through Cainan. Thus Sala and Cainan were descended from Adam through Arphaxad and through Sem. Thus Arphaxad and Sem were descended from Adam through Lamech and through Noe. Thus Lamech and Noe were descended from Adam through Mathusala and through Henoch. Thus Mathusala and Henoch were descended from Adam through Jared and through Malaleel. Thus Jared and Malaleel were descended from Adam through Cainan and through Enos. Thus Cainan and Enos were descended from Adam through Seth and through Adam. Thus Seth and Adam were descended from Adam through Adam and through God. Thus Adam and God were descended from Adam through God and through God.

geſchehe dieſes zur Ehre eines Neugeborenen, und der Fandango werde in der Wohnung der Wöchnerin getanzt werden.

Ein erleuchtetes Haus ſtellte ſich bald ihren Augen auf einer Anhöhe dar. Glanzvoll erhob es ſich unter ſeinen Nachbarn, in denen auch nicht ein Licht zu bemerken war. Im Innern der Wohnung ſtanden auf einem Tiſche von Cedernholz viele mit allerlei Flüſſigkeiten gefüllte Flaſchen. Schon ihrer Farbe ſah man es an, daß ſie Xereswein, Branntwein aus Zuckerrohr, Rum und Aniſette enthielten. Auch mehre Schüſſeln waren aufgeſtellt, in denen ſich Confect von mancherlei Art, Zuckerbrod und andere Leckereien befanden, welche die Mexicaner jener Gegenden zubereiten, und die ſelbſt in einer großen Stadt dem ausgeſuchteſten Nachtiſche einer wohlbeſetzten Tafel keine Schande machen würden.

Vor dem Hauſe hatte man zum Fandango eine Art von Bretterboden gezimmert; auf jeder Seite deſſelben waren Bänke angebracht, auf denen ſchon mehre Perſonen Platz genommen hatten. Da jedoch die Muſikanten allzu lange auf ſich warten ließen, ſo verzichteten die liebenswürdigen Franzöſinnen auf den Tanz, und es wurde einſtimmig beſchloſſen, ſich zu Bette zu begeben. Die Hängematte des Herrn Bertrand ward dem Herrn Duplan als Lagerſtätte angewieſen, ſein Reiſegefährte aber nahm zu der Gaſtfreundſchaft des Schloſſers ſeine Zuflucht. Der arme Schloſſer! er hatte dem jungen Manne weder ein Bett noch eine Hängematte, noch eine gewöhnliche Matte anzubieten, und dieſer ſah ſich daher genöthigt, ſo gut es gehen wollte, eine Art von Hängematte aus einem Betttuche zu errichten, welches er an zwei Pfählen aufhing, die dem Dache des (der Kirche gegenüberliegenden) Hauſes zu Stützen dienten. Der junge Reiſende hatte ſein Lager auf der entgegengeſetzten Seite aufgeſchlagen, und zugleich die Vorſicht gebraucht, ſein Pferd neben ſich anzubinden, um es nicht zu verlieren. Die Erfahrung hatte ihn nämlich gelehrt, daß die Indianer, um eine Kleinigkeit zu verdienen, ſich ein Geſchäft daraus machen, mit ihren Manchetas die Zäume abzuſchneiden, mit denen die Pferde der Fremden angebunden ſind; und daß man ſich, ohne es zu vermuthen, gerade an ſie wenden muß, um die entlaufenen Pferde wieder aufzufinden. Mancher unvorſichtige Reiſende war ſchon genöthigt, ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen, weil er ſich während der Nacht von ſeinem Pferde entfernt hatte.

Die Reihe von Pfählen, an deren einige der junge Mann ſein luftiges Lager befeſtigt hatte, trug die hintere Seite des Daches, und bildete um das Haus, von der Wand an, eine äußere Gallerie von 4 bis 5 Fuß Breite, unter welcher man, geſchützt vor dem Regen auf und ab gehen konnte. Vor ihm dehnte ſich ein Roſenteppich aus, der durch den, das Dorf umgebenden Wald begränzt war. Mehre zerſtreut weidende Ochſen lagerten ſich in Gruppen zuſammen, um wiederzukäuen und zu ſchlafen. Sein Pferd ſtreckte ſich auf den Boden, er ſelbſt aber wickelte ſich in ſeine ſchneeweiße Hülle, wiegte ſich eine Weile hin und her, um die balſamiſche Kühle der Nacht beſſer einzuathmen, verbarg das Geſicht unter ſeinem Sacktuche, um gegen die Stiche einiger Moskitos ſich zu verwahren, die ihm um die Ohren ſumpten, und überließ ſich hierauf dem Schlafe.

Gegen Mitternacht weckten ihn plötzlich die ſanften, harmoniſchen Töne einer lieblichen Muſik, und er konnte bald deutlich unterſcheiden, daß ſie einer Harfe und einer Violine entlockt wurden, welch' letztere in dieſen Wüſten zu den ſeltenen Erſcheinungen gehört. Raſch verließ der junge Mann ſein Lager, und eilte der Kirche zu, aus welcher die zauberiſchen Töne zu ihm herüber klangen. Der Eingang der Umzäunung, in deren Mitte die Kirche und mehre ſie umgebende Cocosbäume ſich erhoben, ſtand weit offen; das Gotteshaus ſelbſt war gleichfalls geöffnet. Am Eingange des Zaunes ſtanden fünf bis ſechs Muſiker, von denen der eine mit wahrer Kunſtfertigkeit die Violine, die übrigen aber zwei dort einheimiſche Inſtrumente, die Guittare und die Harfe ſpielten. Eine Menge Neugieriger umringte die Tonkünſtler. An der Thüre der Kirche befand ſich eine Gruppe reinlich gekleideter Männer, Frauen und Kinder, mit brennenden Kerzen in der Hand. Mit jedem Augenblicke wuchs der Zudrang zu der Kirchthüre; die Kerzen mehrten ſich anſehnlich; und dieſe

Masse von Lichtern, die in der finstern Nacht munter auflohderten, beleuchtete die Cocosbäume, die ihre Wipfel, gleichsam huldigend, über die ländliche Kirche bogen, und stellte zugleich die Vorderseite dieser Letztern in hellstem Lichte dar, mit einem glänzenden Heiligenscheine sie schmückend, der weit von hier das Dorf erleuchtete.

Mit überraschender Präcision trugen unterdessen die Violine, die Harfen und die Guittaren die kostbarsten Lieder vor. Plötzlich mischte sich in die melodischen Töne der Instrumente das lärmende Geläute der Glocken, die in einem vor der Kirche befindlichen Kiosk aufgehängt waren. Mit einem Male wurde die ganze Nachbarschaft lebendig; Alle strömten mit heiterer Miene aus ihren Wohnungen herbei; selbst die Pferde, die vor der Kirche auf dem Rasen weideten, wieherten vor Vergnügen, die ganze Natur schien an diesem unerwarteten Feste Theil zu nehmen. In der That es war ein solches; denn die Gemeinde zählte ein Paar Ankömmlinge mehr, und zwei Neugeborne sollten die Taufe empfangen.

Unser Reisender drängt sich jetzt durch die Menge der Neugierigen und der Musiker bis zum Eingange der Kirche vor. Hier reicht ihm ein schöner junger Mann eine Kerze; er nimmt sie dankbar an, und wohnt der Feierlichkeit bei. Zwei ehrwürdige, in ihre bunten Mantillen gehüllte Matronen halten auf ihren nackten Armen die neugebornen Zwillinge. Ihnen zur Seite stehen die beiden Pathen, in ihren kurzen Sammtbeinkleidern mit silbernen Knöpfen, in gestickten Hemdkragen aus Battist und umgürtet mit einer rothen Schärpe mit goldenen Franzen; in der einen Hand halten sie eine brennende Kerze, und in der andern mächtige Filzhüte mit breiter, starker Krempe.

Nun endlich erscheint der Pfarrer, ein wahrer Caballero, und zieht über seine mexicanische Kleidung den Chorrock, das Chorhemd und die Stola an. Mit merkwürdiger Geläufigkeit liest er nun die Gebete des Rituals herunter, und in wenigen Augenblicken sind beide Kinder getauft. Mit dieser Ceremonie, glaubt unser Reisender, schließe sich die ganze Feierlichkeit; er löscht daher seine Kerze aus, und übergiebt sie dem jungen Manne, von dem er sie empfangen; allein zu seinem nicht geringen Erstaunen folgen die Uebrigen seinem Beispiele nicht, sondern lassen ihre Kerzen brennen, und drängen sich um den Pfarrer, der seines priesterlichen Ornates sich bereits wieder entledigt hatte, so wie um die Neugetauften. Alle verlassen jetzt mit einander die Kirche, und der ganze Zug setzt sich, mit den Musikern an der Spitze, nach dem Hause der Wöchnerin in Bewegung. Unser Wanderer sah jetzt wohl ein, jedoch zu spät, daß er Unrecht gehabt hatte, seine Kerze zurückzugeben; denn mit derselben hätte er dem Zuge sich anschließen, und sowohl an den Leckerbissen, welche die Gaste erwarteten, als auch an dem Fandango Theil nehmen können, mit welchem das Fest sich schließen sollte. Er würde unter Anderem die Marcasetes gekostet haben, eine Art von Eingemachtem, das aus Ananas und sonstigen Früchten des dortigen Bodens bereitet wird; er hätte ferner den köstlichen Xeres-Wein, die agua ardiente de cana von Chinamech, und den besten Tasia der ganzen Gegend geschlürft! Ueberdieß wäre ihm das Vergnügen zu Theil geworden, die weißen Creolinnen von Chinamech in der Nähe zu beschauen, er hätte zusehen können, wie sie im Fandango sich auszeichnen durch leichte, zierliche Schritte, ernste, oft sehr ausdrucksvolle, immer aber sittsame Geberden; wie sie während des Tanzes ein Volkslied singen, z. B. das Solera, Solera, dessen Weise so eintönig, und dessen Worte so naiv-sentimental sind; und während die Musiker, zum Tanze aufspielend, häufig ihre Stimmen mit jenen der Tänzerinnen zugleich erhoben hätten, würde auch er dem Beispiele der jungen Mexicaner haben folgen können, die einen Kreis bildend, und die Augen auf ihre Schönen geheftet, sie zum Tanze aufzumuntern pflegen, indem sie bald mit ihnen singen, bald in die Hände klatschen, bald mit den Füßen stampfen. — Der Unglückliche! er hatte seine Kerze nicht mehr!

Als die Feierlichkeit beendigt war, legte ich mich von neuem in meine improvisirte Hängematte nieder; denn der Leser wird wohl schon errathen haben, daß ich selbst dieser Reisende war. Ich hatte mich nämlich mit Herrn Durlan nach Acapucan begeben, um dort mit ihm seine Wohnung zu miethen,

die er nebſt ſeiner Familie zu beziehen gedachte; und auf unſerem Rückwege verfielen wir auf den Gedanken, über Chinamech zu gehen, wo ich Zeuge der eben beſchriebenen Taufhandlung ward. Mit anbrechendem Tage verließen wir das Dorf, und machten uns nach Minatitlan auf den Weg, welchem ich bald für immer Lebewohl ſagen ſollte.

Abreiſe nach Acayucan.

Der Guazacoalco hatte die Umgegend von Minatitlan und einen großen Theil des Dorfes überſchwemmt. Jeden Tag ſah man die Wunder ſich erneuern, welche Chataubriand am Miſſiſſippi beobachtet hat, und die er in ſeiner Atala ſo ſchön beſchreibt. Nicht nur ungeheuere Baumſtämme riß der wilde Fluß mit ſich fort, ſondern es ſchwamen ſogar kleine Inſeln daher, die mit Blumen und friſchem Raſen bedeckt waren, und, einer entfliehenden Oaſe auf der Waſſerwüſte ähnlich, in den Abgrund des Oceans ſich zu ſtürzen eilten. Ach mir war dieſe Erſcheinung damals das Bild meines Lebens! Mit der Blüthe der Jugend geſchmückt, wurde ich ſo von dem Fieber unaufhaltſam nach dem Abgrunde des Todes fortgezogen.

Ich verließ daher Minatitlan, und nichts erſchwerte mir den Abſchied. Ein einziger Menſch widerrieth mir von den Ufern des Guazacoalco mich zu entfernen; er hieß Don Leandro, war ein Spanier, und bewohnte das Dorf ſchon ſeit vielen Jahren. „Sie ſind jetzt vom Fieber heimgeſucht, ſprach er zu mir, mich hat es ſeiner Zeit auch nicht verſchont; allein nach achtzehn Monaten bin ich es los geworden, und ſeitdem iſt es nicht wieder gekommen. Ihnen wird es eben ſo gehen, Sie werden das Fieber verlieren und in zwei Jahren wird meine einzige Tochter heirathsfähig. Sie iſt recht artig, und wenn Sie hier bleiben wollen, ſo geb' ich ſie Ihnen zum Weibe."

Don Leandro's Anerbieten war in ſo ſchlichte Worte gefaßt, daß ich an ſeiner Offenheit nicht zweifeln konnte. Ich verſicherte ihm, ich würde mich unendlich glücklich ſchätzen, ſein Schwiegerſohn zu werden, wenn ich mich entſchließen könnte, im Lande zu bleiben; ich müſſe jedoch vor allem auf die Wiederherſtellung meiner Geſundheit bedacht ſeyn.

Don Leandro war vielleicht der wohlhabenſte Bewohner von Minatitlan. Seine einzige, in der That recht artige Tochter mochte zehn bis eilf Jahr alt ſeyn. Ich weiß nicht wie er dazu kam, mir ihre Hand anzubieten. Er kannte mich faſt nur oberflächlich, und wußte wohl, daß, wenn er gleich ein ſchönes Vermögen hatte, ich dagegen ſehr arm war. Möglich, daß er jene lebhafte Sympathie für mich empfand, die zuweilen dem Unglück ihr Entſtehen verdankt, und nicht ſelten den Gefühlen der Freundſchaft gleich kömmt.

So lebe denn wohl Minatitlan, dachte ich, wo ſo viele unglückliche Coloniſten das Leben eingebüßt haben, und es künftig noch einbüßen werden! Lebt wohl Montalvo, Ignacio, Maria! Lebt wohl auf immer!

Das Ende des Monats Juni war herangekommen, und ſchon ſeit beinahe vier Wochen hatten die Regengüſſe begonnen. Die Wege befanden ſich in ſchrecklichem Zuſtande; wilde Ströme wälzten ſich in allen Richtungen über ſie hin, und in den dichten Forſten ſtand der Schlamm ſo hoch, daß mein Pferd

[illegible] [illegible] [illegible] [

Wir ſchieden, Don Ramon zog mit ſeinem Sohn weiter, und ich ſetzte meine Reiſe fort.

Beklagenswerther Ignacio! Er war auf einige Tage nach Acayucan gegangen, um dem Kirchweihfeſte des Dorfes beizuwohnen, das ſehr glänzend ausfallen ſollte; da warf ihn die Krankheit nieder. Man hatte einen Eilboten an ſeine Eltern abgeſchickt, und ſein Vater holte ihn eilends ab, damit er in dem elterlichen Hauſe, unter den Augen und durch die zarte Sorgfalt der Mutter wieder geneſe. Ich beneidete damals das Loos des jungen Mannes; denn obgleich es um ſeine Geſundheit ſchlimmer ſtand als um die meinige, ſo befand er ſich doch im Schooſe ſeiner Familie; er hatte doch ein Obdach, unter welchem ſein Haupt ruhen konnte; er erfreute ſich der Liebe eines Vaters, der Zärtlichkeit einer Mutter, und das linderte ſeine Leiden. Ich aber, ich war getrennt von den Meinigen durch den endloſen Ocean, und konnte nur auf den Flügeln der Hoffnung in Gedanken ihn überſchreiten! Unſtät irrte ich in einer unbekannten, halb verwilderten Gegend umher, ohne Aeltern, ohne Jugendfreund, nur von Miethlingshänden gepflegt, und aller Hilfsmitteln beraubt, um mit Gold ſie aufzuwiegen!

Dieſen Gedanken nachhängend, warf ich noch einen letzten Blick auf Ignacio's tragbares Lager, und die Zweige der Bäume entrückten ihn meinen Augen. Dann verfolgte ich meinen Weg, ſein Schickſal beklagend, und über das Meinige ſeufzend.

Die Hügel, welche das Dorf Altipa beherrſchen, ſind bemerkenswerth durch ihre ſchöne Anpflanzungen von Mais, Bananen und Zuckerrohr, deren wechſelndes Grün das Auge durch ſeine Abſtufungen freundlich anſpricht. Von da an werden jedoch die Wege noch kothiger, die Waldſtröme tiefer und ſchwieriger zu durchſchreiten, obgleich die Indianer mächtige Baumſtämme in die Quere darüber werfen.

Ehe ich nach Soconusco kam, hatte ich fünf bis ſechs Brücken paſſiren müſſen, und das Waſſer war ſo hoch angeſchwollen, daß es die meiſten derſelben berührte. Mit Ausnahme einer einzigen war ich ſehr glücklich über alle gekommen; allein dieſe eine führte über einen breitern und ungleich tiefern Strom, den man ſogar zur Zeit der Dürre noch nicht hat austrocknen ſehen. Im Anfange des Monats Mai, als es nämlich noch Sommer (estio) war, hatte ich von ſeinem Waſſer getrunken, und mein Pferd dort getränkt. Ich hoffte immer noch, das Waſſer werde nicht höher als die Brücke ſtehen, bis ich mich endlich, nachdem ich im Grunde des Thales angekommen war, am Rande eines förmlichen Sees befand, der ſich auf unabſehbare Ferne bis in den Wald ausdehnt, und die Straße in einer Breite von zwei bis drei hundert Schritten überſchwemmte. Von der Brücke war nichts mehr zu ſehen; die Ufer des Waldſtromes, und mit ihnen die Baumſtämme, waren unter dem Alles bedeckenden Gewäſſer verſchwunden.

Was war da anzufangen? Etwa wieder umkehren? Aber mußte ich nicht erwarten, daß bei längerem Verſchieben meiner Reiſe nach Acayucan die Wege noch weit ſchwieriger und die Ströme noch höher ſteigen würden? Und überdieß hatte ich nur noch zwei Stunden Wegs zurückzulegen! Ich war noch unſchlüſſig, ob ich weiter gehen oder umkehren ſollte, als ich mehre Indianer erblickte, welche den Uebergang verſuchten. Sie zogen ihre Kleider aus, nahmen die Sättel ihrer Pferde, die ſie am Rande des Sees ſtehen ließen, auf den Kopf, und trugen ſie an das entgegengeſetzte Ufer, um ohne Zweifel dann zurückzukehren, und ihre Pferde zu holen.

Da ſagte ich zu mir ſelbſt: „Was kann ich wagen, wenn ich ihnen folge? Es iſt kein Zweifel, daß ſie über die Brücke gehen, denn ſie ſchwimmen nicht. Ich will dieſelbe Richtung einſchlagen, und werde dann gewiß eben ſo gut hinüber kommen. Wenn ich übrigens auch die Brücke verfehle, ſo ſchwimmt ja mein Pferd, und ich habe nicht leicht einen Unfall zu befürchten.“ — Und hierauf trieb ich das Thier ohne weitere Ueberlegung in's Waſſer. Kaum hatten jedoch die Indianer dieſes wahrgenommen, als ſie mir haſtig mit der Hand ein Zeichen gaben, und dabei laut riefen: „Franzoſe, geh nicht weiter! geh nicht weiter!“

Ich kümmerte mich jedoch nicht viel um ihre Geberden und um ihr Geſchrei, ſondern ließ mein Pferd im Waſſer weit ausgreifen, und verſuchte

überzusetzen, obschon mich ein mit Weißzeug gefüllter Nachtsack, ein Regenschirm und zwei Sonnenschirme mich belästigten, welche ich einer französischen Dame meiner Bekanntschaft zu überbringen den Auftrag hatte. Als der mir am nächsten befindliche Indianer bemerkte, daß ich auf seine Warnung nicht achtete, blieb er stehen, sah mich gegen sich herankommen, und lachte über meine Unvorsichtigkeit. Plötzlich riess der immer tiefer und heftiger werdende Strom mein Pferd mit sich fort, und es fing an zu schwimmen. Schnaubend sträubte es die Mähne, streckte den Hals in die Höhe, und das Wasser spritzte von seinen kräftigen Fußtritten hoch auf. Es kämpfte eine Weile glücklich gegen den Strom, und ich glaubte schon, es werde bald des Schwimmens nicht mehr bedürfen. Allein seine Anstrengungen waren leider fruchtlos, und es vermochte nicht über den Strom zu setzen, der es immer weiter mit sich fortriß. Schon stand das Wasser über dem Sattel, und ging mir bis an die Hüften. Das ermüdete Thier war nicht mehr im Stande durch die Bewegung seiner Füße, das Wasser aufsprudeln zu machen, und hielt nur noch den Kopf über demselben. Kaum athmete es mehr; es war im Begriffe zu ertrinken! Vergebens spornte ich es an, und suchte durch Schmeichelworte, Geschrei und Geberden es zu ermuthigen — meine Anstrengungen blieben erfolglos.

Da stürzte der Indianer, welcher Zeuge der Gefahr war, in die ich muthwillig mich begeben, rasch auf mich los und rief mir zu: Nata, nata, frances! (Schwimme, schwimme, Franzose.) Dieses mal gehorchte ich ihm; ich warf mich in die Fluthen, und erreichte schwimmend die Stelle, die er so eben verlassen hatte, und wo das Wasser nur einige Fuß tief war.

Unterdessen ergriff er den Zaum meines Pferdes, half ihm durch den Strom, und führte es zu mir, indem er lachend sprach: „Jetzt kannst du wieder aufsitzen, in aller Ruhe die Savane erreichen, die nur noch eine Viertelstunde von hier entfernt ist, und dort deine Kleider trocknen.“ In diesem Augenblicke wurde ich gewahr, daß die Wellen meinen Nachtsack davon führten, und rief schmerzlich aus: O Himmel mein armer Nachtsack! Dabei zeigte ich ihn dem Indianer, der, ohne sich im geringsten zu besinnen, ihm in's Wasser nachstürzte, und mir ihn glücklich zurückbrachte.

Wie großmüthig, wie edeldenkend zeigte sich nicht dieser halbwilde Mensch! Solche Züge von Herzensgüte sind über jedes Lob erhaben, und es genügt, sie anzuführen. Als er sich von mir trennte, grüßte er mich wie einen alten Bekannten. Es war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit sehr regelmäßigen Gesichtszügen und einem Ausdruck von Sanftmuth, der selbst bei den Indianern ungewöhnlich genannt werden konnte.

Es war mir, als hätte ich ihn schon irgendwo gesehen; aber erst in der Savane, wo ich meine Kleider an der Sonne trocknete, konnte ich mich seiner mit Bestimmtheit erinnern. Es fiel mir nämlich ein, daß ich in Minatitlan eines Abends mit dem Doctor Dupré in der Wohnung des Herrn Duplan, eines unserer Associé's, mich befand, als ein kupferfarbiger junger Mann an die Thür pochte, und denjenigen von uns, welcher Arzt sey, inständig bat, in seine Wohnung zu kommen, um nach seinem gefährlich krank liegenden Kinde zu sehen. Der Doctor, der das spanische vielleicht noch besser verstand als ich, aber es nicht so geläufig sprechen konnte, bat mich ihn zu begleiten, theils um seinen Dollmetscher zu machen, theils um ihm als Stütze zu dienen, da ihn das Fieber so sehr geschwächt hatte.

Das Kind lag auf einer Art von Geflechte, das dem jungen indianischen Ehepaare zum Bette diente; es schöpfte mühsam Athem, und weigerte sich, die ihm dargereichte Mutterbrust zu nehmen. Der Doctor spritzte ihm frisches Wasser in's Gesicht, worauf es wieder leichter Athem holte. Vor dem Weggehen schrieb er ihnen, durch meine Vermittlung, noch ein anderes, fast eben so einfaches Mittel vor, und am andern Tage war das Kind wieder gesund. Der Vater dieses Kindes war es nun, den ich in jenem Indianer wider zu erkennen glaubte, der mir so großmüthig beigestanden hatte.

Damals war ich arm und krank, und konnte meine Dankbarkeit ihm nicht werkthätig lohnen. Es wäre tröstlich für mich, ja es scheint mir sogar, als würde ich ihm einen Theil meiner Schuld abtragen, wenn es mir vergönnt wäre, seinen Namen hier nieder zu schreiben. Allein er ist mir leider

entfallen, wahrscheinlich, weil die hochherzigen Gefühle, die er an mir bethätigt hat, das gemeinsame Erbtheil aller seiner Landsleute sind, und auch nicht ein einziger Indianer an seiner Stelle weniger für mich gethan hätte. Wie segensreich würde der Saame der Civilisation in diesen Herzen erblühen, welche die Natur schon so überreich dazu vorbereitet hat!

Dank sey der Dienstfertigkeit des guten Indianers, ich traf gegen drei Uhr des Nachmittags ohne weiteres Hinderniß in Acayucan ein.

Drei Monate in Acayucan.

Beim Eingange von Acayucan, dicht am Wege nach Minatitlan, steht ein altes, baufälliges Haus auf dem Abhang eines Hügels, der theils mit einer Caffee-Plantage bedeckt ist, welche der Mutter des Hauptmanns Garciarenas gehört, theils mit dem Walde, der das ganze Dorf gleichsam wie mit einem ungeheuern Gürtel umgibt. Es ist größer und älter als alle seine Nachbarhäuser; die aus Bambusrohr gemachten, mit Thonerde beworfenen, und mit Kalk übertünchten Wänden haben unzählige Löcher und Risse; das Dach besteht aus übereinander gelegten Heubündeln, wie jene aller übrigen großen Häuser, ja sogar der Kirche selbst; es ist zum Theil zerstört, und läßt dem Regen freien Eingang. So alt und häßlich es übrigens auch ist, so steht es doch, gleich einer runzeligen, abgelebten Königin, die sich in der Mitte ihrer jungen Hofdamen befindet, groß und erhaben unter den neuen, niedlichen Hütten der Indianer, die vor ihm, hinter ihm und zu seiner Seite zerstreut daliegen.

Hinter diesem Hause dehnt sich, wie schon erwähnt, der Wald aus, in dessen Mitte die Caffeebäume eingeschlossen sind; auf der vordern Seite zieht sich recht und links ein flaches Thal hin; jenseits dieses Thales beginnt der beträchtlichste Theil des Dorfes, dessen immer dichter werdende Häusergruppen auf den kleinen Anhöhen sich erheben, welche das Thal umgränzen, und auch noch auf dem entgegengesetzten Abhange derselben sich fortsetzen. Eine Art von Rasen, der so kurz geschoren aussieht, als hätte ihn eben die Sichel abgemäht, entfaltet sich, von dem Walde an, auf den Hügeln wie im Thale, so zwar, daß die Häuser sich ausnehmen wie Würfel, die man auf einen grünen Teppich geworfen hat. Der größte Theil derselben wird von Orangen-, Citronen-, Breiapfel- und andern Fruchtbäumen überschattet.

Dieses alterthümliche Haus gehörte Don Spino-Barro, dem Zollbeamten von Minatitlan. Ohne Zweifel war es ein Erbstück einer seiner drei Gattinnen, die er zu überleben das Glück gehabt hatte. Es war früher nur von Fledermäusen, Ratten, Scorpionen und Spinnen bewohnt, diente aber später einigen Franzosen zum Obdache, welche den mörderischen Ufern des Guazacoalco entflohen waren. Zur Zeit unserer Ankunft war es von einem Buchdruckergehülfen Namens Dore bewohnt, der aus Mangel an Gelegenheit, sich seiner Kunst in diesen Einöden zu widmen, zu seinem Lebensunterhalt sich genöthigt sah, den wohlhabenden Einwohnern des Pueblo Holz zu verkaufen; er war übrigens ein sehr wackerer Mann, der eine Pariserin zur Frau und einen Knaben von sieben Jahren hatte. Er hauste in diesem alten Gebäude

in der Eigenschaft eines Hausmeisters, und hatte die Hälfte desselben einem andern Franzosen vermiethet, der Queyron hieß, und mit seiner Frau und seinem Kinde als Passagier auf unser Schiff gekommen war.

Unter diesem baufälligen Obdache schlug auch ich meine Wohnung auf, und verließ es nicht eher, als bis ich nach Vera-Cruz abreis'te, wo dann seine früheren Bewohner, die Ratten und Fledermäuse, wieder Besitz davon nahmen.

Queyron hatte es übernommen, mich gegen einen monatlichen Miethzins zu beherbergen, außerdem wurde zwischen uns ausgemacht, daß wir alle mit einander speisen sollten, er, seine Frau, sein Kind und ich. Meine drei Arbeiter verließen mich schon in den ersten Tagen meiner Ankunft und begaben sich nach Vera-Cruz.

Da ich jetzt nur noch für mich selbst zu sorgen hatte, so beschloß ich, in Acayucan den Augenblick abzuwarten, wo unsere Sägemaschine im Gange seyn würde, mich so schnell als möglich von dem Fieber zu erholen, mir, sobald ich etwas Geld zusammengerafft haben würde, eine schöne Zuckerplantage zu kaufen, und in allem Ernste Pflanzer zu werden.

Doch diese schönen Plane sollten alle in Rauch aufgehen!

Nachdem die fünfzehn bis zwanzig französische Familien, welche Acayucan zur Zeit meiner Ankunft bewohnten, dem Fieber, von dem sie befallen wurden, zum Trotze, die melancholischen Mexicaner durch Bälle und Abendgesellschaften erheitert hatten, zerstreuten sich nach und nach alle, und einige nahmen sehr traurige Rückerinnerungen mit; denn die Fieber rafften meine Landsleute eben so gut in Acayucan als an den Ufern des Guazacoalco hin. Die meisten Französinnen, besonders aber die Pariserinnen, von denen sich eine ziemlich große Anzahl da befand, waren jung und reitzend. Das konnte aber auch nicht wohl anders seyn, denn fast alle Colonisten der früheren Expeditionen hatten sich mit ihren Geliebten eingeschifft, und sie in Mexico für ihre rechtmäßigen Frauen ausgegeben.

Mein Wechselfieber, das ich nicht vertreiben konnte, weil es mir an schwefelsaurem Chinin fehlte, hatte unterdessen mit jedem Tage an Stärke zugenommen. Ich war nicht im Stande, in meiner Hängematte zu schlafen, sondern sah mich zu diesem Zwecke genöthigt, auf die feuchte Erde zu liegen, da das Haus keinen Fußboden hatte. Ich nahm Fußbäder in Laugenwasser, wovon mir sogar die Beine anschwollen; allein ich konnte das Fieber nicht los werden. Ich gebrauchte hierauf das Leroy'sche Abführungsmittel; als ich mich desselben ein paar mal bedient hatte, wollte mir der Franzose, dem ich es abgekauft, keines mehr verkaufen, weil er versicherte, er bedürfe selbst des kleinen Restes, der ihm übrig bleibe. Damals glaubte ich, meine letzte Stunde habe geschlagen! ich mußte alles Genossene wieder erbrechen; nicht einmal Wasser konnte mein Magen mehr ertragen. Die wenigen Franzosen, welche Acayucan bewohnten, hielten mich für rettungslos verloren, und in Minatitlan hatte man mich bereits für todt ausgegeben.

Wie schrecklich ist es doch, zwei tausend fünf hundert Stunden von seinem Vaterlande, seinen Angehörigen und Jugendfreunden entfernt, sich mit zwanzig Jahren so dahin sterben zu sehen! Hätte ich mich wenigstens nur in einer Stadt befunden; die Hülfsmittel, welche die Civilisation dem Menschen bietet, erleichtern doch mindestens den schrecklichen Abschied, den Alle über kurz oder lang von diesem Leben nehmen müssen. Der Beistand, die Tröstung und einige Sorgfalt, die mir, wenn gleich von bezahlten Händen, zu Theil geworden wären, hätten dann das Entsetzen erregende Antlitz des Todes mir verschleiert! So hing ich dagegen in der Mitte einer feuchten Hütte, in einer engen Hängematte, der abscheulichsten Lagerstätte, die man sich denken kann, von einem groben Gewebe, als wär' ich schon bei lebendigem Leibe in ein Todtentuch gehüllt; wie war es wohl möglich, den Tod nicht vor Augen zu haben, während alles meinen Augen sein Bild darstellte? Wie sollte ich seine Stimme nicht vernehmen, da mir jeder Gegenstand zum Echo desselben wurde?

Wenn man auch schon, christliche Gefühle in der Brust nährend, den Tod, allen seinen Schrecknissen zum Trotze, mit Muth und Ergebung erwartet, so ist der Gedanke dennoch fürchterlich, daß Diejenigen, in deren Gewalt wir

unsere irdische Hülle auf immer lassen müssen, von dem Aberglauben verblendet, und einem barbarischen Vorurtheile huldigend, unsre Grube vor der Pforte ihres Friedhofes graben werden, weil sie uns für unwürdig halten, in dem Todtenacker, den die Hand der Priester geweiht hat, neben ihnen zu ruhen.

Sollten meine Leser wohl glauben, daß damals das Leben keinen Werth für mich hatte; ja daß ich selbst meines Vaters, meiner Mutter, meiner Verwandten und meiner Freunde, kurz aller, die auf dieser Erde mir am theuersten waren, kaum mehr achtete?

War es mir doch, als sey das Glück des Daseyns, ja das Daseyn selbst, nichts weiter als ein leeres Hirngespinst; nur der Tod, der fürchterliche Tod schien mir Wirklichkeit. Und was am tiefsten mich betrübte, war, daß ich nicht in dem Kirchhofe meines Dorfes sollte begraben werden; daß ich meine irdische Hülle der Willkühr eines Volkes Preis geben sollte, welches, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß ich ein Christ sey, mich wie ein unreines Thier in die Grube werfen, und mir die Ehre verweigern werde, welche die Kirche allen denen erweisen läßt, die in ihrem Schooße sterben!

Nicht minder quälend war es für mich, daß ich meinen Aeltern nicht einmal Nachricht von meinem unglücklichen Schicksale geben konnte!

Wie, dachte ich, soll es meinem Vater und meiner Mutter auf immer verborgen bleiben, ob ich todt oder am Leben bin? Nach einigen Jahren werden sie zu einander sagen: bald kehrt unser Sohn zurück! Zehn, zwanzig, und vielleicht mehr Jahre werden vergehen, und niemand wird ihnen sagen: Euer Sohn ist nicht mehr! Und so werden sie leben und sterben, zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankend.

In wenigen Tagen verminderte sich mein Uebel, und mein Zustand gab wieder einer Hoffnung Raum. Ich bemerkte, daß Madame Queyron weniger beängstigt war, während sie mich pflegte. Der guten Frau standen fast die Thränen in den Augen, als sie mich so leiden sah, ohne Klage aus meinem Munde zu vernehmen.

Endlich kam es wieder so weit, daß ich essen konnte; ja es überfiel mich sogar ein ungeheurer Heißhunger, allein meine Verdauung ging noch sehr schwer und langsam vor sich; ich hatte anhaltendes Fieber; meine Beine und Füße blieben geschwollen, und selbst mein Unterleib wurde aufgetrieben. Ich brachte es jedoch dahin, meine Wohnung zu verlassen, und in dem Dorfe mich zu ergehen; allein ich mußte mich nicht nur auf ein Bambusrohr stützen, sondern auch aus Mangel an Athem schon nach einer Bewegung von einigen Minuten niedersetzen. So schleppte ich mein elendes Daseyn während dreier ganzen Monate dahin; so lange dauerte nämlich mein Aufenthalt in Acayucau.

So oft es meine Kräfte gestatteten, schlich ich nach der nicht weit von meiner Wohnung entfernten Kirche; und wenn ich da den Schöpfer in dem ärmlichen Tabernakel angebetet hatte, setzte ich mich einsam auf eine der drei Bänke aus Cedernholz, die einzigen Sitze, die für die Vornehmsten des Dorfes bestimmt waren. Am Fuße des Altars entlud sich mein Herz des Gewichtes seiner Schmerzen; ich bat Gott um Stärke, und kehrte zufrieden im Innern nach meiner Hütte zurück. Zuweilen wurde die Erinnerung an die Heimath, an Alles, was mir theuer war, und wovon ich vielleicht auf immer getrennt seyn sollte, recht lebendig in meiner Seele wach; dann fühlte ich mein Herz beklommen, ich versank in tiefe Schwermuth, und meine Augen füllten sich mit Thränen. Befand ich mich zu Hause, so war es mir, als müßte ich ersticken, und es drängte mich hinaus in's Freie. Hier suchte ich eine wohlthätige Täuschung in mir hervorzurufen; ich stellte mir vor, ich befände mich in Frankreich, im Departement Vaucluse, unfern von meinem Dorfe. Der St. Martinsberg, den ich in der Entfernung sein kahles Haupt erheben sah, schien mir der Hügel zu seyn, an dessen Fuße mein trautes Dörfchen liegt; die Wälder von Gummi-, Cedern, Mahagony- und Palmbäumen, die mich davon trennten, verwandelte ich in Gehölze von Oliven-, Maulbeer-, Pappel- und Weidenbäumen. Es blieb mir nur noch auf dem vulkanischen Gipfel des Berges ein weißlicher Fleck zu entdecken, der gerade auf dem Eigenthum meines Großvaters durch einen mächtigen Felsenblock gebildet wird, welcher sich von den größeren Massen abgelöst hat, und, in einer Entfernung von sechs Stunden betrachtet, kaum die Größe eines fünf Franken Stücks zu

Ausgabe, Ein- und Ausfuhr, Verkehr mit Wertpapieren, Gold und Silber, Münzwesen, Banknoten, Reichsschuld, Rechnungswesen, Etat, Rechnungshof, Bundesrat, Reichstag, Gesetzgebung, Verfassung, Reichsgericht, Reichsbeamte, Reichsangehörigkeit, Reichsland, Schutzgebiete, Auswärtiges, Konsulate, Heer, Marine, Kriegswesen, Post, Telegraphie, Telephon, Eisenbahnen, Binnenschiffahrt, Seeschiffahrt, Flaggenrecht, Handelsmarine, Seeunfälle, Lotsenwesen, Küstenschutz, Leuchtfeuer, Seezeichen, Kanäle, Flüsse, Häfen, Landwirtschaft, Forstwesen, Jagd, Fischerei, Bergbau, Hüttenwesen, Salinenwesen, Gewerbe, Handel, Versicherungswesen, Bankwesen, Börsenwesen, Maß und Gewicht, Patentwesen, Urheberrecht, Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung, Statistik, Volkszählung, Gesundheitswesen, Veterinärwesen, Medizinalwesen, Apothekenwesen, Seuchenpolizei, Tierseuchen, Pflanzenkrankheiten, Reichsmedizinalkollegium, Kaiserliches Gesundheitsamt, Reichsversicherungsamt, Reichsversicherungsordnung, Reichsversicherungsgesetz für Angestellte, Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, Reichsversicherungsanstalt für Arbeiter, Reichsversicherungsanstalt für Seeleute, Reichsversicherungsanstalt für Bergleute, Reichsversicherungsanstalt für Eisenbahnbeamte, Reichsversicherungsanstalt für Eisenbahnarbeiter, Reichsversicherungsanstalt für Eisenbahnhandwerker, Reichsversicherungsanstalt für Eisenbahnwerkstättenarbeiter, Reichsversicherungsanstalt für Eisenbahnbetriebsarbeiter, Reichsversicherungsanstalt für Eisenbahnbetriebsbeamte

Ausgabe der Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, welche in den Lesesälen der Bibliothek zur Benutzung vorgelegt werden, ist nur bis 1 Uhr Mittags gestattet.

Die Bibliothek ist während der Ferien geschlossen.

Die Bibliothek ist während der Ferien geschlossen.

Die Bibliothek ist während der Ferien geschlossen

Eine Annahme an Kindesstatt.

Der Mangel an Nachkommen ist in Mexico oft die einzige Ursache der Adoption unter den Creolen, besonders unter den Weißen, welche von reiner europäischer Race abstammen, und, wahrscheinlich weil das Clima es nicht zuläßt, nur mit vieler Mühe dem Gebote Gottes nachkommen können welches den Menschen vorschreibt: „Seyd fruchtbar und mehret euch.“ In Frankreich hat sie ihren Grund am häufigsten in der Verwandtschaft, den Heirathen, den Verbindlichkeiten, welche der Adoptirende dem Adoptirten schuldig ist, und in dem Wunsche, seinen Namen auch nach dem Tode fortbestehen zu sehen. Während der an Kindesstatt Angenommene einer neuen Familie einverleibt wird, behält er deshalb doch die Seinigen bei, nnd bekömmt, glücklicher als seine Geschwister wenn er deren hat, durch die Adoption einen Zuwachs an Wohlwollen und Verwandten, eine Vermehrung seiner Glücksumstände, und eine neue gesellige Existenz. In Mexico verhält es sich jedoch damit ganz anders. Die Eltern treten dadurch gleichsam ihr Kind förmlich an die Familie ab, die es adoptirt, und die, wenn das Kind noch in zartem Alter steht, ihnen das Versprechen abnimmt, es nicht mehr zu sehen, oder ihm wenigstens doch ihren Namen geheim zu halten, damit die adoptirende Familie ungetheilt in seinem Herzen herrsche. Nur verspricht man zuweilen den Eltern, daß man, wenn das Kind einmal mannbar geworden, ihm entdecken wolle, es sey nicht aus der Familie entsprossen, die es bis dahin für die seinige hielt, daß seine Eltern so und so heißen, und welches Land sie bewohnen; so daß es dem Kinde alsdann unbenommen ist, sie zu besuchen, und auch zu unterstützen, wenn sie in Noth seyn sollten. So lange jedoch der Adoptirte in der Kindheit steht, ist es der Uebereinkunft gemäß, daß die Adoptiv-Mutter, zum Nachtheil der rechten Mutter, die Liebe des Kindes sich ausschließlich zu gewinnen sucht. Ueber eine solche Cession wird vor einem öffentlichen Beamten, z. B. vor einem Alcalden, ein förmlicher Vertrag schriftlich abgeschlossen.

So empfängt denn der erste Blick und das erste Lächeln des Kindes, das seine Mutter sucht, ein fremdes Weib, und freut sich dieses Diebstahls an der Natur! So verschwendet das unschuldige Geschöpf seine Liebkosungen an eine falsche Mutter, während die wahre nach dem Augenblicke seufzt, wo sie ihm verstohlen einen Kuß auf die Lippen drücken kann!

Als ich in Acayucan ankam, bewohnte, wie schon erwähnt, Dore mit seiner Frau das alte Haus des Zollbeamten Spino-Barro, als Verwalter oder Hausmeister. Sie hatten einen Theil desselben an Gueyron vermiethet, der mir wieder eine kleine Kammer darin einräumte, die aber so feucht war, daß binnen einigen Monaten meine Effecten fast ganz verschimmelten. Ich habe ferner gesorgt, daß dieser Letztere mich in Kost nahm, unter der Bedingung, daß ich den dritten Theil der Ausgaben für die tägliche Verköstigung von vier Personen zu zahlen hätte, diese waren nämlich er selbst, seine große, dicke Ehehälfte, sein vierjähriges Söhnchen und ich.

Eines Tages, als ich auf einer alten Kiste saß, die uns bald zum Sitze, bald zum Eßtisch diente, den Ellenbogen auf das Knie, und das Kinn auf die Hand gestützt, und in dieser Stellung, wie ich es oft that, über meine geistigen und körperlichen Leiden, mein Fieber, meine geschwollenen Beine, mein unstätes Leben unter einem entsetzlichen, selbst den Eingebornen gefährlichen Himmelsstriche, und das dringende Bedürfniß, vaterländische Luft zu athmen, nachdachte, vernahm ich plötzlich in dem von Dore bewohnten Theile des Hauses ein klägliches Seufzen, und einzelne, abgebrochene Worte. Ich erhob mich ohne Zögern, denn meines kranken Körpers ungeachtet, war mein Geist doch immer noch sehr kräftig, und schritt schwerfällig nach der Communications-

Thüre, um ſie zu öffnen. Wie erſtaunte ich, als jetzt Madame Dore, die ſonſt, und beſonders nach ihrem glücklich überſtandenen Fieber, ſo muntere und lachluſtige Variſerin, in Thränen ſchwimmend vor ihrem Manne ſtehen ſah, der ein beſchriebenes Blatt Papier in den Händen hielt, das aus Mexico kam, und den Stempel dieſer Stadt trug.

„Nein, nein, rief ſie, mit den Füßen trippelnd und unaufhörlich weinend, ich werde niemals darein willigen!“

„Und doch muß es geſchehen, meine Theuere, erwiderte ihr Dore gelaſſen. Wie magſt du dich ſo benehmen? Haſt du denn niemals über unſere peinliche Lage nachgedacht? Ueberlege doch, daß gerade ſein eigenes Wohl dieſes Opfer erheiſcht!“

„Niemals werde ich mich entſchließen, dieſes Papier zu unterzeichnen! ich will und kann es nicht! gib her, daß ich es in Stücke zerreiße. Wie, ich ſollte mein Kind nicht mehr ſehen; es nicht mehr umarmen; es nicht mehr lehren, daß es dich Vater, daß es mich Mutter nennt; es nicht mehr auf meinen Schoos nehmen; ſeine Füße und ſeine Händchen nicht mehr in den meinigen wärmen? — Auf all' das ſoll ich verzichten. Bedenkſt du denn nicht, daß ich ſeine Mutter bin?“

Als ſie die letzten Worte in herzzerreißendem Tone ſprach, war ich ins Zimmer getreten. Dore ſelbſt verlor die Faſſung; ich ſah den beklagenswerthen Vater Thränen vergießen, und konnte dieſen Auftritt nicht ohne Rührung anſehen.

„Was fehlt euch denn, ihr guten Nachbarn, ſprach ich bewegt; wenn es in meiner Macht ſteht, euern Kummer zu lindern, ſo dürft ihr überzeugt ſeyn, daß ich es mit Freuden thun werde.“

Frau Dore kehrte jetzt ihrem Manne den Rücken zu, drückte mir krampfhaft die Hand, und ſprach nach einer kleinen Pauſe mit ſchluchzender Stimme: „Ach lieber Herr, wenn Sie wüßten .... ja wenn Sie wüßten; Doch Sie müſſen es ja geſehen haben, auf Ihren Spaziergängen durch das Dorf, in dem Hauſe dicht neben jenem des Hauptmanns Garciarenas — da trägt eine Indianerin faſt täglich ein allerliebſtes, ſechs Monate altes Mädchen auf dem Arm, weiß wie Schnee, mit blauen Augen, und ſo friſch, rund und munter. Mein Gott, erinnern Sie ſich denn nicht? Sie müſſen das herzige Kind geſehen haben!“

„Es iſt mir in der That, als hätte ich es geſehen.“

„Nun lieber Herr, das iſt meine Tochter, mein einziges Kind; und ich ſoll ſeine Mutter künftig nicht mehr ſeyn.“

„Wie, was ſagen Sie? Das iſt ja nicht möglich!“

„Ach, ſehen Sie, beſter Herr, verſetzte der Mann, es verhält ſich nicht ſo; ich will es Ihnen auseinander ſetzen. Sie kennen ja unſere erbärmliche Lage. Durch meine Kunſt kann ich hier nichts verdienen, weil in ganz Acayucan keine Buchdruckerei iſt. Ich bin zwar geſonnen, mich in Kurzem nach Vera-Cruz zu begeben; allein das kann nicht geſchehen, ſo lange die Wege noch ſo ſchlecht ſind; und unterdeſſen muß man doch leben. Da mache ich denn den Holzhauer, fälle täglich Holz im Walde, und binde kleine Bündel daraus, die ich den wohlhabenden Bewohnern des Dorfes verkaufe. Meine Frau beſſert Weißzeug aus, wenn man ihr welches gibt, allein ſie hat unglücklicher Weiſe die meiſte Zeit keine Arbeit, denn Sie wiſſen ja ſelbſt, daß die Mexicaner ihre Beinkleider und Hemden lieber bis auf den letzten Fetzen zerreißen, als daß ſie ſolche ausbeſſern ließen. Ich weiß wahrlich nicht, wie es möglich war, daß wir die fünf Monate lang, ſeit dem wir hier ſind, nur zu leben hatten; und dabei darf ich nicht vergeſſen, daß uns kaum ſeit vier Wochen das Fieber verlaſſen hat. Wir haben ein kleines Mädchen von ſechs Monaten, dem wir zwar mit zärtlicher Liebe zugethan ſind, das uns aber dennoch in unſrer jetzigen Lage zur Laſt fällt. Da vertrauten wir es denn einer jungen und reichen Dame dieſes Landes an, einer wunderſchönen Mexicanerin, die ſeit einigen Jahren ſchon verheirathet, aber kinderlos iſt, und im Einverſtändniſſe mit ihrem Gatten unſere Kleine an Kindesſtatt annehmen will. Ich halte es für ein ſehr großes Glück, ſowohl für uns als für unſer Kind; nun wollen ſie uns aber freilich Bedingungen vorſchreiben. Wir ſollen die Kleine künftig nur ſelten zu ſehen bekommen; wir ſollen ihr geheim halten, daß wir ihre Eltern

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ordinance, Rule, Regulation, Order, Notification, Scheme, Bye-law, Agreement, Contract, Deed, Lease, Licence, Permit, Certificate, Memorandum, Articles of Association, Prospectus, Debenture, Share, Bond, Mortgage, Pledge, Hypothecation, Guarantee, Indemnity, Bill of Exchange, Promissory Note, Cheque, Hundi, Power of Attorney, Will, Codicil, Trust Deed, Partnership Deed, Memorandum of Understanding, Letter of Intent, Tender, Quotation, Invoice, Receipt, Voucher, Ledger, Journal, Balance Sheet, Profit and Loss Account, Trial Balance, Audit Report, Annual Return, Prospectus, Offer Document, Red Herring Prospectus, Shelf Prospectus, Abridged Prospectus, Information Memorandum, Disclosure Document, Circular, Gazette, Official Gazette, Extraordinary Gazette, Weekly Gazette, Monthly Gazette, Annual Gazette, Supplement, Corrigendum, Addendum, Errata, Table of Contents, Index, Glossary, Appendix, Schedule, Annexure, Exhibit, Footnote, Endnote, Bibliography, Preface, Foreword, Introduction, Conclusion, Abstract, Executive Summary, Table of Cases, Table of Statutes, Table of Rules, Table of Regulations, Table of Orders, Table of Notifications, Table of Circulars, Table of Forms, Table of Tariffs, Table of Fees, Table of Penalties, Table of Offences, Table of Punishments, Table of Compounding, Table of Limitation, Table of Jurisdiction, Table of Authorities, Table of Abbreviations, Table of Definitions, Table of Contents, Table of Figures, Table of Tables, Table of Illustrations, Table of Maps, Table of Charts, Table of Graphs, Table of Diagrams, Table of Plates, Table of Photographs, Table of Exhibits, Table of Annexures, Table of Schedules, Table of Appendices, Table of Footnotes, Table of Endnotes, Table of Bibliography, Table of Preface, Table of Foreword, Table of Introduction, Table of Conclusion, Table of Abstract, Table of Executive Summary.

wöhnlichen Trommeln, eben so vielen Pfeifen, von denen jede nur einen, aber verschiedenen, Ton hervorbrachte, und einer türkischen Trommel; ihr voran schritt als Tambourmajor, ein Neger von hohem Wuchse, zum Zeichen seiner Würde einen mit silbernen Reifen verzierten Stab von Ebenholz in der Hand haltend.

Beim Abend-Angelus wiederholte sich dieselbe Scene, und Glocken, Kanonen, Trommeln und Pfeifen belustigten aufs neue die Dorfbewohner. Dieser Lärm fand bei den drei Angelus Statt, und dauerte so fast acht Tage nacheinander.

Am folgenden Tage donnerte das Geschütz beinahe unaufhörlich; das Hochamt wurde mit großem Pomp gefeiert, und die Musikanten begleiteten mit Harfentönen den Gesang der indischen Kirchensänger. Den ganzen Tag über trieben sich die öffentlichen Militär- und Civilbeamten festlich gekleidet im Dorfe umher, um sich gegenseitige Besuche abzustatten. Da sah man den Präfecten, die Alcalden und andere Diener der Gerechtigkeit, in schwarzer Tracht, und zwar mit denselben Kleidern angethan, welche die unglücklichen Colonisten aus Noth ihnen verkauft hatten; dann den Platzcommandanten, der einen dreieckigen Hut mit schwarzem Federbusche und ein Paar mächtige, goldene Epaulette auf einem schwarztuchenen Civilfrack trug; in seinem Gefolge befanden sich sämmtliche Officiere der dort garnisonirenden Schwadron Cavallerie und des Infanterie-Regimentes in reichen Uniformen, die, wenn diese Herren an der Spitze ihrer Corps standen, einen seltsamen Contrast mit den Lumpen ihrer halbnackten Soldaten bildeten.

Gegen 3 Uhr fand ein Wettrennen zu Pferd Statt. Die Rennbahn war auf dem großen, freien, mit Rasen bewachsenen Platze, in dessen Mitte die Kirche mit ihren Bretterwänden, ihrem Dache von Heu und ihrer Umhegung von Cocusbäumen sich erhebt. Die Zahl der Wettrenner war ansehnlich; mehre ritten Pferde des Don Bernard, eines der reichsten Mexicaner im Staate Vera-Cruz.

In einer Reihe aufgestellt, harren sie des Signals, und stürzen sich dann mit ungeheurer Schnelligkeit auf einen sehr langen Rasenstreifen, der mit der Kirche parallel läuft. Zahlreiche Reiter postiren sich dann an die zwei entgegengesetzten Enden der Rennbahn, um die Bewerber besser zu sehen, und der dichte Haufe Schaulustiger bildet zu beiden Seiten Spaliere. Hier drängt sich, von Neugierde gelockt, Alles bunt durcheinander; der untersetzte, kupferfarbige Indianer, die Indianerin, mit dem unverhüllten Busen, mit den glänzend schwarzen, in Form einer Krone geflochtenen Haaren, die eine weiße, frisch im Walde gepflückte und balsamische Düfte verbreitende Blume schmückt, während sich um die Lenden die schöne, mit einem rothen Gürtel versehene Sonntagsschürze schmiegt; dann der bleiche, dunkel- oder mistfarbige Mexicaner, mit seinen kurzen Sammtbeinkleidern von irgend einer auffallenden Farbe, und seiner rothen, mit goldenen Franzen verzierten Schärpe; die Mexicanerinnen, mit den großen Augen und den niedlichen Füßen; und unter diesem bunten Gemisch, einige beklagenswerthe Franzosen mit bleichen Gesichtern, die finsteren Blicke so traurig umhersendend, daß man glauben sollte, das Fest wecke, statt sie zu zerstreuen, nur die peinigendste Sehnsucht nach dem Vaterlande in ihre Seele!

Das Zeichen ist gegeben, und pfeilschnell jagen die Renner davon; aber das Ganze gleicht mehr den Kunstübungen einer Reitschule, als einem eigentlichen Wettrennen. Mehre Reiter reichen sich die Hände, und kommen so, zwei und zwei, oder drei und drei, oder vier und vier, am Ziele an. Die Pferde laufen zwar mit ungeheurer Schnelligkeit, und die Geschicklichkeit der Mexicaner im Reiten ist in der That bemerkenswerth, allein die Reisenden haben ihnen denn doch allzugroßes Lob gespendet, indem sie sie die ersten Reiter der Welt nannten. Sie reiten alsdann bald hin, bald her, kreuzen, drehen, gruppiren, trennen sich unaufhörlich, und nur die Nacht macht ihren Spielen ein Ende.

Ist diese hereingebrochen, so werden die Häuser beleuchtet, und bald beginnt das Schauspiel. Der Kirche gegenüber, jenseits des großen Platzes, hat man nämlich vor den Casernen, unter freiem Himmel ein Theater errichtet, ein ungeheuerer Saal, in welchem die Zuschauer überflüssigen Raum haben. Stämme, von Palm- und anderen Bäumen, die man im Walde gefällt hat.

Ferrum Hydrogenio Sulphurato praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum, Sulphuretum Ferri Humidum, Sulphuretum Ferri Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum Humidum Recens Praecipitatum, Sulphuretum Ferri Hydratum Humidum Recens Praecipitat

Abreiſe nach Vera-Cruz.

So reifte denn endlich mein Entſchluß, dieſe Wüſten zu verlaſſen, und zur Wiederherſtellung meiner zerrütteten Geſundheit nach Frankreich abzureiſen. So große Ueberwindung es mich gekoſtet hatte, denſelben zu faſſen, ſo froh war ich, als ich einmal mit mir ſelbſt darüber in's Reine gekommen. Die freudige Hoffnung, mein Vaterland in einigen Monaten wieder zu ſehen, und meine Eltern und Freunde an's Herz zu drücken, richtete meine geſunkenen Kräfte auf; ich fühlte mich rüſtiger denn zuvor; ja ich glaube, daß die gütige Vorſehung dieſe Veränderung zuließ, damit ich die Reiſe machen könne, denn ich war früher ſo krank und ſchwach, daß ich nicht im Stande geweſen ſeyn würde, die Anſtrengungen derſelben zu ertragen, ſondern vielleicht unterwegs geſtorben wäre!

Ich ſäumte daher nicht, mich nach Maulthieren umzuſehen, die ich zu miethen bekommen könnte, in der ſchwachen Hoffnung, die Gabarre la Dore noch in Vera-Cruz anzutreffen. Allein kein Maulthiertreiber konnte mir welche verſchaffen; ſie waren alle auf der Reiſe, und ich mußte, um ihre Zurückkunft abzuwarten, meine Abreiſe um acht Tage verſchieben.

Ich war ganz allein in dem Hauſe des Don Spino-Barro geblieben. Dore und ſeine Familie befanden ſich ſchon längſt in Vera-Cruz; Queyron hatte ſich dagegen unweit Acayucan in einer Art von Rancho niedergelaſſen, in der Abſicht, daſelbſt Mais zu bauen. Meines kranken Zuſtandes ungeachtet, mußte ich mir meine Speiſen ſelbſt zubereiten. Jeden Morgen kaufte ich mir ein Pfund Ochſenfleiſch, welches ich mit Reis abkochte. Daraus und aus zwei oder drei Tortillas beſtand meine tägliche Nahrung. Da ich jedoch niemals ein Freund der Kochkunſt war, weil ich die Hitze und den Rauch nicht ausſtehen konnte, ſo verzichtete ich ſchon nach dem dritten Tage hierauf, und nahm, in der Erwartung, daß die Maulthiertreiber bald reiſefertig ſeyn würden, meine Zuflucht zu der Gefälligkeit einer indianiſchen Familie, die mir jeden Morgen Milch wärmte. Die guten Leute waren hoch erfreut, mir gegen einige halb verſchimmelte Stücke Zwieback, die ich ihnen gegeben hatte, dieſen kleinen Dienſt zu leiſten; ja ſie wollten mich ſogar noch mit ein Paar Calebaſſen voll Puſol beſchenken, ein ſehr nahrhaftes und erfriſchendes Getränk, welches man aus Welſchkornmehl macht, das im Waſſer gegohren hat; ich fand es aber nicht nach meinem Geſchmacke. In den Hoſpitälern der mexicaniſchen Städte gibt man es jedoch ſelbſt den Kranken zu trinken, und der Gebrauch deſſelben iſt bei den Indianern dieſer Gegenden ſo allgemein wie jener des Weines in Frankreich.

Seit ich alſo nicht mehr ſelbſt kochte, trank ich des Morgens Milch, und aß des Abends Tomal, nebſt etwas Eingemachtem aus Früchten des Landes, welches die Mexicaner durch ihre Kinder in den Dörfern verkaufen laſſen, und Marcaſotes nennen. Der Tomal, oder der Teig von Montezuma iſt ein hier ſehr beliebtes Eſſen. Es beſteht bloß aus Schweinefleiſch, mit Welſchkornmehl vermiſcht, und mit Salz und Piment gewürzt; das ganze wird in breite Blätter gewickelt, und in Waſſer gekocht. Jedes Packet koſtet einen Medio. Mit einem Tomal und zwei bis drei Tortillas kann man füglich eine Mahlzeit halten. Zum Nachtiſch aß ich oft einige grüne Orangen, welche die Indianerin, die mir die Tortillas verkaufte, mir erlaubt hatte, an zwei ſchönen Bäumen zu pflücken, die ihre Wohnung beſchatteten. Dieſe Orangen ſchmecken ſehr ſüß, ſelbſt wenn ſie noch nicht ganz reif ſind.

Um mir Geld zu verſchaffen, trug ich unterdeſſen meine beſten Kleidungsſtücke in dem Dorfe hauſiren; ich verkaufte ſogar einen Ueberrock. Dem Herrn Duplan überließ ich für fünf ſilberne Uhren, außer einigen kleinen Poſten, die man mir noch ſchuldig war, die Waaren, Waffen und Ackergeräthſchaften, die

A Bill to Amend the Law relating to Bankruptcy.

BE IT ENACTED by the Queen's Most Excellent Majesty, by and with the advice and consent of the Lords Spiritual and Temporal, and Commons, in this present Parliament assembled, and by the authority of the same, as follows:

1. This Act may be cited as the Bankruptcy Act, 1883.

2. The Bankruptcy Act, 1869, shall be amended in the manner mentioned in the Schedule to this Act.

3. This Act shall come into operation on the first day of January one thousand eight hundred and eighty-four.

SCHEDULE.

Amendments of the Bankruptcy Act, 1869.

Section 6. Sub-section 1. Omit the words "or by the Court of Bankruptcy."

Section 6. Sub-section 2. Omit the words "or by the Court of Bankruptcy."

Section 6. Sub-section 3. Omit the words "or by the Court of Bankruptcy."

Section 6. Sub-section

Ein indiſcher Alambic.

Neben dem Schoppen, an dem ich abgeſtiegen war, lag eine ziemlich hübſch ausſehende Hütte. Da ich meine Vorräthe ſparen wollte, trat ich ein, um die Frau vom Hauſe, ein Weib von vorgerücktem Alter, zu bitten, mir Frijolitos zum Mittagsbrode zu bereiten. Die alte Mexicanerin war in dieſem Augenblicke beſchäftigt, Branntwein aus Zuckerrohr zu deſtilliren. Sie zeigte ſich willig, mir einen Theil der ſchwarzen Bohnen abzutreten, welche ſie für ihre Familie kochen ließ, die, wie ſie ſagte, auf der Milpa war, und bald zurück kommen ſollte. Während ſie mit mir ſprach, unterſuchte ich die ſonderbare Blaſe, die man zum Deſtilliren des Agua ardiente benützte. Es war ein ganz einfacher Cantaro von gewöhnlichem Umfang, auf mehre groſſe Backſteine geſtellt, zwiſchen denen ein Feuer brannte. Dem eiſernen Gefäße diente ein kleineres, umgekehrtes, mit Thonerde hermetiſch ſchließendes Gefäß als Deckel. An dieſer Kappe, an der ein anderes mit friſchem Waſſer gefülltes Gefäß ſtand, war eine Bambusröhre angebracht, aus der das deſtillirte Getränke tropfenweiſe in einen ganz kleinen Cantaro fiel.

Dieß iſt das gewöhnliche Deſtillations-Verfahren in dieſer Gegend. Nur einige reiche Mexicaner bedienen ſich kupferner Blaſen, und dieſe verſehen beinahe alle Indianer mit Branntwein. Das Quantum, welches man durch die ſo eben beſchriebene Blaſe erhält, iſt ſo unbedeutend, daß es kaum für den täglichen Verbrauch einiger Familien zureicht. Man weicht Rohzucker, genannt Panella, in Waſſer ein, wirft Reis dazu, um die Gährung zu bewerkſtelligen, und deſtillirt dann das gegohrene Waſſer. Das iſt gleichſam das einzige ſtarke Getränk, welches man in dieſer ganzen Gegend fabrizirt, und ohne daſſelbe würde man nicht ſo viele dem Trunke ergebene Indier ſehen.

Mit Einbruch der Nacht kehrte die Familie, fünf Perſonen ſtark, mit Mais beladen, vom Felde zurück. Der Vater groß, mager, von ſchwärzlicher Farbe; die Mutter ziemlich voll; zwei Knaben, von denen der eine dreizehn bis vierzehn, der andere ſieben Jahre alt ſeyn mochte; ein Mädchen von ſechszehn Jahren, eine ſchöne Creolin von ſchlankem Wuchſe, mit hübſchen, ſchwarzen Augen, was in Mexico ſehr gewöhnlich, und einem rein weißen Teint, was nicht gewöhnlich iſt. Alle begrüßten mich freundlich beim Eintreten. Die Frauen, Tante, Mutter und Tochter bereiteten das Mahl. Dann ſetzte man ſich auf Schemeln um eine kleine Bank, welche als Tafel diente. Man plauderte über Allerlei und mir als Fremden überließ man das Wort am häufigſten. Nach Maaßgabe meiner geringen Kenntniſſe der ſpaniſchen Sprache war ich vielleicht zu redſelig. Ich bemerkte bald, daß viele von meinen Ausdrücken ihr Lachen erregten. Anfangs ahmte ich ſie nach und lachte ebenfalls, aber als ich einſah, daß von ihrer Seite eine endloſe Spötterei daraus wurde, daß ſie meine Worte mit einer gewiſſen Affectation wiederholten, nahm ich die Sache ernſthaft und ärgerte mich gewaltig. Für einen ruhigen Zuſchauer möchte dieſer Zank ſehr komiſch geweſen ſeyn. Man denke ſich eine von der Flamme auf dem Heerde erleuchtete Hütte; ſechs oder ſieben Menſchen, Männer, Weiber und Kinder um eine Bank gruppirt, wie ſie aus vollem Halſe lachen und einen blaſſen armen Teufel auſtieren, der von einer Regung jener provenzalen Lebhaftigkeit erfaßt, welche die Fieber nicht zu erſticken vermocht hatte, ſich erhebt, auf die um ihn verſammelten Leute verächtliche Blicke ſchleudert und ſie mit folgenden Worten anredet:

„Was ſoll dieſes endloſe Lachen bedeuten? Wißt Ihr, daß es ſehr unartig iſt, ſich ſo über die Worte eines Fremden luſtig zu machen? Ich frage Euch, wenn Ihr Euch nach Gottes Willen in Frankreich befändet, wäret Ihr im Stande nur zwei Worte vorzubringen, um Euch verſtändlich zu machen, und würdet ihr Euch freuen, wenn man Euch verſpottete?“

Drei Tage in einer Pirogue.

Es war bald zwei Uhr des Nachmittags, als wir am Passo San-Juan ankamen. Der Weg von Cuera-Biejo zum Passo ist viel schlechter, als der von Acayucan nach Cuera-Biejo. Man passirt nun beinahe fortwährend Sümpfe und Teiche und unsere Pferde sanken so tief in den Koth, daß ich mehre Male nicht mehr herauszukommen befürchtete.

An den Ufern des Flusses San-Juan unfern vom Ausladungsplatze erheben sich die weißen Mauern einer Kirche ohne Dach. Ich weiß nicht, ob das die Ruinen eines durch Zeit und Kriege zerstörten Tempels sind, oder ob der Baumeister in Folge von Krankheit, Tod oder andern Unfällen sein Werk unvollendet lassen mußte. Für letztere Annahme sprach die Neuheit der Mauern. Hohes Gras mit Halmen, die man ihrer Stärke wegen Stauden nennen könnte, bedeckt den ganzen Sumpf, in dessen Mitte die Kirche erbaut ist, wächst im Gebäude selbst, umgibt mit einem grünen Walle und hindert den Eintritt.

Dabei sieht man noch ein großes, wie die Kirche aus Backsteinen erbautes Haus. Dieses besteht nur aus einem weiten Gemache im Erdgeschoß, und dient als Niederlage für die Waaren, die den Fluß auf- und abgeführt werden. Der Eigenthümer dieses Magazins, oder wenigstens der, welcher den Schlüssel dazu hat, ist der Douanier. Er bewohnt allein eine große indische Hütte, die einzige am Ausladungsplatze.

Die meisten Reisenden, die, wie ich, nicht die Vorsicht gebrauchten, zum voraus eine Pirogue zu miethen, müssen oft acht bis zehn Tage warten, ehe sie Gelegenheit finden, sich einzuschiffen, und damit sind große Unannehmlichkeiten verbunden, denn während dieser Zeit verzehrt man die Vorräthe, mit denen man sich für die ganze Reise versehen hat. Durch einen äußerst glücklichen Zufall traf ich bei meiner Ankunft eine Pirogue zur Abfahrt bereit. Ein von seinen Chefs mit einer Sendung nach Vera-Cruz beauftragter Offizier von Acayucan hatte sie befrachtet, und seine Abreise war nur dadurch verzögert worden, daß die Maulthiertreiber, meine Führer, erst die Effekten einer an einen Offizier der Garnison zu Alvarado verheiratheten mexicanischen Dame brachten, welche die Reise mitmachen sollte, um mit ihrem Gatten zusammenzutreffen. Der Lioteniente machte anfangs Schwierigkeiten, mich in die Pirogue aufzunehmen, aber auf das Zureden des Douanier, der den Handel ordnete, entschloß er sich für drei oder vier Piaster mich nach Tlacotalpan zu führen, von wo aus ich Vera-Cruz auf einem Schiffe zu erreichen hoffte. Die Pirogue war bald durch die Palancriers*) von den Tauen gelöst und nach der Mitte des Flusses gelenkt. Trotz ihrer Länge befanden sich die Passagiere doch sehr unbequem; wobei ich den Offizier ausnehmen muß, dem man unter einem Gewölbe von Palmblättern zum Schutze gegen die Sonnenhitze Raum genug vorbehalten hatte, daß er sich nach Belieben setzen oder legen konnte. Warum nicht? ihm gebührte der Ehrenplatz, er wurde als Capitän des Schiffes angesehen, weil seine Soldaten die Matrosen waren; ihm gehörte folglich seine Kajüte; bekanntlich muß ja jedes Schiff seine Cajüte haben, selbst wenn es, wie das unserige, nur dreißig Fuß lang und drei breit ist, und nicht tiefer geht als — acht Zoll.

Die Mannschaft eingerechnet waren wir acht oder neun Personen auf dem gebrechlichen Fahrzeuge.

Mit seinem mageren dunkelfarbigen Gesichte, den traurigen Augen, der spitzigen Nase und den gekniffenen Lippen, saß der Lioteniente stolz thronend unter seinem Blätterdache und ließ seine dünne Stimme nur vernehmen, um

*) So nennt man die Führer der Piroguen.

seinen Soldaten einige Worte zu sagen, über ihre plumpen Späße zu lachen oder auf die vielen Fragen der mexicanischen Dame zu antworten. Diese, eine junge Frau mit lebhaftem Auge, schleppte zwei Kinder mit sich, von denen eines noch an der Mutter Brust lag, und sprach viel unter dem Geschrei und Weinen ihrer beiden Meerkatzen, der Offizier trieb seine Galanterie so weit, daß er einen Theil seines Platzes zu Gunsten der Dame und ihres Säuglings aufopferte. Die fünf Palancriers waren an den beiden Enden der Piroque aufgestellt; der eine diente als Steuermann, und die übrigen vier löseten sich im Rudern ab. Ich saß auf einer gesteppten Decke, die ich stets mit mir führte, um mich darein hüllen zu können, wenn mich das Fieber anfiel, und plauderte mit dem Bruder der Mexicanerin, einem jungen Menschen von fünfzehn Jahren, einem Schmiede seines Standes, der sich aus Liebhaberei als Spielmann gebrauchen ließ und mit einem wahren Künstlergenie begabt war. Abgesehen von seiner ungemeinen Fähigkeit Melodien zu wiederholen, fühlte er alle Schönheit und Poesie der Musik. Er kannte unsere Nationalmelodieen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen neue zu lernen. Schade, daß solche Anlagen in den Wäldern von Mexico vergraben liegen mußten!

Seine Schwester mischte sich in die Unterhaltung und wir sprachen von den Leiden der Franzosen an den Ufern des Guazacoalco; „das Schlimmste dabei ist," sagte sie, „daß sich die Meisten von Ihren Landsleuten nicht spanisch ausdrücken können; wir wissen ihre Bedürfnisse nicht, weil sie uns dieselben nicht mitzutheilen verstehen, und so können wir ihnen auch keine Hülfe leisten." Es entstand eine gewisse Vertraulichkeit zwischen dieser Frau und mir, und während mich der Bruder immer mit Don und Dusted ansprach, duzte sie mich vom ersten Tage an.

Wir waren um drei Uhr vom Passo abgereis't; Schwärme von Rodadores stachen mir Hände und Gesicht wund, was nicht wenig zur Rückkehr meiner Fieberanfälle beitrug, die mich auch wirklich an demselben Abend erfaßten. Gegen sechs Uhr tauchte die Sonne im Walde unter; die Bäume warfen ihre schwarzen Schatten vom Gestade auf den Fluß, ihre grüne Farbe wurde dunkler und dunkler; endlich verschwand der Tag und die Rodadores entfernten sich, aber die Mouskiten traten an ihre Stelle.

Auf das Geschrei der Papageien und Wasservögel folgten Ruhe und Stille, und während die Bäume an beiden Ufern wie zwei zum Kampfe bereite Riesenheere da standen, glitt unsere leichte Pirogue geheimnißvoll zwischen den zwei feindlichen Lagern beim silbernen Schimmer des Mondes über die glänzende Oberfläche des reißenden Flusses hin. Sie schwamm und schwankte vom Strome getragen und den Palancriers gelenkt, deren Pagaies-Schläge den schweifenden Lauf beschleunigte.

„Lioteniente," sprach der Steuermann zu dem Offizier, der in seiner Cajüte lag, „die Nacht ist schön, wir können noch einige Stunden fahren, was sagen Sie dazu?

„Schifft vorwärts," antwortete der Offizier mit hohler Stimme.

Und die Palancriers verdoppelten ihre Anstrengungen; das Wasser spritzte unter dem Ruder und peitschte die Pirogue, die wie ein Schatten hinflog. Plötzlich stößt sie auf einen Gegenstand, der sich mitten aus dem Flusse erhebt, und ihrem Laufe sich widersetzt; sie weicht zurück und hält, halb umgeworfen, und von den Wellen in ihrer ganzen Länge überfluthet, inne. Von der gemeinsamen Gefahr erschreckt, springen wir bei dem Stoße Alle auf. Ich messe mit den Augen die Entfernung, die uns vom nächsten Ufer trennt, um es im Falle der Noth schwimmend zu erreichen. Aber bald gewahre ich die Aeste eines im Bette des Flusses liegenden Baumes, die uns in der Fahrt hemmen; wir fassen sie, treiben die Pirogue Alle zugleich an, und mit Gewalt der Arme gelingt es uns dieselbe frei zu machen und unsere Reise fortzusetzen. Die Furcht verschwindet wieder. Aber die Furcht ist die Mutter der Klugheit; der Offizier, bange auf ein anderes Hinderniß zu stoßen, befiehlt den Palancriers an das Ufer zu rudern, um die Nacht in Ruhe zuzubringen. Man gehorchte. Fünf Minuten später berührten wir das Land, und die Pirogue streckte sich unbeweglich unter den großen Bäumen aus, deren Zweige bis auf unsere Köpfe herab hingen.

Einleitung.

Die Bedeutung, welche der Kenntnis der Bodenbeschaffenheit für die Landwirtschaft zukommt, ist eine so große, daß es sich wohl verlohnt, auf diesem Gebiete Forschungen anzustellen, um zu einer Klarheit über die Natur des Bodens zu gelangen. Die Bodenkunde ist eine Wissenschaft, welche sich aus verschiedenen Disziplinen zusammensetzt, und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie noch in den Anfängen ihrer Entwicklung steht. Die Geologie, Mineralogie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Meteorologie und Landwirtschaft sind es, welche ihr Material zu dieser Wissenschaft liefern. Die Geologie lehrt uns die Entstehung der Gesteine kennen, aus welchen der Boden hervorgegangen ist, die Mineralogie die Bestandteile dieser Gesteine, die Chemie die Zusammensetzung der Mineralien und Gesteine, die Physik die Eigenschaften der Bodenbestandteile, die Botanik und Zoologie die Lebewesen, welche im Boden vorkommen, die Meteorologie die Einflüsse der Witterung auf den Boden, und die Landwirtschaft endlich lehrt uns die Kulturmethoden kennen, welche auf den Boden angewendet werden können.

Die Bodenkunde ist also eine Wissenschaft, welche sich aus verschiedenen Disziplinen zusammensetzt, und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie noch in den Anfängen ihrer Entwicklung steht.

meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß, sind aus Backsteinen gebaut und reinlich gehalten. An mehren sind Säulenlauben zum Schutze gegen Ungewitter und Sonnenstrahlen angebracht.

Tlacotalpan ist die Hauptniederlage für den Landhandel des östlichen Theiles vom Staate Vera-Cruz. Die mit Pita beladenen Piroguen halten hier gewöhnlich an, obgleich andere bis Alvarado hinabfahren. Zwei Goeletten, welche mehre male in der Woche von Tlacotalpan nach Vera-Cruz überfahren, bringen die Waaren hierhin und legen in der Regel in Alvarado an, um ihre Ladung vollständig zu machen.

Da die beiden Ufer des Flusses durchgängig mit Wald bewachsen sind, so dehnt sich der Horizont nicht sehr weit aus, und der beständige Anblick eines grünen Waldes, der sein Bett in seiner ganzen Länge, einige Lichtungen ausgenommen, beschattet, bringt auf das Gemüth einen sehr schwermüthigen Eindruck hervor, dessen man sich nicht leicht erwehren kann.

Oft erscheint auf dem Ufersande etwas Gräuliches, Ungestaltetes, das einem Baumstamm gleicht. Die Palancriers schwingen ihre Hüte und schreien, die plumpe Masse bewegt sich langsam und fällt in das verschlingende Wasser. Es sind Caimans, die, wenn sie sich mit Fischen vollgestopft haben, an das Ufer in die Sonne steigen, und auf dem Sande entschlafen. Wir sahen viele solcher Thiere am Gestade ausgestreckt.

Gegen vier Uhr erblickten wir mitten im Flusse ein Haus aus Backsteinen, welches wie die Arche Noah's auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen schien. Wir steuerten dahin, um unser letztes Mahl für den Tag daselbst einzunehmen. Die Bewohner der Hütte nahmen uns gut auf; nach ihrer Angabe haben wir nur eine Stunde zu schiffen, um nach Tlacotalpan zu gelangen.

„Ich rathe Ihnen nicht lange dort zu verweilen;" sprach der Hausherr zu uns, „die Pest herrscht gegenwärtig daselbst." (In Mexico nennt man das gelbe Fieber die Pest.)

„Wie geht das zu?" rief ich lebhaft aus.

„Ja, Senor die Pest ist dort. Franzosen, die vor acht Tagen hier durchgekommen sind, hatten die Pest. Sie haben sich in Tlacotalpan aufgehalten und befinden sich, wie ich glaube, noch daselbst."

„Bah! Und woher wissen Sie, daß sie die Pest hatten?" entgegnete ich.

„Ave Maria, ich habe sie gesehen. Aber ist denn Ihnen nicht bekannt, daß alle Franzosen die Pest haben?"

„Sie irren! ich bin ein Franzose, und habe sie nicht."

Verwunderungsvoll riß der Mann seine Augen auf, und nahm einen Ton an, aus dem keine völlige Ueberzeugung hervorleuchtete: „Sie sind also ein Franzose, Senor?"

„Ja, Senor."

„Glauben Sie mir, alle Franzosen, die hier durchkamen, waren sehr krank und befanden sich in einem äußerst bedauerlichen Zustande."

Ihr Armen! dachte ich bei mir selbst, denn der Mexicaner meinte ohne Zweifel meine Reisegefährten, die vor vierzehn Tagen in der Hütte des Douanier von Acayucan geschlafen hatten. Wer weiß, ob sie durch ihre Krankheit nicht verhindert worden sind, sich einzuschiffen? Und ich selbst wäre nicht im Stande mich einzuschiffen, wenn sich meine Krankheit nur im geringsten verschlimmerte und müßte in diesem Lande sterben. Aber die Gattin des Offiziers von Alvarado entriß mich diesen trüben Betrachtungen.

„Pedro," sprach sie zu mir, „ich habe Rehfleisch bereitet, gefällt es Dir mitzuspeisen, so ist hinreichend für Dich vorhanden. Ich glaube Du hast Essig, willst Du mir davon geben, um es schmackhafter zu machen? Nehmen wir unser Mahl in der Pirogue ein, wo unsere Vorräthe liegen."

In dem Wasser um die Hütte gab es so viele kleine Fische, daß die Fleischstücke, die man in den Fluß warf, augenblicklich verschlungen waren. Tauchten wir von der Pirogue die Hand in das Wasser, so konnten wir eine Menge fangen.

Nach dem Mahle nahmen wir von dem Rancho Abschied, setzten unsere Reise fort und entdeckten die Stadt Tlacotalpan nach Sonnenuntergang vor

uns. Von ferne scheint sie sehr groß. Vorn ist sie vom Fluß in ihrer ganzen Länge eingefaßt; hinten vom Walde. Durch die Säulenlauben und Fenster der an den Fluß gränzenden Gebäude warfen glänzende Lichter ihren zitternden Schein auf die Oberfläche des Wassers. Es war bereits vollkommen Nacht, als wir zum Hafen gelangten. Der Mexicanische Offizier und meine übrigen Reisegefährten riethen mir mit nach Alvarado zu fahren. Ich folgte ihrer Einladung und beschloß am andern Morgen die Reise mit ihnen fortzusetzen. Tlacotalpan hat, wie sie mir sagten, um mir vom Aufenthalte abzurathen, eine sehr niedere und folglich ungesunde Lage. In der Regenzeit dringt das Wasser in beinahe alle Straßen, und man kann sich in der Stadt nur auf Piroguen bewegen. Ich wollte in das Haus eines Uhrenmachers gehen, um meine Uhren zu verkaufen, und ich mußte mich auf einer Pirogue hinführen lassen. Wir brachten die ganze Nacht auf unserer Barke unferne vom Landungsplatze zu.

Alvarado.

Sobald der Tag graute, ließen wir Tlacotalpan hinter uns. Stille herrschte in der Stadt und in dem Walde, durch den der Fluß zieht. Nur das traurige Geschrei einer Art von Reiher ertönte zuweilen über dem Ufer. Dieses Geschrei wiederholte sich immer stärker, je mehr der Tag zunahm, und war um so unangenehmer zu hören, als die ganze Natur ein tiefes Schweigen beobachtete. Aber als der Tag die Schatten der Nacht gänzlich vertrieben hatte, bedeckten die Gesänge tausend anderer Vögel die Unglücksstimme des Wasservogels.

Nach ein paar Stunden wird das linke Ufer sehr abschüssig. Hohe Sandhügel erheben sich längs dem Flusse. Sie sind mit Bäumen bedeckt und von Schluchten durchzogen. In einiger Entfernung von einander erblickt man an den Abhängen Maispflanzungen, Bananenbäume und Zuckerrohre, die amphitheatralisch sich ausbreitend die Ranchos beherrschen. Diese Hütten mit den hängenden Gärten, die sich im sanft hinwogenden Flusse spiegeln, bieten dem Auge die anmuthigste Landschaft.

Die Bewohner gewinnen durch Ihre Indrustie, verbunden mit den Producten ihrer Pflanzungen, hinreichende Mittel zu einem bequemen Leben. Sie bereiten Holzkohle und verkaufen sie in Tlacotalpan, Alvarado und selbst in Vera-Cruz. Darin besteht auch die gewöhnliche Ladung der Goeletten, die zum Transporte und zur Verbindung zwischen diesen drei Städten dienen.

Wir hielten an einem dieser Ranchos an, um die Chocolade zu nehmen. Die erste Neuigkeit, welche uns die Hausfrau mittheilte, war, daß man die Kohle in Vera-Cruz nicht gut verkaufen könne; um sie loszuschlagen, müße man sie beinahe wegschenken; Panella (Rohrzucker) und Mais seyen dagegen sehr theuer, und wer Tortillen zu essen gewöhnt gewesen, der müße sich jetzt mit Brod oder Zwieback begnügen.

Als wir nahe bei Alvarado waren, sprach mich die Mexicanerin folgender Maßen an: „Du wirst nur mit Mühe in der Stadt ein Quartier finden, aber das soll Dich durchaus nicht beunruhigen. Du kommst in meine Wohnung,

ich bereite Dir Deine Speiſen und Du bezahlſt mir was ſie koſten; für die Mühe verlange ich nichts; iſt Dir das dienlich?“

„Gewiß, Senora,“ antwortete ich, „aber ich fürchte nur Ihre Güte zu mißbrauchen.“

„Ich denke,“ fügte ſie bei, „mein Mann wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Dich zu empfangen; Du wirſt ſehen, wie gut er iſt.

Ich dankte und wir kamen überein, daß ich bei ihr wohnen ſollte, bis ich Gelegenheit finden würde, mich nach Vera-Cruz einzuſchiffen.

Es war nahe an Mittag, als wir die Stadt Alvarado vor uns ſahen; ſie liegt am Zuſammenfluſſe des San-Juan und des Alvarado, die ſich eine Meile von ihrer gemeinſchaftlichen Mündung vereinigen.

Eine Düne oder vielmehr ein Sandberg, ohne alle Vegetation, erhebt ſich nordweſtlich hinter der Stadt, und dient ihr als Schutzwehr gegen die Wellen der See und den Nordwind. Die zwei vereinigten Flüſſe runden ſich vor ihr in einem weiten Baſſin, das als Hafen benutzt wird, und entſtrömen ſodann nordweſtlich in einer Oeffnung in das Meer, die ſie quer durch den ungeheuern Sandhügel gebrochen haben.

Die Barra iſt ſehr gefährlich für die großen Schiffe, aber die von hundert bis zwei hundert Tonnen können leicht hinüber kommen.

Ehe wir in den Hafen einliefen, bemerkte ich unter vielen andern Piroguen eine ſchöne americaniſche Brigg und das Gerippe eines bedeutenden Schiffes, an welchem eben gearbeitet wurde. Es war demnach eine Werfte hier.

Die Stadt Alvarado iſt etwas weniger bevölkert als Tlacotalpan. Sie kann vier bis fünf tauſend Einwohner haben, beſitzt eine ziemlich ſtarke Garniſon, ein paar Kanonen, die man auf einem unvollendeten Fort aufgepflanzt hat, Kaſernen, eine niedliche Kirche und ſchöne, wohlgebaute Häuſer aus Backſtein. Einige ſind mit Säulenlauben verſehen, die meiſten aber haben wie Tlacotalpan nur ein Erdgeſchoß. Die Straßen ſind abhängig. Die ſchönſten Häuſer liegen am Hafen. Es gibt daſelbſt mehre reiche Leute und Arbeiter aller Art.

Alvarado liegt fünfzehn Lieues von Vera-Cruz. Zu Pferde kann man den Weg in einem Tage zurücklegen; zur Ueberfahrt auf der See mittelſt der Goeletten braucht man beinahe dieſelbe Zeit. Der Handel iſt hier nicht ſo beträchtlich, als in Tlacotalpan, obgleich die Stadt an der Mündung des Fluſſes liegt, und obgleich der Hafen ſicher und das Klima wenigſtens nach der Ausſage der Bewohner geſund iſt, welche mir verſicherten, hier herrſche das gelbe Fieber nie, und die, welche in Vera-Cruz davon befallen werden, kommen oft nach Alvarado, um ſich in der friſcheren Luft zu heilen.

Wir liefen in den Hafen ein. Die Mexicanerin vergaß ihr Verſprechen, als ſie ihren Gatten erblickte, der ſie am Ufer erwartete; ſie grüßte mich kaum und verſchwand in den Straßen der Stadt. Ich ſchickte mich an, eine Wohnung zu ſuchen. An fünf oder ſechs Häuſern klopfte ich an und bat um gaſtfreundliche Aufnahme: überall wurde ſie mir unbarmherzig verweigert.

Zum Glücke ſtieß ich in einer Straße auf den Bruder meiner Beſchützerin, der ſich erbötig zeigte, mich nach der Hütte ſeiner Schweſter zu führen, die ſich nun wieder ihrer Zuſage erinnerte und mich beherbergte.

Die Mexicanerin und ihr Gatte bewohnten eine Hütte mit einem anderen Offiziere und deſſen Frau, die ſich kürzlich erſt verheirathet hatten. Dieſe zwei jungen Paare ſchliefen in derſelben Kammer.

Vom erſten Tage nahm ich an dem Mahle dieſer guten Leute Antheil. Die zwei Offiziere überhäuften mich mit Höflichkeit. Obgleich der Teint des einen weißer war, als der des andern, ſo ſchien doch in Beider Adern africaniſches Blut zu fließen. Der Gatte meiner Beſchützerin war der dunklere und die Frau des andern hatte ungefähr dieſelbe gebräunte Geſichtsfarbe, aber ſie war nicht mager, wie die beiden Männer, ſondern friſch, hatte große Augen und ſchöne Haare, eine etwas aufgeſtülpte Naſe, wie man ſie bei den Negerinnen ſieht, ſchwellende Lippen, weiße Zähne, einen ſchön geformten Buſen und eine reizende Taille, mit einem Worte, es war eine ſchöne Frau in ihrer Art und erſt achtzehn Jahre alt.

Während ich die Goeletten erwartete, die nach Tlacotalpan befrachtet waren, brachte ich die meiste Zeit im Gespräche mit den Offizieren und ihren Frauen zu, da mir meine schlimmen Gesundheitsumstände nicht oft auszugehen erlaubten. Mit den Frauen sprach ich von Ball, Flitter, Putz, französischen Moden; mit den Offizieren von Schlachten, großen Männern, Waffenthaten und militärischen Ausrüstungen und zwar so bestimmt, daß sie glaubten, ich gehöre zum Stande, und mich fragten, ob ich nicht den Krieg in Spanien mitgemacht habe. Zum ersten Male hörte ich den Namen Santa-Ana aussprechen, der sich in Mexico so berühmt gemacht, weil er die Spanier geschlagen hatte, und der seitdem noch viel berühmter geworden ist. Es mag nur seinen Ruhm beeinträchtigen, daß er sein militärisches Talent in Bürgerkriegen entwickelt hat, und daß er das Blut seiner Mitbürger vergoß, als er sich der vornehmsten Städte in Mexico bemächtigte, Bustamente verbannte und sich an dessen Stelle zum Präsidenten des mexicanischen Freistaates ernennen ließ.

Zur Zeit, da ihn Einer der mexicanischen Offiziere in meiner Gegenwart nannte, lauerte er auf seinem Landhause bei Xalapa auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne. Der Löwe witterte die Beute in seiner Höhle, und wartete, bis sie in Sprungweite wäre, um sich auf sie zu stürzen und sie zu packen. Wie sollte es Santa-Ana bei dem unbegränzten Ansehen, das er unter den mexicanischen Soldaten genoß, nicht gelungen seyn, die Gewalt an sich zu reißen.

„Ist das wirklich wahr, mein Herr," sprach Einer von den Offizieren, „Sie haben nie von dem berühmten General Santa-Ana, dem zweiten Napoleon, sprechen hören?"

Alle, die Mexico besucht haben, wissen, wie der Name Napoleon verehrt wird; im Munde des Volkes gibt es keinen gefeierteren; er ist an die Stelle Cesars, Alexanders und anderer großer Männer getreten. Führt Einer etwas Schönes, Ueberraschendes, Wunderbares aus, so glaubt man ihn mit nichts Besserem, als mit Napoleon vergleichen zu können. Man ist ein Napoleon, wenn man außerordentlichen Muth zeigt; man ist ein Napoleon wegen irgend einer hervorragenden Eigenschaft. Mit einem Worte, Napoleon ist der urbildliche Ausdruck für Alle, die sich über Andere erheben. Es ist das nec plus ultra der schönsten Vergleichungsworte.

„In der That," antwortete ich dem Offiziere, „zum ersten Male höre ich Santa-Ana nennen; aber es scheint mir, mein Herr, Sie häufen zu viel Ruhm auf ihn."

„Man sieht wohl, daß Sie mit unsern Kriegen nicht bekannt sind," entgegnete der Offizier lebhaft, und erzählte mir sodann, wie Santa-Ana die Spanier mehre Male geschlagen habe, wie er sie gezwungen, las Castillas, eine uneinnehmbare, mitten im Meere, etwa eine Viertelstunde von Vera-Cruz gelegene Festung zu räumen, von wo aus sie die Stadt bombardirt hatten. Um nicht lächerlich zu erscheinen, mußte ich wohl seine Bewunderung für ihren Napoleon theilen.

Die Soldaten von Alvarado sind besser equipirt, als die von Acayucan. Sie haben eine Uniform und Halbstiefeln, was Beides bei denen von Acayucan nicht der Fall ist. Die Czakos, welche alle Soldaten des Staates Vera-Cruz tragen, sind gemacht wie die französischen; aber statt aus schwarzem Filz sind sie aus Pappendeckel verfertigt und mit Percal überzogen. Die Uniform der in mexicanischen Städten garnisonirenden Soldaten besteht in dem blauen Kleide, dem Czako und den weißen Hosen. Der weiße Czako sieht sehr gut aus, besonders wenn sie unter Waffen und im Corps versammelt stehen; aber ich glaube, man hätte, statt sklavisch die Form der Coiffure des französischen Soldaten nachzuahmen, breite Schirme daran anbringen sollen, um das Gesicht vor der Sonnenhitze zu schützen.

Ich hatte in Acayucan den Unabhängigkeitsfesten beigewohnt, und erwartete nicht, sie in Alvarado noch feiern zu sehen. Ich weiß nicht ob es ihre Fortsetzung oder der Anfang anderer Feste war, so viel ist gewiß, daß man den Tag nach meiner Ankunft einen Ballon steigen ließ und mehre Tage hinter einander Stiere auf einem eingeschlossenen öffentlichen Platze neben der Kirche bekämpfte oder vielmehr hetzte. Mexicaner zu Pferde mit langen spitzi-

gen Stangen bewaffnet, harrten auf der Stelle, bis man ein ſolches armes Thier aus ſeinem Kerker ließ, deſſen Thür ſich nach der Arena öffnete; und war nun der Stier auf dem Kampfplatze, erſtaunt beim Anblicke der zahlreichen hinter einer Paliſſade ſitzenden Zuſchauer, ſo ſprengten die Reiter auf ſie zu, ſtachen ihn mit ihren Picken, und reizten ihn durch Schreien, ſich ſeiner Hörner zu bedienen. Zornig verfolgte das Thier einen ſeiner Gegner, der ſich dem Angriffe durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes entzog. Indeſſen ſtachen es andere Taureadores von hinten, und der arme Stier drehte und wendete ſich ſchnaubend unter dem ſchallenden Gelächter der Zuſchauer, bis man ihm die Thür ſeines Verſchlages öffnete, wo er ſich alsbald hineinſtürzte, um der Verfolgung zu entgehen. Zuweilen trieb man mehre zugleich auf dem Kampfplatze umher, bis ſie des Laufens müde waren.

Ueberdieß gab man Abends, wie in Acayucan, Schauſpiel im Freien. Aber das Theater war weniger bäueriſch; es lehnte mit dem Rücken an die Kirche und war mit Tapeten bekleidet und geſchmückt. Draperien und Vorhänge bildeten die Couliſſen; das Orcheſter war nicht beſſer zuſammengeſetzt; es beſtand aus Pfeifen mit ungleichen Tönen, und kleinen und großen Trommeln. Die Schauſpieler waren Bürger aus der Stadt.

Dieſes lange Feſt zu Ehren, Gott weiß welcher Sache, gefeiert, endigte mit einer prächtigen Cavalcade, ausgeführt von ſchönen Damen und jungen Herren, welche die Straßen von Alvarado durchrannten.

Schon am erſten Tage meiner Ankunft theilte mir der Gatte der Mexicanerin, der mich liebgewonnen hatte, mit, die Gabare la Dore ſey ſeit acht Tagen unter Segel gegangen. Ich durfte folglich nicht darauf rechnen, auf dieſem Schiffe nach Frankreich zurückzukehren, und es war mir nicht unbekannt, daß die Fahrt auf den Paquetbooten ſehr viel koſtete. Aber ich hoffte, man würde meine unglückliche Lage berückſichtigen, und es dürfte mir gelingen, durch Vermittlung des Conſuls mich einzuſchiffen.

Ich beeilte mich, meine ſchwachen pecuniären Mittel zu vermehren; denn ich wußte wohl, daß ich um ſo ſicherer zur Heimfahrt gelangen könnte, je mehr ich dem Kapitän Geld zu bieten hätte. Zum Glück fand ich Gelegenheit, meine ſechs Uhren jede um acht Piaſter bei einem Goldſchmiede zu verkaufen. Im Ganzen hatte ich nun ungefähr vier hundert und fünfzig Franken. Ich glaubte mich reich genug, um in Alvarado die Rückkehr der Goeletten, und in Vera-Cruz die Abfahrt des Paquetbootes erwarten zu können, welche am erſten November ſtatt haben ſollte. Die Zögerung der Goeletten war mir vielleicht vortheilhaft, denn da es noch einige Monate dauerte, bis das Paquetboot unter Segel ging, weil der Oktober erſt begonnen hatte, ſo konnte ich meine Börſe mehr ſchonen, wenn ich in Alvarado wartete, wo ich täglich nur fünf und zwanzig bis dreißig Sous ausgab, während man in Vera-Cruz viel theurer lebt.

Ließ mir das Fieber einige Stunden Ruhe, ſo ging ich in der Stadt ſpazieren; ich begab mich dann zuweilen in die Tienda, um meinen Durſt zu löſchen. So nennt man die Buden der Getränkehändler; man trifft ſolche in allen Städten und Dörfern von Mexico.

Als ich eines Tags, um mich zu erfriſchen, in die Tienda eines der reichſten Einwohner von Alvarado eingetreten war, erkannte ich ſeinen jungen Commis als Landsmann. Wie ſoll ich die Freude ausdrücken, die ich bei dieſem glücklichen Zuſammentreffen empfand! Alsbald entſpann ſich ein Geſpräch in franzöſiſcher Sprache; wir unterhielten uns von unſerem gemeinſchaftlichen Vaterlande und von den Abſichten, die den Einen und den Andern nach Mexico geführt hatten. Er ſagte, er ſey Bäcker. Trotz ſeiner Jugend hat er große Reiſen gemacht. Er hat das Waſſer des Miſſiſſippi in Neu-Orleans getrunken; er hat in Havana gewohnt und Braſilien beſucht. Nachdem er Schiffbruch gelitten und ſeine Ladung verloren, wäre er beinahe am gelben Fieber in Vera-Cruz geſtorben. Jetzt iſt er acclimatiſirt und wohnt in Alvarado bei dem reichen Mexicaner, den er mir mit dem Auge bezeichnete. Uebrigens iſt er in Bordeaux geboren und folglich ein Gascogner.

Ich bete nun meiner Seits auch meinen Roſenkranz mit dem Beiſatze, daß ich, wenn ich nicht krank wäre, gerne in Mexico bliebe, wo ich mich mit meinem geringen Wiſſen durch Unterricht durchbringen könnte.

„Sie verſtehen die lateiniſche Sprache!“ rief der junge Bordeleſe mit dem gascogniſchen Accente, „dann rathe ich Ihnen nach der Havana zu gehen; Sie werden dort leicht einen Platz als Lehrer in einem guten Hauſe finden und viel gewinnen.“

Der Eigenthümer der Tienda verſtand ein wenig franzöſiſch. Wie ich an ſeinem Lächeln bemerkte, hatte er einige Worte unſerer Unterhaltung begriffen. Da er neugierig ſchien, daran Antheil zu nehmen, drückte ich mich ſpaniſch aus und ſein Commis ahmte mein Beiſpiel nach. Der Mexicaner beauftragte dieſen ſofort die Kunden zu bedienen, trat näher und ſagte mir in einem Tone, woraus ich erſah, daß ich ihm Intereſſe einzuflößen begann: „Mein Herr, Sie würden wohl daran thun, hier zu bleiben. Die Municipalität ſucht ſchon längſt einen Profeſſor der lateiniſchen Sprache. Es hat ſich noch keiner gezeigt. Der Gehalt würde ſechszig Piaſter monatlich betragen, ohne zu rechnen, was die Eltern der Schüler Ihnen geben würden. Wollen Sie, mein Herr, ſo ſpreche ich von Ihnen und ſorge, daß Sie angenommen werden.“

Ich dankte dem Mexicaner für ſein ſchmeichelhaftes Wohlwollen, aber ich bemerkte ihm, daß mich meine Kränklichkeit abhalte, den Studien zu leben; ſollte ich mich indeſſen vor meiner Abreiſe nach Frankreich beſſer fühlen, ſo würde ich an ſeinen Vorſchlag denken.

„Bah! bah!“ rief er, „ſind Sie einmal in Vera-Cruz, ſo werden Sie Alvarado vergeſſen, und daran haben Sie recht. Aber ich will Ihnen einen guten Rath geben: bleiben Sie in Vera-Cruz, ſo ergreifen Sie das Advocaten-Gewerbe; dieſer Stand bietet einem jungen Manne in unſern Städten die ſchönſte Zukunft. Stellen Sie ſich vor, daß es keinen Act, keinen Vertrag gibt, der nicht von einem Advocaten unterzeichnet werden muß, um vor Gericht gültig zu ſeyn; und Sie mögen ſich leicht denken, daß dieſe Herren für ihre Unterſchrift keine geringe Belohnung verlangen.“

„Zuerſt arbeiten Sie zwei oder drei Jahre bei einem Advocaten; dabei werden Sie allerdings nicht mehr, als einen oder zwei Piaſter des Tags gewinnen, aber nach Ablauf dieſer Zeit gelten Sie als Licentiat und dann regnet es Geld auf Sie, mein Herr, dann: Munchos dineros, senor, munchos.

Ich verſprach ſeinen Rath zu benutzen, aber nur unter der Bedingung sine qua non, daß ich meine Geſundheit wieder erlangen würde, ehe das Paquetboot unter Segel ginge.

Von nun an begab ich mich jeden Tag bis zu meiner Abreiſe in die Tienda des Mexicaners, um mit ihm und ſeinem Commis zu plaudern. Oft ſchlug ich auch den Weg nach dem Hafen ein, einmal um zu ſehen, ob die Goeletten ankämen, und dann weil hier allein den ganzen Tag über Leben und Bewegung war. Man erblickte da Arbeiter, mit dem Schiffbau beſchäftigt, Fiſcher, welche die Fiſche verkauften, die ſie im Fluſſe gefangen hatten, Piroguen, welche aus dem Hafen liefen, andere, die mit Mais, Zuckerrohr, ſchönen Orangen, und Waſſermelonen beladen ankamen; und Alles wimmelte von Kunden, und viele Waaren wurden auf den Piroguen ſelbſt verkauft.

Außer den angegebenen Gründen gab es noch einen dritten, der mich zu dem Spaziergange nach dem Hafen trieb, nämlich die prachtvolle Ausſicht.

In Nordoſt erblickt man den vulkaniſchen San Martinberg. Sein letzter ſehr bedeutender Ausbruch fand den 2ten März 1793 Statt. Die Aſche, welche der Krater ausſpie, bedeckte die Häuſer von Oaxaca, Vera-Cruz und Perote bis auf das Dach. Am letztern Orte, der in gerader Linie ſiebenundfünfzig Lieues vom Vulkane entfernt liegt, glich das unterirdiſche Getöſe dem Donner des ſchweren Geſchützes *).

Rechts gegen Weſten, über den zahlreichen, von Bäumen gekrönten, ununterbrochen ſich folgenden Hügeln, zeigt ſich in einer Entfernung von beinahe ſechszig Lieues der Pico Beizara, einer der höchſten Berge des Erdballs. Auch

*) Herr v. Humboldt, Betrachtung über den politiſchen Zuſtand von Neu-Spanien.

iſt hier noch ein anderer Vulkan, deſſen Krater aus weiter Ferne ſichtbar wird; er hat zwei Gipfel, von denen der eine Coffre-de-Perote genannt, nach den Meſſungen des Herrn von Humboldt vierhundert Metres höher iſt, als der Pico Teneriffa. Er dient als Signal für die Schiffer, welche in Vera-Cruz landen wollen.

Nichts iſt ſo majeſtätiſch als dieſe beiden Berge, welche die Wälder beherrſchend und den Horizont begränzend, das azurene Himmelsgewölbe zu tragen ſcheinen! Aber der Berg San Martin verſchwindet an der Seite des Pico Orizava, deſſen Spitze in einen Schleier von ewigem Schnee gehüllt, durch die Wolken dringt, die ihren Gürtel bilden, ohne ſie zu bedecken.

Man behauptet, der Pico Orizava ſey im Meere auf mehr als vierzig Lieues ſichtbar. Es iſt einer von den erhabenen Leuchtthürmen, welche die Natur auf dem americaniſchen Feſtlande errichtet und in ihrer Höhe in Einklang mit der unermeßlichen Ausdehnung der Ländereien geſtellt hat, die von ihnen ſignaliſirt werden.

Zufällig entdeckte ich in der Nähe des Hafens ein Weib, das mit gebackenen Fiſchen handelte; das war ein glücklicher Fund für mich, denn da die zwei beſcheidenen Mahle, die ich in der Hütte einnahm, mir nicht genügten, ging ich oft zu der Händlerin, um den Heißhunger zu ſtillen, den die Krankheit verurſachte, wofür ich ſodann den übrigen Tag und die ganze Nacht an Magenübeln zu leiden hatte. Da mir das aber geſchah, ich mochte ſo wenig als möglich Speiſe zu mir nehmen, ſo war es mir beinahe zur Gewohnheit geworden, und ich zog das Magenübel dem Hunger vor. Die Mexicaner leben in dieſer Gegend ſehr mäßig; bei guter Geſundheit hätte ich doppelt ſo viel zu mir genommen, als Einer von ihnen. Das ganze Frühſtück jedes meiner Wirthe beſtand aus einer Taſſe Chocolade, einigen Löffeln voll ſchwarzer Bohnen, und der Hälfte eines Schiffszwiebacks. Beim Mittagsbrode aßen ſie nicht mehr. Zuweilen kochten unſere Damen ein Huhn für die ganze Geſellſchaft, ſie richteten es dann mit ſpaniſchem Pfeffer und einer ſolchen Menge Waſſer zu, daß man die Brühe wegſchütten mußte. Das wunderte mich nicht, denn es iſt ſo gebräuchlich. Ebenſo iſt es üblich, wenn man den Topf vom Feuer nimmt, die Fleiſchbrühe wegzuſchütten, und nur das Fleiſch zu ſerviren. Man ſieht, die guten Leute verſtehen ſich auf die Küche.

Obgleich die Ragouts meiner Beſchützerin nicht viel werth waren, ſo unterließ ich doch nicht, ihnen gehöriges Lob zu ſpenden; und das mußte ſie mir um ſo mehr glauben, als nie ein Biſſen auf meinem Teller übrig blieb.

Endlich nahm ich mir die Freiheit zu bemerken, daß ich mich nicht ganz ſatt eſſe. Sie wurde beinahe ärgerlich, als hätte es von mir abgehangen, meinen Hunger zu beherrſchen.

„Wohl,“ ſprach ſie und verzog dabei den Mund, „wenn Du mit dem nicht genug haſt, was man Dir gibt, ſo ſage mir, was ich Dir kaufen ſoll, oder gehe ſelbſt auf den Markt, nimm, was Du willſt, und ich werde es Dir kochen laſſen.“

„Das wünſchte ich,“ entgegnete ich mit ſanftem Tone, „aber ich fürchte Ihre Güte zu mißbrauchen.“

„No, no Senor.“

Ich kaufte nun ſelbſt einen Theil meiner Vorräthe, aber um nicht beſchwerlich zu fallen, nahm ich beinahe alle meine Mahle bei der Fiſchhändlerin ein.

Mittlerweile kamen die Goeletten von Tlacotalpan an. Ich accordirte für die Ueberfahrt bei der erſten, welche im Hafen einlief. Die zwei andern erſchienen erſt Tags darauf. Sie hatten franzöſiſche Paſſagiere am Bord, von denen Einige zu meiner Expedition gehört hatten. Wir waren entzückt, uns wiederzuſehen. Es gelang ihnen, ſogleich Wohnung in Alvarado zu finden, bis die Schiffe ihre volle Befrachtung erhalten hätten.

Da ich ſelten mehr bei der Mexicanerin ſpeiſte, ſo hörte ſie auf, in der vertrauten Weiſe mit mir zu ſprechen. Eines Tags jedoch, als ſie von einem Staatsbeſuche zurückkehrte, und ſich ihres buntſcheckigen Schleiers, ihrer Maroquinſchuhe und durchbrochenen Strümpfe entledigt hatte (in den Hütten

[illegible] [illegible] [illegible] [

Vera-Cruz.

Was ſich vom americaniſchen Continent vom 16ten Grade der Breite bis zum 37ten Grade erſtreckt, dieſe ganze ehemalige ſpaniſche Colonie, und jetzige, aus zweiundzwanzig unabhängigen Föderativ-Staaten beſtehende Republik, mit einem Worte Mexico ſteht mit Europa nur durch einen Hafen in Verbindung, und dieſer Hafen iſt Vera-Cruz *). Seit einigen Jahren iſt die kleine Stadt Tampico allerdings von den europäiſchen Schiffen und denen von den Oſtküſten von America häufig beſucht, aber der Handel iſt daſelbſt zu unbeträchtlich, und die Rhede von Tampico bietet den Schiffen nicht hinreichend Sicherheit, um mit der gefährlichen, aber alten Rhede von Vera-Cruz rivaliſiren zu können.

Die Stadt Vera-Cruz wurde von Ferdinand Cortez am Charfreitag im Jahr 1519 auf der Stelle ſelbſt gegründet, wo er ſich mit ſeinem Heere ausgeſchifft hatte. Man nannte ſie Villa Rim, ſagt der Geſchichtſchreiber der Eroberung von Mexico, wegen des Goldes, das die Spanier in dieſem Lande entdeckten. Durch das gelbe Fieber, ein Erzeugniß des ungeſunden Klima's, und durch Bürgerkriege alterte dieſe Stadt ſchon bei ihrer Entſtehung ſo ſehr, daß trotz ihrer Jugend von drei Jahrhunderten, da ſie ſchon mehremale zerſtört und verlaſſen worden iſt, die Reiſenden die urſprüngliche Lage nicht genau zu beſtimmen vermögen. Aber der Durſt nach Gold iſt ihr Palladium, und Vera-Cruz ſteht noch trotz der unpolitiſchen Caprice eines der letzten ſpaniſchen Vicekönige, der um die Europäer der ſchrecklichen Geißel des gelben Fiebers, genannt Vomito negro, zu entziehen, den Beſchluß gefaßt hatte, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und die Einwohner nach Xalapa zu transportiren. Sie beſteht noch in ihrem ſchmalen Gürtel von Sand umſchloſſen, den der Wind um die zum Theil vom Meere beſpülten Wälle häuft; ſie beſteht mit ihren weißen Häuſern, runden Domen, hohen Glockenthürmen, mit ihren geraden Straßen und den Trottoirs an den Seiten, mit ihren Kirchen, ihrem Hafendamme, mit ihren Forts, ihren Mouſtiquen, ihrem Vomito negro und ihren fünfzehntauſend Einwohnern, auf die ſie ſo ſtolz iſt. Ihre Einwohner haben am muthigſten für Mexico's Unabhängigkeit gefochten: ſie haben die Spanier von las Caſtillas oder San-Juan d'Ulloa vertrieben (S. N. a.), von dieſer auf der Rhede, der Stadt gegenüber, auf einem der Inſelchen erbauten Feſtung, auf welchen die Eingeborenen bei der Ankunft des Ferdinand Cortez ihren Gottheiten Menſchenopfer brachten, woher ein ſolches Inſelchen, eine von den Schiffern gefürchtete Klippe, den Namen Inſel der Opfer (isla de sacrificios) beibehalten hat.

Man hat behauptet, die urſprünglich von den Eroberern von Mexico gegründete Stadt ſey mehre Meilen entfernt von dem jetzigen Vera-Cruz gebaut geweſen. Andere dagegen meinen, die Lage ſey nie verändert worden. In der Stadt ſelbſt hörte ich Folgendes: „Die Ruinen des alten Vera-Cruz befinden ſich neben dem neuen, deſſen Kirchhof in ihrer Mitte liegt. Man ſieht daſelbſt nicht nur eine Menge zerſtörter Häuſer, ſondern ſogar einen von Mauern umgebenen Spaziergang, deſſen Boden mit einer Art von ſehr hartem, den Granit nachahmendem Mörtel belegt iſt. Dieſe Ruinen liegen ſüdöſtlich von der Stadt, einige hundert Schritte von den Wällen.

*) Breite von Vera-Cruz: 19 Grad, 11 Minuten, 32 Secunden. Länge: 98 Gr., 29 M., 0 S. Temperatur. Höchſte Wärme: 36 Gr. Niedrigſte: 16 Gr. Mittlere: 19 Gr., 11 M. Mexico hat 178,478 Quadrat-Lieues und 5,837,100 Einwohner.

Ibn Ḥabīb, Ibn Ḥabīb al-Sulamī al-Ḥākim al-Jishtī al-Andalusī, Abū Marwān (d. 238/853). Author of the *Kitāb al-Ta'rīkh* and the *Kitāb al-Wāḍiḥa fī al-Sunan wa-al-Fiqh*, two of the most important early works of Andalusī historiography and jurisprudence. Ibn Ḥabīb was a student of Mālik ibn Anas and Abū Maʿshar al-Sindī, and his writings reflect the Medinan tradition of legal reasoning. He was also a poet and a physician, and his medical treatises were widely read in al-Andalus. He died in Cordoba.

Ibn Ḥabīb, Muḥammad ibn Ḥabīb al-Sulamī al-Ḥākim al-Jishtī al-Andalusī, Abū Marwān (d. 238/853). Author of the *Kitāb al-Ta'rīkh* and the *Kitāb al-Wāḍiḥa fī al-Sunan wa-al-Fiqh*, two of the most important early works of Andalusī historiography and jurisprudence. Ibn Ḥabīb was a student of Mālik ibn Anas and Abū Maʿshar al-Sindī, and his writings reflect the Medinan tradition of legal reasoning. He was also a poet and a physician, and his medical treatises were widely read in al-Andalus. He died in Cordoba.

Ibn Ḥabīb, Muḥammad ibn Ḥabīb al-Sulamī al-Ḥākim al-Jishtī al-Andalusī, Abū Marwān (d. 238/853). Author of the *Kitāb al-Ta'rīkh* and the *Kitāb al-Wāḍiḥa fī al-Sunan wa-al-Fiqh*, two of the most important early works of Andalusī historiography and jurisprudence. Ibn Ḥabīb was a student of Mālik ibn Anas and Abū Maʿshar al-Sindī, and his writings reflect the Medinan tradition of legal reasoning. He was also a poet and a physician, and his medical treatises were widely read in al-Andalus. He died in Cordoba.

unbequem, daß der Waaren-Transport in der Regel nur auf Maulthieren bewerkſtelligt werden kann. Jeden Tag gehen von Vera-Cruz Caravanen nach allen Gegenden von Mexico ab. Die Maulthiertreiber, die ſie führen, campiren in den Wäldern und bereiten ſich ſelbſt ihre Tortillen und Speiſen. Sie werden oft von Räuberbanden geplündert, welche die Landſtraßen unſicher machen. In Vera-Cruz und Mexico ſoll man ſich gegen Räuber verſichern laſſen, wie in Europa gegen den Brand.

Der Luxus iſt unter den Einwohnern ſehr verbreitet; die reichen Bürger tragen franzöſiſche Mode, während ihre Weiber ſtets auf eine und dieſelbe Weiſe gekleidet gehen; ſchwarz an den Werktagen, weiß an Sonn- und Feſttagen. Die von Europäern abſtammenden Frauen ſind im Allgemeinen ſehr hübſch; der ſchwarze Schleier, womit ſie ihr Geſicht halb verhüllen, hebt ihren weißen Teint noch mehr; leider iſt ihre Zahl klein, denn der größte Theil der Bevölkerung, beſonders in den niederen Claſſen, beſteht aus farbigen Menſchen.

Den ganzen Tag iſt auf den Straßen, beſonders beim Hafen, Leben und Bewegung.

Die Damen von Stand führen ein ſehr zurückgezogenes Leben. Man ſieht ſie kaum auf den Straßen, wenn ſie nicht gerade in die Kirche gehen; ſelten beſuchen ſie Spaziergänge und öffentliche Vergnügungen. Bei den ländlichen Fandangos, welche Sonntags in der Umgegend Statt haben, erſcheinen nur farbige Weiber. Die Kleidung der niederen Claſſen iſt dieſelbe, wie bei den Creolen an den Ufern des Guazacoalco.

Für das Spiel haben die Mexicaner eine vorherrſchende Leidenſchaft; in Vera-Cruz wird es bis zur Wuth getrieben. Zwei Meilen von der Stadt iſt ein Spielhaus, in welchem man ſich zuſammenfindet. An Sonn- und Feſttagen begibt ſich Alles, was zur Finanz- und Handels-Ariſtokratie gehört, — und in Vera-Cruz gibt es keine andere — im Fiaker nach dieſem Schloſſe. Hier in der Einſamkeit der Wälder verſchwinden glänzende Beſitzthümer, Früchte des Zufalls oder mehrjähriger Arbeit vor der Erſcheinung eines Pique- oder Carreau-Aſſes; hier verſinkt der reiche Mann im Laufe eines Tages in das Elend, während der Dürftige Reichthümer gewinnt, die ihn zu hohen Würden zu erheben vermögen. Man führt einen franzöſiſchen Kaufmann an, der auf dieſem Wege die Leiter des Glückes und in Folge davon die der Ehre erſtiegen hat. Er erzählte einem ſeiner Freunde, die Würde, die ihm die Regierung ſeines Landes übertragen habe, koſte ihm ungefähr achttauſend Piaſter.

Die Deputirtenkammer des estado libre y soberano de Vera-Cruz verſammelt ſich in Jalapa, wo ſie während der Sitzung vor dem gelben Fieber geſchützt iſt; aber das politiſche Oberhaupt des Staates reſidirt in Vera-Cruz mit drei oder vier Regimentern Infanterie und einigen Compagnien Artillerie, ohne die zu zählen, welche las Caſtillas beſetzt halten, von wo aus ſie jeden Morgen bei Sonnenaufgang und jeden Abend um acht Uhr die Kanone donnern laſſen. Die Soldaten ſind ſehr gut equipirt; zwei Regimenter haben eine brillante Muſik. Jeder Muſiker trägt eine prachtvolle Uniform. Die Offiziere jedes Regiments machen es ſich wahrſcheinlich zum Ehrenpunkte, ſie verſchwenderiſch auszuſtatten, wie in Frankreich die Tambour-Majors. In der Stadt ſind geräumige Kaſernen, ſowohl für die Infanterie als für die andern Corps, und ein Artillerie-Park mit Bomben, Haubitzen und mehren metallenen Feldſtücken verſehen, von denen das ſchönſte das Wappen des Königs von Frankreich trägt und unter Ludwig XIV. gegoſſen worden iſt.

Sieben verſchiedenen religiöſen Orden zugehörige Klöſter ſind in der Stadt zerſtreut. Meiſtens bewohnt ein Mönch allein in der Tracht ſeines Ordens die weiten Gallerien des Kloſters. Die Kirchen dieſer Convente ſind ſchön ausgeſchmückt, geräumig und reinlich gehalten; aber man ſieht darin wenige Gemälde, und in den Kapellen mit ihren reich vergoldeten Altären ſtehen kaum die Statuen der Heiligen, denen ſie geweiht ſind.

Alle dieſe Kirchen ſind beinahe immer verlaſſen; in der Kathedrale allein verſammeln ſich viele Menſchen an Sonn- und Feiertagen. In dieſer wohnen

Mr. Ellis's Observations on the Structure of the Mouth of Bees. [Dec. 1,

Fig. 1. Head of a Bee, with the Mandibles and Tongue extended.

Fig. 2. Head of a Bee, with the Mandibles and Tongue folded up.

Fig. 3. Head of a Bee, with the Mandibles extended and the Tongue folded up.

Fig. 4. Head of a Bee, with the Mandibles folded up and the Tongue extended.

Fig. 5. Head of a Bee, with the Mandibles and Tongue folded up, and the Proboscis extended.

Fig. 6. Head of a Bee, with the Mandibles and Tongue extended, and the Proboscis folded up.

Fig. 7. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 8. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 9. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 10. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 11. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 12. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 13. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 14. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 15. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 16. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 17. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 18. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 19. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 20. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 21. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 22. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 23. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 24. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 25. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 26. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 27. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 28. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 29. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 30. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 31. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 32. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 33. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 34. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 35. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 36. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 37. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 38. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 39. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 40. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 41. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 42. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 43. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 44. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 45. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 46. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 47. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 48. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 49. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 50. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 51. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 52. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 53. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 54. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 55. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 56. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 57. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 58. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 59. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 60. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 61. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 62. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 63. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 64. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 65. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 66. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 67. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 68. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 69. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 70. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 71. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 72. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 73. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 74. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 75. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 76. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 77. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 78. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 79. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 80. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 81. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 82. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 83. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 84. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 85. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 86. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 87. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 88. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 89. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 90. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 91. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 92. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 93. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 94. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 95. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 96. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 97. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 98. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 99. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 100. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 101. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 102. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 103. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 104. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 105. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 106. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 107. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 108. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 109. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 110. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 111. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 112. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 113. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 114. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 115. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 116. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 117. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 118. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 119. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 120. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 121. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 122. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 123. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 124. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 125. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 126. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 127. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 128. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 129. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 130. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 131. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 132. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 133. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 134. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 135. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 136. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 137. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 138. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 139. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 140. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 141. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 142. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 143. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 144. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 145. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 146. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 147. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 148. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 149. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 150. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 151. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 152. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 153. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 154. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 155. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 156. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 157. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 158. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 159. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 160. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 161. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 162. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 163. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 164. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 165. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 166. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 167. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 168. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 169. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 170. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 171. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 172. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 173. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 174. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 175. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 176. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 177. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 178. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 179. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 180. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 181. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 182. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 183. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 184. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 185. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 186. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 187. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 188. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 189. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 190. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 191. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 192. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 193. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 194. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 195. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 196. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 197. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 198. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 199. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 200. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 201. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 202. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 203. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 204. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 205. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 206. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 207. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 208. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 209. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 210. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 211. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 212. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 213. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 214. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 215. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 216. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 217. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 218. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 219. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 220. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 221. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 222. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 223. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 224. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 225. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 226. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 227. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 228. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 229. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 230. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 231. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 232. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 233. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 234. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 235. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 236. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 237. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 238. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 239. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 240. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 241. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 242. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 243. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 244. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 245. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 246. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 247. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 248. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 249. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 250. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 251. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 252. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 253. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 254. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 255. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 256. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 257. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 258. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 259. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 260. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 261. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 262. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 263. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 264. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 265. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 266. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 267. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 268. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 269. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 270. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 271. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 272. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 273. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 274. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 275. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 276. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 277. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 278. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 279. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 280. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 281. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 282. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 283. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 284. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 285. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 286. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 287. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 288. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 289. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 290. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 291. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 292. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 293. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 294. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 295. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 296. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 297. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 298. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 299. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 300. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 301. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 302. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 303. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 304. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 305. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 306. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 307. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 308. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 309. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 310. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 311. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 312. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 313. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 314. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 315. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 316. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 317. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 318. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 319. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 320. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 321. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 322. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 323. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 324. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 325. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 326. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 327. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 328. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 329. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 330. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 331. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 332. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 333. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 334. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 335. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 336. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 337. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 338. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 339. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 340. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 341. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 342. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 343. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 344. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 345. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 346. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 347. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 348. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 349. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 350. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 351. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 352. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 353. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 354. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 355. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 356. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 357. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 358. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 359. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 360. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 361. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 362. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 363. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 364. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 365. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 366. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 367. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 368. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 369. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 370. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 371. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 372. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 373. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 374. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 375. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 376. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 377. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 378. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 379. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 380. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 381. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 382. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 383. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 384. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 385. Head of a Bee, with the Mandibles extended, and the Tongue and Proboscis folded up.

Fig. 386. Head of a Bee, with the Mandibles folded up, and the Tongue and Proboscis extended.

Fig. 387. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis extended.

Fig. 388. Head of a Bee, with the Mandibles, Tongue, and Proboscis folded up.

Fig. 389. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis folded up, and the Tongue extended.

Fig. 390. Head of a Bee, with the Mandibles and Proboscis extended, and the Tongue folded up.

Fig. 391. Head of a Bee, with the Mandibles extended,

„Ich bin frei," rief ein anderer Matroſe, „ich will Sie zu einem Gaſthauſe führen, das einem Franzoſen gehört, wo Sie ſich gut befinden werden. Es iſt ganz nahe."

Ich dankte ihm und wir wandten uns gegen das Thor, durch welches der Hafendamm mit einer großen Esplanade intra muros in Verbindung ſteht, wo die Waaren gelagert werden, ehe man ſie in Magazine bringt.

„Wir ſind an der Stelle," ſprach mein Führer, nachdem wir durch das Thor getreten waren. „Hier vor uns ſehen Sie den Balcon mit der eiſernen Ranze. Hier im erſten Stocke iſt das Gaſthaus. Man kann den Schild mitten vom Platze leſen: „Funda del commercio" (Gaſthaus zum Handel). Vom Balcon überſieht man die ganze Rhede bis zur Kriegsbrigg der Matroſen, unter denen Sie mich getroffen haben."

„Die Kriegsbrigg, welche ich nordöſtlich von Vera-Cruz geſehen habe, iſt alſo ein franzöſiſches Schiff?"

„Ja, alle Schiffe die aus und einlaufen, ſieht man vom Balcon des Gaſthauſes, das iſt ſehr angenehm. Ueberdieß iſt Herr Marchand, der Gaſtwirth, ein braver Mann. Im Erdgeſchoſſe hält ein Italiener ein Kaffeehaus. Steigen wir zum erſten Stocke hinauf."

Ich war nicht wenig überraſcht, als ich beim Eintritte in dem Kellner, der ſich mir vorſtellte, einen meiner Arbeiter, den klugen Bathelier erkannte. Wir waren ſehr erfreut uns wieder zu ſehen. Er erzählte mir von zwei Maurern, ebenfalls ehemaligen Arbeitern von mir, die bei dieſem Reſtaurant zu ſpeiſen pflegten, und bald zum Abendbrod erſcheinen müßten. Dieſe Beiden und einige Andere hatten es verſchmäht, ſich auf der Gabare einzuſchiffen, weil ſie ihr Glück in Vera-Cruz verſuchen wollten. Bathelier war Kellner geworden, bis ſich etwas Beſſeres ergeben würde; die zwei Maurer erhielten einen ſehr guten Tagelohn. Bald langten Alle an, gruppirten ſich um mich, und ich mußte ihnen vom Guazacoalco und den Gefährten erzählen, die ich zurückgelaſſen hatte, und von Allem, was mir begegnete, ſeitdem ſie von mir gegangen waren, um in Vera-Cruz zu wohnen. Sie theilten mir ſodann ihre Angelegenheiten und Entwürfe mit. Es waren nur Vier oder Fünf, die ſich nicht hatten auf der Dore einſchiffen wollen. Allzu krank, um zu arbeiten, und nicht krank genug, um das Bett zu hüten, hatten die meiſten Pflanzer, die in Vera-Cruz warteten, bis die Gabare ſie an Bord nehmen würde, betteln müſſen. Mehre von dieſen Unglücklichen waren im Hoſpital geſtorben.

Als ich mich von der Anſtrengung erholt hatte, eilte ich zum Conſul, um ihm meine Lage vorzuſtellen. Man antwortete mir in ſeinem Bureau, er könne mich nicht empfangen. Obgleich dieſe Herren Conſuls acht tauſend Piaſter Repräſentationskoſten erhalten, ſo ſcheinen ſie doch eine Audienz ſchwieriger zu bewilligen, als ein Ambaſſadeur oder ein Miniſter. Aber ich ließ mich nicht zurückweiſen und kam den andern Tag wieder; dießmal war er beim Mittagsmahle; ich konnte ihn wieder nicht ſprechen.

Mein Fieber, deſſen Anfälle periodiſch zu ſeyn aufgehört hatten, packte mich wieder mit aller Gewalt. Ein gräulicher Huſten, der jede Nacht meine Bruſt angriff, verurſachte mir ſchmerzliche Leiden; meine Kräfte ſchwanden immer mehr. Ich ſah wohl ein, daß ich Vera-Cruz ſchleunig verlaſſen mußte, wollte ich dem Tode entgehen. Es blieben mir noch vier hundert Franken in der Börſe und die Ausgaben bis zu Abgang des Paquetbootes hatte ich auf hundert Franken zu berechnen. Auch mußte ich etwas Geld zurückbehalten, um von Bordeaux nach meinem Dorfe reiſen zu können, denn es wäre mir nicht recht geweſen, noch einmal von meiner Familie Geld zu fordern; nachdem ich ſo viel für dieſe unſelige Expedition ausgegeben hatte. Ich beſchloß daher, dem Conſul zwei bis drei hundert Franken für die Fahrt zu bieten.

Nach dem Fieberanfalle zog ich abermals mein Kleid an, um zu ſehen, ob ſeine conſulariſche Excellenz jetzt geneigt ſeyn würde, mich zu empfangen.

Herr Felician Carrère, ſo hieß unſer Vice-Conſul in Vera-Cruz, war in ſeinem Bureau. Er empfing mich ohne Gruß, und ich trug ihm demüthig

mein Gesuch in folgenden Worten vor: „Mein Herr Consul, ich bin ein Pflanzer vom Guazacoalco. Meine Krankheit hat mich verhindert, früher nach Vera-Cruz zu kommen und ich habe nun die Dore verfehlt. Ich bin arm und krank; kehre ich nicht nach Frankreich zurück, so wird mich der Aufenthalt in Vera-Cruz tödten. Bei der vielen Gefälligkeit, die Sie für andere unglückliche Pflanzer gehabt haben, glaubte ich auf Ihre Güte rechnen zu dürfen."

„Die französische Regierung hat viel für die Pflanzer gethan," antwortete Carrère trocken. „Sie hat ein Schiff geschickt, um sie nach Frankreich bringen zu lassen. Sind Sie nicht zur rechten Zeit angekommen, so ist das Ihr Fehler. Was soll ich für Sie thun? Sie dürfen nicht auf das Paquetboot rechnen; die Fahrt darauf ist zu theuer. Verstehen Sie ein Handwerk?"

„Nein, mein Herr. Aber, wenn ich auch eines verstünde, so würde mir meine Krankheit nicht erlauben, es zu treiben."

„Können Sie einen Theil des für die Ueberfahrt verlangten Preises bezahlen? Sie wissen, er beträgt fünf hundert Franken auf dem Verdecke?"

„Ich kann nur zwei bis drei hundert Franken geben."

„Gut. Ich nehme es auf mich, Sie einschiffen zu lassen. Sind Sie krank, so gehen Sie in das Hospital; man nimmt keine Kranke an Bord. Schonen Sie Ihre Gesundheit und Ihr Geld bis zu Abgang des Schiffes."

Ich dankte dem Consul, bückte mich bis zur Erde und erzählte äußerst vergnügt in der Funda den glücklichen Erfolg meines Besuches.

Von nun an kamen mir die Tage sehr lang und traurig vor; ich seufzte ohne Unterlaß nach dem Abgange des Paquetbootes. Einstweilen brachte ich die Zeit so gut als möglich hin. Morgens ging ich auf dem Markte spazieren, der nur ein Paar Schritte von der Funda entfernt war. Der Anblick der europäischen und der tropischen Früchte entzückte mich. Die Freude ist nicht zu schildern, die ich beim Anblick der europäischen empfand; ich berührte sie, streichelte sie, kaufte, aß, auf die Gefahr den ganzen Tag im Magen zu leiden. Wenn Abends um acht Uhr die Kanone von las Castillas das Retraite-Signal gegeben hatte, spazierte ich auf dem öffentlichen Platze, um die zwei Militär-Musiken zu hören, die sich hier zwei oder dreimal in der Woche versammelten. Nach dem Kanonenschusse der Citadelle, dem unmittelbar das Wirbeln der Trommeln und lärmende Fanfaren folgten, marschirten sie, Fackeln voran, spielend durch die Stadt und begaben sich nach ihren Kasernen.

Zufällig entdeckte ich das Haus, wo Dore und seine Frau, diese ehrlichen Franzosen, wohnten, die sich mit mir in der alten Hütte des Douaniers in Acayucan aufgehalten hatten. Ich war entzückt, die ehemaligen Unglücksgefährten wieder zu finden. Nach herzlicher Umarmung erfuhr ich, daß Dore eine gute Stelle in der Druckerei des Journals von Vera-Cruz gefunden hatte. Wir machten Spaziergänge in der Umgegend, besuchten den Artillerie-Park und andere Orte.

Indessen ging mein Geld und meine Gesundheit in Compagnie fort; alle Tage begab ich mich nach dem Hause des Consuls, um ihm zu sagen, daß ich nur noch zwei hundert Franken für die Ueberfahrt bezahlen könne, aber ich fand ihn nie. Ich war sehr bekümmert, daß ich ihn nicht zu sehen bekam, denn der Tag der Abreise näherte sich; mußte ich dem Kapitän drei hundert Franken geben, so blieb mir nicht ein Sou mehr übrig.

Mittlerweile erschien das Fest Aller Heiligen; während der ganzen Todten-Octave ist fortwährend Markt in Vera-Cruz. Es ist die Zeit der Bescherung für die Kinder. Auf dem öffentlichen Platze sieht man alle Sorten getrockneter und frischer Früchte, Spielwaaren aller Art, kleine, wohlgeformte Särge, Katafalke in Miniatur, mit Kerzen, Leichentüchern, Todtenköpfen; die Trauertage der Eltern werden so zu Freudentagen für die Kinder, die man mit den Zeichen des Schmerzes ihrer Väter spielen lehrt. In Vera-Cruz gibt es sehr schöne Kinder; ihre Mütter führen sie während des Marktes, namentlich Abends, auf den Platz, und kaufen ihnen an den Buden, die man mit zahlreichen Fackeln beleuchtet hat, Naschwerk und Spielzeug, welches sich die Kleinen selbst auswählen. Die Todten-Octave ist eigentlich der Kinder-Markt.

Am 2ten November endlich, am Vorabende der Abfahrt des Paquetbootes, gelang es mir, Abends um 7 Uhr den Conſul zum zweiten Male zu ſprechen. Ich werde den Tag nie vergeſſen. Man wies mich nach dem erſten Stocke. Er ſaß in einem geräumigen Vorzimmer, vor einem Mahagoni-Tiſche, auf welchem eine große Lampe ſtand. Er ſchrieb eben, als ich in das Zimmer trat. Mein Herz pochte, ich näherte mich ihm und ſprach mit bewegter Stimme, nachdem ich ihn ehrfurchtsvoll begrüßt hatte: „Mein Herr Conſul, ich bin der junge Mann, den Sie nach Frankreich zu bringen die Güte haben wollten.“

„Ah! ah!“ rief er aus, und ſchaute mich an, ohne die Feder aus der Hand zu legen. „Ich habe Ihretwegen mit dem Kapitän Dolhabarats geſprochen; das Paquetboot geht morgen ab, wie Sie wiſſen werden.“

„Ja, Herr Conſul. Seit vierzehn Tagen, da ich die Ehre hatte, Ihnen aufzuwarten, bin ich ſehr oft hier geweſen, ohne Sie zu treffen. Ich wollte Ihnen ſagen, Herr Conſul, daß mich die Ausgaben, welche meine Krankheit und mein Aufenthalt in Vera-Cruz veranlaßt haben, außer Stand ſetzen, mehr als zwei hundert Franken für die Ueberfahrt zu bezahlen.“

„Was wollen Sie, Sie haben mir von drei hundert Franken geſprochen, und ich ſagte Ihnen zu, daß ich Sie um dieſen Preis einſchiffen laſſen wolle.“

„Ich bitte ſehr um Verzeihung, Herr Conſul, ich hatte Ihnen geſagt: zwei oder drei hundert Franken.“

„Für die Summe, die Sie jetzt bieten, kann ich Ihnen die Aufnahme nicht verſchaffen. Uebrigens wird der Kapitän im Augenblicke kommen. Will er Sie für zwei hundert Franken mitnehmen, ſo bin ich es zufrieden. So — hier iſt er!“

Es tritt in der That ein Herr in ſchwarzem Anzuge, von niederem Wuchſe, mit fahlem Teint, ſchwarzem lebhaftem Auge und breiten Schultern in das Zimmer. Lächelnd kommt er heran. Er grüßt den Conſul auf vertraute Weiſe und Herr Carrère deutet mit dem Finger auf mich und ſpricht: „Hier iſt der junge Menſch, von dem ich Ihnen geſagt habe. Er kann nur zwei hundert Franken für ſeine Fahrt geben; überlegen Sie, ob Sie ihn mitnehmen können.“

„Wenn das nur von mir abhinge,“ antwortete der Kapitän und ſah mich von der Seite an, „ſo unterläge das keiner Schwierigkeit, aber Sie wiſſen, wir hängen von den Befehlen der Rheder ab. Bei dergleichen Dingen nehmen ſie in der Regel keine Vernunft an, und ich mag mir nicht gern Vorwürfe zuziehen.“ —

„Kapitän, Sie müſſen wiſſen, was Sie zu thun haben,“ entgegnete Carrère mit eiſiger Kälte.

„Herr Conſul, ich werde ganz nach Ihrem Willen handeln.“

„Das hängt nur von Ihnen ab.“

So warfen ſie ſich gegenſeitig den Ball zu. Man hätte glauben können, ſie legen es darauf an, meinen Geiſt auf die Folter zu ſpannen. Bald hoffte ich, bald war ich in Verzweiflung; endlich erhob ich mich, um der Ungewißheit ein Ende zu machen, und ſprach mit beinahe erſtickter Stimme zu Herrn Dolhabarats: „Kapitän! Sie halten mich vielleicht für einen von den Abenteurern ohne Verwandte, ohne Freunde, um den ſich Niemand in der Welt kümmert; Sie irren ſich. Ich gehöre einer ehrbaren Familie an und habe eine gute Erziehung erhalten. Ich war Actionär einer Geſellſchaft, die ſich zur Anpflanzung an den Ufern des Guazacoalco verbunden hatte; meine Eltern und ich werden Ihnen dankbar ſeyn, wenn Sie mich aus dem Lande nehmen, wo der Tod meiner harrt.“

Der Kapitän ſchwieg einen Augenblick, ging im Zimmer auf und ab und ſprach dann mit ſtarker Stimme: „Die Menſchlichkeit gebietet es; laſſen Sie morgen zu früher Stunde Ihr Gepäcke an Bord bringen.“

Bei dieſen Worten gerieth ich vor Freude außer mich; ich konnte nur ausrufen: „Kapitän, wie danke ich Ihnen!“ Und trotz meiner geſchwollenen

Beine ſprang ich die Treppe vier und vier Stufen zugleich hinab, und lief nach dem Gaſthauſe, um die glückliche Kunde mitzutheilen. Auf dem Wege war es, als ob ein Engel die Worte: „die Menſchlichkeit gebietet,“ in mein Ohr wiederhallte, und mir einſchärfte, ſie nie zu vergeſſen.

Am andern Morgen ließ ich meine Effecten an Bord des Paquetbootes la Vera-Cruz, eines der beſten Schnellſegler der Marine von Bordeaux, einer ſchönen Brigg von 260 Tonnen, bringen, welche früher der Petit Anceron geheißen hatte. Am Bord erfuhr ich, daß der Kapitän Dolhabarats am Lande geblieben war, und daß das Schiff nicht eher abſegeln würde, als bis das andere Paquetboot, welches man ſeit mehren Tagen aus Frankreich erwartete, angekommen wäre. Ich ließ mich nach Vera-Cruz zurück führen, wo ich bis zum Augenblicke der Abfahrt blieb, die nach zwei Tagen erfolgte.

Kleinere Genrebilder.

Digitized by Google

A

Mr. Lucas Mr. Lucas
to the Queen. to Queen.

Der graue Bär im Nordweſten gehört zu dieſer letzten Claſſe von Wildprett. Dieſes Thier iſt ſo ſtark und wild, daß es Raſerei von einem einzelnen Manne wäre, es anzugreifen; ſchweift es in weitem Felde, ſo wägt es der Indianer ſelten, ihm den Kampf anzubieten; aber er folgt ihm bis zu ſeinem Lager, das gewöhnlich in einem Loche am Fuße eines großen Baumes beſteht. Dann gibt er ſeinen Genoſſen ein Zeichen; welche wohl bewaffnet auf dem Anſtande warten, bis der Bär die Schnauze aus dem Loche ſteckt; zuweilen finden ſie auch Mittel ihn in ſeiner Höhle zu erlegen.

Der gemeine ſchwarze Bär des Norden wird auf dieſelbe Weiſe gejagt. Sobald der Trupp am Orte anlangt, wo man ihn verborgen glaubt, vertheilt er ſich im Kreiſe nach der Zahl der Jäger, die alle gegen einen beſtimmten Mittelpunkt ſchreitend, das Thier nothwendig entdecken müſſen, wenn ſich wirklich ein Bär in dem angegebenen Raume befindet.

Der graue Bär ergreift gewöhnlich die Flucht beim Anblicke eines Hundes oder eines Menſchen; aber ſeine Wildheit wird fürchterlich, iſt er verwundet oder zur Vertheidigung gezwungen.

»Ich habe einmal,« ſagt Tanner *), im Lande der Cherokies einen Bären geſehen, der ganz weiß war, aber ſonſt dem gewöhnlichen ſchwarzen Bären glich. Dieſer Bär hatte vier Junge, ein weißes mit rothen Augen und Klauen, dann ein braunes und zwei ſchwarze. Nachdem ich die Mutter am Fuße eines Hickorie niedergeſtreckt hatte, erſchoß ich auch zwei der jungen Bären in der Höhle; die beiden andern entkamen, indem ſie ſich in einen Baum flüchteten, wo ich ſie nicht auszunehmen wagte, weil es bereits finſtere Nacht geworden war. Den andern Tag entdeckte ich einen Bären auf einer nicht ſehr hohen Pappel; da ich indeſſen ein ſchlechtes Gewehr bei mir hatte, ſo ſchoß ich fünfzehn mal ohne Erfolg und mußte endlich auf den Baum klettern. Hier legte ich, wie Freitag in Robinſon Cruſoe, den Lauf der Flinte an das Ohr des Thieres und ſchmetterte es zu Boden. Wenige Augenblicke ſpäter jagte ich ein Elenthier und drei junge Bären auf; die letzteren flohen in das Gehölze. Ich ſchoß nach ihnen und ſtreckte zwei nieder, und da ich vorausſetzte, daß ſie nur verwundet ſeyn könnten, lief ich hinzu, um ſie vollends zu tödten; doch kaum hatte ich den Fuß des Baumes erreicht, als die Mutter des jungen Bären aus ihrem Loche ſprang; ſie ergriff dasjenige von ihren Jungen, das ihr am nächſten war, nahm es in ihre Vordertatzen, ſetzte ſich aufrecht wie eine Frau die ihren Säugling wiegt, betrachtete es einen Augenblick und beroch die Wunde welche die Kugel in ſeine Bruſt gebracht. Da ſie bemerkte daß es todt ſey, warf ſie es zu Boden, und rückte auf ihren Hintertatzen ſo gerade auf mich zu, daß ihr Kopf die Höhe des meinigen erreichte. Alle dieſe Bewegungen gingen ſchnell vor ſich, daß ich kaum Zeit hatte, mein Gewehr wieder zu laden und Feuer zu geben. Wohl getroffen ſtürzte die Bärin zu meinen Füßen nieder.«

Im Laufe eines Monats erregte Tanner mit demſelben Gewehre vier und zwanzig Bären, zehn Damhirſche und viel anderes Wild. Als er in einer Nacht ſein Zelt mitten auf einer Ebene in einem Gebüſche aufgeſchlagen hatte, träumte ſeiner Mutter von einem indianiſchen Bären, der nahe am Lager aufgeſpürt worden ſey oder ſie gab wenigſtens vor, geträumt zu haben, um ihn zu ermuthigen; Tanner ſchickte ſich jedenfalls den andern Tag an, den Bären aufzuſuchen; er entdeckte einen, der in ſeiner Höhle verborgen lag und ſchoß nach ihm. Als der Rauch ſich verloren und das Thier nicht von ſeinem Lager aufſtand, beging er die Unklugheit, mit dem Kopfe zuerſt einzudringen, um ſeine Beute zu faſſen und herauszuziehen. Da ſein eigener Körper die Oeffnung ausfüllte und kein Licht zuließ, bemerkte er erſt, daß der Bär noch am Leben ſey, als er ihn berührte. Das Thier wandte ſich mit einer heftigen Bewegung und ging auf ihn los. Er zog ſich ſo ſchnell als möglich zurück, während der Bär die Zähne fletſchte und ſo nahe an ihn anrückte, daß er den Hauch des Athems auf ſeinem Geſichte fühlte. Tanner ergriff ſeine Flinte, indem er aus dem Loche ſprang, und als er die gehörige Entfernung zwiſchen ſich und ſeinem Gegner erreicht hatte, drehte er ſich um, gab Feuer, zerſchmetterte dem Bären den Kinnbacken und tödtete ihn auf dieſe Weiſe. Seit dieſem Abenteuer hütete er ſich wohl, wie jeder erfahrene indianiſche Jäger, in die Höhle eines Bären einzudringen; ohne ſich überzeugt zu haben, daß er ihn getödtet.

*) Tanner hatte einen Bericht über ſeinen mehrjährigen Aufenthalt unter den Wilden herausgegeben. Dieſer Anglo-Amerikaner war von einem Stamme rother Männer aufgenommen worden.

Der Hund war Tanner von großem Nutzen, wie dieß eben ſo bei den Indianern auf der Jagd gegen dieſes gefährliche Thier der Fall iſt. Derſelbe Jäger hatte drei von ſeinen Hunden bei ſich, als er einſt mit einem hochgewachſenen Bären zuſammentraf; der jüngſte mehr ſeinen Muth als ſeine Kräfte zu Rathe ziehend, lief vor Tanner und den andern Hunden voraus und ſprang ohne Weiteres dem ungeheuern Widerſacher an den Kopf. Der wüthende Bär tödtete ihn ſogleich und trug ihn mehr als eine Meile im Rachen fort, ehe er angegriffen und erlegt werden konnte.

Die Nutkas der Nordweſtküſte haben eine beſondere Weiſe den Bären zu fangen. Am Ufer eines kleinen von Lachſen bevölkerten Baches, der vom Gebirge herab kommt, nahe an der Stelle, wo der Bär auf den Fiſch zu lauern pflegt, nachdem er ſo lüſtern iſt, baut man aus Brettern und Pfoſten eine Art Hütte und bedeckt ſie mit Balken, auf welche man große Steine oder Felsſtücke legt; das Ganze wird ſorgfältig mit Raſen überkleidet, um der Falle das Ausſehen eines kleinen Hügels zu geben und das Licht nur durch eine ſchmale Oeffnung von der Höhe des Baues gerade in einem Umfange einzulaſſen, daß Kopf und Schultern des Bären eindringen können. Im Innern wird ein Lachs mittelſt einer Schnur am obern Balken befeſtigt, dieſer Balken aber iſt ſo ſchwach geſtützt, daß er beim geringſten Verſuche wanken und mit ſeiner ganzen Laſt herabſtürzen muß. Der leckerhafte Bär geht, vom Geruche angezogen in die Falle, und während er den Fiſch zu erhaſchen ſucht, reißt er die ganze treuloſe Baute nieder, wird von den Trümmern erſchlagen, oder wenigſtens außer Stand geſetzt, zu entfliehen.

Der Bär iſt ſtets ein geachtetes Wild, jedoch bei einzelnen amerikaniſchen Stämmen iſt eine beſondere Ehre mit ſeiner Beſiegung verbunden. Es rührt dieß von einer Art furchtbaren Bären her, genannt der nackte Bär, der ſonſt nach der Sage der Indianer exiſtirt haben, aber von ihren Voreltern gänzlich vertilgt worden ſeyn ſoll. Heckewelder erzählt, ein Delaware-Jäger habe auf einen ungeheuern Bären geſchoſſen, und dieſem den Rückgrath zerſchmettert. Das Thier ſtürzte nieder und ſtieß einen klagenden Schrei aus, der dem Tone eines hungrigen Panthers ähnlich war. Der Jäger, ſtatt ihm einen zweiten Schuß beizubringen, näherte ſich ſeinem Feinde und redete ihn mit folgenden Worten an: „Höre, o Bär! du biſt ein Feiger und kein Krieger, wie du zu ſeyn vorgibſt. Wäreſt du ein Krieger, ſo würdeſt du das durch deine Standhaftigkeit beweiſen, du würdeſt nicht ſchreien und ſeufzen, wie ein altes Weib. Du weißt, o Bär, daß dein Stamm und der meinige ſich bekriegen, und daß ihr die Angreifenden geweſen ſeyd; aber ſeit ihr einſahet, daß die Indianer mächtiger ſind, als ihr, haltet ihr euch in den Wäldern verborgen, von wo ihr hervorbrecht, um unſere Schweine zu ſtehlen; im Augenblicke vielleicht, da ich mit dir ſpreche, haſt du Schweinefleiſch im Leibe. Hätteſt du mich beſiegt, ich würde mein Geſchick mit Muth ertragen haben, und wäre geſtorben wie es einem braven Krieger geziemt; aber du Bär, liegſt da zur Erde, heulſt und entehrſt deinen Stamm durch dein feiges Betragen.“ Heckewelder hütete ſich wohl die ſeltſame Philippika zu unterbrechen, und als der Jäger dem Bären den Garaus gemacht hatte, fragte er ihn, warum er vermuthe, das arme Thier habe ihn verſtehen können. „Oh!“ antwortete der Indianer, „der Bär hat mich ſehr wohl verſtanden. Habt Ihr die Schaam auf ſeinem Geſichte nicht bemerkt, als ich ihm ſeine Feigheit vorwarf?“

Derſelbe Reiſende war Zeuge einer ähnlichen Scene zwiſchen den Waſſerfällen des Ohio und dem Fluße Wabaſch. Ein junger weißer, William Wells, der noch als Kind von den Wabaſch-Indianern gefangen genommen, und unter dieſen aufgezogen auch ihre Anſichten zu den ſeinigen gemacht hatte, verwundete einen Bären dergeſtalt, daß das Thier zur Flucht unfähig, klägliche Töne ausſtieß. Der junge Wells trat zu ihm hin, und ſchien es mit vieler Heftigkeit in der Wabaſch-Sprache anzureden; auch verſetzte er ihm mit ſeinem Stöckchen von Zeit zu Zeit einen leichten Schlag auf die Schnautze. Als man ihn fragte, was er gethan und dem Bären geſagt habe, antwortete er: „Ich habe ihm vorgeworfen, daß er wie ein Feiger handle. Ich habe ihm geſagt, daß er zum Voraus die Wechſelfälle des Krieges gekannt, daß der Eine oder der Andere von uns fallen mußte; ſeine Beſtimmung ſey es geweſen, beſiegt zu werden; er ſey es ſich ſelbſt ſchuldig, als Mann, als Held, und nicht wie ein altes Weib zu ſterben; wäre das Gegentheil geſchehen, wäre ich der Gewalt meines Feindes unterlegen, ſo hätte ich mein Volk nicht entehrt, wie er das ſeine; ſondern ich wäre mit Muth und Standhaftigkeit geſtorben, wie es dem wahren Krieger geziemt.“

Der Reiſende Henry erzählt eine ſonderbare Anecdote von einer Bärenjagd, an der er, mit einem Trupp Indianer in der Mitte des Monat Januar Antheil genommen. Er hatte ſich mit ihnen eben

[illegible] [illegible] [illegible] [

Das Fett des Bären, der von Henry erlegt und von den Indianern mit ſo glänzendem Leichengepränge geehrt worden war, wurde geſchmolzen und gab hinreichend Oel, um damit ſieben Stachelſchweinshäute zu füllen. Einen Theil des Fleiſches zerſchnitt man in dünne Schnitten und dörrte ihn am Feuer; hierauf warf man es in die Gefäße, in denen das Oel aufbewahrt war, und hierin erhielt es ſich vollkommen bis in die Mitte des Sommers.

Manche Indianer achten dieſe Art von Verwandtſchaft mit den wilden Thieren nicht mehr beſonders, und wenige von ihnen glauben einer Apologie zu bedürfen, um den Bären, ihren alten Freund zu tödten.

Mit Erſtaunen bemerkte Henry die Ehrfurcht der Indianer für die Klapperſchlange, die ſie ihren Großvater nannten und nicht zu tödten vermochten. Er erzählt: „Als ich eines Tages mit einem Indianer an den Ufern des Muskingum ſpazieren ging, gewahrte ich eine lange Klapperſchlange, die uns den Weg verſperrte, und machte mich fertig ſie zu tödten; aber der Indianer hielt mich ſogleich zurück und bat mich, das zu unterlaſſen: «denn,» ſagt er, „die Klapperſchlange iſt der Großvater der Indianer; ſie hält ſich in unſerer Nähe auf, um uns durch ihr Geklapper auf eine drohende Gefahr aufmerkſam zu machen. Iſt es nicht, als ſpräche ſie zu uns: Schaut um euch? Tödten wir jetzt eins von dieſen Thieren, ſo werden es die andern bald erfahren und das ganze Geſchlecht wird ſich gegen uns erheben und uns beißen.» Ich bemerkte dagegen, daß die Weißen nicht dieſe Furcht hegten, und daß ſie die Klapperſchlangen tödten, wo ſie ſie träfen. „Beißen aber die Klapperſchlangen zuweilen die Weißen? verſetzte der Indianer. Ich konnte nicht umhin bejahend zu antworten. „Darüber darf man ſich nicht wundern. Das fällt euch allein zur Laſt,» fuhr er fort. Ihr habt ihnen den Krieg erklärt und werdet ſie in eurem Lande treffen, wo ſie gewiß einfallen. Das ſind gefährliche Feinde; hütet Euch wohl, ſie zu reizen. Jetzt leben ſie in Frieden mit ihren Enkeln, und man fügt ſich gegenſeitig kein Leid zu.»

Dieſer Aberglaube erſtreckt ſich auch auf die Indianer im Norden. Derſelbe Reiſende erzählt, daß er eines Tags mit Holzfällen im Walde beſchäftigt, während die Indianer des Trupps das Lager ſteckten, ein ungewöhnliches Getöſe vernommen habe, Da er weder über ſeinem Haupte noch um ſich her etwas bemerken konnte, was ihm angedeutet hätte, woher der Lärm kam, fuhr er in ſeiner Arbeit fort; doch da er tiefer in das Gebüſche vordrang, fielen ſeine Blicke auf den Grasboden, und er gewahrte bald eine Klapperſchlange, die um ſich ſelbſt aufgerollt und den Kopf vorgeſtreckt, ſeine nackten Beine bedrohte; einen Schritt weiter und er trat auf das Ungeheuer.

Ohne Zeit zu verlieren, lief Henry fort und holte eine Flinte aus ſeinem Kahne. Als die Indianer ihn bewaffnet ſahen, fragten ſie, was er tödten wollte; er ſagte es ihnen, und alle baten ihn, es zu unterlaſſen, aber ſie folgten ihm mit ihren Pfeifen und Tabacksbeuteln auf den Platz. Die Schlange war immer noch um ſich ſelbſt geringelt. Die Indianer ſtanden umher und richteten nach der Reihe Worte an ſie; ſie nannten ſie ihren Großvater und hielten ſich ſtets in achtungsvoller Entfernung. Als die Pfeifen geſtopft und angezündet waren, ſtieß jeder Wilde einige Tabakswolken dem lieben Verwandten entgegen, der an der Sache Wohlgefallen zu finden ſchien. Die Schlange ſtreckte ſich auf dem Boden aus und entfernte ſich, nachdem ſie etwa eine halbe Stunde dem angenehmen Weihrauche ausgeſetzt geweſen war. Sie mochte ungefähr vier oder fünf Fuß lang ſeyn. Die Indianer folgten ihr, nannten ſie fortwährend ihren Großvater und baten ſie während ihrer Abweſenheit über ihre Familien zu wachen.

Einer der Häuptlinge fügte folgende Bitte bei: „Großvater Schlange, ich bitte, vergiß die Beleidigung des Engländers, der dich ohne die Dazwiſchenkunft der Indianer getödtet hätte, und behalte keinen Groll gegen deine Enkel, wegen einer Verletzung, an der ſie nicht ſchuldig ſind.» Alle Indianer baten noch, ſie möchte in ihrem Lande bleiben und nicht zu den Engländern, das heißt zum Oſten, zurückkehren.

Der Trupp der Reiſenden ſchiffte ſich an demſelben Abend auf dem See ein; die Witterung war aber ungünſtig, und die Kähne hatten gegen heftige Winde zu kämpfen. Die erſchrockenen Indianer beteten zuerſt zu ihrer Klapperſchlange und boten ihr ſodann unter dem Namen manitokinibie Opfer an.

Ein Häuptling ergriff einen Hund, warf ihn, nachdem er ſeine vier Füße zuſammen gebunden hatte, über Bord und bat die Schlange, ſie möchte ſie vor dem Ertrinken bewahren und ſich mit dem Leichname des Hundes begnügen, um ihren Hunger zu ſtillen. Ein anderer Häuptling opferte einen zweiten Hund und fügte einige Pfeifen Tabak bei. In dem Gebete, das ſeine Geſchenke begleitete, flehte er abermals die Klapperſchlange an, ſie möchte die Beleidigung, welche

ihr Henry angethan, und ſeine gehäſſige Abſicht, ſie um das Leben zu bringen, nicht rächen. Er verſicherte der Schlange, Henry ſey ja ein Engländer und weder ihr noch ſeines Stammes Verwandter. Die Indianer flüſterten unter einander und Henry mußte jeden Augenblick befürchten der gereizten Gottheit zum Opfer gebracht zu werden; aber zum Glücke legte ſich der Sturm und ſie erreichten wohlbehalten die Inſel.

Am nützlichſten iſt den Indianern die Jagd auf den Biber. Im Austauſche gegen die Häute dieſes Thieres erhalten die nordamerikaniſchen Stämme von den Weißen die nothwendigſten Bedürfniſſe für ihre Exiſtenz. So lange die Kälte anhält, findet man die Biber in ihren Winterquartieren; und in dieſer Jahreszeit, das heißt vom November bis April ſind ihre, bei allen civiliſirten Nationen ſo ſehr geſchätzten Pelze am glänzendſten und feinſten.

Man kann des Bibers nur mit der äußerſten Vorſicht habhaft werden; die Augen dieſes Thieres ſind lebhaft und ſcharf, ſein Gehör iſt nicht minder ſcharf. Dieſe Amphibien-Colonie baut gewöhnlich ihre Wohnung auf eine äußerſt kluge Weiſe, am Ufer von Flüſſen, Buchten und Seen oder gegen Dämme. Bei dem geringſten Geräuſche ſieht man die Biber in das Waſſer ſtürzen und in die tiefſten Stellen tauchen. Zum Verdruße des Jägers macht jeder Biber, welcher untertaucht, ein großes Geräuſche, indem er das Waſſer mit dem Schwanze ſchlägt, als wollte er die andern aufwecken.

Man legt den Bibern auch Fallen. Wie bekannt ſammeln ſie ſich gehörigen Vorrath an Lebensmitteln, um den Winter durch damit auszukommen, von Zeit zu Zeit machen ſie jedoch Excurſionen in die Wälder, welche bei ihren Dämmen liegen, um ſich Ergänzung zu holen. Die Jäger mit ihrer Gewohnheit vertraut, ſtellen auf ihrem Wege grob gebaute Fallen, die ſie mit kleinen Stücken Rinde oder mit jungen Baum-Schößlingen, als mit Ködern verſehen. Der Biber bemächtigt ſich nicht ſo bald derſelben, als ein dickes Stück Holz auf ihn fällt und ihn niederſchmettert; dann erſcheinen ſeine Feinde und vollenden den Sieg.

Iſt das Eis der Flüſſe oder Seen einen halben Fuß dick, ſo macht der Jäger mit ſeinem Beile wohl auch eine Oeffnung. Die Biber laufen alsbald hinzu, um friſche Luft zu ſchöpfen, die ſie in ihren Waſſerbehauſungen ſchmerzlich entbehren. Der Jäger, von ihrer Annäherung unterrichtet, ergreift ſeine Maaßregeln, um ſie auf den Kopf zu ſchlagen, wenn ſie ſich auf der Oberfläche zeigen.

Leichter bemeiſtert man ſich der Biber, wenn ihre Wohnungen an Bächen liegen. Der Jäger durchbricht das Eis und ſpannt ein ſtarkes Netz auf der Seite aus, wo das Bett am tiefſten iſt; dann zerſtört er die Kammern des Thieres und dieſes flieht unfehlbar nach der Seite, wo es von dem Netze erwartet wird.

Auch der Biber war einſt ein Gegenſtand der Anbetung für die Indianer, aber die Europäer hatten zu jener Zeit den Wilden noch nicht ihre Handels-Grauſamkeit mitgetheilt. Wenn die Mode der Seidenhüte nicht eines Tags der grauſamen Verfolgung des Bibers ein Ziel ſetzt, ſo iſt gänzliche Vertilgung dieſes Geſchlechts zu befürchten, dem mit ſo blutiger Gier nachgeſtellt wird.

Sonſt hätten die Indianer nicht zugegeben, daß ihre Hunde die Gebeine des Bibers berührten; ſie fürchteten, die Manen dieſer Thiere könnten, durch eine ſolche Beſchimpfung aufgebracht, die nächſte Jagdzeit unglücklich machen.

2.

Der Räuber Plato.

Vor einigen Jahren war der Canton Westmoreland auf der Insel Jamaica durch die Nachbarschaft eines entsprungenen Negers mit Namen Plato, der die Gebirge von Moreland zu seinem Aufenthalte gewählt, in steter Unruhe Er hatte sich an die Spitze eines Banditen-Trupps gestellt, der sich täglich mit allen flüchtigen Negern rekrutirte. Plato raubte häufig und tödtete zuweilen, doch der Galanterie blieb er dabei immer hold. Als wahrer Sultan mit schwarzer Haut, begnügte er sich weder mit einer Frau noch mit einer Geliebten. Der junge, wohlgebaute, kräftige Mann fand wenige Grausame unter den Schönheiten seiner Farbe, und sein Schlupfwinkel im Gebirge war eben so gut mit Odalisken bevölkert, als der Harem in Constantinopel. Jede Negerin, die sich über ihren Herrn zu beklagen hatte, floh bei der nächsten Gelegenheit zu Plato, überzeugt bei ihm Freiheit, Schutz und einen freigebigen Gebieter zu finden, denn er sparte Nichts, um die Herzen durch die Lockungen der Eitelkeit zu gewinnen. Darum konnte keine Creolen-Dame einen Ausflug auf der Insel unternehmen, ohne Gefahr zu laufen, sich ihrer Garderobe beraubt zu sehen, von der Plato für seine Sultaninnen Gebrauch machte; und war die Kammerjungfer der Dame jung, frisch, schön, so nahm Plato die Zofe sammt dem Schmuckkästchen und der Bänderschachtel mit sich.

Lange hatte man vergebens darnach getrachtet den furchtbaren Räuber zu ergreifen. Man hatte auf seinen Kopf einen Preis gesetzt, aber kein Neger wagte es, sich ihm zu nahen, denn man kannte nicht nur seine Kraft, und seinen Muth, sondern man hielt ihn auch für bewandert in den Geheimnissen des Obi, das heißt, man hielt ihn für einen Zauberer, der Jeden, welcher es wagte, Hand an ihn zu legen, mit schrecklichen Qualen in der andern Welt bedroht habe, ohne von der Gefahr zu sprechen, eine Kugel seiner Pistole in dieser durch den Leib zu bekommen.

Unglücklicher Weise hatte Plato außer seiner Neigung für das schöne Geschlecht noch eine andere, die für den Rhum. Seine Räubereien wurden jetzt so häufig, daß man überall gut Wache hielt, wo man ahnen konnte, daß er seinen Fuß hinsetzen würde; er wagte es darum kaum mehr, seinen Branntwein selbst zu kaufen. Als er sich einmal in der Nähe von Montego-Bay zeigte, wurde er von einem Sclaven erkannt, der sogleich Lärmen schlug. Der arme Teufel, der sich Taffy nannte, bemerkte nicht, daß er in diesem Augenblicke allein sey, und kaum hatte er geschrieen: „Hier ist Plato!“ als dieser, da er Niemand herbei kommen sah, auf ihn losstürzte und die Art ergriff, mit der er bewaffnet war, um ihm den Schädel zu zerschmettern. Taffy wollte entfliehen, aber Plato, der jüngere und behendere von beiden, hatte ihn bald erreicht. Taffy besaß glücklicher Weise jene Gabe, mittelst der die Katze in der Fabel sich vor den Hunden flüchtete, während ihr Camerade, der Fuchs, sich von ihnen trotz seiner hundert Streiche fangen ließ. Vortrefflich verstand er die Kunst zu klettern, in welcher Plato keine Uebung hatte; eine Fichte bot sich auf dem Wege dar, in einem Augenblicke stieg Taffy bis zum Gipfel und rief dann um Hülfe. Sein Feind mußte darauf Verzicht leisten, ihn zu bekommen, darum schien Taffy aber eben so sicher verloren; denn Plato fing an den Baum mit der Art zu bearbeiten und die schützende Fichte mußte in Kurzem zu Boden stürzen. In dieser entscheidenden Lage hatte Taffy nichts besseres zu thun, als die seiner Hand am nächsten stehenden Zweige, abzubrechen und Plato an den Kopf zu schleudern. Dadurch vermochte er ihn so lange in gehöriger Entfernung zu halten, bis auf sein Geschrei einige von seinen Cameraden herbei liefen und den furchtbaren Banditen abermals zur Flucht in die Gebirge zwangen.

Seit diesem Abenteuer wagte Plato nicht mehr nach Montego zu gehen. Seine Leidenschaft für den Rhum verließ ihn aber nicht, und er wandte sich auf eine andere Seite, um ihr

Genüge zu leiſten. Auf dem Gute Canaan war ein alter Feldwächter, mit dem er Bekanntſchaft gemacht; der Greis, in deſſen Hütte Plato mehrmals die Nacht zugebracht, war die gefährliche Verbindung eingegangen, durch die Geſchenke des Räubers beſtochen und beherrſcht durch die Furcht vor ſeinen Mißhandlungen und ſeinem Rufe der Zauberkunſt. Dieſem beſchloß Plato ſich anzuvertrauen. Er gab ihm Geld, um Branntwein einzukaufen und beſtimmte den Tag, an dem er ihn abholen würde. Der alte Wächter ſah ſich in eine grauſame Alternative verſetzt; verrieth er Plato, ſo lief er Gefahr, ſich dadurch einen furchtbaren Feind zu machen; entdeckte man auf der andern Seite ſeine Verbindung mit einem ſolchen Banditen, ſo konnte er ſogleich gehenkt werden. Letztere Betrachtung trug den Sieg davon, denn der Alte erinnerte ſich überdieß der beträchtlichen Belohnung, welche dem verheißen war, der Plato todt oder lebendig liefern würde. Er entdeckte die Sache zweien ſeiner Freunde in Canaan, und nannte ihnen Tag und Stunde, wo Plato zu ihm kommen würde, um den Rhum zu holen, den er auch wirklich kaufte, um mit aller Welt in Ordnung zu ſeyn.

Am bezeichneten Tage ſtellten ſich die zwei Neger in die Nähe der Hütte des Wächters. Bald ſahen ſie den unklugen Plato voll Zuverſicht auf ſeinen alten Freund eintreten; aber ihr Schrecken bei ſeiner Annäherung war ſo groß, daß ſie wie eingewurzelt in ihrem Verſtecke blieben, und keine Miene machten, ihn anzugreifen. Der Wächter gab Plato den Rhum, den er zu kaufen beauftragt war, und der furchtbare Neger hätte ſich ohne Unfall wegbegeben können, aber er hatte das geliebte Getränk ſo lange entbehren müſſen, daß er nicht widerſtehen konnte, die Flaſche zu umhalſen. Seine Augen belebten ſich, er trank ohne Maaß und fiel endlich ſinnlos zu Boden. Jetzt rief der Wächter die zwei Neger, die aus ihrem Verſtecke hervortraten, ſich auf den lebloſen Körper warfen, ihm die Arme banden und ihn nach der Stadt Montego brachten, wo er ſogleich zum Tode verurtheilt wurde. Plato ſtarb als wahrer Held und umgab ſich bis zu ſeiner letzten Stunde mit allen Schreckniſſen ſeines vorgeblichen Zaubergewerbes, indem er den Richtern, die ihn verurtheilt hatten, erklärte, ſein Tod würde durch einen Orkan und die Verheerung der Inſel gerächt werden. Als ihn der Stockmeiſter an den Pfahl band, wo er hingerichtet werden ſollte, verſicherte er ihm, er ſolle ſich ſeines Opfers nicht lange freuen, denn er habe ihn bezaubert, ehe er das Gefängniß verlaſſen. Sonderbar! Der Zufall wollte, daß Jamaika vor Jahresende von einem der heftigſten Stürme, deſſen ſich Menſchen erinnern können, verwüſtet wurde; des Stockmeiſters Einbildungskraft aber war von den Drohungen des ſterbenden Zauberers ſo ſehr ergriffen, daß Arzt und Prieſter ihr Latein umſonſt verſchwendeten; er wurde ſchwächer und ſchwächer, weil er den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen konnte, daß Plato's Hand auf ihm laſte, und er ſtarb nach wenigen Monaten in der Ueberzeugung, daß der Zauberer Wort gehalten habe.

Der Glaube an den Obi (Zauberei) beſteht zwar noch in Jamaika, nimmt aber immer mehr ab. Der Geſchäftsführer auf einem Gute hörte vor etwa einem Jahre, man gebe in den Hütten des Gebirges einem alten verdächtigen Neger heimlich Aufenthalt. Man ließ ihn überfallen und feſtnehmen. Als man ihn durchſuchte, fand man einen Sack bei ihm, welcher eine große Menge Talismane, wie Aerolithen, Katzenohren, Pfoten von verſchiedenen Thieren, Menſchenhaare, Fiſchgräten, Krokodillszähne u. ſ. w. enthielt. Man führte ihn nach der Stadt Montego. Kaum war es ruchbar geworden, daß der alte Afrikaner im Kerker ſitze, als die Neger von allen Seiten herbei liefen, um gegen ihn zu zeugen. Der Eine hatte ihn Kinder beheren ſehen, der Andere hatte von ihm Mittel gekauft, um ſich damit von ſeinen Feinden zu befreien; man unterſuchte eine von ſeinen Arzeneien, es war lauteres Gift. Er wurde ſofort der Magie überwieſen; da wir aber nicht mehr in einer Zeit leben, wo man ſchwarze oder weiße Zauberer verbrennt, ſo begnügte man ſich ihn zur Deportation zu verurtheilen. Der Spruch wurde zu allgemeiner Zufriedenheit der Bewohner der Colonie ohne Unterſchied der Farben vollzogen.

3.

Ein Abend bei den Negern von Westafrica

Ich hatte M'Barul mit meinen Reisegefährten verlassen, um in dem benachbarten Walde zu jagen; in Masse zogen wir quer über die Felder, die von den Tritten einer Elephantenheerde durchlöchert waren, welche sich so eben während der Nacht den Durst im Senegal gestillt hatte.

Der Wald war schwer zugänglich; wir trennten uns nach und nach und bald fand ich mich allein. Das Wiegen der Palmbaumfächer und die lärmenden Spiele der Affen, von denen der größte aus der Bande mir meinen Hut zu nehmen suchte, ließen mich die Worte und den Marsch der übrigen Jäger nicht mehr vernehmen. Ich zitterte bei dem Gedanken, wie verlassen und von aller menschlichen Hülfe entfernt ich jetzt war; aber mit dem Vertrauen, das mir mein Gewehr einflößte, wanderte ich nach der Richtung fort, von der ich glaubte, meine Gefährten haben sie genommen. Oft mußte ich in diesem Irrsale dicht verwachsener Bäume, wo noch nie eine Art erklungen, Umwege machen, um die Einstürze dieser verkalkten, unterhöhlten, mit Ueberresten von Thieren besäeten Erde zu vermeiden. Jeden meiner Schritte maß ich ab, und meine Augen, auf die der Schweiß meiner Stirne in dicken Tropfen herabfiel, hafteten an den großen Bäumen, in deren Schatten ich gern ausgeruht hätte. Mein Herz pochte hörbar, und ich mußte von Zeit zu Zeit stille stehen, um deutlicher sehen zu können. Auf einem freien Raume im Walde wollte ich eben am Rande der Sonne die Stunde ermitteln, als plötzlich glänzende Schuppen mitten unter vertrockneten, vergelbten Kräutern meine Aufmerksamkeit auf sich zogen; der Schweif einer ungeheuern Boa wurde unter einem aus Alter eingestürzten Baumstamme sichtbar. Ich schaute nicht mehr zum Himmel hinauf, untersuchte nicht mehr den Boden, sondern lief aus Leibeskräften in das Dickicht, ohne mich durch etwas leiten zu lassen, als durch die Furcht vor der Stelle, die ich zu fliehen suchte. Ich mochte lange auf dem eingeschlagenen Wege fortgeschritten seyn, als ich von Hunger ergriffen, in Schweiß gebadet mich auf den von einem Tamarindenbaume beschatteten Boden niedersetzte. An den breiten Stamm gelagert, der mich gegen die Strahlen der Mittagssonne unter der heißen Zone schützte, gab ich den verschiedenen Gefühlen Raum, die meine Brust bewegten und meinen Kopf beunruhigten. Die mächtigste, alle übrigen beherrschende Empfindung, war die Erinnerung an das Vaterland, dessen schönes Bild mitten in dieser Einsamkeit in mir erwachte, und in der Entfernung, die mich von ihm trennte, noch herrlichere Farben anzunehmen schien. Hunger und Ungewißheit wollten mir das theuere Bild streitig machen und ich sah mich auf hundertfünfzig Stunden von der Stadt der Weißen allein mit der Furcht vor den Mauren der Wüste. Eine Art von Verzweiflung schnürte mir das Herz zusammen, da machten mir zwölf mit Gewehren bewaffnete Neger, die sich entfernt von meinem Baumstamme erhoben, ihre Anwesenheit bemerkbar. Mein weißer Hut hatte mich verrathen; ich näherte mich ihnen und suchte ihre Absicht aus ihren Gebärden zu erklären; durch ihre Unbeweglichkeit nach und nach beruhigt, konnte ich mir einen Plan entwerfen, wie ich an sie gelangen wollte, aber sie hatten mich schon in ihrer weichen, schwermüthigen Sprache gegrüßt. Sie reichten mir Alle die Hand und ich erklärte ihnen dagegen meine Irrfahrt. Sie beeilten sich mir die Last meines Gewehres abzunehmen; Einer eilte voraus, um die Ankunft eines Weißen in dem Dorfe zu verkünden, das ich bald mit seinen von Erde überzogenen Mauern und seinem engen Eingange erblickte. Eine Menge kleiner Knaben und Mädchen liefen herbei, um den Weißen zu sehen; sie schlugen den Tam-tam und in die Hände, und sangen mitten unter dieser lärmenden Musik folgendes Lied: »Der weiße war im Walde verloren; er hörte das Gebrüll des Löwen und das Heulen des Schakals; der Weiße hatte Hunger, er kommt in unsere Hütte, die ihm Schutz gegen die Hitze bietet und wir werden ihm zu essen geben.«

Nachdem ich mich sechs oder siebenmal in den spiralförmigen Straßen des Dorfes gedreht hatte, gelangte ich endlich zur Hütte des Häuptlings, wo ich mich auf eine Matte setzte; man

Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit, sed do eiusmod tempor incididunt ut labore et dolore magna aliqua. Ut enim ad minim veniam, quis nostrud exercitation ullamco laboris nisi ut aliquip ex ea commodo consequat. Duis aute irure dolor in reprehenderit in voluptate velit esse cillum dolore eu fugiat nulla pariatur. Excepteur sint occaecat cupidatat non proident, sunt in culpa qui officia deserunt mollit anim id est laborum. Sed ut perspiciatis unde omnis iste natus error sit voluptatem accusantium doloremque laudantium, totam rem aperiam, eaque ipsa quae ab illo inventore veritatis et quasi architecto beatae vitae dicta sunt explicabo. Nemo enim ipsam voluptatem quia voluptas sit aspernatur aut odit aut fugit, sed quia consequuntur magni dolores eos qui ratione voluptatem sequi nesciunt. Neque porro quisquam est, qui dolorem ipsum quia dolor sit amet, consectetur, adipisci velit, sed quia non numquam eius modi tempora incidunt ut labore et dolore magnam aliquam quaerat voluptatem. Ut enim ad minima veniam, quis nostrum exercitationem ullam corporis suscipit laboriosam, nisi ut aliquid ex ea commodi consequatur? Quis autem vel eum iure reprehenderit qui in ea voluptate velit esse quam nihil molestiae consequatur, vel illum qui dolorem eum fugiat quo voluptas nulla pariatur? At vero eos et accusamus et iusto odio dignissimos ducimus qui blanditiis praesentium voluptatum deleniti atque corrupti quos dolores et quas molestias excepturi sint occaecati cupiditate non provident, similique sunt in culpa qui officia deserunt mollitia animi, id est laborum et dolorum fuga. Et harum quidem rerum facilis est et expedita distinctio. Nam libero tempore, cum soluta nobis est eligendi optio cumque nihil impedit quo minus id quod maxime placeat facere possimus, omnis voluptas assumenda est, omnis dolor repellendus. Temporibus autem quibusdam et aut officiis debitis aut rerum necessitatibus saepe eveniet ut et voluptates repudiandae sint et molestiae non recusandae. Itaque earum rerum hic tenetur a sapiente delectus, ut aut reiciendis voluptatibus maiores alias consequatur aut perferendis doloribus asperiores repellat.

4.

Erinnerungen aus der Südsee.

(Aufenthalt auf den Sandwich-Inseln.)

— — — Am siebenzehnten Tage unserer Fahrt waren wir vor der Insel Wahu. Wir steuerten am süd-östlichen Theile des Landes, der Cocos-Spitze zu. Diese ganze Seite scheint anfangs unfruchtbar, nähert man sich ihr aber, so entdeckt man bald grünen Boden und Wohnungen. Die Spitze tritt entschieden gegen Südost vor; dann biegt sich das Ufer plötzlich gegen Westen zurück und bildet eine nicht sehr tiefe Bai von zwei Meilen im Umkreise, welche der Diamant-Hill, (Diamant-Berg) schließt. Dieser Berg ist um so merkwürdiger, als er vereinzelt auf niederem Grunde eine Meile von den ersten Erhöhungen im Innern entfernt am Gestade des Meeres steht. Seine kreisförmige, wagrecht abgeschnittene Gestalt gleicht dem Krater eines Vulkans; und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie von einem dieser feuerspeienden Herde herrührt. Auf der Spitze findet man einen von trefflichen Fischen bevölkerten Süßwasser-See.

Im Westen der Cocos-Spitze gewinnt die Insel einen lachenderen Anblick. Die Berge sind von tiefen Thälern durchschnitten und mit fortwährend vegetirenden Wäldern bedeckt. Sobald wir am Diamant-Hügel vorüber waren, befanden wir uns einem herrlichen Cocosbaumwald gegenüber, dessen breite Blätter dem niedlichen Dorfe Wititie oder vielmehr Waytite ihren Schatten verleihen. Vor Gründung des Hafens von Anarura, der eine Meile westlicher liegt, ankerte man hier gewöhnlich. Auf eine Meile Entfernung umgingen wir die Felsenkette, welche unter der See in einer Tiefe von acht bis neun Klaftern sich an der Küste hinzieht und legten bei eilf Klaftern dem Hafen gegenüber vor Anker, wo wir mehre Fahrzeuge bemerkten.

Selten kann man mitten am Tage in Anarura einlaufen. Der schmale Kanal, der dahin führt, ist eine gekrümmte Oeffnung durch die Felsen, von zwei Meilen Länge. Hat man nicht günstigen Wind, was selten vorkommt, so muß man die Stille des Morgens erwarten, um sich hinauf bugsiren zu lassen. Diese Schwierigkeit hat in Anarura einen Gebrauch geheiligt, der sich noch auf das brüderliche Bündniß der Seeleute unter sich bezieht. Am Tage, da ein Fahrzeug in den Hafen einlaufen soll, werden die Kähne aller deren, die sich hier befinden vor Sonnenaufgang zu seiner Verfügung gestellt. Der Kapitän, der sich diesem herzlichen Verfahren widersetzen wollte, würde sich in den Augen aller Uebrigen mit Schmach bedecken. Der Hafen von Anarura ist ein gekrümmter Kanal, auf einem schlammigen Boden, der zwischen drei und sechs Klaftern wechselt, wo achtzig Fahrzeuge in Sicherheit ankern können.

Sobald unser Schiff an seinen Pfosten befestigt war, grüßten wir mit dreizehn Kanonen-Schüssen, was sogleich von dem Fort beantwortet wurde. Man stellte mich sodann dem jungen König Kaukeauly oder Tamcha-Meha III. vor. Er befand sich bei dem Regenten Boki, und saß ohne irgend eine andere Auszeichnung auf einem Lehnstuhle, wie man mir einen bot. Er war ganz einfach weiß gekleidet und trug um den Hals ein Collier von gelben Steinen, und das war nicht einmal ein unterscheidendes Zeichen, wie ich zuerst glaubte, denn viele Einwohner, Männer und Frauen, trugen ähnliche.

Dieser junge Fürst hatte eine interessante Gesichtsbildung, obgleich die Blattern einige Merkmale zurückgelassen; in seiner Miene lag ein Zug von Schwermuth. Er mochte damals erst siebenzehn Jahre zählen. Seine Farbe fiel in das dunkel Kastanienbraune. Er sprach wenig und fixirte mich lange. Ich hatte am Bord die Porträts des Königs, seines Bruders und der Königin, die im Jahre 1834 in London gestorben waren; ich ließ ihm die Bildnisse durch meinen Dolmetsch anbieten. Er nahm sie an, ohne daß sich anfänglich ein tieferer Eindruck bei

ihm bemerken ließ; erſt einige Tage ſpäter, als ich ſie ihm hatte bringen laſſen, war er betroffen von der außerordentlichen Aehnlichkeit und ſchönen Ausführung. Mehre Tage hindurch erregten dieſe zwei Gemälde die Gefühle aller Einwohner, welche bei dieſer Gelegenheit durch aufrichtige Thränen ihre Anhänglichkeit an ihre Herrſcher darlegten. Beinahe alle Weiber ließen ſich die zwei Schneidezähne am obern Kinnbacken ausbrechen, was als ein auf dieſen Inſeln gewöhnliches Zeichen der Trauer beim Tode des Monarchen erſcheint.

Das Haus, wo ich den jungen König fand, war, wie geſagt, das des Regenten Boki. Im Aeußern bot es denſelben Anblick, wie alle Häuſer, welche die Stadt Anura bilden. Das Innere war gleichförmig mit Matten belegt und unterſchied ſich nur durch europäiſche Möbel, die man vermiſcht mit denen des Landes in allen Ecken des Gemaches umhergeſtellt hatte. Nichts ſchien mir bizarrer, als der Anblick einer Porzelan-Vaſe, aus franzöſiſcher Fabrik, die ein Seitenſtück zu einer Kürbisflaſche machte; ferner ſah man hier zwei ſchöne Betten mit Vorhängen von geſtickter Gaze, mit Matten an der Stelle der Eiderdaunen; zwei herrliche Spiegel mit vergoldeten Rahmen und geziert mit allen Geräthſchaften einer eleganten Toilette, dazu beſtimmt, die Schönheit wiederzuſtrahlen, die hier jedoch nur das Bild einer braunen, halb mit ſchmutziger Tapa bedeckten Haut wiederſtrahlten. Man hätte dieſe Wohnung übrigens reinlich und anſtändig nennen können, wäre ſie nicht ſo ſehr mit Häuptlingen und Dienern angefüllt geweſen, die ſich ſo nahe an einander auf den Matten ausſtreckten, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne mit dem Fuße an einen Menſchen zu ſtoßen; kaum war hinreichend freier Raum für vier oder fünf Perſonen. Der König war faſt noch ein Kind und Boki die angeſehenſte Perſon des Staates; in ſeiner Umgebung befanden ſich ſtets die vornehmſten Häupter der ganzen Inſelgruppe und lebten zum Theil auf ſeine Koſten.

Sieht man dieſe Leute, ſo könnte man glauben, die Würde ermeſſe ſich nach der Beleibtheit; denn die in der Macht am höchſten ſtehen, beſitzen auch die meiſte Körperfülle; und da ſie durchgängig groß ſind, ſo erſchienen wir neben ihnen wie Pygmäen. Ich habe oft um die Urſache dieſer außerordentlichen Feiſtigkeit der Häuptlinge gefragt, und man hat ſtets den Mangel an Leibesübung und übermäßige Nahrung als Grund angegeben. Das könnte in Beziehung auf die Beleibtheit richtig ſeyn, warum ſind aber die Vornehmen viel größer? Man darf annehmen, daß ſie andern Urſprungs ſind als das kleine Volk, und daß ſie von den Eroberern dieſer Inſel abſtammen, wie die Lehnsherren Frankreichs im Mittelalter von den Franken-Führern abſtammten, die ſich der Ländereien der Gallier bemächtigten, oder wie die Sachſen, und ſpäter die Normannen, welche durch die Eroberung die bevorrechteten Barone Englands wurden. Die mit Fabeln vermiſchte Tradition, welche die Grundlage der Geſchichte der Sandwichs-Inſeln bildet, ſcheint zu zeigen, daß ſie in einer ſehr entfernten Epoche durch Fremde, einer von der, der erſten Einwohner ſehr verſchiedenen Race erobert worden ſeyen. Das Profil der Vornehmen, ſtatt einen geraden oder ſelbſt vorſpringenden Schnitt wie bei den andern Eingebornen zu zeigen, bildet eine concave Linie, ſo, daß wenn man eine Richtſchnur von der Stirne zum Kinn anlegen würde, dieſe kaum die Naſe berühren dürfte. Der Charakter der Geſichtsbildung kann ſo obige Annahme unterſtützen, ob ich gleich mir nicht anmaße, eine ſo wenig beſtätigte Sache als Gewißheit zu behaupten. Kaukeauli hatte ganz die Phyſiognomie eines Eingebornen; ſeine Magerkeit betrübte ihn und er betrachtete die Beleibtheit der Andern mit unverholener Eiferſucht.

Von den Häuptern und Höflingen, die den König und den Regenten umgaben, und das Haus füllten, waren die Einen auf europäiſche Weiſe gekleidet, d. h. ſie hatten Beinkleider und weiße Hemden; die andern umwickelten ſich mit einer Tapa, einem im Lande aus der Rinde des Maulbeerbaums fabricirten Stücke Stoff; die Meiſten aber gingen nackt und trugen um den Leib nur einen Maro, einen ſchmalen Streifen Leinewand, welcher ſelten zu dem Gebrauche hinreicht, zu dem er beſtimmt iſt.

Einige Weiber trugen Röcke und hatten die Haare nach Art unſerer Frauen geflochten; aber die gewöhnlichſte Kleidung des weiblichen Geſchlechts iſt ein weißes, weites, flatterndes Hemd. Die Prinzeſſin Boki, welche ihren Gatten nach London begleitet hatte, als er mit dem Könige Rio-Rio dahin kam, findet mehr Geſchmack als die Andern an dem europäiſchen Coſtume, und ſie iſt auch viel beſſer angezogen, als die Uebrigen. Alle behalten ein Stück ihres nationalen Putzes bei, nämlich ein Collier gewöhnlich von roth, grün und gelben Federn, das ſie bald um den Hals, bald in Geſtalt einer Krone um das Haupt tragen; letztere Art ſteht ihnen ſehr gut.

Ferdinand Lassalle, Gesammelte Reden und Schriften, hrsg. von Eduard Bernstein, Berlin 1919, Bd. 3, S. 175 f.

Alter herbeigeführt, das kaum mehr auf ein langes Leben hoffen ließ. Das erhielt die Geduld der Partei des Königs, welche durch den nahe bevorstehenden Tod der Kau-Manu von dem weiblichen Joche befreit zu werden erwarten durfte. Sie trug, als wir sie besuchten, ein grauseidenes Kleid, und hatte einen Madras, auf Art der Creolinnen, auf dem Kopfe. In ihrer Umgebung befanden sich wenige Vornehme von Bedeutung, ausgenommen Kaunua, der commandirende Obrist der Truppen, welcher diesen hohen Posten durch seine Verheirathung mit einer der Prinzessinnen erlangt hatte; aber Frauen vom höchsten Range, alle durch ihren großen Wuchs und übermäßige Beleibtheit ausgezeichnet, sah man um sie her versammelt. Unter ihnen bemerkte ich eine junge Frau von zwanzig Jahren, der man den Titel Prinzessin gab. In diesem Alter war sie bereits so dick, daß sie nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte. Sie stellte das ungeheuere Seekalb, den Elephanten des Meeres vor, welches mit seinem Gewichte ganze Wochen auf derselben Stelle liegen bleibt und sich mit seinem schwammigen Körper in alle Unebenheiten des Bodens versenkt. Aber diese Männer und Weiber, die so schwer auf ihren Matten lasten, sind sehr geschickte, muthige Schwimmer.

Wir sahen öfter, wie sie auf einem sechs Fuß langen und fünfzehn Zoll breiten Brette auf dem platten Bauche lagen und mehr als eine Meile vom Dorfe Waytite entfernt umherschwammen; sie leiteten ihr Brett gerade aus, hielten es stets vorn auf der Woge, und ließen sich so von ihr mit Blitzes Schnelligkeit bis zum Lande treiben. Wenn sie nun aber mit Hülfe einer unbegreiflichen Geschicklichkeit dieses Manöver so geschwinde ausführen, so bedürfen sie, wenn sie wieder zurück wollen, noch viel mehr Talent, denn dann haben sie die reißende Heftigkeit aller sich folgenden Wogen zu besiegen, und daran läßt sich erst ermessen, ob sie gute Schwimmer sind. Um dieses Hinderniß zu bemeistern, haben sie kein anderes Mittel, als quer durch die Welle zu tauchen, sobald sie passirt ist, lebhaft zu schwimmen, und dieses Manoeuvre bei der folgenden zu erneuern, bis sie endlich zur letzten gelangt, sich abermals zum Ufer tragen lassen. Zu diesem Vergnügen bedienen sie sich auch wohl der Pirogue; man muß diese aber noch viel geschickter zu handhaben wissen, denn der geringste falsche Ruderschlag bringt sie zum Umstürzen. Ein solcher Unfall hat für sie indessen nur die Folge, daß sie die Scherze ihrer Landsleute erdulden müssen, deren leicht erregbare Heiterkeit dann die Zügel schießen läßt.

Männer und Frauen verschaffen sich diese Unterhaltung, die als unsern Rutschbergen analog betrachtet werden dürfte, hätten sie nicht eine andere, diesen noch viel ähnlichere, Belustigung. Oberhalb der Stadt Anarura erhebt sich auf ungefähr sechshundert Fuß ein alter vulkanischer, überall mit lockerer Erde und Gras bedeckter Krater; es ist ein abgeschnittener Kegel mit concavem Einschnitte, den die Engländer dieser Form und ohne Zweifel einer süßen Gewohnheit wegen, den Punschnapf genannt haben. Der letzte Eroberer der Sandwich-Inseln Tameha-Meha ließ durch Menschenhände Kanonen von großem Caliber hinaufschaffen, die man noch auf den Lavaspitzen, welche die Umrisse des Berges bilden, wie Gemsen an den Vorsprüngen des Mont-Blanc hängen sieht. Auf diese Weise hatte sich der argwöhnische, schlaue Tyrann eine Citadelle erbaut, von der er im Falle eines Aufstandes die Bewohner der Stadt niederschmettern konnte.

Zur Regenzeit, wenn der Boden feucht und schlüpfrig war, machten die Liebhaber des hier berührten Vergnügens Rinnen von oben nach unten an der sehr abschüssigen Seite des Berges bis zur Ebene; legten sich dann, den Kopf nach unten gerichtet, mit dem Bauche auf Holzschlitten und ließen sich dann in dieser Lage mit einer Schnelligkeit hinabgleiten, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß der Fall der Rinne wenigstens fünfundfünfzig Grade beträgt; so gleiteten sie auch, wenn sie bereits auf ebenem Boden angekommen waren, noch lange fort, und gelangten beinahe bis zur Stadt, ehe die Wirkung aufhörte, welche die Schnelligkeit des Laufes veranlaßt hatte. Die Chilesen bedienen sich noch heut zu Tage desselben Mittels um an den Cordilleras herabzukommen, nur mit dem Unterschiede, daß man hier den Schlitten gebraucht und auf den Cordilleren sich auf einer Ochsenhaut herabgleiten läßt.

5.

Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde.

„Ein Beduine, mit Namen Giabal, ſchreibt ein franzöſiſcher Reiſender, beſaß eine ausgezeichnete Stute; Haſſad-Paſcha, damals Vezier von Damas, ließ ihm alle erdenkliche Angebote dafür machen, aber vergebens; denn ein Beduine liebt ſein Pferd ſo ſehr als ſeine Frau. Der Paſcha drohte, doch der Erfolg war nicht günſtiger. Da kam ein anderer Beduine mit Namen Giafar zu ihm und fragte, was er ihm geben würde, wenn er Giabals Stute brächte. „Ich werde dir deinen Gerſtenſack mit Gold füllen,“ erwiderte Haſſad-Paſcha, dem es eine Schmach ſchien, daß er ſeinen Zweck nicht erreicht hatte. Weil aber die Sache bald ruchbar wurde, band Giabal ſeine Stute des Nachts mittelſt eines am Fuße angebrachten eiſernen Ringes an eine Kette, die in das Zelt lief und hier an einen in die Erde geſchlagenen Pfahl, unter der Filzdecke befeſtigt war, die ihm und ſeinem Weibe zum Lager diente. Um Mitternacht gelangte Giafar kriechend in das Zelt, ſchob ſich zwiſchen Giabal und ſein Weib, und ſtieß ſanft bald an dieſes, bald an jenen; der Mann glaubte ſich von der Frau, die Frau vom Manne geſtoßen, und Jedes gab Raum; Giafar machte hierauf mit ſcharfem Meſſer ein Loch in den Filz, zog den Pfahl heraus, band die Stute los, ſchwang ſich hinauf, nahm Giabals Lanze, ſtach ihn damit leicht und ſagte: „Ich, Giafar, bin es, der deine ſchöne Stute genommen; ich benachrichtige dich zur rechten Zeit.“ Und nun reitet er fort. Giabal ſpringt aus ſeinem Zelte, ruft Reiter herbei, nimmt die Stute ſeines Bruders und ſie verfolgen Giafar vier Stunden lang. Die Stute von Giabals Bruder war, obwohl minder gut, doch von demſelben Blute wie die ſeinige. Giabal ließ alle Reiter weit hinter ſich, und hätte Giafar im Moment erreicht gehabt, da rief er dieſem zu: „Kneipe dem Pferde das rechte Ohr und gieb ihm einen Stoß mit dem Bügel.“ Giafar that es und ſchießt wie der Blitz davon. Alle Verfolgung wird nun fruchtlos; eine zu große Diſtanz trennt ſie. Die andern Beduinen machten Giabal Vorwürfe, daß er ſelbſt den Verluſt ſeiner Stute verurſacht habe. „Ich will ſie lieber verlieren,“ entgegnete er, „als ihren Ruf beflecken. Man ſoll beim Stamme Wuld-Ali (ein Stamm, deſſen Pferde wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ſind) nicht ſagen können, eine andere Stute ſey der meinigen im Laufe zuvorgekommen. Es gewährt mir hinlängliche Genugthuung, behaupten zu können, daß eine andere nicht im Stande war, ſie zu erreichen.

Jeder Beduine gewöhnt ſein Pferd an ein Zeichen, bei dem es ſeine ganze Schnelligkeit entwickelt. Er bedient ſich deſſelben nur bei der äußerſten Noth, und würde das Geheimniß ſelbſt ſeinem Sohne nicht anvertrauen. Folgende Begebenheit liefert ein anderes Beiſpiel:

Ein Beduine kam nach Palmyra; zur ſelben Zeit mit ſieben Anderen von einem Stamme, der mit dem ſeinigen im Kriege lebt. Als dieſe hörten, daß er ſich in der Stadt befinde, beſchloſſen ſie ihn in einiger Entfernung zu erwarten und zu tödten. Bani, ſo hieß der Beduine, hievon benachrichtigt, kam zu uns, band ſeine Stute an unſer Thor, und bat uns, wir möchten ihm eine Filzdecke leihen; wir hatten mehre, in welche unſere Waaren gewickelt waren. Ich brachte ihm eine, er tauchte ſie eine halbe Stunde lang in das Waſſer, legte ſie dann ganz durchnäßt auf den Rücken ſeiner Stute und band den Sattel darauf. Zwei Stunden ſpäter bekam ſie einen ſtarken Durchfall, der den ganzen Abend dauerte, und am andern Tage ſchien ſie gar nichts mehr im Leibe zu haben. Jetzt nahm Bani die Decke ab, gab ſie uns wieder, gürtete ſein Pferd feſt, und ritt fort. Um vier Uhr des Nachmittags ſahen wir die Beduinen des Stammes El Daſſir (des dem Bani feindlichen Stammes) ohne Beute zurückzukehren. „Vernehmt, was uns begegnet iſt,“

ſprachen ſie, „da wir Royial, Mehemas Zinspflichtigen nicht beleidigen wollten, ſo vermieden wir es, unſern Feind in der Stadt anzugreifen; wir hätten ihn auf einem Wege auflauern können, aber wir waren Sieben gegen Einen und zogen es vor, auf freiem Felde zu warten. Als wir ihn erblickten, ſprengten wir auf ihn zu; ſobald er ſich aber in unſerer Mitte befand, ſtieß er einen mächtigen Schrei aus, und ſprach zu ſeinem Roße: »Jah hamra! heute iſt die Reihe an dir.« Und wie ein Blitz ſchoß es fort. Wir haben ihn verfolgt bis zu ſeinem Stamme, hoch verwundert über die Schnelligkeit ſeiner Stute, die einem Vogel glich, der die Luft mit ſeinen Flügeln durchſchneidet.“

Zum Erſtaunen erfährt man, daß Stuten von edler Abkunft und großem Rufe in Syrien mit dreißig-, vierzig- und ſogar mit fünfzigtauſend Piaſtern (ungefähr 150,000 Fr.) bezahlt werden. Daraus geht hervor, daß man in Frankreich nur Race-Pferde von geringer Bedeutung gehabt hat, denn das Maximum des Ankaufspreiſes iſt bis jetzt 8—10,000 Franken geweſen *). So vollkommen uns dieſe Pferde auch erſchienen ſeyn mögen, ſo waren ſie doch nicht von der edelſten Abkunft, ſondern von gemiſchtem Blute; man weiß aber welche Wichtigkeit die Beduinen auf die Genealogie ihrer Pferde legen. Man hat immer behauptet, es ſey ſehr ſchwierig, ſich ſchöne Stuten zu verſchaffen, weil die Beduinen ſie höher ſchätzen, als die Hengſte und nicht aus dem Lande laſſen. Indeſſen liegen die Hinderniſſe, die ſich der Ausfuhr entgegenſetzen hauptſächlich in den hohen Preiſen, zu denen die Stuten bei den Stämmen ſelbſt verkauft werden, und in der Schwierigkeit zu dieſen Völkerſchaften zu gelangen. Der Herausgeber dieſer Bemerkungen hatte von Ebn Sihud, einem mächtigen Häuptlinge eine Stute, Nedſchdie, das heißt vom Lande Ondſche, zum Geſchenke erhalten, deren Race wegen großer Schnelligkeit ſehr geachtet iſt; er glaubt das Pferd wenigſtens zu 30,000 Piaſter anſchlagen zu dürfen. Er war nicht der Einzige, der ſolche Geſchenke empfing. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beduinen ihre Pferde verkaufen würden, wenn man ſie ihnen wenigſtens eben ſo theuer bezahlen wollte, als ſie bei ihnen bezahlt werden. Sie treiben den Luxus in Pferden bis in's Unglaubliche; zur Zeit der Reiſe Lascaris hatte erwähnter Häuptling in ſeinen Stallungen 80 weiße Stuten von größter Schönheit in einer Reihe aufgeſtellt und 120 Andere in verſchiedener Farbe. Die Liebe zu dieſen edeln Thieren, und der Werth, den ſie ihnen zuſchreiben, iſt überall bei dieſen Nomaden ausgeprägt. Der Name faſt aller ihrer Stämme iſt nach der Farbe einiger berühmten Stuten gebildet. Die Pferde vom Stamme Wuld-Ali ſind die angeſehenſten. Die merkwürdige Eigenheit verdient hier noch aufgeführt zu werden, daß im Kampfe der, welcher ſein Pferd ſeinem Gegner abtritt, vom Letzteren weder getödtet, noch zum Gefangenen gemacht werden darf.

6.

Die Tribunale auf Jamaica.

(Von einem Pflanzer.)

Die beiden Anſtifter einer ausgedehnten Verſchwörung, welche eine allgemeine Niedermetzelung der Weißen zum Zwecke hatte, wurden von den Aſſiſen des Schwarzen Fluſſes verurtheilt, der Eine zum Strange, der Andere zur Deportation.

*) In deutſchen Marſtällen finden ſich Pferde, deren Ankaufspreis fünfzehn bis zwanzigtauſend Gulden geweſen.

Martins-Penn, ein Gut des Lord Balcarras war der Herd des beabſichtigten Aufſtandes. Des Lords Intendant beſaß einen ſanften Charakter, und die Neger hatten ihm nur eine milde Behandlung nachzurühmen. Mehr als tauſend Sclaven hatten ſich an die Verſchwörung angeſchloſſen, welche zum Glücke durch den Intendanten eines engliſchen Eigenthümers, einen Franzoſen von Sanct Domingo entdeckt wurde. Als dieſer bei dem Begräbniß eines Kindes, wobei der Vater ein Schwein braten ließ, einen außerordentlichen Zuſammenlauf fremder Neger bemerkte, ſchlich er ſich auf verſtohlene Weiſe bis an die Hütte, wo die Feſtlichkeit Statt fand, legte das Ohr an eine Hecke und vernahm, daß mehr als zweihundertfünfzig Neger den Eid unter den üblichen Formen leiſteten, die darin beſtanden, daß ſie Blut tranken, Gräbererde aßen u. ſ. w. Alle waren Africaner und kein Creole war zugelaſſen worden.

Sie hatten einen König aus dem Stamme Eboes gewählt, unter dem zwei Kapitäne ſtanden. Der Plan war Vertilgung der Weißen, und Seine Majeſtät hatte Weihnachten für den günſtigſten Augenblick zur Ausführung gehalten; während ſeine ungeduldigeren Kapitäne wollten, man ſolle ſogleich losſchlagen. Man ſuchte ſich ihrer Perſonen zu verſichern; der eine Kapitän entkam in die Wälder, der König und der andere Kapitän wurden verhaftet und der Gerechtigkeit ausgeliefert. Während der Gerichtsverhandlungen blieben ſie kaltblütig und gleichgültig, und gaben ſich nicht einmal die Mühe, die Thatſachen zu läugnen, die man ihnen zur Laſt legte. Allerdings ließ die Klarheit der Beweiſe kein Läugnen mehr zu; unter andern Stücken fand ſich ein Lied auf den König vor, worin Gott und Herr Wilberforce um Freiheit angerufen wurden und der Entſchluß ausgeſprochen war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Aufſeher hatte gehört, wie der König das Lied beim Leichenbegängniſſe ſang und die Andern im Chor darauf antworteten. Der König der Eboes geſtand die Wahrheit dieſer Angabe zu, konnte aber darin nichts Arges finden. Er hatte Nichts geſungen, was nicht von ſeinem Prieſter (einem Mulatten, der als Wiedertäufer-Miſſionär hier lebte, und die Verſchwörung mit angezettelt hatte) als durch Johannes den Täufer gebilligt erklärt worden war. »Wer war dieſer heilige Johannes der Täufer?« fragte man ihn. Er wußte es nicht recht, ſein Prieſter hatte ihm blos geſagt, dieſer heilige Johannes ſey der Freund der Neger und ſeinen Kopf habe man in eine Schüſſel gelegt.

Der Kapitän brachte zu ſeiner Vertheidigung nur vor, wenn ihm der Hof dieſesmal vergeben wollte, ſo werde er nie mehr Aehnliches beginnen, da ihre Verſchwörungen den Weißen ſo ſehr mißfallen, was er bis jetzt nicht vermuthet habe. Ohne Zweifel hatten ſie ſich eingebildet, die Weißen finden ebenſoviel Vergnügen daran, ſich den Hals abſchneiden zu laſſen, als die Schwarzen, ihnen denſelben abzuſchneiden. Ein Jäger bewies einſt auf dieſem Wege die Geſetzlichkeit der Jagd. Es liegt ebenſo in der Natur des Haſen zu fliehen, als in der des Hundes nachzulaufen; demnach muß der Haſe ebenſo viel Vergnügen darin finden, ſich verfolgen zu laſſen, als der Hund, den Haſen zu verfolgen.

Vor kurzem wohnte ich den Sitzungen des Gerichtshofes für die Sclaven bei. Ein Neger war des Vieh-Diebſtahls, und eine ſchwarze Magd der Vergiftung ihres Herrn angeklagt. Der Erſtere wurde zur Deportation verurtheilt; die Zweite war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, Minette genannt. Sie geſtand ein, ätzendes Sublimat in ein wenig Branntwein und Waſſer gemiſcht zu haben; aber ſie behauptete, ſie habe es, ohne zu wiſſen, daß es Gift ſey, in der Apotheke genommen, und ihrem Herrn auf Verlangen ſeiner Großmutter gegeben. Dieſe Angabe war offenbar erfunden; man hatte keine Urſache an der Unſchuld der Großmutter zu zweifeln, indeß der Einfluß der Mutter verdächtig erſchien; Minette aber zeigte in ihrem ganzen Benehmen die unglaublichſte Verhärtung. Sie hatte ſich an das Bett ihres Herrn geſtellt, um ihn das Gift trinken zu ſehen; ohne das mindeſte Zeichen von Staunen oder Mitleid hatte ſie ſeinem Todeskampfe beigewohnt, und als man ihr das Zimmer zu verlaſſen befahl, ſtellte ſie ſich, als wäre ſie tief eingeſchlafen und hörte nicht, was man ihr ſagte. Selbſt nach ihrer Einkerkerung konnte man ſie nicht zu einem Bekenntniß der Reue, wegen Vergiftung ihres Herrn bringen.

Sie wurde zur Hinrichtung am folgenden Tage verurtheilt; ohne die geringſte Bewegung hörte ſie den Spruch und lachte, wie man mich verſicherte, als ſie die Treppe des Tribunals hinabſtieg.

In der Verhandlung ſchien mir alle mögliche Billigkeit vorzuwalten; das Geſchwornengericht war aus neun achtungswerthen Perſonen, das Tribunal aus drei Richtern und einem älteren Beamten als Präſidenten, zuſammengeſetzt. Auf keiner Seite gab es Advokaten, folglich

auch keine Berufung auf Leidenſchaften, keine falſche Färbung, keine Kniffe, keine pathetiſchen Reden, keine künſtlichen Gegenfragen, keine Zeugen-Confrontationen und doch ſchienen mir die Debatten dabei keinen ſchlimmen Gang zu nehmen. Niemand erhob ſich für, Niemand gegen die Angeklagte.

Das Einzige, was ich zu tadeln hatte, war der Befehl, die Schuldige ſogleich hinzurichten, welcher aus Furcht gegeben wurde, der Ausübung des königlichen Vorrechts die nöthige Zeit zu laſſen, falls das Gouvernement geneigt ſeyn ſollte, die Strafe in Deportation zu verwandeln.

Haben ſich die Neger einmal zum Böſen gewendet, ſo kennen ſie keine Gränze mehr und man erzählt ſich gräßliche Beiſpiele von ihrer Wildheit. Neulich ſtritten ſich zwei Neger um eine Kleinigkeit; der Eine biß und riß dem Andern die Naſe mit den Zähnen aus dem Geſichte. Als ein Mädchen in leichten Streit mit zwei von ihren Gefährtinnen gerieth, ſo ſprangen dieſe auf ſie los, und zerbiſſen ihr die Hände ſo grauſam, daß man befürchtet, ſie werde beide nicht mehr gebrauchen können.

Ich fragte, wem der Schädel gehört habe, den ich auf einer Stange am Rande der Landſtraße aufgepflanzt geſehen hatte, als ich von der Montego-Bai zurückkehrte. Man erzählte mir, ein gewiſſer Dunbar habe ſeinen Negern einigen Anlaß zu Unzufriedenheit gegeben, ob er gleich durchaus kein ſtrenger Herr geweſen ſey. Sein ſchwarzer Aufſeher, der von Kindheit an in ſeinem Hauſe aufgezogen worden, war derjenige, welcher unter ſeinen Sclaven ein Complot zu ſeiner Ermordung bildete. Bei dieſem Unternehmen unterſtützten ihn zwei junge Leute, die zu einem benachbarten Gute gehörten, Herrn Dunbar blos vom Sehen kannten, keinen Haß gegen ihn hegten, und ſich nur ihrem würdigen Freunde, dem Aufſeher zu Gefallen in die Verſchwörung einließen. Während einiger Monate wurden verſchiedene Verſuche gemacht, welche der Zufall jedoch ſtets vereitelte. Endlich erhielten ſie die Gewißheit, daß Dunbar in einiger Entfernung von ſeiner Wohnung zu Mittag zu ſpeiſen beabſichtige, und erſt Abends zurückkehren könne. Man wählte einen Hinterhalt, um ihm den Rückweg abzuſchneiden, und im Augenblicke, da er durch ein dichtes Gehölz ritt, warfen ſich die Mörder auf ihn; der Aufſeher riß den Unglücklichen vom Pferde, und in wenigen Minuten hatten ſie ihn mit Stockſchlägen getödtet. Niemand hatte Verdacht auf den Aufſeher, als aber im Laufe der Unterſuchung ſein Haus wie die andern durchforſcht wurde, ſo fand man daſelbſt in einem verborgenen Winkel nicht allein die Uhr Dunbar's, ſondern auch eines ſeiner Ohren, welches der Elende in Folge des bei den Negern herrſchenden Aberglaubens mit ſich genommen, daß der Mörder, ſo lange er eines der Ohren ſeines Opfers beſitze, nicht von ſeinem Geſpenſte verfolgt werden könne. Die beiden fremden jungen Neger, zwei Neger Dunbar's und der Aufſeher, wurden vor Gericht gezogen, geſtanden ihr Verbrechen, und erlitten die gerechte Strafe. Des letzteren Kopf ſteckte man zur Warnung für Andere auf eine hohe Stange. Doch die Schuldigen befanden ſich noch im Kerker. Als eines Tags der Aufſeher eines benachbarten Gutes einem zum Arbeiten gemietheten Weibe aus irgend einem Grunde Vorwürfe machte; da ſprang die Furie auf ihn los, faßte ihn bei der Gurgel, und ſchrie ihren Gefährtinnen zu: „Herbei! herbei! Bedunbaren wir ihn!“ und durch den heftigen, plötzlichen Angriff wäre es ihr bald gelungen, ihren Plan auszuführen, als die Sclaven des unglücklichen Aufſehers zu ſeiner Rettung herbeieilten. Dieſes Weib wurde ebenfalls hingerichtet. Allerdings geſchah das vor etwa fünf Jahren, als in den Bergen der Aufruhr ſeine Fahne erhoben; jetzt iſt Alles ruhig. Doch vor einem Jahre etwa fand man den Buchhalter eines benachbarten Gutes todt in einer von meinen Zuckerrohrpflanzungen. Der Schädel war ihm eingeſchlagen, und keine Unterſuchung führte zu Entdeckung des Mörders.

Ein Eigenthümer aus meiner Nachbarſchaft hat kürzlich drei Sclaven in das Gefängniß bringen laſſen, welche ihn mit ätzendem Sublimat zu vergiften ſuchten; alle drei Neger ſind ſeine Diener und einer von ihnen hat in ſeinen Dienſten ein hohes Alter erreicht. Sein Bruder iſt bereits ein Opfer eines ähnlichen Complots geworden, und doch rühmt man beide als menſchliche Herren.

Ein Agent, der bei den Negern ſehr in Gunſt zu ſtehen ſchien, ſah ſich genöthigt, wegen häufiger gegen ihn gerichteter Vergiftungs-Verſuche, ſein Unternehmen im Stiche zu laſſen, und ein Anderer, dem nicht die geringſte Bedrückung vorzuwerfen iſt, ſollte einmal mit einer Taſſe Kaffee vergiftet werden, und entging dem Anſchlage das zweite Mal nur durch ſeine Höflichkeit, indem er das unſelige, für ihn gebraute Getränk zwei jungen Buchhaltern bot, welche Beide unterlagen. Seitdem hat man entdeckt, daß dieſes Verbrechen von dem abſcheulichen Glauben der

Neger an Obnach (Zauberei) herrührte; das Weib, welches den Trank gemiſcht hatte, kannte die giftige Natur deſſelben nicht, ſie hatte das Gift aus den Händen eines Zauberers als einen Zauber empfangen, der ihr ihren Herrn gewogen machen müßte.

Eines der feinſten von den Negern angewandten Gifte (und die Meiſten kennen eine Menge derſelben) wird aus der Wurzel der Caſſave bereitet. Sie drücken den Saft aus und laſſen ihn gähren; darin erzeugt ſich ein kleines Würmchen, deſſen Subſtanz in den Magen gebracht, vernichtend wirkt. Der Neger, der Jemand vergiften will, verbirgt dieſes Würmchen unter dem Nagel des Daumen, den er zu dieſem Ende wachſen läßt. Dann ſucht er ſein Opfer zu überreden mit ihm zu trinken oder zu eſſen, und ergreift den Moment, wo er ihm ein Glas oder eine Schüſſel reicht, und läßt den Wurm hineinfallen, der denjenigen unfehlbar tödtet, der ihn verſchluckt.

Ein anderes Mittel der Vernichtung findet ſich, wie man mir erzählt, in allen Gärten der Neger der Inſel, und zwar die Arſenik-Bohne. Dieſe Pflanze bringt keinen Nutzen, iſt nicht einmal eine Zierpflanze, und fragt man die Neger, warum ſie dieſelbe in ihren Gärten ziehen, ſo wiſſen ſie keinen Grund anzugeben, aber man darf ſicher darauf rechnen, ſie ſtets zu treffen. Die Leber des Crokodills beſitzt ebenfalls die zerſtörende Eigenſchaft, noch gefährlicher aber iſt, wie man behauptet, die Galle des Thiers.

Die Giftmiſcher und Meuchelmörder ſind, was ſich von ſelbſt verſteht, Ausgeburten und Ausnahmen bei den Weißen, und, daß Einzelne Verbrechen begehen, dient der ſchlechten Behandlung, der die Neger-Race lange Zeit ausgeſetzt war, nicht zur Rechtfertigung. Mit Schauer erinnert man ſich der Grauſamkeiten, welche die Spanier in der neuen Welt verübten. Folgender Zug von einem engliſchen Pflanzer kann als Seitenſtück zu allen Anecdoten aus der indianiſchen Geſchichte dienen, bei denen ſich die Haare der Leſer ſträuben.

Ich verlangte die Erklärung eines Volksliedes der Neger, das ungefähr ſo hieß:

„Man ſchlepp' ihn ſchnell nach Gulley fort! nach Gulley fort!"
„Doch bringt mir Kleid und Bahre wieder!"
„Oh! Maſſa, ſeht ich lebe noch!"
„Man ſchlepp' ihn ſchnell nach Gulley fort! nach Gulley fort!"
„Fort, fort mit ihm!"

Die Leute ſagten mir, dieſe traurige Ballade beziehe ſich auf einen Vorfall, der ſich etwa vor dreißig Jahren auf dem benachbarten Gute, genannt „Garten der Quelle," ereignet hat. Der Eigenthümer dieſes Gutes (ſein Name war, glaube ich, Redward) wird als der grauſamſte Pflanzer geſchildert, der je den engliſchen Namen geſchändet hat; ſo oft einer ſeiner Neger von einer, für unheilbar erklärten Krankheit befallen wurde, ertheilte er Befehl, den Unglücklichen in ein einſames, bei ſeinem Eigenthume gelegenes Thal zu bringen, welches Gulley (der Abfluß) hieß. Hier warf man ihn auf die Erde und überließ ihn ſeinem Geſchicke; ehe der Tod ſeine Leiden endete, wurde er in der Regel zur Hälfte von den Raben verzehrt. Dieſer ſchändliche, rohe Menſch erſparte durch dieſes Mittel, was ihm ſein Sclave während der letzten Krankheit gekoſtet hätte; aber damit nichts verloren gehe, ſchärfte er den Negern, welche den Unglücklichen trugen, ein, den Sterbenden, ehe ſie ihn in Gulley ließen, ganz nackt auszukleiden, und Decke und Bahre nicht zu vergeſſen, auf der man ihn getragen. Ein armer Teufel, den man ſo lebend nach dem Hochgerichte brachte, rief wiederholt in jammervollem Tone, er ſey noch nicht todt, und beſchwor ſeinen Herrn, ihn nicht auf ſo ſchreckliche Weiſe umkommen zu laſſen. Das Geſchrei konnte den Herrn nicht erweichen, aber ſeine Gefährten in der Sclaverei hatten kein Herz von Stein und Eiſen, wie ſehr dieſer Zuſtand die menſchliche Bruſt auch verhärtet. Einige von ihnen entriſſen den Raben in folgender Nacht das lebendige Feſtmahl, um das ſie ſich bereits zu verſammeln und zu ſtreiten begannen. Sie trugen ihren Kameraden in das Negerdorf und verbargen ihn vor Aller Augen. Ihrer Pflege hatte er ſeine vollſtändige Geneſung zu verdanken; er verließ das Gut, ohne daß Jemand Etwas von der Sache erfuhr; unglücklicher Weiſe kam der Herr eines Tags durch Kingſton, traf ſeinen Neger an einer Straßenecke und erſtaunte gewaltig, denjenigen ſich gegenüber zu ſehen, den er längſt bis auf die Knochen abgenagt glaubte. Bald aber wurde der Geiz Meiſter über das Erſtaunen; er hält den Wiedererſtandenen an, reclamirt ihn als ſeinen Sclaven, und befiehlt ſeinen Dienern ihn nach ſeinem Hauſe zu bringen; aber das Geſchrei des armen Teufels verſammelt die

Menge um die Schauſpieler dieſer Scene, ehe man ihn wegbringen kann. Er erzählte ſeine traurige Geſchichte und die Art, wie er Leben und Freiheit wieder erlangt; die Entrüſtung ſtieg bei dieſen empörenden Angaben in einem Maße, daß der ſchändliche Redward ſich noch glücklich ſchätzen mußte, aus Kingſton zu entkommen, wo er Gefahr lief, in Stücken zerriſſen zu werden. Man mag ſich leicht denken, daß er ſeinen Sclaven nicht mehr zurück zu fordern wagte.

2.

Leichenbegängnisse einer Baghtin.

Die Aerzte riethen mir zu der Wiederherſtellung meiner Geſundheit zu einer Reiſe an den Ganges. Ihrem Rathe folgend, wurde ich dadurch, als ich in Dinapuhr anlangte, Zeuge einer Scene, die mir der Mittheilung würdig erſcheint und einen Beitrag zu den Kenntniſſen liefern wird, die wir bereits von den Sitten und Gebräuchen der verſchiedenen Eingebornen erlangt haben.

Beim Einbruche der Nacht ſaß ich in Bewunderung der Herrlichkeit des ſchwimmenden Mondes und der Millionen, am Firmamente glänzender Sterne verſunken in meinem Zelte; da ſah ich mich plötzlich durch den Lärm einer ziemlichen Anzahl von Hindu, die von einer Muſiker-Bande begleitet, nach dem Fluſſe zogen, aus meinen Träumereien geriſſen. Ich geſellte mich zu ihnen, in der Hoffnung, einem luſtigen Schauſpiele beiwohnen zu können; aber bald war ich ſchmerzlich enttäuſcht, ich kam zur Todtenfeier einer Baghtin. Mit Blumen geſchmückt, wie ſie die Jahreszeit bot und mit ſilbernen und goldenen Blättern bedeckt, lag der Leichnam auf einem ſchmalen Bette; am Geſtade ließ man ihn nieder und das Gefolge ſetzte ſich an drei Seiten des Bettes, während Muſik und Geſänge ſich fortwährend vernehmen ließen. Ich wandte mich an einen der Anweſenden; er war zufällig aus dem Dorfe der Verſtorbenen und erwiderte mir auf meine Fragen unter heftigem Schluchzen: „Dſchenna war die Frau eines Tſchamar Baght oder Prieſters, der uns die heiligen Bücher vorlieſt und erklärt; ſeine große Enthaltſamkeit verſchafft uns auch Vergebung der Sünden, denn, nie nimmt er thieriſche Nahrungsmittel zu ſich. Dſchenna, von ihrem Gatten treu geliebt, war zugleich die zärtlichſte Tochter, die beſte Freundin, und in der Blüthe ihrer Tage mußte ſie den Armen unglücklicher, über ihren Verluſt untröſtlicher Eltern entriſſen werden; die Frau, die ihr über dem Lager weinen ſeht, iſt ihre Mutter.“ Bei dieſen Worten hielt er inne, ſchluchzte auf's Neue und wiederholte einige Male: „Gott hat Dſchenna in eine beſſere Welt gerufen!“ „Sagt mir doch, hat ſie Kinder hinterlaſſen, die ihr frühzeitiges Ende beklagen?“ „Ja, ſie ſollte aber die Freude nicht empfinden, dem Erſtgebornen die Bruſt zu reichen; am ſiebenten Tage nach der Geburt des erſehnten Knaben hat die Mutter zu leben aufgehört.“ Einige Augenblicke ſpäter hörte ich einen dumpfen Schrei; es hatte ſich ein Boot dem Ufer genähert; die unglückliche Mutter beugte ſich über die Tochter und drückte den Mund auf die lebloſen Lippen, dann ſchloß ſie die Todte noch einmal in die Arme und ſank, dem Schmerze unterliegend, ohnmächtig nieder; ſie hatte ihr den letzten mütterlichen Kuß gegeben. Man brachte den Leichnam in das Boot, welches ſich bald mit einem Theile der Sänger, der

UNIV. OF
CALIFORNIA

Muſiker und des Gefolges füllte, während die Uebrigen am Ufer zurückblieben. Die Einen und die Andern wechſelten im Vortrage ihrer Melodien, bis das Boot die Mitte des Stromes erreicht hatte; dann wurde es auf allen Seiten ſtille, man verſenkte Dſchenna's Körper in die letzte Ruhe-Stätte, in des Ganges geheiligte Gewäſſer. Abermals ertönten Geſänge und Muſik, bis die Menſchen, welche ſich auf dem Boote befanden, wieder mit ihren Gefährten vereinigt waren, — dann ſuchte jeder in düſterem Schweigen ſeine Wohnung.

(Bengal Herald.)

Braſilien.

(Zu den Abbildungen.)

1.

Rio-Janeiro.

Es möchte ſchwer ſeyn, von dem braſilianiſchen National-Charakter eine allgemein paſſende Charakteriſtik zu geben, um ſo mehr, da die Braſilianer kaum erſt angefangen haben, eine Nation zu ſeyn. Im Allgemeinen theilen ſie freilich die Grundzüge des portugieſiſchen National-Charakters, und zwar unter Anderem auch darin, daß in den höchſten Ständen und beſonders in den Seeſtädten, ſich jede Eigenthümlichkeit verwiſcht und einer nicht ſehr vortheilhaften Nachahmung engliſcher Sitten Platz gemacht hat, welche unglücklicher Weiſe beſonders dazu geeignet ſind, Schwäche und Gehaltloſigkeit hinter vielerlei äußern Bedürfniſſen und Förmlichkeiten zu verbergen, welche einen gewiſſen Grad von Bildung vorausſetzen, ohne ihn zu geben und demnach die Aeußerungen und die Entwicklung der natürlichen Anlagen, woran dieſe Südländer ſo reich ſind, ſo ſehr beſchränkt, indem ſie dieſelben größtentheils aus dem Ton der guten Geſellſchaft verbannen.

Wenn in dieſer Hinſicht Liſſabon und Rio de Janeiro ſich wenig unterſcheiden, ſo iſt dagegen nicht zu läugnen, daß die untern Volksklaſſen in Rio de Janeiro und der Umgegend ſich ſehr durch rüſtigen, frohen Lebensmuth vor denſelben Klaſſen in Portugal, oder wenigſtens in der Hauptſtadt des Mutterlandes auszeichnen. In Rio erſcheint alles aufgeregter, bunter, und freier. Muſik, Tanz und Feuerwerke geben jedem Abende, in dem von den untern Klaſſen bewohnten Theile der Stadt, ein feſtliches Leben, und in den Worten, die die Mandoline begleiten, ſo wie in dem lärmenden Geſpräch der Gruppen, zeigt ſich, wenn auch nicht viel Kraft und Zartgefühl, doch viel treffender Witz und geſunder Verſtand. Das Volk in den übrigen Seeſtädten, z. B. Bahia und Pernambuco, hat zwar viele Aehnlichkeit mit dem von Rio de

Janeiro, doch ſind beſonders die Pernambucaner weniger leichtſinnig, als die Einwohner von Rio; ſie ſind eher geneigt, irgend einen Gegenſtand mit ernſter Leidenſchaft zu ergreifen, und erſcheinen daher oft gewaltiger als vorher.

In Rio de Janeiro tragen die Männer kurze Weſten aus Tuch und Zeug, lange Beinkleider mit bunten, ſeidenen Leibbinden, und den aus Chili eingeführten kegelförmigen Strohhut mit breitem Rande; die Capa (den Mantel) nach ſpaniſcher Sitte. Die Kleidung der Frauen in der Hauptſtadt iſt dem Wechſel der Europäiſchen Mode unterworfen, doch ändern ſie nicht gern, weder Stoff noch Farbe des Kleides, das meiſt aus ſchwarzem Atlas gewählt wird. Schwarz iſt auch der Schleier, ohne welchen kein Frauenzimmer auszugehen pflegt. Friſche Blumen im Haar und im Gürtel, häufig auch ein farbiges leichtes Tuch (pennuelo) oder eine bunte Guirlande um das Kleid mildern den Eindruck der Farbe. Die ältern Duennen gehen immer mit dem Kopftuche und der Mantilla, zu der meiſt helle Farben gewählt werden.

Der geſellſchaftliche Ton in den höhern Ständen iſt meiſtens eine Nachahmung der engliſchen Sitten und dieſe ſind der natürlichen Lebhaftigkeit der Einwohner und zum Theil dem Clima ſelbſt zu wenig angemeſſen, als daß ein ſolches Gemiſch einen angenehmen Eindruck auf den unbefangenen Fremden hervorbringen könnte; wie es ihm überhaupt auffallen muß, in einer ſo großartigen eigenthümlichen Natur alle die kleinlichen Thorheiten und Feſſeln der europäiſchen und beſonders der engliſchen guten Geſellſchaft wieder zu finden, und z. B. die Spaziergänger, welche den passeio publico beſuchen, mit den neueſten Moden von Paris and London ausſtaffirt zu ſehen. Einen ausgezeichneten Platz in allen Geſellſchaften nehmen die Geiſtlichen, beſonders Ordensgeiſtliche ein, den ſie auch wirklich durch ihr Betragen eben ſo ſehr als durch ihre verhältnißmäßig höhere Bildung vollkommen verdienen.

Wenn einerſeits das geſellſchaftliche Leben der höhern Stände in Rio eben ſo wenig wie in den meiſten großen Städten Europa's dem Maler einen reichen Stoff zur Auffaſſung und Darſtellung gibt, wie ſehr er auch ihre ſonſtigen Vorzüge anerkennen mag, ſo wird er durch das bunte lärmende Gewühl unter den niedern Volksclaſſen reichlich dafür entſchädigt. Hier findet man die africaniſche Race mit ihren Abarten immer mehr vorherrſchend, ſowohl durch ihre auffallende Farbe und ihre Zahl, als durch ihre Liebe zu bunten Farben, durch das laute Geſchrei, womit ſie ſich ſelbſt zur Arbeit aufmuntern, und durch die lärmenden Ausdrücke ihrer Fröhlichkeit. Sonderbar fällt dagegen das düſtere Weſen der Indier auf, welche hie und da als Fiſcher und Schiffer oder Maulthiertreiber einen Platz in dieſem Gemälde einnehmen. Eigentliche wilde Indier ſieht man übrigens in Rio ſehr ſelten, und ihre Erſcheinung erregt auch bei den Einwohnern immer großes Aufſehen. Am lebhafteſten iſt das lärmende Treiben auf dem Platze, der ſich von dem kaiſerlichen Palaſt nach dem Landungsplatz ausbreitet (Largo do paço). Hier verſammeln ſich, beſonders Abends, Menſchen aus allen Ständen, von allen Nationen, und von allen Farben. Die Geſchäfte des Aus- und Einladens der Schiffe auf der einen und der kaiſerliche Pallaſt mit dem militäriſchen Gepränge des Hofes auf der andern Seite, tragen dazu bei, dieſes Gemälde zu beleben. Ein auffallender Gebrauch iſt der, daß, wenn der Kaiſer vorüberfährt, die Begegnenden aus den Wagen ſteigen, während das gemeine Volk niederkniet. — Ein charakteriſtiſcher Zug in dem öffentlichen Leben zu Rio-Janeiro iſt die große Anzahl von kirchlichen Feierlichkeiten, Proceſſionen u. ſ. w. und die lärmende Freude, womit ſie beſonders von den untern Volksklaſſen in den Quartieren von Mata-porcos und Gamboa und Ballongo, durch Feuerwerk, Muſik und Tanz gefeiert werden.

In ihrer Lebensart ſind die Einwohner von Rio im Ganzen ſehr mäßig, doch zeichnet ſich darin beſonders die wohlhabendere Mittelclaſſe aus. Ihre Nahrung iſt einfach, und beſteht beſonders aus Früchten und andern Vegetabilien und Käſe. Im Genuß geiſtiger Getränke ſind ſie außerordentlich ſparſam. Dies gilt weniger von den untern Volksclaſſen, denen aber ſtarke Weine und Zuckerrohrbranntwein bis zu einem gewiſſen Grade nöthig ſind, wenn die ſchweren Speiſen, Mandioca und Mais, Bohnen und trocknes, geſalzenes Rindfleiſch, woraus ihre hauptſächliche Nahrung beſteht, ihnen nicht ſchädlich werden ſollen. Uebrigens ſind Betrunkene auch unter den niedrigſten Ständen der in Braſilien gebornen Weißen ſehr ſelten; häufiger findet man ſolche Unmäßigkeiten bei den Negern, und noch mehr bei den Indiern. Der beſte Beweis für die Zweckmäßigkeit der Lebensart der Bewohner von Rio iſt der verhältnißmäßig ſehr gute

Gesundheitszustand dieser Stadt. Eigentliche endemische und epidemische Krankheiten sind in Rio ganz unbekannt, was um so auffallender ist, da in den nächsten Umgebungen die sumpfigen Niederungen des Saco do Alferez sich ausdehnen, und da für die Reinlichkeit der Straßen sehr wenig Sorge getragen wird, so daß auf den besuchtesten Plätzen zuweilen todte Hunde, Katzen, und sogar Maulthiere tagelang liegen bleiben.

2.

Einwohner von San Paulo.

Sehr verschieden von den Bewohnern der nördlichen Provinzen und der Küste, sind in mancher Hinsicht die Einwohner der Provinzen des Innern und des Südens, besonders die Pauliſten und Mineiros, unter welchen aber wiederum mancherlei Local-Verschiedenheiten der Beschäftigung und Lebensart, Verschiedenheiten des Provinzial-Charakters hervorgebracht haben. Die Provinz San Paulo hat keinen so lebendigen Verkehr nach Außen als Rio de Janeiro. Die Provinz ist weniger bevölkert als die Küstenprovinzen, und auch in Santos, der Hauptstadt derselben, ist die Volksmasse lange nicht so groß, der Verkehr nicht so lebendig, als in Rio. Schon das hat die Folge, daß der eigentliche Pöbel einen geringern Theil der Bevölkerung ausmacht, daß auch bei den untern Ständen mehr Ernst, mehr individuelle Würde sich findet. Offenheit, die oft in Derbheit übergeht, viel Ehrgefühl und eine große Reizbarkeit, die nicht selten mit Mißtrauen und Rachsucht verbunden ist, Kühnheit, körperliche Kraft und Gewandtheit, ein rastloser Unternehmungsgeist, zeichnen den Pauliſten schon seit den frühesten Zeiten der Colonie aus.

Der Unternehmungsgeist der Pauliſten hat sich jetzt einen friedlicheren Wirkungskreis gesucht, nachdem der Durst nach dem Golde und den Diamanten der fernen Gebirge von Minas, Goyaz und Cuyaba dem sichern Anbau eines fruchtbaren Bodens unter dem mildesten Klima der Erde, oder den Beschäftigungen der Viehzucht Platz gemacht hat. Dennoch aber findet man noch jetzt fast in allen übrigen Theilen Brasiliens Pauliſten, die als Pflanzer oder auf andere Art ihr Glück versuchen. Die Pauliſten gelten auch noch jetzt für die besten Soldaten in Brasilien, und die Milizenregimenter von San Paulo haben in dem letzten Kriege von Buenos-Ayres diesen Ruf bewährt. Manches in dem Charakter und in den Sitten der Pauliſten läßt sich aus der Vermischung mit spanischem Blute erklären, die zu verschiedenen Malen durch Einwanderungen aus den benachbarten Colonien Statt fand, was auch die große Menge von spanischen Namen bezeugt, welche man in der Provinz findet. Daher schreibt sich wohl auch die größere Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, der Mangel an Luxus, auch bei den höhern Ständen, besonders an elegantem Haus- und Küchen-Geräth, endlich die unbefangene Herzlichkeit des geselligen Tones, wo Musik, Tanz und Gespräch die Stelle der Spielkarten vertritt, welche in den meisten andern brasilianischen Städten den ersten Platz in der Gesellschaft einnehmen, die hierin der portugiesischen und englischen Sitte folgt, während die Pauliſten die spanischen Tertullas beibehalten haben.

Die Trachten haben in allen Provinzen Brasiliens noch einige Aehnlichkeit mit denen des Landvolkes im Mutterlande und in Spanien behalten. Jedoch zeigt sich in den Küstenprovinzen, und vorzüglich in Rio de Janeiro, der Einfluß der Moden aus Frankreich und England, da Brasilien noch keine eigenen Fabriken hat, und deren Errichtung unter dem portugiesischen Gouvernement verboten war.

Die Coſtüme in den Provinzen unterſcheiden ſich nur wenig von denen in der Hauptſtadt. Die größere Entfernung von Seeplätzen erzeugt größere Einfachheit der Tracht. Die Mantilla iſt allgemein angenommen; ein runder Filzhut mit Federn verdrängt den Schleier ſowohl in San Paul als in Minas, und da auch das Klima ſchon wärmere Bekleidung bedingt, ſo ſieht man die Frauen auch im Hauſe einen Ueberrock aus leichtem Tuche tragen, oft aber erſetzt dieſes Ueberkleid das einfache Tuch, welches auch Negerinnen führen, und das ſhawlartig umgeſchlagen wird.

3.

Pflanzer.

Die Lebensart, die Sitten, die Lage des braſilianiſchen Pflanzers, ſind zwar, wie man ſich denken kann, verſchieden, je nach dem Grad von Wohlſtand, deſſen er genießt; noch mehr Einfluß hat aber in dieſer Hinſicht die Art des Erwerbes, die er zu ſeinem Hauptgeſchäfte macht: Viehzucht oder Ackerbau; und wiederum die verſchiedenen Zweige des Ackerbaus, die in Braſilien getrieben werden; ferner die größere Nähe oder Entfernung von der Küſte, von größern Städten, von beſuchten Straßen.

Da die Zuckerpflanzungen ſich meiſtens in der Nähe der Küſte, in den Gegenden finden, wo die Bevölkerung zahlreicher und der Anbau älter iſt, und da ſie auch einen größern Aufwand von Geräthſchaften, Werkzeugen und Sclaven erfordern, ſo kann man im Ganzen die Eigenthümer der Zuckerpflanzungen als die Angeſehenſten unter den Pflanzern betrachten; dagegen findet ſich auch bei ihnen im Ganzen weniger Originalität und Einfachheit der Sitten, als bei den kleinern Pflanzern des Innern, und die reichern unter ihnen leben meiſtens in den Seeſtädten mit europäiſchem Luxus.

Die Lebensart eines Roceiro oder Pflanzers im Innern, iſt meiſtens ſehr einfach, und nichts kann falſcher ſeyn, als das Bild, was man häufig in Europa nach Berichten aus Oſtindien und Surinam von dem Müßiggang und Wohlleben eines braſilianiſchen Pflanzers entwirft. Nach der häuslichen Einrichtung, der Kleidung und Nahrung dieſer Leute, würde ſich ein Europäer ſchwer überzeugen, daß die meiſten von ihnen wohlhabend, viele reich ſind. Das Haus eines wohlhabenden Pflanzers hat nur ein Stockwerk. Die Wände ſind aus Lehm gebaut, zuweilen geweißt, der Grund bis etwa zwei Fuß über dem Boden beſteht aus unbehauenen Granitblöcken. Das Dach mit breiten Hohlziegeln gedeckt, ſteht acht bis zwölf Schritte über die Wände des Hauſes hervor, und iſt auf hölzerne Säulen geſtützt. Rings um das Haus läuft eine Altane, die ſogenannte Varanda, was an die Bauernhäuſer in manchen Gegenden der Schweiz erinnert. — Die Thür iſt etwas über den Boden erhöht, und einige Stufen führen zu ihr hinan. Zuerſt tritt man in einen großen Saal, der gewöhnlich als Eßzimmer für alle Hausbewohner dient. Dahinter befindet ſich die Küche, welche zugleich das eigentliche Wohnzimmer der Hausſclaven iſt, die ſich um den niedrigen Heerd verſammeln. Rechts und links von jenem erſten Saale ſind gewöhnlich noch zwei Zimmer, wovon eines von dem Hausherrn bewohnt wird, das Andere meiſtens für Gäſte leer bleibt. Ein anderes Eckzimmer, neben der Küche, iſt für die Frau

beſtimmt, und hat einen eigenen Ausgang auf die Varanda, welche hier eine getrennte Abtheilung bildet. — In einer andern Ecke des Hauſes, meiſtens in einem Theil der Varanda, iſt eine kleine Kapelle für den häuslichen Gottesdienſt befindlich. — Von der Küche führt eine kleine Hinterthür und Treppe in den Garten. Thüren und Fenſterladen ſind ſehr groß und von ſchwerem Holz. Glasfenſter giebt es nicht. Das Hausgeräth beſteht meiſtens aus mehren großen Tiſchen und einigen großen Kiſten, worin Kleider u. ſ. w. verſchloſſen werden, und die zugleich als Sitze und oft als Bettſtelle dienen. Höchſtens in dem Nebengemach findet man einige zierlichere Geräthſchaften, als Spiegel u. ſ. w. Der Fußboden iſt mit Matten aus Bambusrohr bedeckt, wie auch die Plafonds, welche von den Sclaven im Haus verfertigt werden und, mit lebendigen Farben gebeizt, einen ſehr freundlichen Anblick gewähren. — Die Kleidung der Männer beſteht im Hauſe aus einem baumwollenen Hemde und eben ſolchen Beinkleidern; an den bloßen Füßen tragen ſie eine Art großer Pantoffeln (tamancas) und oft Sporen, um ſogleich zu Pferde ſteigen zu können, da ſie auch den kürzeſten Weg ſelten zu Fuß machen. Die Damen tragen im Hauſe meiſtens nur ein weißes baumwollenes Hemd, und werfen, wenn Fremde kommen, allenfalls einen groben Shawl um. Eben ſo einfach iſt die Nahrung des Pflanzers. Den Anfang des Mahls, das gegen Abend eingenommen wird, macht Mandiocamehl mit Orangen, dann folgen ſchwarze Bohnen mit Speck oder geſalzenem Fleiſch, zuweilen kommt noch ein Huhn mit Reis dazu; dann ſchließt der Nachtiſch, beſtehend aus Käſe und Früchten. Das gewöhnliche Getränk iſt Waſſer. Dies iſt in den meiſten Fällen wirklich angeborne Mäßigkeit; denn wenn Fremde bewirthet werden ſollen, oder bei andern außerordentlichen Gelegenheiten, fehlt es nicht an feinen Speiſen aller Art, europäiſchen Weinen und Leckereien. Dieſe werden Reiſenden, auch wenn ſie ganz fremd ſind, vorgeſetzt; der Hauswirth leiſtet ihnen dabei Geſellſchaft, trinkt ihnen allenfalls zu, und nachdem ſie ſich geſättigt haben, ſetzt er ſich mit ſeiner Familie an denſelben Tiſch, um das gewöhnliche genügſame Mahl zu verzehren. In größern Pflanzungen wird zwar für die Sclaven beſonders gekocht, wo aber nicht viel Sclaven ſind, und beſonders auf den abgelegenen Pflanzungen im Innern des Landes, ſpeiſen gewöhnlich Herren und Sclaven ſehr patriarchaliſch an einem Tiſche. In ihrem Betragen gegen Fremde, und überhaupt im Umgange, ſind die braſilianiſchen Pflanzer, beſonders die Angeſehenern, ſehr ceremoniös, und haben viel von der lärmenden, wortreichen Höflichkeit der Portugieſen. Es iſt zwar wahr, daß die Anerbietungen, womit ſie den Fremden überhäufen, ſehr oft nur leere Formeln ſind, beſonders in den ſtark beſuchten Gegenden; allein eben ſo oft würde man dieſen Leuten Unrecht thun, wenn man in ihrem ganzen Betragen nur Falſchheit ſehen wollte. Man findet oft, daß ſie mehr halten als ihre Uebertreibungen hoffen laſſen.

Jedem unbefangenen Beobachter wird ein längerer Aufenthalt in Braſilien, ein näherer Umgang mit den Pflanzern im Ganzen günſtige Meinung von ihren perſönlichen Eigenſchaften einflößen. In Ermangelung von Kenntniſſen und feinerer Bildung, beſtehen die geſellſchaftlichen Vergnügungen meiſt in der Unterhaltung über Tages- und Familien-Ereigniſſe in der Nachbarſchaft, die bei ſo einfachen Verhältniſſen leicht wichtig erſcheinen; außerdem müſſen der natürliche Verſtand, die Lebhaftigkeit und der Witz der Theilnehmer aushelfen. Eine Mandoline fehlt ſelten unter den Geräthſchaften einer Pflanzerwohnung, und Muſik und Tanz erheitern das häusliche Leben.

Die Einförmigkeit dieſes Lebens wird kaum durch eine andere Veranlaſſung unterbrochen, als durch die Feſte der Kirche, die um ſo wichtiger werden, da ſie der Vereinigungspunkt der Pflanzer aus der ganzen Umgegend ſind, die hier ihre Geſchäfte ausmachen und neue anknüpfen. Der Sonntag in einer Aldea, oder einem kleinen Flecken, der vielleicht gerade ein verehrtes Heiligenbild beſitzt, bietet einen lebendigen Anblick dar, durch die einzelnen Pflanzerfamilien, welche von allen Seiten herbeiziehen, die Männer zu Pferde, die Damen entweder auch zu Pferde oder in Sänften von Maulthieren oder Sclaven getragen. Größere Kirchenfeſte werden mit vielem Aufwande gefeiert, mit Feuerwerken, Tanz und Schauſpielen, die freilich ſehr an die erſten Anfänge der mimiſchen Kunſt erinnern, aber wobei es dem derben Witz der Schauſpieler meiſtens vollkommen gelingt, ihre Zuſchauer zu befriedigen. Bei ſolchen Gelegenheiten werden geiſtige Getränke nicht geſpart; allein wenn die Anweſenden auch nicht immer innerhalb der Gränzen der ſtrengſten Mäßigkeit bleiben, ſo ſind rohe Ausbrüche der Unmäßigkeit auf jeden Fall weit ſeltener, als ſie es unter ähnlichen Umſtänden bei den meiſten europäiſchen Nationen ſeyn

würden. Häufiger iſt die Trunkenheit und ihre Folgen bei den Sclaven, und noch mehr bei den Indianern, wenn ſie Gelegenheit haben, an ſolchen Feſten Theil zu nehmen, was um ſo leichter der Fall iſt, da dabei die ausgedehnteſte Gaſtfreundſchaft herrſcht, indem die Koſten des Feſtes der Reihe nach jeden Tag von einem oder mehren der reichſten Pflanzer getragen werden, welche der Geiſtliche des Orts benennet und die ſich dieſe Wahl zur großen Ehre rechnen.

4.

Neger.

Afrika war zwar ſchon ſeit den früheſten Zeiten ein Sclavenmarkt für die alte Welt, allein die Entdeckung von America gab zuerſt dieſem Handel eine politiſche Wichtigkeit. Man glaubt ſehr allgemein, P. Lascaſas, der Beſchützer der Indianer, habe zuerſt die Einführung von Negerſclaven in America veranlaßt, um die Lage der Eingeborenen zu erleichtern, welche den Arbeiten, die ihnen von den Eroberern auferlegt wurden, nicht gewachſen waren. Dieſe Meinung iſt jedoch in ſo fern unrichtig, als noch ehe Lascaſas ſich zum Beſchützer der Indianer aufwarf, Negerſclaven auf der Inſel Hiſpaniola eingeführt worden waren.

Die Dominikaner, welche ſich bei jeder Gelegenheit mit dem größten Eifer der Eingebornen annahmen, waren es beſonders, welche darauf drangen, die Pflanzen und Minen in America durch Neger bauen zu laſſen, welche den Indianern an Kräften ſo überlegen ſeyen, daß ein Neger ſo viel arbeite als vier Indianer. Der Licenciat Lascaſas hatte verſchiedene andere Vorſchläge gethan, um das Loos der Indianer zu erleichtern, ohne daß einer derſelben ausführbar befunden worden wäre; er trat daher endlich der Anſicht der Dominikaner bei, in deren Orden er auch ſpäter eintrat, und unterſtützte ſie mit dem ganzen Anſehen, das ſeine Tugenden und ſeine Stellung ihm gab; und die Einführung von Negerſclaven, gegen eine leichte Abgabe an den königlichen Schatz, wurde von nun an in das ſpaniſche Colonialſyſtem aufgenommen.

Eine übelverſtandene Philantropie hat dieſe Maßregel ſowohl dem edeln Lascaſas als der ſpaniſchen Regierung zum Verbrechen gerechnet, ohne zu bedenken, daß das Tadelnswerthe, was dieſe Maßregel haben konnte, der Zeit angehörte und nicht den Individuen: dieſen gehört allein das Verdienſt, ein ſchon lange vor ihnen entſtandenes, von ihrem Willen unabhängiges Verhältniß zur Vermeidung eines neuen Uebels und zur Erreichung des möglichen Guten benützt zu haben. Hier, wie in allen Dingen, wäre es unbillig, die Abſichten und Einſichten der Urheber einer Maßregel nach den Folgen zu beurtheilen, die ſie ſpäter in ihrer Ausführung gehabt hat, und welche Folgen auch ſpäter die Einführung der Neger in America gehabt haben mag, ſo lag an und für ſich in dieſer Maßregel nichts, was ſie verhindern konnte, eine Wohlthat für die Europäer, für die Indianer und für die Neger ſelbſt zu ſeyn, und wenn dadurch endlich doch das allmählige Verſchwinden der Ureinwohner nicht verhindert worden iſt, wenn die Europäer in dieſem Augenblick da, wo eine ſchwarze Sclavenbevölkerung exiſtirt, mehr Nachtheil als Vortheil davon haben, ſo iſt es doch gewiß, ſo paradox es auch klingt, daß die Neger im Ganzen bei ihrer Verpflanzung nach America gewinnen; daß ihre Lage, wenigſtens in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien beſſer iſt, als ſie es bei dem gegenwärtigen Zuſtand Africas, der freilich größten-

theilß von dem Sclavenhandel nach America bedingt wird, ſeyn kann; daß ihnen in America eine Bahn der Civiliſation eröffnet iſt, deren Möglichkeit in Africa, bis auf den heutigen Tag, noch nicht abzuſehen iſt.

Von der Anzahl der Neger, welche ſeit der Entdeckung von America Africa entriſſen und nach der neuen Welt verpflanzt worden ſind, kann man ſich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß während der letzten zehn Jahre in Braſilien allein jährlich gegen 80,000 Neger eingeführt worden ſind.

Die eigentliche Ueberlegenheit des Weißen über den Schwarzen liegt jedoch nicht ſowohl in den Außendingen, Unterricht u. ſ. w.; denn man findet gewiß Tauſende von Weißen, nicht nur in America, ſondern auch in Europa, die nicht beſſer oder ſchlechter unterrichtet ſind, als Tauſende von Negern; ſondern es iſt eine tieferliegende innere organiſche Ueberlegenheit, die den Neger gewiſſermaßen zum Weißen in das Verhältniß des Weibes oder des Kindes zum Manne ſetzt. Dieſes Verhältniß zeigt ſich unter andern auf eine ſehr merkwürdige Art in der Gewalt, welche der Weiße auf den Neger in den Berührungen des thieriſchen Magnetismus ausübt. Dieſe Ueberlegenheit läßt ſich vielleicht durch die größere Intenſität des Nervenſyſtems und ſeiner Function; durch eine größere Harmonie in allen Seelen- und Lebens-Kräften erklären, oder vielmehr wir können aus bekannten Thatſachen auf dieſe Eigenſchaften ſchließen. Solche Thatſachen aber, die eine wirklich phyſiſche Herrſchaft des Weißen über den Neger, abgeſehen von ſeiner äußern Civiliſation, beweiſen, kommen täglich vor, und ſie wird von keinem Theil ſo leicht anerkannt, als von den Negern ſelbſt; ſo daß auch da, wo zunächſt kein äußerer Zwang wirkſam iſt, ſich von ſelber ein Verhältniß von dem Neger zu dem Weißen bildet, was viel von demjenigen des Kindes zum Vater hat; und nichts kann einem guten Herrn leichter ſeyn, als die Sclaverei in dieſem Sinne zu einer Wohlthat für beide Theile zu machen. Wenn man aber aus dieſer unläugbaren Unterordnung des Negers auf die Nothwendigkeit der Sclaverei geſchloſſen hat, ſo könnte man vielleicht mit mehr Recht ſchließen, daß dieſe factiſche Ueberlegenheit des Weißen eine geſetzliche Ueberlegenheit deſſelben überflüſſig macht, und daß im Gegentheil nur der Mißbrauch irgend eine Gefahr herbeiführen kann, da dieſe ſchwarzen Kinder, bei aller ihrer Anerkennung unſerer Ueberlegenheit, dennoch hinreichende phyſiſche Kräfte beſitzen, um ein zu drückendes Joch mit Gewalt abzuwerfen, und da ihre Leidenſchaften, wie die der Kinder, wenn ſie einmal gereizt ſind und zum Ausbruche kommen, gar keine Gränzen mehr kennen, ſo, daß vor ihrer furchtbaren Wuth, wie vor rohen Naturkräften, die phyſiſchen Kräfte des Weißen zurückbeben; es ergreift ihn eine geheime Scheu, der ähnlich, obgleich ganz verſchiedenen Urſprungs, die unter gewöhnlichen Umſtänden der Neger vor dem Weißen fühlt.

Dergleichen Schlüſſe können jedoch ebenſo wenig zu irgend einem befriedigenden Reſultat führen, als die Discuſſionen über angeborne Menſchenrechte. Die Ueberzeugung, daß der Menſch das Recht hat frei zu ſeyn, kann in letzter Inſtanz immer nur auf einem Glauben beruhen, der über jede Discuſſion erhaben iſt, und das Recht des Stärkern den Schwächern zu beherrſchen, iſt gewiß ſo alt als jenes des Schwächern, ſich von ihm unabhängig zu machen; auf jenem aber beruhen die beſtehenden Rechtsverhältniſſe, welche den Sclaven zum Eigenthum des Herren machen, und wenn die Freiheit heilig iſt, ſo iſt es das Eigenthum nicht weniger. Auf dieſem Wege bliebe alſo zuletzt den Vertheidigern der Menſchenrechte nichts übrig, als den Sclavenbeſitzern ihr Eigenthum mit Gewalt zu nehmen, wenn ſie es können; denn ſchwerlich wird es ihnen gelingen, ſie zu überzeugen, daß ſie nicht das Recht haben, die Neger, die ſie gekauft oder geerbt haben, zu behalten, weil dieſe Neger ihrerſeits das Recht haben frei zu ſeyn. Es iſt offenbar leichter, und in ſofern für die Neger ſelbſt, deren Wohl man beabſichtigt, vortheilhafter, die Pflanzer und die Vertheidiger der Sclaverei überhaupt zu überzeugen, daß ihr eigener Vortheil ihnen gebietet, ihren Rechten oder einem Theil derſelben zu entſagen; und eine Discuſſion über die Nothwendigkeit der endlichen Emancipation der Sclaven, und über die Mittel, wie ſie am wohlthätigſten für alle Theile eingeleitet und ausgeführt werden kann, wird immer eher ein genügendes Reſultat geben, als das Entgegenſtellen natürlicher und geſetzlicher Rechte, wovon die letztern auf jeden Fall den Vortheil haben, klar erweislich und im Beſitz zu ſeyn.

Die endliche Emancipation der Negerſclaven in America mag nun ein natürliches Recht derſelben ſeyn oder nicht, ſie mag die geſetzlichen Rechte der Eigenthümer verletzen oder nicht;

auf jeden Fall iſt ſie eine unvermeidliche, natürliche Folge der Wirkung einmal beſtehender Kräfte, und die Eigenthümer können ihre geſetzlichen Kräfte nur dadurch retten, daß ſie ſie freiwillig aufgeben. Wollen die Sclaveneigenthümer die Lage ihrer Sclaven ſo erträglich machen als möglich; wollen ſie das geiſtige und körperliche Wohl derſelben befördern, was bei den meiſten um ſo mehr der Fall ſeyn mag, da der wohlverſtandene Vortheil des Herrn ſelbſt ihn dazu auffordert, ſo werden zwar die Sclaven den Druck ihres Zuſtandes nicht ſo ſehr fühlen; allein man ſey überzeugt, daß ſobald ſie Eigenthum und Fertigkeit erlangt haben, was die unvermeidliche Folge einer wirklich guten Behandlung iſt, ſobald die factiſche Ueberlegenheit des Weißen verſchwunden oder vermindert iſt, der Letztere vergeblich verſuchen wird, den Neger länger in der geſetzlichen Unterordnung der Sclaverei zu erhalten; dieſer wird das Bedürfniß gleicher Rechte fühlen, zugleich mit den Mitteln ſie zu erlangen.

Die Sclaven auf der Stufe der factiſchen Unterordnung, worauf ſie jetzt ſtehen, zu erhalten, möchte an und für ſich unmöglich ſeyn; und wollte man dieß aber auch wirklich durch Gewaltsmittel, durch eine ſtrenge Behandlung, durch alles was die Sclaverei noch drückender machen kann, verſuchen, ſo würde ein ſolches Syſtem kein anderes Reſultat haben, als daß die Sclaven ſich von unerträglichen Uebeln mit Gewalt frei zu machen ſuchten. Es bleibt alſo keine andere Wahl, als auf der einen Seite die allmählige Emancipation von Negern, die zur bürgerlichen Freiheit, zum Genuß gleicher Rechte mit den Weißen vorbereitet ſind, und auf der andern Seite der gewaltſame Ausbruch aller Leidenſchaften, deren die animaliſche Natur des Menſchen fähig iſt.

Man behauptet, daß der Ackerbau in den Theilen America's, wo er durch Sclavenhände betrieben wird, nur durch dieſe beſtehen kann, und daß die Emancipation der Sclaven, unter welchen Bedingungen es auch ſey, die Pflanzer zu Grunde richten würde. Nach dem was wir eben geſagt, könnte dieſe Behauptung, auch wenn ſie gegründet wäre, doch kein Argument gegen die Emancipation geben, da hierdurch an den Thatſachen, welche die Emancipation unvermeidlich machen, und nur die Wahl zwiſchen zwei Wegen nach demſelben Ziel laſſen, nichts verändert wird. Allein es iſt nicht ſchwer einzuſehen, wie ungegründet dieſe Behauptung iſt. Die Emancipation könnte nur die Folge haben, daß an die Stelle der Sclavenarbeit die Arbeit freier Taglöhner käme, welche nach allen Erfahrungen vortheilhafter iſt als jene.

Wir entnehmen obige Schilderungen dem trefflichen Werke: „Maleriſche Reiſe in Braſilien von Moritz Rugendas," herausgegeben von Engelmann und Comp. in Paris, dem auch die vier anliegenden Lithographien entlehnt ſind.

Miscellen.

Erinnerungen an China.

(Von einem Britiſchen Seeoffizier.)

Warum ſind doch die Chineſen von allen übrigen Menſchenkindern ſo gar verſchieden? Den Grund dieſer Verſchiedenheit ſuche man nicht etwa in ihren platten Geſichtern und Naſen, in ihrem ſpitzen Kinn und borſtigen Haar, in ihren breiten Hüten oder kegelförmigen Mützen mit dem farbigen Glasknopfe und der Troddel aus rothgefärbtem Pferdehaar, auch nicht in ihren Stiefeln aus Linnen mit Sohlen, die zwei Zoll dick ſind. — Der wahre Grund iſt darin vielmehr zu ſuchen, daß ſie anders denken, als wir: in ihren Ideen iſt, nach unſeren Begriffen, das Oberſte zu Unterſt gekehrt — doch ſachte! — vielleicht denken ſie nicht beſſer von den Unſrigen. Es iſt dies ein dunkles Problem, das ich nicht zu löſen unternehme.

So viel weiß ich a posteriori, daß wir auf unſerer Fahrt von den Ladronen-Inſeln nach Canton die Enteneier zu Tauſenden verzehrten. Beinahe mußten wir befürchten, daß unſer Schiff auf den vielen Schalen, die in's Meer flogen, ſich feſtrennen würde. Unſer chineſiſcher Komprador war ein Kerl, der Allen in Allem zu Dienſten ſtand und Jeden von uns gar zierlich zu prellen wußte. Er ſorgte dafür, daß wir immer ganze Töpfe mit eingemachtem Ingwer und große Körbe voll der köſtlichſten Orangen bekamen.

Als wir bei Tſchuen Pu (etwa 150 Miles oberhalb Makao) ankerten, verſuchten wir manchmal einen Ausflug nach der Küſte. Bei ſolchen Gelegenheiten beſahen wir uns oft einen Tempel, der unſerem Ankerplatz gegenüber lag. Da ſaßen zwei grimmige Figuren — ob gute oder böſe Geiſter, weiß ich nicht. Der Tempel war immer von Beſuchern leer, obgleich er in der Nähe eines Dorfes ſtand, und die Chineſen hatten nichts dawider, daß wir hineingingen; ſie wollten uns aber keine Auskunft über die heiligen Dinge geben.

Die braunen Hügel von Tſchuen Pu ſind mir grüne Oaſen in der Wüſte der Erinnerung. Etwas weiter oberhalb iſt die ſtürmiſche Bocca Tigris, die an jeder Seite von einem ſchwachen Fort (einer Art chineſiſcher Dardanellen) geſchützt wird. Hier mündet der Tigris (Ta Ho), nachdem er von Canton aus ein flaches Marſchland durchſtrömt, zwiſchen Hunderten kleiner Eilande. Wir beſuchten dieſen Fleck öfters; wir lernten jeden Hügel und jedes Vorgebirge kennen; aber Land und Bewohner blieben uns unbekannt.

Wie ſehr fehlt es uns doch an einer neuen, detaillirten und dabei authentiſchen Schilderung des chineſiſchen Volkes! Wir haben die dürren, obgleich treuen Berichte Marco Polo's und vieler franzöſiſchen Miſſionäre; Sir George Staunton, Barow und Ellis erzählen uns auch Etwas — doch es iſt nur Kaviar, dem keine widerhaltige Speiſe folgt. Die Expedition des Schiffes „Amherſt," bei der ſich der bekannte Miſſionär Gützlaff befand, hat auf den Geiſt der chineſiſchen Politik manches Licht geworfen; es ſcheint aber, als ob dieſem ruhmvollen Wageſtück nicht ſo bald ein ähnliches folgen dürfte.

Vor vier oder fünf Jahren unternahm es ein franzöſiſcher Gelehrter, der eine Zeit lang in China geweſen, eine chineſiſche Novelle zu ſchreiben. Ich machte mich an die Lektüre dieſes faden Machwerks, in der Hoffnung, etwas darin zu finden, das meine Kenntniß von den chineſiſchen Sitten bereichern würde. Aber ich täuſchte mich gar ſehr. Der Verfaſſer läßt ſeine chineſiſche Heldin eine ganze Litanei von Unſinn ſchwatzen. Immer wird auf Roſenknospen angeſpielt — eine echt franzöſiſche Idee, — und die jungen Leute beiderlei Geſchlechts converſiren unaufhörlich mit einander und trinken dabei — nicht Thee, ſondern Wein! Dieſe Notiz iſt mir — ich muß es geſtehen — ganz neu, und ich würde ſie für ein Pröbchen großer Ignoranz halten, wenn der Autor nicht ein Mann von literariſchem Rufe wäre.

Wär' ich überhaupt im Stande, einen Roman zu ſchreiben, ſo hätte ich vielleicht beſſeren Stoff zu einem ſolchen Werke, deſſen Schauplatz China wäre, als irgend Einer. Ich würde meinen Roman die Chronik von Zing Hay nennen; denn ſo hieß das obſcure chineſiſche Dorf an der Küſte, in dem ich einſt, nachdem wir geſtrandet waren, zwei Wochen verlebte. Hier fehlte es mir gar nicht an Gelegenheit, die Chineſen in ihrem häuslichen Leben zu beobachten.

Ich rede blos von mir, weil ich glaube, daß ich von jenem Schiffbruch der einzige Ueberlebende bin, obgleich damals die ganze Mannſchaft — wir waren unſerer Acht, — einige Quetſchungen abgerechnet, wohlbehalten an's Ufer gelangte. Was aber jetzt aus meinen damaligen Gefährten geworden iſt, das kann nur Gott wiſſen! Hätte ich nur alle Ergebniſſe in jenem gaſtfreien Dorfe gleich zu Papier gebracht! Doch ich vergeſſe ja, daß ich es jetzt mit Canton und dem Ta Ho zu thun habe.

Das chineſiſche Land nimmt ſich eben ſo barock und wunderlich aus, wie ſeine Bewohner. Zu beiden Seiten des Fluſſes erblickt man, ſo weit das Auge reicht, unermeßliche Reisfelder, in gleicher Linie mit dem Waſſer, das ſich in unzähligen Krümmungen hindurchſchlängelt. Ueberall fahren Kähne umher, und das Landvolk ſteht bis an die Kniee im Waſſer. Einige pflegen die Reisfelder; Andere treiben ihre Enten-Heerde, und noch Andere gleiten mit ihrer Befrachtung durch die größeren Kanäle in's Binnenland. Am Rande des von Hügeln begränzten Horizonts erheben fantaſtiſche Pagoden ihre bemalten und vergoldeten Häupter. Dicht bevölkerte Dörfer lehnen ſich an Hügel, oder tauchen aus den Feldern und dem Waſſer hervor. Auf dem Fluſſe drängen ſich Fiſcher-Nachen, und die Netze überziehen ihn gleich Spinnengeweben. Wie mag den armen Fiſchen in einem Lande zu Muthe ſeyn, wo ihnen ganze Millionen amphibienartig lebender Menſchen täglich und ſtündlich auf dem Nacken ſind?

Jemehr man ſich Canton nähert, um deſto mehr wimmelt es von Saupans und Dſchonken aller Art. Bei Whampoa (Uong Pu) verkündet Dir ein Wald europäiſcher Maſten und Flaggen, daß hier der allgemeine Ankerplatz iſt. Hier ſtoßen und begegnen ſich die Kauffahrer von allen Nationen, ihrer Befrachtung entgegen harrend. Die große Mehrheit ſind Engländer und Amerikaner.

Bei dem Dorfe Whampoa ſteht ein Zollhaus auf dem einzigen ſichtbaren Hügel, der über die endloſe grüne Reisfläche emporragt. Hier trotzte im Jahre 1808 Admiral Drury mit ſeinen wenigen Böten und Kutters, einem ungeheuern Bienenſchwarm bewaffneter Chineſen, die ihn in ihren ſtattlichen Dſchonken umringt hatten. Sie hätten ihn und ſeine Leute verſchlingen können wie Auſtern. Aber die Chineſen ſind in Maſſe eben nicht kriegeriſch, obſchon ich noch kein einzelnes Individuum dieſer Nation gekannt habe, dem es an perſönlichem Muthe gefehlt hätte. Ja, wir brachen uns Bahn durch Tauſend und aber Tauſend flimmernde Piken und Säbel, durch den Spektakel der Kriegspauken und den Zeter der dichtgeſchaarten Menge — wir landeten keck bei den Faktoreien, ſchleppten einige Kiſten von Dollars in unſere Böte, und dann ging es friſch auf den Rückweg nach Whampoa. Kein Schwertſtreich fiel, obgleich der Lärm noch betäubender wurde, als wir ſtromab fuhren.

Ich glaube, daß meine Landsleute ſeitdem nie wieder mit kriegeriſcher Geberde vor Canton erſchienen ſind. Am nächſten Tage aber ging es Plauz! und wieder Plauz! als wir die oben erwähnten Dardanellen paſſirten. Wir erwiederten die feurige Begrüßung, die uns jedoch nicht ſehr wehe that; aber gegen Feſtungen im Vorbeiſegeln feuern, iſt immer ein toller Streich und eine unverzeihliche Pulververſchwendung.

Jedermann hat von den Ladronen-Inſeln gehört, der äußeren Gruppe, die den Eingang zum Golfe bildet. Ich glaube, daß wir die Einwohner derſelben heute noch ſo wenig kennen, als dazumal — es ſcheint, daß ſie mit den chineſiſchen Behörden in unaufhörlichem Streite liegen. Wir ergötzten uns oft an den drolligen Evolutionen der einen und der andern Flotte, die oft in unſerer unmittelbaren Nähe vor ſich gingen. Beide Theile blieben immer in reſpectabler Entfernung von einander; doch zeigten die Piraten im Ganzen größere Beherztheit als ihre kaiſerlich geſinnten Landsleute. Eine Partie grüßte die andre mit Paukenlärm und ein Paar Schüſſen in's Blaue; dann relirirte man von beiden Seiten und ſpielte zwiſchen den Inſeln Verſteckens. Amnig — unſer Komprador — erzählte uns oft mit wichtiger Geberde, wie im Verlaufe dieſer fürchterlichen Waſſerkämpfe dann und wann eine Dſchonke weggekapert und die ganze Mannſchaft niedergemetzelt wurde; ich muß aber geſtehen, daß ich von ſolchen Blutſcenen niemals Zeuge geweſen bin.

Einmal ſchloſſen wir uns — ich weiß in der That nicht, warum — der kaiſerlichen Flotte an und feuerten mit ihr gegen die Rebellen; allein das war auch vergeudetes Pulver; denn die Dſchonken ſind pfeilſchnelle Segler und kennen jeden Winkel in ihrem Revier. Doch genug von den chineſiſchen Seehelden. Rudern wir einmal wieder ſtromaufwärts!

Wir bilden uns ein, die Füße der chineſiſchen Frauen würden zu formloſen Stummeln zerquetſcht — in den höhern Ständen mag das geſchehen; der große Haufe aber thut es niemals. Alle plebejiſchen Füße bleiben, wie die Natur ſie geſchaffen hat, aber das chineſiſche Frauenzimmer iſt auch von Natur ſchon mit kleinen allerliebſten Füßchen verſehen, wenn ich anders von den Füßen unſerer jungen Wäſcherinnen zu Whampoa und der Bäuerinnen im Dorfe Zing Hai auf die der Uebrigen ſchließen darf. Eben ſo erinnere ich mich vieler ſehr hübſchen Geſichter.

Sehr viele chineſiſche Fiſcherfamilien kommen ſelten oder niemals auf das feſte Land. Die ganze Wirthſchaft beſorgt man in einem kleinen Boote, an deſſen Rändern die Kinder herumkriechen und ſpielen. An den Hals eines jeden Kindes iſt ein kleines Stück Holz mit zwei Spitzen befeſtigt, daß ſie, wenn ſie in's Waſſer plumpen — ein ganz gewöhnliches Ereigniß — vor zu tiefem Unterſinken ſchützen ſoll. Die geſchäftige Hausfrau bereitet hier mit unglaublich wenig Feuer und hauptſächlich durch die Wirkung des Dampfes die frugale Mahlzeit der Familie.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Literatur auf Vandiemensland.

Vandiemensland hat nicht nur ſeine Zeitungen und Zeitſchriften in nicht geringer Zahl, auch eine zuerſt in Deutſchland cultivirte Gattung der periodiſchen Literatur, nämlich die der Taſchenbücher (English Annuals), hat über England den Weg dahin gefunden. Von einem ſolchen, dem älteſten und früher dem einzigen auf der Inſel, dem »Hobart Town Almanack etc.,« iſt auf der Königlichen Bibliothek in Berlin ein Exemplar des Jahrgangs 1835: unter dem Titel: (Ross's) Hobarts Town Almanack, and Van Diemen's Land Annual for 1835. Van Diemen's Land, Hobart Town: printed by James Ross. Es iſt ein ſauber gedrucktes Bändchen in Octav von X. und 323 Seiten. Bereits im Jahr 1830 begonnen von einem gewiſſen Dr. Roß, einem gebornen Dänen, wie aus dem Seite 115—180 mitgetheilten Bruchſtück einer Selbſt-Biographie erſichtlich, und Beſitzer einer Buchdruckerei in Hobarttown, iſt dieſer Almanach ſeitdem nie unterbrochen worden, danach alſo der vorliegende Jahrgang deſſen ſechster Jahrgang oder ſechstes Bändchen; vielmehr fand er beim dortigen Publicum die günſtigſte Aufnahme und reichen Abſatz, was einen andern Buchdrucker der Stadt, Namens Melville, bewog, neuerdings einen zweiten unter demſelben Titel herauszugeben, Herrn Roß aber ſeinerſeits veranlaßte, dem ſeinigen mit dieſem Jahrgange das Wörtchen „Roß's" hinzuzufügen, um ihn von jenem zu unterſcheiden. Der Heraus-

geber verſichert, daß er bemüht ſey, ſeinen Leſern mit Vermeidung von Wiederholungen ſtets Neues und Eigenthümliches zu geben, und meint, ſein Werk biete im Laufe ſeines Erſcheinens einen Reichthum von Materialien zur Kenntniß der Inſel, wie man in keinem andern beiſammen finde. Auch der Jahrgang 1835 iſt ſeinem Inhalte nach, mit wenigen Ausnahmen, durchaus local, und Vieles darin nur für die Bewohner der Inſel oder für die Einwohner Hobarttowns brauchbar; dennoch möchte auch für das Europäiſche Publicum, dem überdieß auch das Bändchen an ſich ſchon als literariſches Product des fünften Erdtheils intereſſant ſeyn wird, Manches darin nicht ohne Intereſſe ſeyn. Vor allem findet darin der Geograph gewiß viele ihm wichtige ſtatiſtiſche Data über den dermaligen Zuſtand der Colonie. Außerdem finden Botaniker die vom Herausgeber herrührende und durch viele Seiten (61—114) des Buches laufende alphabetiſche Aufzählung der gewöhnlichſten auf Vandiemensland wildwachſenden Pflanzen. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein Herr Gunn, Beſitzer eines reichen Herbariums, dem Dr. Roß die Benutzung deſſelben geſtattete; wie denn die Inſel mehre Freunde der Pflanzenkunde zählt, die namentlich mit dem bekannten engliſchen Botaniker Hooker (Profeſſor in Glasgow) in lebhaftem Verkehr zu ſtehen ſcheinen. Dürfte man annehmen, daß Herrn Roß dieſe Anzeige ſeines Almanachs zu Geſicht käme, ſo würden wir ihn auffordern, in einem der folgenden Jahrgänge — vorausgeſetzt, daß die früheren unſeren Wunſch nicht überflüſſig machten, was wir indeſſen kaum glauben — etwas über die Sprache der Eingebornen zu liefern, über welche es zwar nicht an fragmentariſchen Angaben zahlreicher Reiſenden, wohl aber an irgend genügenden Nachrichten durchaus noch fehlt. Perſonen, die derſelben kundig, werden unter den Bewohnern der Inſel leicht zu finden ſeyn.

Uns intereſſirte vorzüglich die »Literature« überſchriebene Rubrik. Unter dieſer Rubrik zählt der Herausgeber zunächſt die daſelbſt erſcheinenden Zeitungen und Zeitſchriften (Newspapers und Journals) mit Einſchluß der beiden Annuals auf, deren Namen: Advertiser, Chronicle, Courier, Gazette, Magazine und Times, lebhaft an das Mutterland erinnern. Davon kommen in Hobarttown, der Hauptſtadt der Inſel, mit 13,261 Einwohner, ohne das Militär, folgende heraus: 1) The Hobart-Town Gazette, erſchien, als Herr Roß ſchrieb, ſchon im neunzehnten Jahre, einmal wöchentlich, und iſt nur den verſchiedenen Bekanntmachungen der Regierung gewidmet. Drucker derſelben iſt Herr Roß, der dafür 260 Pfund erhält. 2) The Hobart-Town Courier, im achten Jahre, einmal wöchentlich, Verleger J. Roß, politiſchen und literariſchen Inhalts. 3) The Colonial-Times, ſo alt wie die Gazette, jetziger Verleger Melville, einmal wöchentlich. 4) The Tasmanian and Austral Asiatic Review, Verleger Melville, Redacteur R. L. Murray. 5) The Colonist, jetzt The True Colonist, im zweiten Jahre, täglich in der Druckerei von Bent, Eigenthum eines Herrn G. Robinſon. 6) The Trumpeter, Verleger Melville, zweimal wöchentlich. 7) The Trumpeter General. Hat jetzt folgenden Titel angenommen: 8) The Morning Star, Eigenthum eines Herrn Olding, zweimal wöchentlich. 9) The Horn Boy, jetzt eingegangen. 10) The Hobart-Town Magazine, Verleger Melville, intereſſante Monatsſchrift, gewöhnlich mit lithographirten Beilagen. 11) The Wreath, ein Journal für Literatur, Theater ꝛc., Eigenthum von Olding, zweimal monatlich. 12) Ross's Hobart-Town Almanack etc., 13) Van Diemen's Land Annual des Herrn Melville. Von beiden iſt oben geſprochen. — Zu Launceſton, nach Hobarttown der bedeutendſten Stadt, mit 5041 Einwohner, erſcheinen: 14) The Launceston Advertiser, im ſiebenten Jahre. 15) The Cornwall Chronicle, früher The Independent, jetzt Eigenthum eines Herrn Mann. — Daran ſchließt ſich auf Seite 56 ein Verzeichniß der aus den drei Buchdruckereien Hobarttown's von Roß, Bent und Melville während des Jahres 1834 hervorgegangenen Werke, mit Ausſchluß von Reports verſchiedener Geſellſchaften und zu unbedeutender Erſcheinungen, im Ganzen achtzehn; darunter: An Essay on Prison Discipline, by Jam. Ross. 2d Edit. Die erſte Ausgabe ſteht im Annual 1833; der Verf. beſpricht darin ausführlich das auf Vandiemensland befolgte Syſtem, und zwar zum Lobe deſſelben. — A concise Apology for the Quakers, by James Backhouse. — The Schoolmaster in Van Diemen's Land, by H. Nairne Murray. — Parliamentary Papers, jene Colonie betreffend; und zwei Karten: A Map of Van Diemen's Land. New Edition with the latest Discoveries, und A Chart of the Tamar.

Zum Schluß die Notiz, daß die Buchhandlung Cowie und Comp. in London die literariſchen Producte Vandiemenslands entweder vorräthig hat (wie vollſtändige Reihen Almanachs), oder doch jeden Auftrag darauf in der möglichſt kürzeſten Zeit auszuführen im Stande iſt.

(Nach dem Mag. für d. L. d. Auslandes.)

Ein Buddhaiſtiſches Feſt auf Ceylon.

Als ich im Juni 1834 nach Anaradſchapura, der alten Hauptſtadt von Ceylon, kam, wurde eben ein Feſt zu Ehren Buddha's gefeiert, das Parahar heißt. Tauſende von Menſchen hatten ſich in der jetzt verödeten Stadt eingefunden; die meiſten waren Weiber, welche täglich, mit Blättern in der erhobenen Hand, von Tempel zu Tempel eilten und beteten. Das Ceremoniel des Feſtes iſt im Weſentlichen Folgendes:

Der Prieſter holt einen bemalten, mit Blumen geſchmückten Stab hervor und zeigt ihn dem Volke, das auf ſeinen Knien liegt und Opfergaben überreicht. Sind die Gaben alle in Empfang genommen, ſo legt der Prieſter ſeinen bemalten Stock, wie ein Gewehr, über die Schulter, bindet ſich ein Tuch um den Mund, damit ſein Athem das edle Stück Holz nicht verunreinige, und beſteigt dann einen Elefanten, der ganz mit weißen Tüchern bedeckt iſt. Auf dieſem Elefanten hält er einen Triumphzug durch die Stadt. Den Zug eröffnen vierzig bis fünfzig andere mit bronzenen Glöckchen behangene Elefanten.

Hinter den Elefanten ſchreiten Männer einher, die als Rieſen maskirt ſind, zur Erinnerung an das Rieſengeſchlecht der Mythe. Nach ihnen kommt eine Schaar von Trommelſchlägern, Trompetern und Pfeifern, die einen ſo entſetzlichen Spektakel machen, daß man beinahe den Gebrauch ſeiner Sinne verliert; dieſen folgt eine Anzahl tanzender Männer, und dann das ganze Corps der zum Tempeldienſt nothwendigen Frauen. Jede Kaſte geht abgeſondert, und zwar in Gliedern von drei Perſonen, die einander bei den Händen faſſen.

Endlich kommt der prieſterliche Elefant mit dem Stabträger, über deſſen Haupte ein anderer Prieſter einen Sonnenſchirm hält. Ihn begleiten zwei andere Elefanten, gleichfalls mit Prieſtern auf dem Rücken. Hinter dieſer heiligen Gruppe gehen Tauſende der wohlhabendſten Bewohner beiderlei Geſchlechts, je drei nebeneinander. Man ſieht bei dieſer Gelegenheit alle Schönheiten Ceylons in ihrem koſtbarſten Schmuck. Den Zug beſchließen die Häuptlinge und ihre Soldaten. So umzieht man die Stadt einen ganzen Monat lang, abwechſelnd, bei Tage und bei Nacht.

Alle Straßen werden vorher gereinigt, und zu beiden Seiten pflanzt man Reihen von Stangen, mit Kokoszweigen und bunten Fähnlein geſchmückt. Bei Tage und bei Nacht brennen unzählige Lampen in den Straßen.

Bäume, die Waſſer geben.

Auf der Inſel Ferro findet man nur drei Quellen, und dieſe ſprudeln in einer Gegend am Strande hervor, die beinahe unzugänglich iſt. Zum Erſatze dafür hat die Natur dieſer Inſel Bäume gegeben, die ſie mit Waſſer verſorgen. Dieſe Quellenbäume ſind von mittlerer Höhe und haben gerade, lange, immer grüne Blätter. Man hält ſie für eine Gattung der laurus indica. An dem Wipfel derſelben ſieht man gewöhnlich einen Nebelſtreif, der die Blätter in ſolchem Grade mit Waſſer tränkt, daß ſie faſt ununterbrochen tröpfeln. Das Waſſer iſt klar und herrlich; es kommt Menſchen und Vieh zu Statten.

Chineſiſche Ordalien.

Der blinde Reiſende Holman erzählt: Als mir unterweges einige Dollars aus dem Mantelſacke abhanden gekommen waren, fiel mein Verdacht zunächſt auf meinen chineſiſchen Bedienten. Da derſelbe aber den Diebſtahl auf den Thürſteher des Hauſes zu ſchieben verſuchte, ſo ward der nächſte Morgen dazu anberaumt, daß alle chineſiſche Bedienten ſich einem Gottesurtheile unterziehen ſollten, um dadurch den ſchuldigen Theil an den Tag zu bringen. Dieſes Gottesgericht beſtand in nichts Anderem, als in einem Eide nach Chineſiſchen Begriffen; der Thürſteher war der Erſte, der vermittelſt deſſelben ſeine Unſchuld zu erweiſen ſuchte: — „Heut', an dem neunundzwanzigſten Tage des zehnten Monats des zehnten Jahres Tan-Kwang's, da man behauptet, daß ich die dem Engländer Holman am 26ſten dieſes abhanden gekommenen ſechszehn Dollars entwendet habe, ſchwöre ich, Pau Aetä, vor dem Anblick des Himmels und im Angeſichte aller heiligen Puyſa, (Götter), wenn ich, Pau Aetä, die ſechszehn Dollars geſtohlen, ſo mögen meine Frau und meine Kinder, ſo wie mein Vater und

meine Mutter, alleſammt ſterben gleich dem Hahne, den ich hier ſchlachten werde. Ich rufe euch zu Zeugen an, ihr blauen Himmelsgewölbe! Wenn aber Aetä die ſechszehn Dollars nicht geſtohlen, ſo möge euer Segen auf meinem Haupte ruhen und meine ganze Familie im Glücke und im Frieden leben. Ich, Pau Aetä, falle kniend zu euren Füßen und erſcheine vor euch mit dieſem Eide.“ Nachdem er dieſe Worte auf den Knien vor einem zu dem Zwecke errichteten Altar (einem alten Stuhle, auf welchem zwei brennende geweihte Lichter ſtanden) feierlich ausgeſprochen, richtete er ſich wieder auf und ergriff den Hahn, ſtreckte denſelben über ein Stück Holz hin und ſchnitt ihm mit einem Meſſer die Gurgel ab. Auf dieſe Weiſe hatte ſich denn der Thürſteher vor den Augen ſeiner verſammelten Landsleute vollkommen von allem Verdachte gereinigt, und mein Bedienter kam nunmehr an die Reihe, um ſich demſelben Gottesgericht zu unterziehen. Allein dieſer weigerte ſich, den Eid zu leiſten, obwohl er fortwährend ſeine Unſchuld verſicherte. Alle Anweſenden waren ſogleich überzeugt, daß er der Dieb ſey.

Am 2. October v. J. war zu Batavia franzöſiſches Schauſpiel, deſſen Regiſſeur ein Herr Minard iſt. Die Preiſe der Plätze waren 6 Fr. für Herren und 4 Fr. für Damen und Militärperſonen. Man gab drei ältere kleine Luſtſpiele, die recht ſehr gefielen.

Reitkunſt der Indianer.

Auf nichts ſind die nordamerikaniſchen Indianer ſtolzer, als auf ihre Geſchicklichkeit im Reiten. Da ſie faſt immer im Sattel ſind, fühlen ſie ſich auf dem Rücken des Pferdes ſo behaglich, als wenn ſie auf dem Fußboden ihrer Wohnung ſäßen. Oftmals ſah ich, wie zwei oder drei kleine Jungen ein Pferd umſchwärmten, das harmlos auf der Heide weidete, und nach allerhand Schmeicheleien und Verſuchen ſich glücklich auf ſeinen Rücken ſchwangen. Und dann jagten ſie, ohne Zaum und Sattel, nachdem durch ihr Jauchzen und Schreien das Pferd in vollem Galopp lief, wie raſend dahin, indem der Vorderſte ſich an der Mähne, der Zweite an ihm, der Dritte am Zweiten ſich feſthielt, und dies Alles geſchah mit einer Sicherheit, die jeden Andern, nur nicht einen Indianer, in das größte Erſtaunen ſetzen würde.

Engliſcher und amerikaniſcher Regen.

Der Verfaſſer des »Amerikaner in England« ſagt von einem naſſen Tage in London: „Es regnete nicht mit ſolchem Ernſte und ſolcher Kraft, wie in unſerm Klima, wo der Regen gewöhnlich einem mit Eile abzumachenden Geſchäft gleicht, ſondern ſo beſonnen und kaltblütig, als ob es immer dabei bleiben ſollte, ohne ſich zu erſchöpfen.“ Eben dieſer Schriftſteller bemerkt, daß in Amerika ein Regenſchirm unnöthig und läſtig ſey, während man in England ein ſolches Ding eben ſo wenig miſſen könne, wie ſeine Naſe.

Die Lascaren.

Holman berichtet: Die Lascaren (Indiſche Matroſen) ſind alle mehr oder weniger abergläubig. Das Erſte, was ſie, wenn ſie ein Schiff beſteigen, für nöthig halten, iſt, gleich in dem Augenblicke, wo ſie den Fuß an Bord ſetzen, Kokusnüſſe als Opfer darzubringen; wenn ſie dieſe Ceremonie unterließen, befürchten ſie, es möchte ihnen irgend ein Unglück auf der Reiſe widerfahren. Um keinen Preis laſſen ſie ſich bewegen, zu gewiſſen Mond-Phaſen abzuſegeln, und zwar ebenfalls aus Beſorgniß für ihr zeitiges Wohl. Das geringſte Meteor iſt im Stande, ſie außer Faſſung und in die größte Verwirrung zu bringen, indem ſie dem Einfluſſe deſſelben all' ihr Unglück zuzuſchreiben pflegen. Am gewöhnlichſten herrſcht bei ihnen der Glaube, daß der Satan ſelbſt zuweilen das Schiff beſuche. Dieſer wird immer als eine koloſſale Figur mit feurigen Augen, einem ungeheuern Munde und mit Krallen an den Fingern dargeſtellt. Kaum verbreitet ſich das Gerücht, daß der Teufel am Bord ſey, ſo fliegt Alles mit Blitzesſchnelle an's Takelwerk, um ſich zu bergen und der drohenden Gefahr zu entgehen.

Romeo und Julie.

So heißen zwei Städte, die vor Kurzem in Nordamerika am Michigan-See, dreißig engliſche Meilen von Chicago, gegründet worden ſind. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt fünf engliſche (ein und drei Viertel deutſche) Meilen; doch hegt man die Hoffnung, ſie bald durch weiteren Anbau ſo nahe an einander gerückt zu ſehen, daß hier in der Wirklichkeit und im Leben das verbunden wird, was ſonſt bei Shakſpeare und in Verona nur durch den Tod erſt vereinigt worden iſt.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Die Journale aus Jamaika vom 1. Januar melden, daß man nahe der Bai Morand einen Franzoſen in einem kleinen Fiſcherboote aufgenommen habe, den der Sturm von der Küſte von Martinique fortgetrieben hatte. Dieſer Unglückliche hieß Elie Enoch. Er war mit zwei Gefährten auf den Fiſchfang ausgefahren, als er von einem Sturm ergriffen wurde, der ihn rückwärts trieb. Er blieb 33 Tage auf offener See, der Wuth der Elemente und den Schrecken des Hungers preisgegeben. Einer ſeiner Begleiter unterlag am ſechsten Tage, der Zweite am zehnten; man kann nicht begreifen, wie Jener ſein Leben friſten konnte. Die Einwohner von St. Thomas de l'Est beeilten ſich ihm beizuſtehen, und nachdem er wieder Kräfte erlangt hatte, bezahlten jene wackeren Leute für ihn die Ueberfahrt auf einem Paquetboot, das nach Martinique ſegelte.

Die Toilette der Damen von Montevideo hat eine Radical-Reform erlitten: die unmäßig hohen Kämme und die darüber hängenden Mantillen ſind durch engliſche Hauben verdrängt worden. Die Geiſtlichkeit hat jedoch jenen Damen, welche die neue Mode adoptirt haben, ihr Mißvergnügen zu erkennen gegeben. Einige wurden ſelbſt aus den Kirchen fortgeſchickt, da man anzunehmen geſonnen ſchien, daß dieſe Umgeſtaltung ein Angriff auf die Religion ſey.

Nachrichten aus Sidney (Neuſüdwales) vom 9. September v. J. zufolge, waren daſelbſt Berichte vom Major Mitchell, welcher eine Entdeckungsreiſe nach dem Innern unternommen, eingegangen. Es ſcheint ſich zu beſtätigen, daß die Flüſſe Darling und Murray zuſammentreffen. Zwiſchen den Reiſenden und den Eingebornen iſt es zum Handgemenge gekommen, wobei drei der Letzteren umkamen. Auch der Botaniker Cunningham hat leider das Leben eingebüßt. Das Land iſt öde und traurig.

Sympathie der Otaheiter.

Den Sonntag nach meiner Ankunft auf der Inſel Otaheiti beſuchte ich die Kirche, wo Herr Barff in der Sprache der Eingebornen predigte. Zu meinem Erſtaunen ſah ich die ganze Gemeinde — wenigſtens dreitauſend Perſonen — in einen ſchwarzen Zeug von dem Baſte des Papier-Maulbeerbaums gekleidet. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß der Tod der kleinen Tochter eines andern Miſſionärs den König von Otaheiti bewogen habe, ſich ſelbſt und alle ſeine Unterthanen in Trauer zu ſtecken, damit das Gefühl der betrübten Eltern und Angehörigen des Kindes durch die hellfarbigen Kleider der Eingebornen nicht verletzt würde. Dies verdient um ſo mehr Bewunderung, als die Otaheiter noch vor zehn Jahren zu den Menſchenfreſſern gehörten und jedem Laſter fröhnten.

Aus Mendoza, am Fuſse der Anden.

Ich bin hier in der Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, welche 2600 Fuß über der Meeresfläche am Fuße der großen Cordilleren-Kette liegt. Sie zieht ſich nach Norden und Süden ſo weit das Auge reicht, mit ihren blitzenden Gipfeln. Tauſende von kleinen Bächen durchrieſeln die Ebene, befruchten die Felder, bewäſſern alle Straßen und Gärten der Stadt. Mendoza zeichnet ſich durch große Reinlichkeit aus. Auf dem Hauptplatze befindet ſich das unanſehnliche Rathhaus (Cabildo), und ein Baſſin von Kupfer mit Pappeln umgeben.

Mein Reisegefährte nahm mich bis zu meiner Abreise nach den Anden in seinem Hause auf. Es war eines der Angenehmsten, hatte weite Höfe, reiche Säle und alle Bequemlichkeiten. Die Möbel waren im französischen und englischen Geschmacke. Kaum hatte sich das Gerücht unserer Ankunft verbreitet, als Alles herbeiströmte, um uns zu bewillkommnen.

Die Tertulia war sehr zahlreich. Tanz und Musik fingen sogleich an und der Abend verstrich sehr lustig. Gefrornes, Cremes, Bonbons, Wein u. s. w. wurden herumgegeben, und ich war entzückt von der freien und liebevollen Weise der Damen von Mendoza. Nachdem ich mein elegantes Schlafgemach eingenommen hatte, erfreute ich mich zum ersten Male wieder der vollständigsten Ruhe, nachdem ich mich so lange in den Pampas umgetrieben hatte, wo ich stets den schmutzigen Boden zum Lager und riesenförmige Spinnengewebe als Vorhänge fand. Am nächsten Morgen brachte mir eine hübsche kleine Mulattin die Nachricht, daß die Familie mit dem Frühstück warte. Das Service war von französischem Porzellan nach neuestem Geschmack und wir nahmen Kaffee, Thee, Chocolade, nebst festern Speisen, wie Hühner, Reis, Beefsteaks, Früchte und Wein.

Abends ritt ich um die Stadt spazieren. Ich ward von einer sehr schönen Alameda, oder öffentlichen Promenade überrascht, worauf die Einwohner sehr stolz sind. Sie besteht aus vier Alleen schöner Pappeln, die mit den Cordilleren parallel laufen, und herrliche Aussichten auf das Gebirge gewähren. Zwei kleine, zierliche Tempel im griechischen Geschmack sind an den beiden Enden dieses Spaziergangs; Abends versammelt sich hier das Publicum, um Gefrorenes und andere Erfrischungen zu sich zu nehmen; aber auch am Tage kommt man hieher, um Schatten vor der brennenden Sonnenhitze zu suchen.

Ich bemerkte zahlreiche Weinberge, von denen die Stadt umgeben ist; man bereitet hier weißen und rothen Wein, auch Branntwein. Der Erstere läßt sich trinken und könnte bei besserer Behandlung vortrefflich werden. Fast jedes Haus besitzt einen Obst- und Blumen-Garten.

Am nächsten Tage wurde ich von dem Bruder meines Wirths zu einem großen Ball geladen, wo ich die Vornehmsten im Staate zu sehen bekam. Der Ball war glänzend und die Damen, größtentheils sehr hübsch, in Menge anwesend. Schade war es, daß Viele Kröpfe hatten; man sagte mir, daß dieser Fehler hier, so wie in Salta und Santjago del Estero häufig ist. Man will es dem Genusse des Schneewassers aus den Cordilleren zuschreiben, allein die Aerzte behaupten, es liege in atmosphärischen Miasmen. Mendoza hat übrigens eine sehr gesunde Lage. In den Winternächten gibt es Reif; im Uebrigen ist es heiß. Die Einwohner lieben den Tanz leidenschaftlich. Sobald die Tageshitze vorüber und die Sieste geendet ist, begibt man sich zum Tanze; Alles nimmt Theil, ohne Unterschied des Alters.

Bei dem Balle, dem ich beiwohnte, saßen die Damen in Reihen ringsum, die Herren standen in der Mitte, oder plauderten mit ihnen. Mit der Menuett wurde angefangen, dann folgten spanische und zuletzt einheimische Tänze. Nach einigen Stunden wurde gemeldet, daß das Souper fertig sey; die Damen gingen in einen andern Saal, wo ihnen ein Mahl nach europäischer Weise servirt wurde, während die Herren sich hinter den Stühlen hielten. Manche begnügten sich, einige süße Worte den Schönen in die Ohren zu flüstern, während Andern gute Bissen auf der Gabel von ihren Dulcineen in den Mund gesteckt wurden. Auch an Toasten fehlte es nicht: auf das Vaterland, die Freiheit, die Gleichheit, die Menschenrechte u. s. w. Hierauf wurde wieder bis zum Morgen getanzt.

Die Stadt zählt an 25—30,000 Einwohner, welche vom Landbau und von der Viehzucht mehr als vom Handel leben. Der Reichthum ist hier in den Händen gewisser Familien, wie überall in Südamerika. Einige Häuser enthalten großen Luxus in der Menge der Salons zur Aufnahme ihrer Abendgesellschaften, der eleganten Beleuchtung und dem Reichthum ihrer Möbel. Musik wird sehr geliebt; allein die Künstler bringen es darin nicht weit und beschränken sich auf einige einfache Lieder und ihrer Begleitung mit Guitarre und Flügel. Es gibt nur wenig kleine Privatbibliotheken; und die crasseste Ignoranz, die sich in der Unterhalung zu erkennen gibt, überrascht um so mehr den Fremden, da sie seltsam mit der eben erwähnten äußern Politur und Eleganz contrastirt.

Inhalts-Verzeichniss.

A. des Textes.

Seite

Hindoſtan 1
I. Madras 3
Rajemahl 19
Ghazipuhr 27
Benares 33
Chunar 47
Agra 52
Delhi 57
II. Die Ghurka's 69
Wohnungen der Bergbewohner. Die Civilians von Calcutta 76
Nuſchibabad 83
Ein Goſſein. Gholaum Kaudir. Das Serail. Die weiblichen Offiziere 85
Zweiter Aufenthalt in Delhi 90
Chauter-Serai 93
Lucknow 94
Calcutta 103
III. Der reiche Muhammedaner. Die Bayaderen. Die Saujagd 111
Tritſchenguhr 120
Indianiſche Räuber 123
Rajah-Courg 140
Bombay 154
Die Parſi-Prieſter 157
Elefanta. Salſette 167

Mexico 175
I. Der Guazacoalco 177
Die Indianer des Guazacoalco 180
Der philoſophiſche Pflanzer 183
Der Rancho 186
Minatitlan 190
Acayucan 191
Sonntag in Acayucan 198
Die Regenzeit und die Inſecten 201
Meine Freunde von Minatitlan und ihre Anſicht von der Colonie 205
Eine Taufe zu Chinamech 209

Seite

Abreiſe nach Acayucan 214
Drei Monate in Acayucan 218
Eine Annahme an Kindesſtatt 223
Der Vorſänger und der Vanillehändler 226
Ein Feſt 228
Abreiſe nach Vera-Cruz 232
Ein indiſcher Alambic 235
Drei Tage in einer Pirogue 237
Tlacotalpan 239
Alvarado 241
Vera-Cruz 248

Kleinere Genrebilder 257

1. Bären- und Biberjagd bei den Indianern von Nordamerika 259
2. Der Räuber Plato 265
3. Ein Abend bei den Negern von Weſtafrika 267
4. Erinnerungen aus der Südſee (Aufenthalt auf den Sandwich-Inſeln) 269
5. Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde 273
6. Die Tribunale auf Jamaica. (Von einem Pflanzer.) . . . 274
7. Leichenbegängniß einer Baghtin 278

Braſilien. (Zu den Abbildungen.)

1. Rio-Janeiro 279
2. Einwohner von San Paulo 281
3. Pflanzer 282
4. Neger 284

Miscellen 287

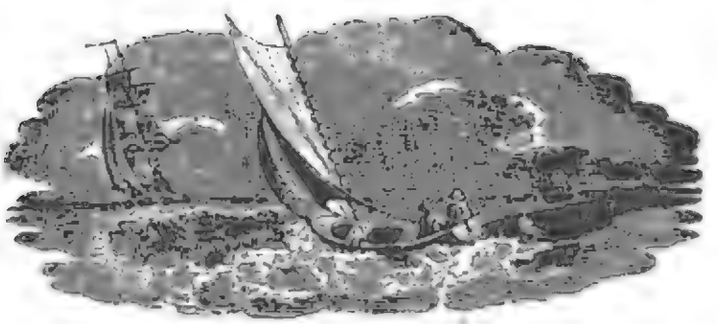
B. der Bilder.

1. Titelblatt, Stahlſtich.
2. Titelbild: Eine Hindu, Stahlſtich.
3. Rio-Janeiro, Lithographie.
4. Einwohner von San Paulo, Lithographie.
5. Pflanzer, Lithographie.
6. Neger, Lithographie.

ATLAS.

1836.

Zweiter Band.



Digitized by Google

Univ. of
California

Atlas.

Zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1836.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstich und vier Lithographien.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

Bilder aus Nord-Amerika.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tyrone Power, ein Irländer, der ſich auf engliſchen Bühnen einen bedeutenden Ruf durch Darſtellung von Charakteren aus ſeinem Heimathlande in dem Luſtſpiele erworben hatte, beſuchte die vereinigten Staaten in den Jahren 1833—35. Die Eindrücke, welche die Erſcheinungen dieſer Länder auf ihn gemacht, ſchildert er in einem Werke, das hauptſächlich dadurch Werth gewinnt, daß er nicht die viel beſprochenen Handels- und Ackerbaufragen, ſondern die Intereſſen von Kunſt und Leben, und die großartigen Reize des amerikaniſchen Bodens mit vorurtheilsfreiem Blicke betrachtet.

Hafen von New-York.

Um drei Uhr des Morgens weckte man mich, um hinauszuſchauen zu den Hook Lights, dem Eingange zu der äußern Rhede von New-York. Die glatte See war von einem friſchen aber ſanften Winde leicht bewegt; und darüber hing das Firmament dick beſtreut mit des Himmels Lichtern, aber die Leuchtthürme des Hook erſchienen mir zu dieſer Stunde glänzender, als die ſchönſten Sterne am Himmelsgewölbe, ſo willkommen waren ſie. So angenehm ein Schiff auch ſeyn mag, ſo poetiſch unſere Vorſtellungen von der See ſeyn mögen, ſo wird es doch wenig zweifüßige Geſchöpfe geben, die nicht, nachdem ſie in dem einen und auf der andern fünf bis ſechs Wochen zugebracht haben, das Geſtade als ein Sinnbild wieder gewonnener Freiheit begrüßen.

Ungefähr um ſieben Uhr — denn es ſcheint, die Lootſen übereilen ſich hier nicht ſehr — bemerkten wir ein paar Böte, die auf uns zuruderten; wir hielten ſie anfangs für Lootſen, aber bald überzeugten wir uns, daß es Neuigkeits-Böte waren. Die Journale von New-York haben ſich, wie es ſcheint, verſchiedene ſolche Böte gemiethet; der Kampf zwiſchen den Neben-

buhlern, um früher zu Nachrichten zu gelangen, ist mit manchen Gefahren verbunden, weil diese Neuigkeits-Böte unter jedem Wetter draußen sind, und oft aus großer Entfernung nach der Stadt Briefe und dergleichen von einem Schiffe bringen, lange ehe dieses selbst seine Aufwartung macht.

Die Neuigkeitssammler wurden von unserem Kapitain artig empfangen, packten hastig ihre Papiere zusammen, entwarfen eine Liste der Passagiere und flogen in wenigen Augenblicken wieder der Küste zu. Ich muß hiebei bemerken, daß unseres Merkurs Correctheit durchaus in keinem Verhältniß mit seiner Thätigkeit stand; denn diese Würdigen erlaubten sich so geistreiche Aenderungen bei den Namen der Passagiere, daß die Mütter von Mehren, wenn nicht durch den Instinct, die Ankunft ihrer Söhne unmöglich hätten entdecken können.

Nach langem Harren bemerkten wir ein paar Lootsen-Schooner, die sich vom Lande wegmachten und in gehöriger Zeit beinahe zugleich bei dem Schiffe anlangten; es entstand daraus ein Streit, wessen besondere Beute die gute Europa werden sollte. Jeder Lootse klagte den andern an, er verletze die für solche Fälle gegebenen Gesetze; wer hier Unrecht hatte, war schwer zu bestimmen; das sah ich aber klar ein, daß beide Parteien bei früheren Gelegenheiten betrogen hatten, daß sie bei dieser zu betrügen beabsichtigten, fest entschlossen, diese löbliche Gewohnheit, so viel in ihren Kräften lag, und so oft sich ein günstiger Augenblick zeigen würde, fortzusetzen. Was sind wir doch für Erzwichte unter allen Himmelsstrichen und Regierungsformen, sagte ich zu mir selbst, als ich auf diesen Wortstreit horchte; denn die Herren Lootsen führten ihre Sache in einer der Gerichtshöfe mehr würdigen, auf festern Grunde gestellten Weise, und in einer durch ihre Bilder weniger beleidigenden Sprache, als ich zufällig solche Händel von zornigen Parteien vor unseren Schranken sich entwickeln hörte.

Endlich verließ der ältere Lootse das Deck und kehrte voll Ingrimm zu seinem Nachen zurück, als der jüngere durch Zuruf von seinen Cameraden im Schooner angewiesen wurde, die Europa aufzugeben, weil sie ein zweites Schiff erblickt hatten; das eines Piloten bedurfte.

Es ist nicht gut anzugeben, ob diese Kunde oder ein verborgener Sinn für Gerechtigkeit vorherrschte, aber bei dieser Nachricht rief unser Mann dem erboßten Senior, der unter dumpfen Racheschwüren weggefahren war, und forderte ihn auf zurückzukehren, da er die Europa aufgeben wolle. Hierauf ruderte unser alter Seemann zurück und nach wenigen gegenseitigen Erklärungen zu Wiederherstellung der verletzten Ehre schieden die Nebenbuhler nach dem äußern Anscheine so gute Freunde, als sie je gewesen seyn mochten.

Wer Recht hatte weiß ich nicht, Einer von ihnen aber hatte Fische, und wir von der Europa hatten keine Ursache den Abgang dieses Einen zu beklagen, denn sobald er sein Deck wieder erreicht, sandte er uns einen Korb mit

frisch gefangenen Porgies und anderen Fischen, von sehr unpoetischen Namen aber erstaunlich zartem Geschmacke zurück, durch welche unerwartete Zugabe wir ein schwelgerisches Frühstück gewannen.

Alle Zwischendecke boten nun eine Scene geräuschvoller Vorbereitung; die trägsten Naturen unter uns erschienen begeistert und von allen Seiten vernahm man frohe Begrüßungen. Obgleich ein Vielgereister, konnte ich mich doch eines Gefühles von Weichheit nicht erwehren, das sich allmälig in meinem Herzen einlagerte, als die Worte Heimath, Freunde mit anderen trauten Klängen hageldicht an mein Ohr fielen, denn da alle Passagiere Amerikaner waren, stand ich allein, ein Fremder unter Fremden an diesem glücklichen Tage der Begrüßung. Indessen darf ich wohl beifügen, daß mich dieses Geschäft zum letzten Male während meines langen Aufenthaltes in diesem gastfreundlichen Lande beschlich; und selbst hier besaß ich genug geistige Schwimmkraft, um mich über diesen selbstständigen Betrachtungen zu halten, und dem Himmel sey Dank, Mitgefühl genug, um in die Freude meiner Gefährten mit einzustimmen.

New-York.

Als wir bei der Batterie landeten, hatten wir unseren ersten Besuch auf dem Zollamte zu machen; und statt der sauertöpfischen, verdrießlichen, nach Bestechung gierigen Gesichter, wie man sie bei unseren Unterbeamten nur allzu häufig trifft, die das Zollhaus mehr als Mittel, die Unterthanen zu bedrücken, denn als einen Schutz für den Handel zu betrachten scheinen, fanden wir Leute, die uns mit zuvorkommender Achtung behandelten und schleunig unsere Angelegenheiten beförderten. Das Gepäck, was wir mit uns an die Küste gebracht hatten, war nicht der mindesten Prüfung unterworfen, und hoch vergnügt gingen wir unseres Wegs.

Der stille Bowling Green (grüner Rasenplatz), wo man farbige Vorderseiten an vielen Häusern findet, und alle Läden lustig bemalt sind, erinnerte mich unwillkührlich an Capstadt; aber wenige Schritte weiter, und man sieht sich von der langen Zeile von Broadway mit ihren überfüllten Seitenspaziergängen, glänzenden Gewölben und zahlreichen Gasthöfen nach Europa zurückversetzt; und wäre die Masse nicht mit schwarzen Gesichtern durchsprengt, so

möchte man ſchwören, man befinde ſich in Paris auf irgend einem Theile der Boulevards, der dem Auge zwar nicht ganz bekannt ſcheint, aber doch ſo viele nothwendige Aehnlichkeitspunkte bietet, und dieſes von dem Murmelthiere und dem gellenden Geſange der Savoyarden, von der Blouſe des Kärners, bis zur Aufgeblaſenheit des Bürgerſoldaten, bis zum trippelnden Gange und der ſchlechten Haltung der Schönen. Geht man vorüber, ſo ſieht man vor den Kaffeehäuſern und Gaſthöfen ebenfalls Stühle, auf welchen ſich Nichtsthuer ſchaukeln, die eine gewaltige Aehnlichkeit mit denen von den Boulevards haben.

Ein Bivouac.

Den Tag nach meiner Ankunft fiel mir der Bivouac einer Schweizer-Familie von Ausgewanderten in's Geſicht, der mich gleich ſehr anzog und unterhielt.

Ich war frühe aufgeſtanden um mich zu baden, und ſchlug meinen Weg zu dem Fort durch die Gründe der Batterie ein, als eben die aufgehende Sonne neues Licht und Leben auf den ſchönſten der Häfen goß; da ſtieß ich plötzlich auf die Schranken eines kleinen, ſeiner Anordnung nach ganz teutoniſchen Lagers.

Wahrlich es waren ſo treffliche Rekruten, als ein nach Bevölkerung lüſternes Land zu bewillkommnen wünſchen konnte. In einem runden, von verſchiedenem Haushaltungsgeräthe, gebildeten Damme lagen drei oder vier alterthümlich ausſehende Spinnräder, ein paar Butterfäſſer, einige ſchwerfällige Stühle, eine weite Truhe, nebſt ein paar kleinen ſchweren Karren, die man noch nicht auf Räder geſtellt hatte. Die Geſellſchaft beſtand erſtens aus einem alten Manne von ehrwürdigem Aeußerem, dem Patriarchen des Stammes (ſeiner Angabe nach war er vierundſiebenzig Jahre alt), ſechs Männern, ſeinen Söhnen und Enkeln, ſieben lebhaften Knaben, ſeinen Urenkeln und beinahe eben ſo vielen Mädchen, des Patriarchen Weib, beinahe ſo alt als er ſelbſt, aber mit einer ſchrillen durchdringenden Stimme und einem Mädchen von achtzehn Jahren, nebſt vier andern Frauen, den Weibern der Söhne des Alten.

Als ich hinzutrat, war Alles im Lager geschäftig. Die Großmutter, von ein paar jüngern Weibern unterstützt, hatte vollauf zu thun, einmal um die jüngeren Zweige der Pflanzer einzufangen und dann um sie zu waschen; diese schienen sich bereits bewußt, daß sie sich in einem Lande befanden, wo jedes Individuum für sich selbst denkt, oder wenigstens glaubt, es thue so, was am Ende auf Eines herauskommt, denn bis zum Aeußersten widerstanden sie hartnäckig den seifelosen Saline-Abwaschungen, welche ihre Großmutter verschwenderisch an ihnen vornahm.

Die Gesetzteren aus den jungen Abtheilungen waren zugleich emsig bebeflissen, abgefallene Blätter und Reiser zu sammeln, um das bereits angezündete Feuer zu erhalten, an welchem eines von den Weibern mit der Bereitung des Frühstücks beauftragt, das Scepter führte.

Zwei Männer lagen noch in tiefem Schlafe; ein anderes Paar legte sich still und ernst an einen Wagen und rauchte aus kurzen Pfeifen, während ein Dritter, der jüngste von den erwachsenen Männern, offenbar der Beau-garçon der Gesellschaft mit der Vollendung einer sorgfältigen Toilette vor einem Spiegel von sechs Quadratzollen beschäftigt war, den ihm ein junges schmuckes Mädchen vorhielt, das vor diesem in offenbarer Bewunderung kniend, ganz geduldig das Ende seines Aufputzens abwartete, um dann ihren eigenen Putz zu beginnen.

Diese unerwartete mir so neue Scene hielt mich mitten im Laufe auf und lange betrachtete ich die Ruhe der kleinen Gruppe, die sich hier inmitten einer geschäftigen Bevölkerung an den Ufern des Hudsonflusses auf dieselbe Art und Weise lagerte, welche ihre Voreltern der Beschreibung nach zu Cäsar's Zeit an der Rhone und Donau befolgt hatten.

In der ganzen Anordnung lag ein Zug von zutrauensvoller Sicherheit, die eben so für den Muth und die Einfachheit dieser Fremden, als für die Redlichkeit des von ihnen erwählten Landes sprach, denn ich kenne in Europa keine Hauptstadt, wo sich eine solche Gruppe niedergelassen und eine Nacht, ohne Dach, ohne Bewachung aber auch ohne Plackereien, wenn nicht gar Verlusten ausgesetzt zu seyn, zugebracht haben könnte.

Ich vernahm, daß die Familie am Abend mit einem französischen Schiffe gelandet hatte, da es aber zu spät war, um wie es bei Leuten dieser Art gebräuchlich ist, sogleich nach dem Orte der Bestimmung abzureisen, so hatten sie ihre Zelte hier aufgeschlagen und bereiteten sich jetzt vor in die Wildniß zu wandern. Nach ein paar Stunden brachen die Schweizer auf — um eine Reise von mehr als zweitausend Meilen zu vollbringen — weit nach dem Westen zu. Das ist aber gerade der rechte Schlag Leute, für die aus einem solchen Wechsel der meiste Gewinn hervorgeht; nach kurzen, für sie unbedeutenden Entbehrungen und thätigem Ringen haben sie die Freude, ihre Kinder von Bequemlichkeit umgeben und ihre Mittel alljährig in bedeutenderer

Zunahme begriffen zu ſehen. Sie tauſchten Mangel für Wohlhabenheit, und ſelbſt für ihrer Kinder Kinder Wohl bedacht, dürfen ſie nicht ferner mit Furcht in die Zukunft blicken, denn Generationen müſſen entſtehen und untergehen, ehe es ehrlicher Induſtrie an Raum zum Strecken und Dehnen gebrechen wird. —

Der Feuerkönig.

Unſer Speiſezimmer genoß die Ausſicht nach dem lebhafteſten Theile von Broadway — man glaubte oft im Zeitraume von wenigen Stunden die ganze Bevölkerung vorbeiziehen zu ſehen. Einem wackern Manne hatte ich hier manch' munteres Lachen zu danken. Der Leſer denke ſich eine lange mit Menſchen vollgepfropfte Straße, bei einem Thermometer-Stande von 98° (Fahrenh.) in der Sonne, und des Mittags ohne Schatten. In der Mitte dieſer bratenden Durchfahrt, ſtelle man ſich ein niederes vierrädriges Gefährt, genannt Jerſey-Wagen, mit einem hohen in Riemen hängenden Sitze vor, über dieſem Sitze eine ungeheuere Auerochſen-Decke den dicken Pelz außen und ein rothes Futter innen, auf den Boden des Wagens in ſchweren Falten herabfallend; auf der Auerochſenhaut ſitzt gerade im Centrum eine ungeheure, menſchliche Maſſe in eine dunkele Bauernjacke von ſelbſt gemachtem Zeuge gekleidet, mit Weſte und Beinkleidern von blauer Baumwolle; ſeinen Kürbiskopf mit einem breitkrämpigen Strohhut bedeckt, eine holländiſche Pfeife zwiſchen den Lippen, vor ſich ein kleines, hartmauliges, ſtörriſches Pferd mit beiden Händen bald rechts bald links gezerrt. Man mußte über einen hohen Hemdkragen die voll geblaſenen Backen ſehen, wie dieſer Menſch heiße Luft einzog und auswarf, gleich einem ſchnaubenden Meerſchweine; eine Halsbinde hatte er nicht, weil ihm der Hals fehlte, um ſie darauf zu binden. Aber in Ermangelung dieſes Artikels trug er ein kleines rothes Taſchentuch über die breiten Schultern geknüpft. Täglich fragte ich mich: wird er wohl wieder ſpazieren fahren, und ſo gewiß die ſchattenloſe Mittagsſtunde erſchien, erſchien mein unbekannter holländiſcher Feuerkönig mit beneidenswerther Gelaſſenheit ſeinen Wagen durch die Maſſe ſteuernd. — —

Theater.

Ich will die Leſer nicht mit einer Reihe von Theaterzetteln oder mit einem Tagebuche meiner theatraliſchen Laufbahn ermüden; aber eine kurze Mittheilung über mein Erſcheinen in jener Stadt ſey mir erlaubt; fällt etwas Luſtiges vor, ſo will ich es dem Leſer gern zum Beſten geben. Ebenſo will ich ein Bild von den einzelnen Auditorien entwerfen, die ich getroffen habe; denn nirgends ſtellen ſich die charakteriſtiſchen Merkmale eines Volkes klarer hervor, als im Theater, wo Alles ſich auf mehr demokratiſche Weiſe vermiſcht, als irgendwo, und Jedermann ſeinen Geſchmack nach ſeiner Art darzuthun das Recht hat.

Nicht ohne Grund ſah ich meiner erſten Nacht in New-York mit Beklemmung entgegen. Ich hatte ein reiches Einkommen aufgegeben, auf das ich nach der wachſenden Gunſt des Publicums lange hoffen durfte. Ich hatte mein Vaterland für kein anderes Engagement verlaſſen, als für zwölf Nächte in New-York, deren Einnahme durchaus vom Erfolge meiner Darſtellungen abhing, wie meine Engagements in andern Städten von meiner Aufnahme in dieſer abhängig waren.

Eine freundliche Seele verſicherte mir, man ſeye gegen jedes Drama, das ich mitbringe, ſchon vorhinweg eingenommen; eine Andere, ſie haben keinen Geſchmack an iriſchen Charakteren, oder, ſeit langer Zeit gewöhnt, von dem Darſteller meiner armen Landsleute einen Schelm mit einem ſchwarzen Auge und Bundſchuhen nicht zu trennen, ſey der Geſchmack des Publicums zu ſehr verdorben, um für ein ruhiges Bild unverzerrter Natur empfänglich zu ſeyn. Das war ſchmeichelhaft aber nicht angenehm. Zum Beginnen meiner Rollen am 28. Auguſt, waren: „Irish Ambassador“ (der iriſche Botſchafter) und: „Teddy the Tiler“ (Edward, der Dachdecker) angekündigt.

Bei der Eröffnung hat noch jeder Schauſpieler auch von der letzten Gattung ein volles Haus gefunden; es ſcheint ein Grundſatz der Gaſtfreundſchaft zu ſeyn, dem Bewerber um Ruhm und Ehre einen herzlichen Willkomm zu bieten und ein geneigtes Ohr zu leihen; man mag mich daher nicht für eigenliebig halten, wenn ich ſage, daß das Haus gedrängt voll war; vom Parterre bis zur Decke eine ununterbrochene Maſſe; auf dem Dress circle bemerkte ich keine zwanzig Frauen; lauter Männer, die eine Hitze, wie in dem ſchwarzen Loche von Calcutta ausſtanden. Ich beklagte die Abweſenheit der Damen, während ich mich darüber gefreut haben müßte, wäre ich nur weniger ſelbſtſüchtig.

Es kam der Augenblick, da man „Sir Patrick“ verkündete, und unter so herzlichen Begrüßungen, als ich je in meinem Leben empfangen hatte, machte ich meinen erſten Bückling vor dem Park-Auditorium. Ich ſah keine Röcke ausgezogen, keine Füße über der Brüſtung der Bogen, dieſe Zeiten ſind vorüber; ich konnte mir kein aufgeweckteres Publicum wünſchen. Am Ende des Stückes wurde ich gerufen und dankte dem Hauſe für dieſen Empfang. War die Aufführung auch nicht mit dem electriſchen, fortwährenden Gelächter und Beifall begleitet, woran ich mich in der Heimath gewöhnt hatte, ſo war mir doch die natürliche Verſicherung von der Einſicht und Achtſamkeit meiner neuen Clienten geworden und es durfte mir daher nicht ferner um den Erfolg bange ſeyn. Und in der That, in jeder Nacht verſtanden mich meine Zuhörer beſſer und ich fühlte, daß ich ſie feſter an mich ſchloß.

Das Park-Theater iſt, ſoviel ich beurtheilen konnte, nach Art des alten Lyceums in Hufeiſenform gebaut, hat drei Reihen Logen, es iſt hübſch und in jeder Beziehung ſo gut ausgeſtattet, als irgend ein Theater außer London. Das Orcheſter iſt gegenwärtig vortrefflich, es ſteht unter der Leitung eines ſehr geſchickten Mannes, Penſon, der früher Director in Dublin geweſen iſt. Ich konnte mit der Geſellſchaft ſehr zufrieden ſeyn, denn auch Amerika erzeugt ſeine Künſtler, ich nenne den Schauſpieler Plucide; er ſtammt von einer langen Reihe talentvoller Darſteller ab und beſitzt ein natürliches Talent, eine Reinheit und Einfachheit des Styls, wie ich ſie ſelten übertroffen fand; und dieſer Mann hat ſein Vaterland nie verlaſſen. Mrs. Whentley, welche alte Weiber gibt, iſt ebenfalls eine Eingeborene, eine unverkünſtelte, reizende Schauſpielerin, mit vollkommenem Verſtändniß alles deſſen, was ſie thut, und einem bewundernswürdigen humoriſtiſchen Muthwillen. Sie hat eine Tochter, ein ausgezeichnetes Talent, in allen Formen ein Ebenbild von Miß Fanny Kemble. Dieſe ausgenommen beſtand die ganze Geſellſchaft aus Engländern, von denen Manche früher eine ehrenwerthe Stellung bei den Londoner Bühnen eingenommen hatten. Es war mir viel von der Anordnung der amerikaniſchen Bühne geſagt worden, man hatte mir oft davon erzählt, wie ſchwierig die Stellung der Schauſpieler ſey; ich hatte alle Urſache zur Zufriedenheit. Während zweier Jahre war ich wiederholt in New-York engagirt, mein letztes Engagement war das bedeutendſte in dieſer Stadt, ob demnach das amerikaniſche Publicum kalt oder wankelmüthig zu nennen ſey, kommt mir zu beurtheilen nicht zu.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte verließ ich New-York; pünktlich zur beſtimmten Minute ging es vom Kai, und war der Tag auch kalt für dieſe Jahreszeit, ſo entzückte mich doch die kurze Fahrt durch den Hafen gegen Raritan Creek. Ungefähr auf dem halben Wege über dieſen Kanal, der Staten-Island von der Stadt trennt, genießt man die ſchönſte Ausſicht von New-York und ſeinen bedeutendſten Umgebungen.

Hinter uns erheben ſich die Höhen von Bronklyn, die ſich wellenförmig zu unſerer Linken nach der Durchfahrt des Narrows hinziehen, durch welche das Auge einen Schimmer der See von jenſeits auffaßt; dicht zu unſerer Rechten liegt die maleriſche, alte Stadt Jerſey und unmittelbar darüber das Dorf Hoboken, berühmt wegen ſeiner Tauben und Piſtolen-Schießen. Fern gegen Norden ragt das dunkle Vorgebirge der Paliſadoes weit hervor, und bezeichnet den Lauf des Hudſon.

In der Mitte liegt die Stadt, als ſchwämme ſie tief im Buſen der Waſſer, von denen ſie eingeſchloſſen iſt. Sie iſt glücklicher in ihrem Ruheplatz, als die meiſten holländiſchen Städte und verdiente wohl den Namen Neu-Amſterdam, der ihr von ihren Gründern beigelegt wurde. Der Boden, den ſie bedeckt, war einſt in Berg und Thal getheilt, aber immer die Geſchäfte im Auge und ohne Sinn für den guten Geſchmack haben die verſammelten Väter des jungen Rom jeden Ameiſenhaufen glatt wegraſirt und ihren Erben ihre Liebe für zierliche Schönheits-Linie vermacht, denn dieſe ſetzen das Ebenungsſyſtem mit ſo würdiger Unverdroſſenheit fort, daß in Kurzem die ganze Inſel ſo flach als ein Tulpenbeet ausſehen wird.

In der Nähe von Bordentown erblickten wir das Wohnhaus des Exkönigs von Spanien; es ſcheint ſich keiner ſehr glücklichen Lage zu erfreuen, beherrſcht jedoch eine weite Ausſicht über den breiten Delaware, und bietet Raum genug, ſich frei darin zu bewegen, ſelbſt für Einen, der einſt einen königlichen Palaſt bewohnt hat.

Von hier bis Philadelphia wird der Delaware ein anſehnlicher, ſanfter Strom mit niedern Ufern, an denen Wieſen und Wälder abwechſeln. An dem Kai von Burlington, wo wir einen Augenblick Halt machten, gewahrte ich eine Gruppe ſchmucker junger weiblicher Perſonen, welche die Ankunft eines Befreundeten erwarteten; der belebte Ausdruck in ihrer Geſichtsbildung, die zarten Verhältniſſe und anmuthreichen Bewegungen ſprachen ſehr zu Gunſten der Mädchen von Penſylvanien.

Philadelphia.

Es war Nacht und ringsum sehr dunkel, ehe wir zur Quäker-Stadt gelangten, so daß die langen Reihen von Lichtern, die sich regelmäßig durchschnitten und in der Ferne vorloren, die Wirkung einer allgemeinen Beleuchtung hervorbrachten, und die Nähe einer weit ausgebreiteten, volkreichen Stadt bezeichneten.

Wir stiegen in einem trefflichen Gasthofe, Mansion House ab. Ich erhielt ein gutes Zimmer, und hätten die eingefleischten Teufel, die Musquitos, Frieden mit mir gemacht, ich würde eine Vergleichung mit dem Nabob von Carnatic verachtet haben. Aber ach! unsterbliche Götter, wie summten und brummten, wie bissen und zischten sie, und wie wüthete, schlug und schnappte und schwur ich, theils aus Furcht, theils aus Qual, weil ich keine Mittel zur Rache gegen einen Feind hatte, der mit schrecklicher Kühnheit zu Werke ging, dessen Trompeten stets zum Angriffe bliesen.

Ich wollte lieber das Gebrüll der Löwen um meine Ruhestätte vernehmen, als das abscheuliche Gesumme dieser kleinen höllischen Bestien, und mein Urtheil mag gelten, da ich beides vernommen habe; das Letztere hielt mich durch fortwährende Furcht wach; aber war ich nur tüchtig ermüdet, so sank ich nach ein paar Schauern und einigem Stuhen in tiefen Schlaf, wenn auch das Zähnekrachen und das Brüllen des Königs der Thiere nahe genug ertönte, um unsere erschreckten Pferde mit schwerem gepreßtem Athem näher an die Wachfeuer zu treiben; diese Nachbarschaft hatte zwar durchaus nichts Angenehmes, aber, ich schwöre, sie ist einem Ueberfalle hungriger Musquitos weit vorzuziehen.

Wer gerade von dem Lärmen und Getöse, von den wechselvollen Erscheinungen von Broadway herkommt, für den hat der Anblick von Philadelphia im Allgemeinen etwas Trübseliges; aber die Reinlichkeit, das bequeme, gesunde Aussehen, die offenbare Wohlhabenheit sprechen sehr zu seinen Gunsten. Ein unaufhörliches Fortschreiten der Unternehmungen gibt sich überall kund; Hammer und Meißel dröhnen ohne Unterlaß zum Zeichen neuer Unternehmungen. Der Kreis, den der sanguinische Geist des vorsichtigen Gründers als die Gränze künftiger Größe gezogen, ist längst übersprungen; der weiße Delaware auf der einen Seite und der Schuylkill auf der andern sind nicht im Stande, die ehrgeizige Stadt zu dämmen.

Zur Zeit meines erſten Beſuches zeigten ſich eben die unermeßlichen Pfeiler einer neuen, indeſſen vollendeten Brücke in verſchiedenen Entfernungen über des edeln Fluſſes Oberfläche. Der Rauch von den Arbeiter-Feuern, der über dem Walde aufſtieg, und die zahlreichen Böte für den Dienſt, welche unter dem Felſen angebunden waren, über den hin eine Eiſenbahn nach der Brücke führen ſollte, geben ein äußerſt effectvolles Bild. Doch ich konnte mich nicht enthalten, mir die leichten aus einem Stamme gezimmerten Kähne der Delaware-Indianer vorzumalen, die ſich in einer nicht ſehr entfernten Periode unter demſelben Felſen ſchaukelten, wo jetzt eine Flotte ſchwer beladener Böte angebunden war; dieſelben Gedanken drängten ſich meinem Geiſte immer wieder auf, während ich über das wechſelvolle Bild dieſes ſonderbaren Landes hinwanderte, wo den friſchen Merkmalen eines Moccaſin der Tritt eines Baumeiſters und ſeiner Werkleute folgt, und die leichte Spur des rothen Mannes von der Eiſenbahn verwiſcht wird; kaum haben die Echo aufgehört des Indianers Jagdgeſchrei durch die Wälder zu wiederholen, ſo folgen die mächtigen Dampfmaſchinen mit ihrem Getöſe, vorwärts, nur immer vorwärts getrieben von den raſtloſen Verfolgern des vom Schickſale hinausgeſtoßenen Geſchlechtes.

Man wandere wohin man will, man nehme jede Richtung, die beſuchteſte oder die einſamſte, abgeſchloſſenſte, an allen Linien ſieht man ſeinen Pfad von Eiſenbahnen durchſchnitten. Jeder Staat, Nord, Süd, Weſt, ſtreckt ſeine Arme gierig aus, um ſeine Nachbaren in feſterer Umarmung zu umſchließen; und ich zweifle gar nicht, daß man in kurzer Zeit vom St. Lorenz auf der Küſte bis zum Golf von Mexico ſo leicht reiſen wird, als von Boſton nach Waſhington, eine Entfernung von vierhundert und fünfzig Meilen, welche heut zu Tage innerhalb vierzig Stunden zurückgelegt wird.

Außer dem großen Markte in Philadelphia, der ſeinen Namen der Linie verleiht, welche die Stadt theilt, und durch ihre ganze Breite läuft, gibt es noch einige andere bedeckte Märkte, auf denen im Ueberfluſſe die Sachen feil geboten werden, welche ringsum aufgehäuft den Beweis für den glücklichen Stand des Landbaus in der Nachbarſchaft liefern.

Viele von den beſten Marktleuten für Vegetabilien, Federvieh, Butter und dergleichen ſind Deutſche, die, obgleich emſig befliſſen, das Land mit ihrem Fleiße zu bereichern, doch mit ſeltſamer Feſtigkeit an den Gebräuchen und der Sprache ihres Vaterlandes hängen. Ihre Art und Weiſe zeichnet ſich noch immer ſo ſehr aus, iſt immer noch ſo leicht zu unterſcheiden, als bei der Erſcheinung ihrer Voreltern, da dieſe vor etwa achtzig Jahren landeten; denn die Colonie, von der ſie urſprünglich abſtammen, beſtand in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und obgleich viele von dieſen Leuten ſchon der dritten Generation angehören, ſprechen ſie noch kein Wort Engliſch. Sie haben deutſche

Behörden, einen Dolmetſcher bei den Gerichten, wenn ſie als Geſchworene handeln, deutſche Zeitung u. ſ. w. und ſind die hartnäckigſten, wenn auch nicht die eifrigſten Vertheidiger der Demokratie.

In Beziehung auf die Ereigniſſe der Zeit ſind ſie ſtets etwas zurück; will man ſie zur Zeit der Wahlen oder beſonderer Aufregung auf das Laufende bringen, ſo werden ſie dem, der ſich mit ihrer Unterweiſung bemüht, wohl antworten: „Bud why do teufel doesn't Vashington come down to the Nord and bud it all to rights?“ (warum den Teufel, kommt Waſhington nicht zum Norden herab, um Alles in Ordnung zu bringen?)

Die öffentlichen Gebäude ſind in einem edleren Styl erbaut, als in den übrigen Städten; in meinen Augen hatte das alte Statehouſe am meiſten Intereſſe, worin die „Unabhängigkeits-Erklärung“ unterzeichnet wurde. Die Staatskammer hat ſich ſeit dieſer Zeit wenig verändert; als ich ſie zum letzten Male beſuchte, enthielt ſie Modelle zu verſchiedenen öffentlichen Werken, unter anderen für eine heroiſche Statue, welche Waſhington, freilich etwas ſpät, errichtet werden ſoll, andere für das neue Colleg, das nach dem Willen des verſtorbenen S. Gerard errichtet wird und dazu dienen ſoll, ſeinen Namen und ſeine Reichthümer zu verewigen. Dieſer Mann, der nach ſeinem Tode mit ſo vielen Lobſprüchen überhäuft wurde, ſcheint, nach Allem, was ich von ſeinen Zeitgenoſſen erfahren konnte, zu Lebzeiten nichts weniger als einen achtungswerthen Charakter beſeſſen zu haben. Allgemein beſchreibt man ihn als hinterliſtig und ſtreitſüchtig in ſeinen Unternehmungen als Kaufmann, als gefühllos gegen ſeine Verwandten, als einen Bedrücker und Undankbaren gegen ſeine Untergebenen, als einen ſelbſtſüchtigen, kaltherzigen Mann; der nie von einem edleren Gefühle geleitet ſein ganzes langes Leben mit ſchlafloſer Energie einem Zwecke widmete — dem Geldzuſammenſcharren, und dieſes Geld verwendete er ſo viel als möglich ſo, daß es Andern ſo wenig als möglich Vortheil brachte, und ſterbend verfügte er darüber, um ſich einen großen Namen zu machen und zum Verdruſſe der Gemeinde, in der er ungeehrt gelebt hatte, und unbeweint ſtarb.

Theater.

Wallnut und Chestnut (Wallnuß und Kastanie) heißen die zwei in schönen Straßen mit denselben Namen gelegenen Häuser, in denen ich zuerst auftrat. Beide Häuser sind geräumige, hübsche Gebäude mit marmornen Vorderseiten, und weiten, geschickt angelegten Ausgängen; sie sind nicht in irgend einen dunkeln Winkel gebaut, wie die meisten von unsern Theatern, sondern sie stehen in den schönsten Straßen der Stadt und sind von allen Seiten leicht zugänglich; innen hat man sie sehr einfach aber passend ausgeschmückt, und sehr reinlich und wohl erhalten; ich ziehe Chestnut als das kleinere vor, besonders weil es ein Parterre hat, welches beinahe mit der Vorderscene in gleicher Höhe steht, statt tief hinabgesenkt zu seyn, daß es gefüllt aussieht, wie ein großer schwarzer, mit aufwärts gerichteten Gesichtern bedeckter Teich.

Eine volle Versammlung bietet hier den Anblick einer so großen Anzahl hübscher, reizender Weiber, als man nur irgendwo finden mag. Der männliche Theil ist voll Achtung und Aufmerksamkeit. Ich muß hier wieder, wenigstens nach meiner Empfindung und Erfahrung, gegen die Anschuldigung der Gefühllosigkeit Einsprache thun, die den Einwohnern zur Last gelegt wird. Versteht man unter Beifall ein fortwährendes Klatschen mit den Händen oder ein Pochen mit den Stöcken, von zahlreichem Bravorufen unterbrochen, so will ich den Mangel an Theilnahme zugestehen; dürfen aber offenbare Aengstlichkeit, um kein Wort und keinen Blick des darstellenden Künstlers zu verlieren, ein offenbares Abziehen des Geistes von Allem, was nicht zur Scene gehört, mit Darlegung unterscheidender und wohl angebrachter Verwunderung als genügende Zeichen der Billigung betrachtet werden, dann hat der Schauspieler keine Ursache sich zu beklagen. Ein tragischer Schauspieler, der nach Effecten hascht, um uns eines Bühnenausdruckes zu bedienen, und darauf rechnet von lautem Geklatsche unterbrochen zu werden, ehe der Sinn des Satzes geschlossen ist, oder sich gewisser Pausen bedient, um einen Schluß herbeizuführen, der mag bei dem Philadelphier Publicum einen schwierigen Standpunkt haben, weil sie hier eben so wohl den Schriftsteller hören, als den Darstellenden sehen wollen. Für mich fand ich den besten Lohn meiner Leistungen in wohlgefüllten Häusern.

Von Philadelphia ging die Reise nach Boston. Diese Stadt bietet einen kühnen, malerischen Charakter, mag man sich ihr zu Land oder zur See nähern. Der hohe Dom ihres State-House und die zahlreichen Spitzen und Thürme ihrer Kirchen, die sich zwei bis dreihundert Fuß über die umgebende Fläche

erheben, bringen auf das Auge einen größern Eindruck hervor, als New-York und Philadelphia.

Die Straßen der Stadt ſind meiſtens eng und unregelmäßig gebaut, ſie folgen den Krümmungen der erhabenen Berge, über welchen ſie ausgebreitet liegt, und gleichen mehr denen einer alt-engliſchen Landſtadt, als irgend einem Orte, den ich in Amerika geſehen habe.

Das vornehmſte Quartier iſt im Weſten um den Park oder Common, wie man ihn gewöhnlich nennt — ein gemeinſames, geſchmackvoll angelegtes Eigenthum der Bürger. An drei Seiten iſt der Park von ſchönen Straßen umſchloſſen mit wohlgebauten und in wahrhaft engliſchem Geiſte erhaltenen Häuſern, was die ängſtliche Reinlichkeit der Eingänge, Fluren und Fenſter betrifft. Die Engländer ſind ein Fenſter ſcheuendes Geſchlecht, und nirgends habe ich dieſen Gebrauch ſo feſt eingewurzelt gefunden als hier.

Hier, wie in den andern größeren Städten der vereinigten Staaten, brachte das ſchnelle Wachsthum einen beſondern Eindruck auf mich hervor, das ſich in der großen Anzahl friſch gebauter oder eben im Entſtehen begriffener Gebäude offenbarte.

Um das umliegende Land in irgend einer Richtung von der Halbinſel aus zu erreichen, welche die Stadt einnimmt, muß man über eine der großen Brücken gehen. Es gibt ſolche von ſehr ſeltſamem und in der That reizendem Anblicke. Bei Tage bieten ſie angenehme Spazierwege für Fußgänger und Reiter mit anmuthreichem Wechſel von Bildern; und wandelt man in dunkeler Nacht hinüber, wenn die endloſen Lampen-Zeilen ihre Strahlen von einem Mittelpunkte werfen, und durch Reflexe ſich vervielfältigen, dann iſt die Wirkung eine vollkommen magiſche. Die Sterne ſchimmern düſter im Vergleiche, und blickt man in das Waſſer hinab, ſo ſcheint es, als ſähe man einen andern glänzenderen Himmel unter ſeinen Füßen funkeln.

Etwa fünf Meilen von der Stadt liegen ein paar anmuthige Teiche, Jamaica und Freſhponds genannt, beide in natürlichem, anziehendem Wechſel von Gehölze, offenen Stellen und Wiesgründen begränzt. Bei dem letztgenannten Teiche, der eine Oberfläche von mehr als zweihundertundfünfzig Acres einnimmt, brachte ich einen Nachmittag während meines erſten Beſuches in dieſer Gegend zu. Wir ruderten umher, beſuchten jede Bucht des kleinen Sees, fingen unſere Fiſche zum Mittagbrode, und wurden im Gaſthauſe mit einem gutgebratenen Huhne und einem Glaſe Champagner mit Eis verſehen, würdig in ſolchem Getränke aufgelöst zu werden. Ich verliebte mich in dieſen Ort; einer meiner Freunde hatte bereits eine Stelle zum Bauen auserſehen, aber ach! ſelbſt das Paradies hatte Schlangen vor der Sendung des heiligen Patrik, und die reizenden Gebüſche und reichen Wieſen von Freſhpont ſcheinen der Lieblingsaufenthalt für die Entwickelung der ärgſten aller ägyptiſchen Plagen, für die Musquitos zu ſeyn.

Im Winter ist dieser Ort von den Liebhabern des Ballschlagens und Schlittschuhlaufens sehr stark besucht; und von diesem weiten Behälter nimmt man das durchsichtige Eis wahr, welches das Auge ergötzt und die Kehle des vom Staube ausgetrockneten Reisenden in diesem Lande erfrischt. Indessen ist des Eises lohnender Dienst nicht auf diese Gränzen beschränkt; denn große Ladungen davon werden im Frühjahre regelmäßig nach Havannah, Neu-Orleans, Mobile u. s. w. verschifft, und — denn wo findet die Speculation ihre Gränzen — gerade in diesem Jahre war ein Schiff von dreihundert Tonnen gefrorenen Wassers von diesem Teiche von Massachusets nach Calcutta bestimmt. Eis auf dem Ganges schwimmend! Wie wird der alte Gunga schauen und die Ohren schütteln, wenn er das erste Kristall-Opfer in seinen Busen geträufelt fühlt.

In Boston und seinen Umgebungen gibt es eine Menge Stellen von historischem Interesse. Auf Hancok's Wharf wurde die Theepartie gegeben, welche Britannien zehn Millionen Gold kostete und ein Viertheil des Erdballs von dem Reiche losriß. Die Linien der amerikanischen Armee sind in ihrer ganzen Ausdehnung noch leicht aufzuspüren. — Die Forts an den beiden Enden im Norden und Süden sind noch erhalten. Quer über die Halbinsel gegen den Westen der Landenge finden sich die Spuren der britischen Armee und des breiten, tiefen Grabens, der, von der Fluth gefüllt, die Stadt in eine Insel verwandelte und die Linien zu vertheidigen bestimmt war; die Ueberreste zeugen für die Sorgfalt und den Fleiß, womit man an der Vollendung arbeitete. Bunkershill und die Breeds, wo zuerst dem britischen Heere Widerstand geleistet wurde, werden von den Glockenthürmen und vielen Firsten der Stadt beherrscht.

Wußten die Vertheidiger dieser elenden Linien, daß sie an diesem Tage von ihren Verwandten beobachtet wurden, so trugen sie wenigstens besondere Sorge, daß die Beobachter keine Ursache haben sollten, über ihren Mangel an Männlichkeit zu erröthen. Unter der Bedeckung einer in Eile aufgeworfenen Brustwehr, von der keine Spur mehr übrig ist, warfen diese muthigen Streiter mehre Angriffe eines geregelten, mit tüchtigen Offizieren versehenen Heeres zurück, und nicht eher verließen sie die Vertheidigungswerke, die allein durch ihren Muth Dienste geleistet hatten, als bis das letzte Pulver verschossen war. Der Erfolg bewies, wie wenig von ihren Schüssen fehlgegangen waren; diese Leute kannten den Werth ihrer Munition, sie waren treffliche Schützen, unter denen es zum Sprichwort geworden: „seinen Mann sicher nehmen."

Staatsgefängniſs.

Während meines Aufenthaltes beſuchte ich das Staatsgefängniß, das erſte, welches ich ſah, worin das Auburn-Syſtem befolgt wird; das heißt: abgeſonderte Schlafzellen, Stille und Arbeit in Abtheilungen. Es iſt ein ſchönes Gebäude mit beinahe vierhundert Zellen, innerhalb äußerer Wälle eingeſchloſſen, um welche Gallerien laufen, von denen aus man einen freien Blick in das Innere jeder Zelle hat, ohne die Strafgefangenen zu ſtören oder zu beläſtigen; das Ganze iſt mit einem ſehr feſten Dache verſehen, an dem auf paſſende Weiſe Oeffnungen für Luft und Licht angebracht ſind.

Ich ſah hier gegen zweihundert Verurtheilte mit verſchiedenen Gewerben beſchäftigt, die Einen bereiteten den Granit zum Bauen zu, die Andern verrichteten Schmiedearbeit, Andere verfertigten Schuhe, Bürſten u. dgl. Alle ſahen ſehr reinlich, wenn auch nicht ſehr geſund aus.

Ein einziger Aufſeher machte die Runde in jeder Abtheilung, und hielt die Menge in Bewegung, ohne daß ein Wort geſprochen wurde, das ſich nicht auf die vorliegende Arbeit bezog. Während er durch den Maurer-Schoppen ging, bemerkte ich zwei Menſchen, welche Fragen an den Aufſeher richteten, ſie brachten ihr Anliegen in wenigen Worten, aber mit freier ungezwungener Miene vor und erhielten ihren Beſcheid auf dieſelbe Weiſe.

Den Werth dieſes Syſtems als ein Abwendungsmittel gegen Verbrechen möchte ich bezweifeln, aber an und für ſich betrachtet hat mich noch kein philanthropiſcher Gegenſtand ſo ſehr als ein Beweis der Grundſätze wahren Wohlwollens ergriffen. Das heißt in wahrhaft chriſtlichem Sinne des Wortes Böſes mit Gutem vergelten: „züchtigen, wie der Vater züchtiget.“ Ein Verbrecher müßte unnatürlich verhärtet erſcheinen, würde er dieſen Ort nicht als ein beſſerer Menſch verlaſſen. Er mag verworfen, gemein, unwiſſend, mit keinem ehrlichen Berufe vertraut, roh an Geiſt, und mit geſchwächtem Körper hier ankommen, er wird Lehrer, Meiſter, Aerzte finden, mit denen ihn die Gemeinde verſorgt, deren Geſetze er verletzt hat. Sein Geiſt wird beſänftigt, ſeine Geſundheit wiederhergeſtellt, ſeine Unwiſſenheit erleuchtet; und wird er der Geſellſchaft wiedergegeben, ſo vermag er den Unterſchied zwiſchen dem Werthe des Mahles in Gegenſatz zu ſtellen, das er ſich ehrlich im Schweiße ſeines Angeſichtes erworben hat, und der bitteren Frucht des Müßigganges und Verbrechens. Als ein ſolches wird von den wohlwollenden Beförderern das Ergebniß des Gefängnißſyſtemes dieſes Landes betrachtet, welches überall ſeine Geſellſchaft freiwilliger Philanthropiſten hat, die darüber wachen und fortwährend auf Verbeſſerung denken.

Trement-Theater.

Dem großen Gasthofe gegenüber, in welchem ich mich eingemiethet hatte, liegt das Trement-Theater, dem Aeußeren nach eines der elegantesten im Lande. Als ich mein Gastspiel vor einem vollen Hause begann, das übrigens wie in New-York hauptsächlich aus Männern bestand, wurde mir ein herzlicher Willkomm zu Theil; aber das Publicum erschien mir, wenn auch aufmerksam, doch außerordentlich kalt; an dem ersten Abend bekümmerte mich das nicht viel, besonders, weil man mir dennoch versicherte, daß ich Anklang gefunden habe, aber im Verlaufe der Woche schien mir diese Kälte mehr zu- als abzunehmen, so daß ich nach Ablauf des ersten Engagements für sechs Abende entschieden die Erneuerung verweigerte; doch ging plötzlich den letzten Abend eine erstaunlich glänzende Aenderung vor; eine prächtige Versammlung von Damen schmückte die Logen; von Anfang bis zu Ende war die Luft gleichsam electrisch; die guten Leute schienen sich in Uebereinstimmung ganz dem Scherze der Scene hinzugeben und lachten aus vollem Halse. Von diesem Augenblick an fand ich nie ein vergnügteres, aufgeregteres Publicum.

Es war ganz dem Charakter angemessen, den man den Neu-Engländern zuschreibt, daß sie die Neuigkeit, die man ihrem Urtheile unterwarf, zuerst kalt und vollständig prüften, und daß sie, einmal zufrieden gestellt und angesprochen, der Aeußerung ihrer Gefühle nicht ferner Schranken setzten.

Bei Gegenständen von ernsterem Gewichte haben sie stets dasselbe überlegte Urtheil und dieselbe scheinbare kalte Aufnahme gezeigt; aber unter diesem klugen Schleier, in den sie das Aeußere hüllen, hegen sie Gefühle, die des höchsten Grades von Aufregung und einer anhaltenden Begeisterung fähig sind.

Ich kann mit denen nicht übereinstimmen, die den Yankee als ein seiner Natur nach kaltblütiges, selbstsüchtiges Wesen bezeichnen. Sie haben die Ausübung einer festen Selbstbeobachtung und eines strengen Einhaltens gesellschaftlicher Formen ererbt, was ihrer Außenseite einen frostigen Zwang auferlegt, der jedoch nicht tief unter die Oberfläche geht.

Ein stark bevölkerter, undankbarer Boden hat ihren natürlichen Verstand und ihren Unternehmungsgeist lebendig und thätig erhalten, während eine drückende Armuth ihre Klugheit zuweilen zwingt, in Verschlagenheit herabzusinken. Man betrachte aber ihre Geschichte, als die einer Gesammtheit; sie haben nie angestanden die großmüthigsten Opfer für das Gemeinwohl zu bringen. In ihrem Hauswesen sind sie als die zärtlichsten Gatten und nachsichtigsten Väter beinahe zum Sprichworte geworden; und in der Freundschaft hat man sie, wenn auch vernünftig vorsichtig, doch unerschütterlich standhaft und zuverlässig erfunden.

Ich kann den Fremden von einer gewiſſen Empfindlichkeit wohl begreifen, wenn er ein Volk nicht liebt, deſſen ſonderbare Gebräuche ſo entſchieden hervorſpringen; aber ein Unpartheiiſcher kann unmöglich einige Zeit im Lande zubringen, oder irgend einen beſtimmten Umgang mit den Mitgliedern des Gemeindeverbandes haben, ohne ſie achten und bewundern zu lernen, trotz ihrer berechnenden Klugheit und den verſchiedenen Vorurtheilen, die ſich von einem jetzt noch ziemlich engherzigen und ſectenartigen Erziehungsſyſteme nicht trennen laſſen. So weit meine eigene Erfahrung beachtungswerth erſcheint, muß ich erklären, daß einige von den zuvorkommendſten, edelſten, gaſtlichſten Freunden, die ich in den vereinigten Staaten gefunden habe, Eingeborene von Neu-England geweſen ſind, oder wie man hier ſagt: „wirkliche Yankee's geboren und aufgewachſen im Angeſichte des State-Houſe von Boſton.“

Der Tag, an welchem ich mich zum erſten Male Baltimore näherte, möchte ſelbſt gegen die Verzweiflung als Zaubermittel gewirkt haben. Es war der zehnte November, die Luft elaſtiſch aber mild. Wir liefen inmitten einer Flotte von hundertfünfzig Segeln in den Hafen ein; darunter waren Schiffe aus allen Weltgegenden, von aller erdenklichen Ausrüſtung, von der zweimaſtigen Schaluppe an bis zu den größten Seeſchiffen, dem Clipper-Schooner von Baltimore mit ſeinen nach oben zugeſpitzten Maſten, und ſeinem ſymmetriſch gebauten Körper, der ſo elegant aus dem Waſſer aufſpringt, als ob ſich das Schiff mehr durch eine Reihe anmuthiger Wellen bewegen, als ſich ſeinen Pfad durch wilde Gewäſſer bahnen würde. — Das Auge war entzückt und das Herz gehoben beim Anblicke dieſer unzweideutigen Beweiſe zunehmenden Handels, der ſeine Thätigkeit gegen die Stadt hin entwickelte, die ſich ſtufenweiſe über der Oberfläche eines unregelmäßigen Berges ausbreitet. Mehre Dome von beträchtlicher Größe, eine oder zwei hohe Säulen nebſt verſchiedenen Thürmen und Glockenſtühlen, die ſich durch die natürliche Lage ſichtbar machen, verleihen Baltimore ein gewichtiges Anſehen und haben ihm den Titel: „Stadt der Monumente“ verſchafft.

Die Hauptſtraße hat viele Aehnlichkeit mit einer engliſchen Provinzialſtadt; die Gewölbe gleichen ganz den engliſchen. Von Neugierde und Laune, meinen regelmäßigen Ciceroni, geführt, wanderte ich umher. Ich wohnte dem Gottesdienſte in der Kathedrale bei, wo ich eine Meſſe trefflich ausführen hörte, denn im Chore befanden ſich mehre wirklich ausgezeichnete Stimmen. Das Innere der Kirche iſt gut, der Altar würdig geſchmückt, das Ganze möchte eine gewaltige Wirkung hervorbringen, wäre es nicht durch die Aufſtellung regelmäßiger Reihen außerordentlich bequemer, aber ſehr unkatholiſch ausſehender Kirchenſtühle verdorben.

Ich beſtieg die Waſhingtonſäule und ſah von ihrer Höhe einen Sonnenuntergang, der einen Dichter oder Maler wohl für die weite Reiſe über das atlantiſche Meer entſchädigt haben würde. Material und Arbeit haben ſich bei

dieſer edeln Säule verbunden, um ein Werk zu liefern, ſo unvergänglich als der Ruhm des Mannes, dem ſie geweiht iſt, die Statue ſelbſt aber iſt ſchlecht, ohne Effect, trägt in keiner Beziehung eine Aehnlichkeit mit dem Originale, deſſen perſönliche Charakteriſtik für den Künſtler, doch ſchlagend und paſſend ſeyn mußte. Der umgekehrte Bienenſtock, welcher oben am Kapital angebracht iſt, um die Figur etwas höher zu heben, zeugt von ſchlechtem Geſchmacke und zieht von der Einfachheit der Säule ab, welche, ſowohl des Bienenſtocks als der Figur entkleidet, ein würdiger Gegenſtand zum Andenken an den Bürger Waſhington wäre, deſſen Charakter gerade die Einfachheit Glanz verlieh, mit der er glücklich vermiſcht war; dieſe Einfachheit iſt es auch, die, ſein Weſen mildernd und reinigend, ihn in den ſchwerſten Zeiten mehr geliebt als gefürchtet machte.

Temperance-House.

Nach Philadelphia zurückgekehrt, bemerkte ich ein Gebäude mit der Ueberſchrift: Temperance-House (Mäßigkeits-Haus). Drei Jahre lang hatte in dieſem Hauſe der Erbauer, ein ehrenwerther Bürger, mit ſeiner Gattin, einer Frau von vielem Verſtande und einer Schönheit, gewohnt, die durch die Zeit nicht verloren gegangen war. Sie hatten lange eine angeſehene Bildungs-Anſtalt gehalten, ſich aber kurz vor dem Beginnen dieſer Geſchichte mit bedeutenden Mitteln von der Ausübung ihres anſtändigen Gewerbes zurückgezogen, dieſes Haus gebaut, das ſie, ſoweit ihre Nachbarn beurtheilen konnten, zufrieden und glücklich mit ihrem einzigen Kinde, einem hübſchen Mädchen von ſechszehn Jahren bewohnten. Von Allen, die Etwas von ihnen wußten, waren ſie offenbar geachtet und geſchätzt.

Während der Herr eines Abends im Garten vor dem Hauſe beſchäftigt war, hielt ein vorübergehender Reiſender vor ſeinem Zaune an und bat um eine Erfriſchung. Die Ausſprache des Fremden klang fremdartig; ſein Anblick und ſeine ganze Erſcheinung, obgleich äußerſt dürftig, trugen doch noch Spuren beſſerer Tage an ſich. Nach kurzem Befragen erſuchte Herr C. den ausgehungerten, abgemagerten Paſſagier einzutreten; und ſetzte ihm mit gaſtfreundlicher Eile ein erquickendes Mahl vor.

Die Geſchichte des Fremden nahm das freundliche Gemüth des Wirths ſo ſehr in Anſpruch, daß dem Acte allgemeiner Menſchenliebe die Einladung folgte, einige Tage als Gaſt in dem Hauſe zu bleiben, was auch dankbar angenommen wurde.

Senhor Mina, so hieß der Gast, war ein politisch Verbannter, wie er aussagte, er hatte an die amerikanische Regierung gerechte Geldforderungen und befand sich auf dem Wege, dieselben zu verfolgen; aber durch gänzlichen Mangel an Mitteln sah er sich dem Elend und Jammer preisgegeben, aus welcher unseligen Lage ihn jetzt der von der Vorsicht beschlossene glückliche Wechsel riß. Daß er hieher gelangt war, kam davon her, daß er nicht im Stande war, die Fahrt am Bord des Dampfbootes zu bezahlen; woraus ein Streit mit dem Kapitain entstand, der ihn der Absicht zu betrügen beschuldigte und ohne Weiteres an's Land setzte.

Der Senhor war unterrichtet, verständig, und was noch mehr bedeutet, interessant, hatte manches Land besucht, und manches gefährliche Abenteuer auf Reisen und in Kriegen bestanden. Er war hier ein Soldat ohne Pfennig „im Lande der Braven," ein für die Freiheit Verbannter „in der Heimath der Freien." Er sprach gut; und durch seine begeisterten Reden für Gleichheit und Unabhängigkeit,' — Worte, in denen ein Zauber für jedes amerikanische Ohr liegt — hatte er bald seinen ehrlichen Wirth ganz für sich eingenommen. Er sang, wie alle Spanier singen, und spielte die Guitarre, wie dieß nur die Spanier vermögen; und mit diesen Waffen gewann er noch schneller Liebe bei seines Wirthes schwachem Weibe.

In dem kleinen zu Verbannung der langen Weile so glücklich zusammengesetzten Kreise floß die Zeit rasch dahin; auch fehlte es nicht an Arbeit, um einen Theil davon in Anspruch zu nehmen, denn der Senhor sandte viele Briefe ab; in Folge der eingeleiteten Correspondenz ergab sich bald die Nothwendigkeit, sich selbst an den Sitz der Regierung zu begeben. Herr C. war nicht sobald davon in Kenntniß gesetzt, als man bedeutende Mittel zu des Senhor Mina's Verfügung stellte, der sich, begleitet von den besten Wünschen der ganzen Familie, auf kurze Zeit von Pensylvanien verabschiedete.

Während der Abwesenheit des interessanten Fremden gestaltete sich in den Gewohnheiten und Verhältnissen dieses Hauswesens ein eben so rascher Wechsel, als zur Zeit seiner ersten Erscheinung. Frau C. wurde nach und nach verdrüßlich, unruhig und ängstlich; ganz natürlich, denn ihren Gatten hatte plötzlich eine Krankheit befallen, und ihr einziges Kind mied ihre Gesellschaft geflissentlich, um sich in seine Kammer zu verschließen und trübselig auf den Feldern hinzuschleichen, über die sie kürzlich noch in der Fülle von Gesundheit und glücklicher Jugend hingehüpft war.

Die Folge ließ nicht lange auf sich warten; der kranke Mann wurde täglich schlimmer und schwächer. In Aufmerksamkeit und Pflichterfüllung am Bette des Gatten trieb es die Frau bis zur Eifersucht; sie mischte seine Arzneien, bereitete die Speisen und diejenigen Mittel, die man zu Linderung des Fiebers am passendsten hielt, das fortwährend an ihm zehrte. Seine Hand in die ihrige gelegt, bewachte sie seinen langen, schmerzhaften Todeskampf und

erhielt von des Sterbenden Lippen Segnung und dankbare Anerkennung ihrer unermüdeten Fürsorge.

So weit ging Alles gut und ohne Verdacht vorüber; denn wie ein betrübtes Weib lebte die Wittwe einen Monat lang zurückgezogen, und ohne sich vor einem Menschen sehen zu lassen; aber am Ende dieser Periode wurde sie zur großen Ueberraschung der Nachbarschaft von dem dankbaren Fremden Senhor Mina abermals zur Braut gemacht.

Jetzt begannen die Männer ihre Zungen loszulassen und ihre Köpfe zu schütteln; überall vernahm man Bemerkungen über die Beschleunigung ihrer Heirath, argwöhnische Aeußerungen liefen mit unter, und der Verdacht wurde bald so schrecklicher Natur, daß man ihn nicht mehr länger unterdrücken konnte.

Zuerst forschte man bei der Dienerschaft nach, und ein Dienstmädchen erinnerte sich bald, einen Bodensatz in den Ueberresten einer Schüssel mit Suppe bemerkt zu haben, welche ihre Herrin für den kranken Mann bereitet hatte; man habe die Ueberreste dem Geflügel gegeben, das seit der Zeit sich abgezehrt und gestorben sey.

Das aufgebrachte Volk verlangte eine gesetzliche Untersuchung, wobei sich so klare Beweise ergaben, daß die Ausgrabung des Körpers für nothwendig erachtet wurde; der Inhalt des Magens war noch in einem Zustande, daß die chemische Zergliederung vorgenommen werden konnte, und es ging daraus hervor, daß dem Gestorbenen eine große Portion Arsenik beigebracht worden war.

Dem elenden Weibe war während dieses Theils des Prozesses jeder Zusammenhang mit dem gewissenlosen Senhor abgeschnitten worden, der unter den Lustbarkeiten von Washington seine Angelegenheiten, worin diese auch immer bestehen mochten, emsig betrieb. In einer Nacht wurde er von einem Balle zurückkehrend verhaftet, nach dem Schauplatze seiner Undankbarkeit zurückgebracht und mit der Theilhaberin seines Verbrechens wegen Ermordung seines Wohlthäters vor Gericht gestellt.

Die Schuld beider Theile, wurde, wie ich glaube, außer Zweifel gesetzt; aber es fand sich ein gesetzliches Schlupfloch, durch welches das Weib der Todesstrafe entgehen konnte und sich zum Leben verdammen ließ. Der undankbare Gast wurde zum Strange verurtheilt; kurz vor seiner Hinrichtung legte er das volle Geständniß ab, zur Vergiftung seines arglosen Wirthes den Plan gefaßt und angetrieben zu haben, und starb den Tod eines Mörders.

Ich habe hier eine Folgereihe von Abscheulichkeiten kurz dargestellt, welche für einen Mord-liebenden Drei-Bände-Novellisten hinreichend Stoff liefern würden; es bleibt mir übrigens noch etwas Schauderhaftes beizufügen: im Verlaufe des Prozesses wurde erhoben, und die Zeit bestätigte den Umstand, daß das arme Kind, die Tochter der Mörderin, ein Opfer der Begierde des Teufels Mina gefallen war.

Ueber das Schickſal des Mädchens und ihres Kindes konnte ich nichts Näheres erfahren; man wußte nur, daß ſie ſich nach einem entfernten Theile des Feſtlandes zurückgezogen hatte. Von der Mutter vermuthete man, daß ſie noch innerhalb der Mauern wohne, auf welchen durch ihre Schuld für immer der Fluch der Ehrloſigkeit haftete.

Man pflegt dem vorübergehenden Fremden dieſes Haus zu zeigen; als ich es ſah, war es kein unpaſſendes Denkmal für das Verbrechen der Eigenthümerin. Der Zaun war umgeſtürzt, die Vordergebäude waren zerfallen; die Platten vor dem Hauſe mit häßlichem Unkraute überwachſen; die Läden, die in ihrem Grün ſonſt wohl luſtig ausſchauen mochten, hingen jetzt zerbrochen und ſchmutzig an den Wänden. Daß das Gebäude noch bewohnt ſey, konnte man nur an einem Hunde und ein paar Stücken Federvieh bemerken, die ſich im Hofe ſonnten; und von dem Zweige eines verdorbenen Baumes, der neben dem zerfallenen Eingangsthore ſtand, hing ein verwittertes Schild, und darauf ſtand mit großen Buchſtaben die Inſchrift: Temperance-House.

Sonderbarer Wechſel — der Ort der gröbſten Sinnlichkeit und der Schauplatz des ſchändlichſten Mordes, den man in dem weiten Katalog der Verbrechen finden mag, in einen Tempel der Mäßigung verwandelt!

Biſchöfliche Kirche.

Eines Morgens beſuchte ich in New-York die biſchöfliche Kirche nächſt dem Parke; die Gräber von Montgomery und Emmett zogen mich hauptſächlich an. Die zu ihrem Andenken errichteten Monumente ſtehen außen dicht an der Straße. Eben als ich aus dem Thore trat, nachdem ich die Inſchrift auf dem Denkmale des Letzteren geleſen hatte, geſellte ſich ein Freund zu mir, der mir eine intereſſante Schilderung von dem letzten Zuſammentreffen der Brüder gab:

Thomas Emmett befand ſich auf ſeinem Wege nach den vereinigten Staaten, nach ſeiner Befreiung aus dem Fort George, in Rotterdam, und wartete zufällig vor dem Poſtbureau auf ſeine Briefe, da trat ein Mann aus der Menge und warf ſich unter fröhlichen Ausrufungen in ſeine Arme; es war ſein Bruder Robert, der, ſo eben von Paris angekommen, ſich in derſelben Abſicht an dieſe Stelle begeben hatte.

„Und woher kommſt Du?“ fragte Robert, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren.

„So eben dem armen Irland entkommen!“ entgegnete der ältere Bruder und fügte bei: „Und wohin gedenkſt Du Dich zu begeben?“

„Ich entkomme gerade nach dem armen Irland,“ war die Antwort.

Die Zuſammenkunft war ſehr kurz: Robert wollte kein Wort von Begleitung ſeiner Familie in die Verbannung hören. Er erklärte, es ſey ſein einziger Wunſch, entweder ſeinem Vaterlande Gerechtigkeit und Befreiung von Zwang und Verachtung oder ſich ein Grab zu verſchaffen, um ſeines Volkes Leiden und Erniedrigung vergeſſen zu können.

Die Brüder ſchieden, um ſich nie wieder zu ſehen. Robert fand bald das Loos, nach dem er ſtrebte, und ruht unter dem Boden, für den er, vielleicht von irrigen Begriffen geleitet, aber weder unbeweint und unbemitleidet, noch unbeſungen geſtorben.

Der Aeltere ſchlug einen klügeren Weg ein und landete mit Weib und Kindern in dieſer Stadt, unbekannt und mit keiner andern Empfehlung als ſeinen Unfällen; dieſe aber reichten zu, um ihm das Mitgefühl und die Achtung der Bürger zu verſchaffen, bei denen er Aufnahme ſuchte. Er weilte unter ihnen, wurde Einer der Ihrigen, und lebte um ſeine Kinder unter den Beſten und Geachtetſten des Landes ſtehen zu ſehen.

Thomas Addis Emmett ſtarb im Vollgenuß der Ehre; auf dem erhabenſten Theile von Broadway ſteht der zu ſeinem Gedächtniß errichtete Marmor-Obelisk und zeugt von den manchfaltigen Tugenden des iriſchen Flüchtlings, des verbannten Aufrührers oder des unglücklichen Patrioten. Von ſeiner Familie und ſeinen Verbündeten ſcheint er wahrhaft geliebt und von allen Menſchen als ein ehrenfeſter gerader Bürger und geſchickter Rathgeber angeſehen worden zu ſeyn; ſeine Beredſamkeit vor den Gerichtsſchranken gibt immer noch Stoff zu häufigen begeiſterten Lobpreiſungen.

Neujahrstag in New-York.

Mit unbewölktem Himmel und einer Sonne, ſo hellſtrahlend, als wir ſie nur an einem Mai-Morgen wünſchen könnten, begrüßt der erſte Tag des Jahres 1834 das Volk von New-York, und an keinem anderen Orte mag dieſer Tag herrlicheren Willkomm und fröhlicheren Muth finden.

Von früher Stunde iſt jede Thüre in New-York geöffnet, und alles Gute, was die Bewohner beſitzen, wird verſchwenderiſch zur Schau geſtellt. Nur die Gewölbe und Banken ſind geſchloſſen; an einem Orte der Erde ſieht Mammon an dieſem Tage ſeine Altäre verlaſſen. Alle Arten von Wagen werden zu gleicher Zeit in Thätigkeit geſetzt, und wer ſich auch nur einer Bekanntſchaft in der weiten Stadt erfreut, der geht hin und ſchüttelt mit herzlichem Glückwunſche die Hand.

Alle Familien-Zänkereien werden an dieſem Tage abgemacht, eingebildetes oder wirkliches Leid, das man ſich angethan, wird ausgeglichen und vergeben. Die erſten vierundzwanzig Stunden in New-York ſind der wahrhafte Trève de Dieu, der Gottesfriede, während deſſen Feinde vom Streite ablaſſen, lange Getrennte wieder vereinigt, freundſchaftliche Verträge erneuert und feſter geſchloſſen werden; ſelbſt der Geiz, der jede Annäherung mehr ſcheut, als der Haſe, vergißt an dieſem Tage, ſeine Thüre zu verriegeln oder die Koſten zu berechnen, die ihm der Empfang eines Beſuches verurſachen könnte.

Darf ich aus meinem Verhältniſſe den Schluß ziehen, ſo wird der wohlwollende Einfluß des freundlichen Tages auch für den Fremden fühlbar. Frühe am Morgen trat ein Herr, deſſen Bekanntſchaft ich flüchtig gemacht hatte, mit einer älteren Perſon, die ich nie zuvor geſehen, in mein Zimmer. Der Unbekannte nannte ſeinen Namen und entſchuldigte ſich, daß er ſich die Freiheit nehme, auf dieſem Wege meine Bekanntſchaft zu machen, die er ſich, wie er beifügte, immer ſehr gewünſcht habe, und bat mich, mich mit der Sitte des Tages zu vereinigen, deſſen Vorrecht er ſich zu Nutze gemacht, und ihn zu einem Beſuche bei ſeiner Familie zu begleiten.

Ich bin der letzte Menſch auf der Welt, der ein ſolches Anerbieten abzulehnen vermocht hätte; und ſo ſetzten wir uns in einen Wagen und fuhren nach ſeinem Hauſe auf Broadway, wo ich, nachdem ich einer ſehr liebenswürdigen Dame, ſeiner Gattin, und einem niedlichen Mädchen, ſeiner Tochter vorgeſtellt war, an einem köſtlichen Frühſtücke Theil nahm, ein Glas Champagner trank, und als andere Beſuche anlangten, äußerſt zufrieden mit dem meinigen mich gegen die Geſellſchaft zum Abſchiede verbeugte.

Mein Wirth bat mich nun, einige andere Beſuche mit ihm zu machen, und erklärte mir auf dem Wege die Gebräuche, die im ganzen Staate an dieſem Tage ſtrenge beobachtet werden, und ſchrieb dieſe Sitte den früheren holländiſchen Coloniſten zu. Ueberall fand ich in Geſellſchaft meines neuen Freundes einen herzlichen Empfang und dieſelben verſchwenderiſchen Zubereitungen; aber von Frühſtücken konnte bei mir mit dem beſten Willen nicht mehr die Rede ſeyn. Nachdem wir eine beträchtliche Runde gemacht, meinte mein Gefährte, ich möchte vielleicht auf eigene Rechnung einige Beſuche zu machen haben; er verließ mich mit der Bitte, ſeinen Wagen ganz zu meiner Verfügung geſtellt zu betrachten.

Das war sehr gütig, aber ich kannte zu dieser Zeit nur zwei oder drei Familien, und als ich mir selbst überlassen war, und jeden Wagen, der an mir vorüberrollte, mit lustigen fremden Gesichtern gefüllt sah, da verflog mein Muth und ich kehrte nach wenigen eiligen Besuchen in mein Gasthaus zurück, um über die wohlthätige Wirkung nachzudenken, die solch' liebreicher Sitte entsprießen mußte.

Abends war das Theater von einer freudigen Menge bis zum Ersticken voll, obgleich diese Jahreszeit der Bühne durchaus nicht günstig ist; aber an diesem Tage, da kein Haus von seinen gewöhnlichen Freunden unbesucht bleiben darf, bekam das Theater seinen vollen Theil von der Wohlthat dieser ehrenwerthen Sitte.

Die holländischen und irischen Colonien in Pensylvanien.

In Pensylvanien gibt es zwei Colonien innerhalb der Staaten — Muster, von beiden kann man wenige Meilen von Philadelphia finden — und diese boten mir eine unerschöpfliche Quelle von Interesse und Unterhaltung. Sie bestehen aus Niederländern und Irländern, die oft in nebeneinander liegenden Ortschaften wohnen, ihre Gränzen aber so fest abgeschlossen halten, als wäre die Mauer von China zwischen ihnen gezogen. Es gibt keine zwei Wesen von so widerstrebender Natur; weder Zeit noch Handelsbedürfnisse, die täglich unter einer zunehmenden Bevölkerung entstehen, können die Aufhebung dieses stillschweigenden Nichteinmischungs-Systemes veranlassen oder sie duldsamer gegen einander stimmen. Man hat mir erzählt, Pat*) habe bei besonders festlichen Gelegenheiten seine Höflichkeit so weit getrieben, daß er seinem deutschen Nachbar einen Besuch abstatte, um nachzufragen, „ob irgend ein Herr im Orte geneigt seyn möchte, sich in einen Kampf einzulassen," aber dieser Beweis des Wohlwollens scheint weder verstanden noch erwidert worden zu seyn, und Mynheer war durch kein Mittel zu einem Zusammentreffen mit „dem wilden Irländer" zu bewegen.

*) Pat, Abkürzung von Patrick — Bezeichnung für Irländer.

Es iſt ein ſonderbares Ding, beobachtet man die Reinheit, in der beide Stämme den Dialekt ihres Vaterlandes erhalten haben, und die Ungemiſchtheit der Sitten, Gebräuche, Vorurtheile, ja des ganzen Ausſehens, was noch Alles ſo friſch und in dem charakteriſtiſchen Zuſtande bewahrt geblieben iſt, wie es ihre Vorältern eingebracht; obgleich viele von ihnen im dritten Grade von den erſten Anbauern abſtammen. Unterſcheiden ſie ſich auch in allen andern Theilen, ſo iſt doch ihre Aehnlichkeit in dieſer Beziehung ſchlagend.

Unter den Deutſchen bezeichnete man mir Familien, deren Väter den Anfang des Unabhängigkeits-Krieges in Penſylvanien geſehen haben, die aber heut' zu Tage noch ſo wenig mit der Sprache, Ausdehnung, Verwaltung und Bevölkerung des Landes vertraut ſind, als der würdige Seelenhirte, der, beauftragt, ſeiner Heerde den Mangel an Lebensmitteln im amerikaniſchen Lager mitzutheilen, den Behörden verſicherte, er habe dieſes gethan und ſeiner Gemeinde den Stand der Angelegenheiten genau geſchildert.

„I said to them," wiederholte er engliſch: „Get op, min braders und mine zisters, und put dem paerd by die vagen, mit Brood und corn, mit schaap'-flesh und flesh of die groote bigs und osflesh; und alles be brepare to go op de vay mit oder goed mens to slaaply General Vashington, who was fighting die englishe Konig vor our peoples, und der lifes, und der liberdues, op on dem banks, diese side of die Vester-Indies.

(Ich ſagte ihnen: Auf, meine Brüder und Schweſtern, ſpannt die Pferde an die Wagen mit Brod und Korn, mit Schaafsfleiſch, und Fleiſch von den großen Schweinen, und Ochſenfleiſch, und Alles ſey bereit zur Abfahrt mit andern guten Lebensmitteln, um General Waſhington zu unterſtützen, der gefochten hat gegen den engliſchen König für unſere Völker, und ihr Leben und ihre Freiheiten an den Ufern des Schuylkill, dieſſeits Weſt-Indien.)

In ſeinem Schweineſtalle von einer Reſidenz und ſeinem Palaſte von einer Scheune, in ſeinem Wagen, ſeinen Ochſen, ſeiner Pfeife, ſeiner Perſon und Geſichtsbildung, bleibt noch der Dritte in der Abſtammung ganz unverändert. Die Fälle, über die er als Geſchworener entſcheidet, vernimmt er durch das Mittel eines Dolmetſchers; er hat ſeine eigene Zeitung, die ihm ſeine Portion Politik in niederdeutſcher Sprache liefert und in dieſer Sprache werden auch die Acte der Staatsgeſetzgebung gedruckt, welche ſich auf irgend eine Weiſe auf die Section beziehen, die er bewohnt; das iſt Alles, was er von der Gemeinſchaft weiß oder zu wiſſen verlangt.

Ich darf verſichern, daß meine ehrlichen Landsleute eben ſo wenig verfälſcht ſind, als ihre kälteren Nachbarn; an die Stelle ihrer zerlumpten Röcke ſind allerdings hinreichende Kleider getreten und ein Stück feiner Tuch für Sonntage und Heiligentage, und ſtatt ihrer dünnen, mageren Mahle haben ſie jetzt Ueberfluß an gutem Fleiſch und Brod, aber bietet man ihnen Politiſches oder irgend einen anregenden Gegenſtand, ſo findet man ihre Gefühle

noch ſo reizbar, ihre Gemüther noch ſo feurig, als ſtänden ſie noch an den Ufern des Suir oder Shannon.

Bei allen ländlichen Feiertagen kann man ſie leicht erkennen, mit ihrem ſchlenkernden Gange, dem Stocke in der Hand, an der unnachahmlichen Geſtalt und dem Aufſetzen des Hutes, an der Liebe der Männer für ſpitzige Kleider und dem vorherrſchenden Geſchmacke der Weiber für ſeidene Röcke und rothe Bänder.

Die angeborene Verſchiedenheit zwiſchen den beiden Völkern hebt ſich nie ſtärker hervor, als wenn man durch ihre Dörfer reitend ſich gelegentlich nach Etwas erkundigt. Man halte ſein Pferd bei einer Gruppe kleiner Holländer an, um nach dem Wege oder ſonſt Etwas zu fragen, ſo werden ſie entweder inſtinctmäßig davon laufen, oder ihre klugen Mütter werden ihnen zurufen, ſie ſollen ſogleich in die Thüre kommen; auf welchen Ruf ſie ſich wie aufgeſcheuchte Kaninchen zerſtreuen und den Fremden ſeinem Geſchicke überlaſſen.

Die wenigen Sätze holländiſch, die ich noch von meiner Erziehung unter den Vee boors am Cap behalten hatte, dienten mir als Paß zu ihrer Höflichkeit; ohne dieſe geiſtige Vollkommenheit gerathen alle Fremde in den Verdacht, Iriſchers zu ſeyn, und werden ſo des Haſſes und der Furcht theilhaftig, womit dieſe mäßige, feſte Generation ihre flüchtigeren, queckſilbernen Nachbarn betrachtet.

Anderer Seits begebe man ſich in ein irländiſches Dorf und ſehe zufällig, wie die jungen Burſchen aus der Schule ſtürzen, und ein Dutzend, wenn man ruft, wird in einem Augenblicke unter des Pferdes Füßen ſeyn, ſchnell in ſeinen Antworten, ſelbſt wenn ſie das nicht kennen, was man zu erfahren wünſcht, bereitwillig, Einem den Platz oder die Straße zu zeigen, gleichviel ob ſie Etwas davon wiſſen oder nicht. Wenn ich oft bei ſolcher Gelegenheit von den Alten eingeladen wurde, in ihre Hütten einzutreten, wenn ich ihren Accent hörte und mich in dieſer Umgebung ſah, ſo zweifelte ich, ob ich mich wirklich in einem Thale von Penſylvanien befinde.

Der Accent des iriſchen Amerikaners, der ausſchließlich auf dem Lande unter ſeinem eigenen Volke lebt, unterſcheidet ſich ſo wenig von dem des Coloniſten von einem Jahre, daß dieſes oft bei beſtrittenen Wahlen zu Täuſchungen und Plackereien Veranlaſſung gegeben hat; und nicht ſelten kommt es vor, daß ein Mann, deſſen Vater in den Vereinigten Staaten geboren iſt, nach ſeinem Bürgerrechte gefragt wird, und den Beweis eines dreijährigen Aufenthaltes führen muß.

Washington.

In Washington trat ich zuerst im Februar auf. Das Theater sah gar erbärmlich aus; es lag so unbequem und war so schwer zugänglich, wie ich nie eines in Amerika gefunden habe; indessen fand ich es jede Nacht mit sehr vergnügten Zuschauern gefüllt und in der That, es kann nichts Ergötzlicheres geben, als die ernstesten Männer vom Senate über die Diplomatik des „Irischen Botschafters" lachen zu sehen. Die Stücke waren schlecht ausgestattet, die Gesellschaft der Hauptstadt unwürdig. Ich wundere mich, daß es hier nicht mehr eingeborene Schauspieler und Schaupielerinnen gibt, denn ich bin überzeugt, daß sich eine Menge bedeutender Talente sowohl für die Oper als für das Drama finden; die Mädchen bekommen im Allgemeinen eine gute Erziehung; sie sind hübsch, haben viel Ausdruck, natürliche leichte Geberden und ungemeine Nachahmungsgabe. Letzteres Talent trifft man außerordentlich häufig; und ich habe nicht eine, sondern viele junge Frauen gefunden, welche die Eigenthümlichkeiten eines Schauspielers oder einer Schauspielerin, die sich eben jetzt bei der Bühne bemerkbar machten, mit außerordentlicher Genauigkeit und humoristischer Auffassung nachzuahmen verstanden.

Ich besuchte Washington im Mai wieder und brachte hier drei oder vier Wochen sehr angenehm zu. Zu meiner Freude sah ich jetzt Pläne zu einem Theater, wie es die Würde dieses Publicums fordert. Es mag wohl bereits gebaut seyn; denn die erforderlichen Summen waren damals schon unterzeichnet; das Unternehmen kann überdieß bei einem so entschieden für das Theater eingenommenen Publicum nicht mißglücken, dem es obendrein an öffentlichen Vergnügungen für die vielen müßigen Leute gebricht, die sich während der Sitzung umhertreiben, und oft keine andere Heimath haben, als das Gastzimmer in den Wirthshäusern oder die Spieltische.

Einer meiner Lieblings-Ausflüge ging nach einem abgelegenen Orte in der Nähe, den ich zu beschreiben versuchen will, weil ich alle Reisenden, die in diese Gegend kommen, gar zu gerne dahin zu führen wünschte.

Ungefähr vier Meilen von der Stadt hat ein Gärtner mit Namen Pierce seine Wohnung auf der Spitze eines hohen und beinahe von allen Seiten abschüssigen Berges aufgeschlagen, der unmittelbar von ähnlichen Höhen umgeben, aber von diesen durch tiefe mit Wasser gefüllte Schluchten getrennt ist. Durch eine von diesen läuft ein klarer, lebendiger Bach, auf den ein Forellenfischer stolz seyn würde, nur daß seine Ufer in dieser Nachbarschaft von

Weidenbäumen, Kornelkirschen, Laburnum und dergleichen bewacht sind, deren blüthenreiche in einander verschlungene Zweige das klare Wasser beschatten, und seine beflossten Einwohner vor der Lockspeise der Angler schützen.

Durch eine Höhlung führt der Fußpfad, auf dem der zukünftige Reisende, der die Gemälde der Natur liebt, eine von diesen wunderbaren Scenen suchen wird, auf welche sie so viele Sorgfalt verwendet hat.

Keine Brücke verbindet das kleine Besitzthum mit der geschäftigen Welt, von deren Anblick und Geräusche es so vollkommen abgesondert ist, als das Thal des Rasselas; aber wendet man sich sachte einen dicht beschatteten Waldpfad hinab, so gelangt man plötzlich durch dieses Laubdach zu der Fuhrt, auf deren entgegengesetzter Seite etwas rechts das Thor liegt, durch welches man in den Garten tritt.

Man treibe nun sein Pferd kühn durch den Strom, steige ab und öffne die einzige Schranke. Rechts über uns steht ein rohes, viereckiges, Steingebäude, das mit den anmuthreichen Bäumen und Gebüschen durchaus nicht übereinstimmt, von deren üppigem Grün es beschattet wird. Dahin eile man, bis die natürliche Platform erreicht ist, auf der das Haus liegt; der Anblick, den man auf dieser Stelle genießt, wird uns für einen Ritt durch die abgeschlossene Waldgegend entschädigen, deren Frische und Wildheit uns bereits mächtig angesprochen hat.

Auf der kleinen Platform ist das Gras stets von einem für diese Gegend seltenen Grün. Unmittelbar vor dem Wohngebäude stehen vier oder fünf Bäume von der schönsten Gattung, die ihre Aeste gegen den Eingang erstrecken; und wenige Schritte davon, am Fuße einer ehrwürdigen Rüster, breitet sich ein Teppich mit Tausendschön und andern hübschen Blumen aus, die in Farben prangen, auf deren Nachahmung für einer Prinzessin Divan ein persischer Webestuhl stolz seyn dürfte.

Ein paar Gartenstühle stehen da zur Bequemlichkeit der Besuchenden, und während der Gärtner mir einen Strauß band, dachte ich an meines alten armen Freundes Kelly Ballade. „Hier muß das Gemüth den Frieden wohl finden, wenn der Friede zu finden ist auf dieser Erde.“

Die waldbewachsenen, wohlgerundeten Berge, welche den Garten umgeben, liegen in einer Entfernung von höchstens einer halben Meile; innerhalb dieser Reihe sieht man nur zwei Häuser, das eine, ein classisch aussehendes Gebäude unter dem Ueberhange des Berges wie eingenistet; das andere eine rohe steinerne Wassermühle tief unten gegen Westen, mit all' ihren pittoresken Beigaben, eine Vermehrung der ländlichen Schönheit der Scene und doch weit genug entfernt, um nicht störend auf das Gefühl vollkommener Abgeschlossenheit zu wirken, sollte ein solches Gefühl der Wunsch des Besitzers des kleinen Gutes seyn.

Selbſt zu weit vorgerückter Jahreszeit bekommt man hier Blumen, die man ſich, wenn man nur immer gegen die Damen ſeiner Bekanntſchaft in den großen Städten Amerikas artig ſeyn will, nothwendig an Geſellſchaftsabenden verſchaffen muß — die Schönen ſind eiferſüchtig darauf bedacht, die ſeltenſten Blüthen aufzufinden.

Pierce iſt ein Mann von Verſtand, des Werthes ſeiner Beſitzung bewußt, und durchaus nicht taub für die Bewunderung ſeiner Beſucher. Ich kehrte immer hieher wieder und fand mich mehr und mehr vertraut und heimiſch an dem abgeſchloſſenen Orte, vielleicht einſt der Sommerlaube eines fürſtlichen Sagamore, jetzt dem Aufenthalte des Gärtners und Samenhändlers Pierce.

Ich hatte einſt die Ehre, eine Dame auf einer Fahrt zu begleiten, um einige Beſuche in der Gegend zu machen, und dieſe Fahrt war eine äußerſt angenehme. Einer von unſeren Beſuchen wurde für mich ein wahres Abenteuer, und verſchaffte mir eine Bekanntſchaft, wie man ſie in dieſen Tagen der verkehrten Regel-Detri ſelten trifft, wo die Menſchheit nach den Grundſätzen der alten holländiſchen Gärtnerei beſchnitten und aufgezogen wird, wo man keine Ueppigkeit geſtattet und alle Aufſchößlinge mit der Scheere des Wohlanſtandes abſchneidet, bis alle und jede Individualität zu Grunde gerichtet iſt.

Wir fuhren eine Zeit lang auf einem ſchlecht gepflegten Gute von nicht gewöhnlichem natürlichem Reize, und ſtiegen, ohne daß man uns bemerkte, an einem Hauſe ab, das ein erquicklich alterthümliches Ausſehen hatte. Drei Seiten des Gebäudes umgab eine Gallerie, bedeckt mit einer weit ausgebreiteten Veranda, während die Mauern dick mit Epheu, wie der Thurm an einer engliſchen Dorfkirche, bedeckt waren.

Wir ſtiegen auf die Gallerie, welche ein von entfernten Hügeln begränztes, weit ausgedehntes Thal beherrſchte, dem es nur an Waſſer gebrach, um die Ausſicht vollkommen zu machen. Nachdem wir einige Augenblicke hier verweilt, kam die Herrin des Ortes mit dem Karſte in der Hand, denn ſie hatte ihre Pflanzen ſelbſt beſorgt. Solch eine liebe alte Schäferin war mir ſeit langer Zeit nicht vorgekommen, poetiſch und begeiſtert wie ein Mädchen von neunzehn Jahren und dabei ländlich, einfach, von würdigem Ausſehen, an die unſchuldige Hirtenwelt des goldenen Zeitalters erinnernd.

Mit jedem Blumenbeete verband ſie eine Anekdote; ihre Geſchichte vom Epheu, an und für ſich ſchon intereſſant, ergötzte mich beſonders durch ihre naive Art zu erzählen.

Es ging daraus hervor, daß die Pflanzen zuerſt von Roscoe gepflanzt wurden, daß dieſer liebenswürdige und berühmte Mann die Schößlinge mit eigenen Händen ſammelte, und um ein Verſprechen zu erfüllen, ſie dann Jefferſon zur Verzierung von Monticello zuſandte.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Als der Träger dieſer Pflanzen ankam, fand er keine unmittelbare Gelegenheit ſie ſicher nach Virginien zu ſenden, und übergab ſie dem Haushalte der gegenwärtigen begeiſterten Beſitzerin, unter deren ſorgfältiger Pflege die Gabe der Freundſchaft blühte und heranwuchs, und ſich friſch erhalten wird, wie ihr eigener Geiſt und unverwelkt wie der Ruhm des erſten Gebers.

Ihr Blumenſtück bot eine Ueberſicht der Geſchichte und Gebräuche der hinübergegangenen Großen; hier waren Stöcke, welche George Waſhington eigenhändig gepflanzt hatte, Lilien, welche aus Zwiebeln wuchſen, die Thomas Jefferſon ſelbſt ausgegraben, nachdem Jeder die undankbaren Regierungs-Sorgen bei Seite geworfen, und jene einfachen glücklichen Geſchäfte wieder aufgenommen hatte, an denen ſich Beide ergötzten; und dieſe ihre Blumen blühen jetzt in Frieden und Schönheit neben einander, und ſind vielleicht, ſo vergänglich ſie ausſehen, dauerhafter verbunden, als die mächtige Union, über welche dieſe berühmten Blumenfreunde, mit ſo verſchiedenen Anſichten, präſidirten.

Die Waſſerfälle des Potamac.

Wir wollten die Waſſerfälle des Potamac betrachten. Unſer Weg führte längs dem Cheſapeake und Ohio-Canal hin, mittelſt deſſen der Potamac-Fluß mit dem Ohio unter Pittsburg verbunden werden ſoll; ein Rieſenwerk, wie man kein zweites kennt; wobei unter Anderem durch die Alleghany Berge ein Tunnel von mehr als vier Meilen in der Länge gebaut werden muß. Abgeſehen von dieſem Werke iſt die Gegend voll wechſelnder Reize. Zu unſerer Rechten liegt der Canal, deſſen Vollendung die Natur bedeutende Hinderniſſe entgegenſetzte; ein Wald mußte ausgerottet, über den Potamac eine Waſſerleitung von achtzehnhundert Fuß geführt werden; man hatte Lager von hartem Gneiß fadentief auszuhauen und Thäler aufzufüllen und Granitdämme aufzuführen, um einem Durchbruche des nahen Fluſſes vorzubeugen.

Dicht an unſerer Rechten läuft der Potamac, aber in ſeinem Charakter ſo ſehr geändert, daß der Fremde, der die labyrinthiſchen Wendungen dieſes mächtigen Fluſſes vom Capitol aus mit dem Auge verfolgt, und wegen ſeines trägen Laufes und der tiefen Einſchnitte eine Reihe von Seen zu ſehen geglaubt hatte, plötzlich an dieſen Punkt verſetzt, ihn nicht wieder zu erkennen vermöchte,

Das Wetter war heiter, aber an der gefährlichsten Stelle des Weges, wo der Pfad nur über einen Steindamm ohne Brustwehr hinführte, auf der einen Seite den Canal mit den überhängenden Felsen, durch die er gebahnt ist, und auf der andern eine abschüssige Tiefe von achtzehn Fuß, das Felsenbett des Flusses, sahen wir uns plötzlich von einem Orkane oder andern Ausbruch der Elemente von der wildesten Art bedroht. Eine Wolke fiel vor uns wie ein schwarzer Vorhang herab; über dem Vorhange brach ein schwarzgelbes Licht hervor und verlieh allen Dingen eine grelle Beleuchtung; einen heftig klagenden Ton, wie vom Winde, hörte man durch den ganzen Wald. Ein Blitz zuckte von der Wolke auf den Strom nieder. Redlich gestanden, wäre uns der Ausbruch des Sturmes willkommen gewesen, denn wir brauchten nur ein solches Ereigniß, um die wilde Größe des Gemäldes vollkommen zu machen; aber zu unserem Verdrusse mußten wir uns mit einem Regenschauer begnügen.

Wir hielten einen Augenblick an, um ein leichtes Mahl zu nehmen und trieben dann unsere Pferde mit der Begierde vorwärts, mit der man neuen Erscheinungen zueilt, und lauschten ungeduldig auf den entfernten Donner der Fälle. Wie es bei allen Hindernissen zu gehen pflegt, so fanden wir auch die vor uns in der Wirklichkeit minder bedeutend, als man sie uns geschildert hatte; die Hauptschwierigkeit lag im raschen Laufe des Flusses, der über einen ungleichen Boden hinströmt; doch nirgends erreichte das Wasser die Schultern der Pferde. Wir ritten über ein dicht bewachsenes Inselchen hin und plötzlich hatten wir den erwünschten Anblick in all' seiner Größe.

Wir banden unsere Pferde an Bäume, und stiegen in das tiefe Becken hinab, in dessen rauher Tiefe der Fluß zu jeder Jahreszeit Raum genug für seine Wuth findet. Unserem Standpunkte gegenüber erhob sich der schwarze Felsen senkrecht mehr als hundertundachtzig Fuß; über seiner Spitze schwankte ein Wäldchen von hohen Bäumen und anmuthig blühendem Buschwerk. Der Länge nach vor uns stürzte sich der Fluß von einer Schichte des Felsen, wovon drei schwere, quer durch die Linien des Stromes in scheinbar gleichen Entfernungen liegende Massen hoch hinaufragten, als hätte die Natur eine Brücke über diesen furchtbaren Kessel zu bauen beabsichtigt, und wäre dann, nachdem sie diese Pfeiler errichtet, wieder von ihrem Plane abgestanden, zufrieden mit diesem offenbaren Beweise ihrer Macht. Durch die Zwischenräume dieser Pfeiler, wenn man sie so nennen darf, trieb sich das Wasser mit unendlicher Gewalt in drei abgesonderten Schaumsäulen; nachdem es manche furchtbar anzuschauende Wirbel gebildet, wendete es sich in raschem Laufe unter einem kühnen hervorragenden Tafelfelsen ab, der uns festen Fuß inmitten eines Getöses fassen ließ, das nothwendig alle Laute der Bewunderung verstummen machte, da es durchaus unmöglich war, seine eigene oder eines andern Menschen Stimme zu vernehmen.

Welche Acherons-Höhle war hier! Was hätte ich gegeben, Martin bei mir zu haben, den Pinsel in der Hand, den Blick nach dem mittleren der drei Felsen gerichtet. Welcher Thron für den Erzfeind des Menschen möchte in seinen Händen daraus geworden seyn! Wie möchte seine Phantasie den verlorenen Engel gebildet haben, der hier zu hoffnungslosem Kampfe gerüstet stände, in schwarzen Schauern unter den silbernen, ihn umwirbelnden Dünsten, während durch den wüthenden Strudel die unzähligen Höllenschaaren in Schlachtordnung hinaufziehen!

Wir wanderten von Punkt zu Punkt, unfähig unser Erstaunen und Entzücken anders, als durch mehr komische, als verständliche Geberden auszudrücken. In die Tafelfelsen waren überall runde Becken von größerer oder kleinerer Ausdehnung eingegraben; wenn die Herbst- und Frühjahr-Fluthen sinken, so bleiben diese Teiche mit Hechten, Forellen und anderen Fischgattungen wohl gefüllt; der Wasserstand war zur Zeit außerordentlich niedrig; und eine lange anhaltende, frühe eingetretene Hitze hatte die Rechte der Freibürger dieses Teiches dermaßen geschmälert, daß unsere Nachbarschaft, da sie aller Mittel zum Rückzug oder Verbergen beraubt waren, großen Aufruhr und vieles Hin- und Herschwänzeln unter ihnen hervorbrachte. Wir bedauerten die armen Gefangenen und traten den Heimweg nach Washington an.

Gesellschaft.

Bald nach Tische, denn frühe Stunden sind hier in der Mode, begab ich mich zu einem Balle, zu welchem alle Schönheiten der Stadt gebeten waren. Die Scene gestaltete sich schon so glänzend, als Licht und Leben und Jugend sie machen konnten; die aus einer Harfe und vier anderen Instrumenten bestehende Musik war vortrefflich; die geschmackvoll gekleideten Damen tanzten mit unendlicher Anmuth.

Die Tournure einer Amerikanerin ist in der Regel gut; sie zeichnet sich im Tanze aus, und man sieht, daß sie mit Leib und Seele daran Antheil nimmt. In England fühlte ich mich nie zum Tanze hingezogen; in Frankreich und Amerika aber — so electrisch wirkt ungezwungene Lust — konnte ich die Neigung innerhalb schicklicher Schranken nicht unterdrücken. — Um Mitternacht wurde das Nachtessen verkündet, bei dem ich würdige Ordnung

beobachtet fand. Nach dieſem verminderte ſich die Geſellſchaft ſehr ſchnell und um halb zwei Uhr war im Ballſaale Alles ſtill.

Ich beſuchte mehre große Geſellſchaften in Waſhington und muß hier, nach hinreichender Erfahrung, der Lächerlichkeit widerſprechen, welche von einigen Schriftſtellern dem Treiben in dieſer Stadt beigelegt worden iſt, denn ich meines Theils habe keine ſo durchaus linkiſche Weiber und ungeſchliffene Männer geſehen, wie ſie zur Beluſtigung von meinen Vorgängern geſchildert worden ſind. Die gewöhnlichen Gebräuche guter Geſellſchaft werden hier in vollem Maaße verſtanden und in Ausübung gebracht, und es ſtellt ſich in den Verſammlungen nicht mehr Lächerliches heraus, als bei denen in England; denn ich habe allgemein gefunden, daß Perſonen, welche kein anderes Recht auf Vorrang anzuſprechen hatten, als Geld und einen Sitz bei der Geſetzgebung, weislich Zuſammenkünfte vermieden, wo ſie weder darauf hoffen konnten, daß ſie Vergnügen genießen, noch, daß ſie zur Unterhaltung beitragen würden.

Es iſt ſehr wahr, daß viele von dieſen Gliedern, die alle durch einen Rang für die Geſellſchaft wählbar ſind, getroffen werden können, die eine rauhere Außenſeite in ihrem Benehmen zeigen, als die Herren innerhalb St. Stephens, aber ich ſtehe dafür, daß die Zuſammenkünfte letzterer Art jene an Beiſpielen von Rohheit, ſchlechter Erziehung und wirklicher Gemeinheit übertreffen. Denn es iſt charakteriſtiſch bei den Amerikanern, daß, wenn man ſie auch nicht nach den Geſetzen des Anſtandes abgeſchliffen, doch nie roh oder unhöflich finden wird; indem ſelbſt diejenigen, welche ſich von einer verhältnißmäßig unbedeutenden Lage zu einer höhern Stellung erhoben haben, wenn ſchon die Verfeinerung nicht als Beigabe dem Dienſtdiplome einverleibt werden kann, ſobald ſie emporgekommen, gewöhnlich mit der höheren Rangſtufe eine gewiſſe Förmlichkeit ſich aneignen, die ſie ſelbſt ſchützt, und Andere nicht beleidigen kann.

In Ermangelung von Leichtigkeit und Selbſtbeherrſchung, die man nur durch langen Umgang mit wohlerzogenen Perſonen erlangen kann, iſt dieß gewiß der vernünftigſte Weg, den man einſchlagen konnte, und jedenfalls ſteht dieſe Förmlichkeit weit über dem launenhaften Treiben und der affectirten Nachläſſigkeit, womit die Leute in unſerer Heimath ſchlechte Erziehung und angeborene Gemeinheit zu bemänteln ſuchen.

In all' dieſen Verſammlungen werden die Frauen, wie an andern Orten, mit großer Aufmerkſamkeit behandelt; und ich muß geſtehen, daß ich mehr ſchlechte Erziehung und ſelbſtſüchtige Rohheit in einem modiſchen Kreiſe in England wahrgenommen habe, als in irgend einer anſtändigen Geſellſchaft von Natchitoches bis Marblehead.

Die Privatgeſellſchaft in Waſhington iſt zwar beſchränkt, aber nirgends kann ſie mit mehr Annehmlichkeit verbunden ſeyn und mit weniger eitelm

Gepränge auf den Fremden ausgedehnt werden, als hier. Iſt man einmal einer Familie vorgeſtellt, ſo findet man das Haus ſtets für ſich geöffnet. Von zwölf bis zwei Uhr ſtatten die Bewohner Beſuche ab, oder nehmen ſolche an. Wird die Frage: „Sind die Damen zu Hauſe?“ innerhalb dieſer Stunden bejahend beantwortet, ſo tritt man ohne Umſtände ein, und bleibt ſo lange als man ſich unterhält, oder zur Unterhaltung beitragen will.

Beliebt es Einem, ſo macht man nach ſechs Uhr von Neuem Beſuche. Iſt die Familie zu Hauſe, ſo findet man die einzelnen Glieder in einer kleinen oder in mehren Gruppen nach Maaßgabe der vorhandenen Zahl, je nach Alter und Neigung verſammelt; man ſpricht von Politik, Mode und der chronique scandaleuse: oder, wenn der Abend heiter iſt — und welch' wundervolle Abende habe ich hier ſelbſt in früher Jahreszeit erlebt, — ſo geſellt man ſich auf den bedeckten Gallerien oder Balcons zuſammen, die ſich an der Hinterſeite der meiſten Häuſer hinziehen; und hier ſpielen Geſang, Scherz, ein Walzer, ein ſtilles Geſpräch, nicht eher bemerkt, als bis ſie vorüber gegangen ſind, Stunden des Lebens weg, deren man ſich nie ohne Vergnügen erinnern wird. Gegen eilf Uhr entfernen ſich die Gäſte, und um Mitternacht wird die Ruhe auf den Hauptſtraßen der Stadt kaum mehr von dem Schalle eines Fußtrittes unterbrochen; kein Ton dringt mehr an das Ohr, ausgenommen das kurze, ſcharfe Gekläffe herumſchweifender Hunde, die gegenſeitig ihr Jagdgebiet durchkreuzen, das jeder Theil ſo hartnäckig zu behaupten ſucht, als die Indianer ihre Prairien.

Zu dieſer Stunde pflegte ich oft von einer Geſellſchaft heimkehrend mein Morgenkleid und meine Pantoffeln anzuziehen, um von meinem Gaſthauſe nach dem Capitole zu wandern; und, wenn ich nun den kühnen Berg erklettert hatte, ſchaute ich hinab auf die ſchlummernde Stadt, und dachte über ihr zukünftiges Geſchick nach, bis ſich meine Phantaſien nach und nach auflöſten; dann kehrte ich ruhig zurück, und machte ſo eine Entfernung von drei Meilen, ohne einer einzigen Perſon begegnet zu ſeyn, oder den Klang einer menſchlichen Stimme vernommen zu haben.

Selbſt bei den regelmäßigen Bällen wird es um die erſte Morgenſtunde in den ſonſt mit Menſchen gefüllten Räumen äußerſt licht, und die glühendſten Freunde des Vergnügens überſchreiten die zweite ſelten um ein paar Minuten.

Dieſer trefflichen Gewohnheit zufolge, ſind die Damen, wenn auch ſchwach an Zahl, doch ſtets bereit und im Stande, wieder zu erſcheinen, denn am Morgen nach einem Balle erheben ſie ſich mit unermatteten Gliedern und elaſtiſch an Geiſt und Körper von ihrem Lager. Zum Heile meiner amerikaniſchen Freunde hoffe ich, es wird noch lange dauern, ehe man dieſe geſunden Stunden gegen diejenigen vertauſcht, welche in England zu den Unter-

haltungen benützt werden; Stunden, welche die Roſen frühe auf ihrem üppigſten Boden, auf den Wangen von Britanniens Jungfrauen, verwelken machen, den Mehlthau über Junge und Geſunde ſenden und die Alten und Schwachen vollends vertrocknen.

Die Bevölkerung von Waſhington iſt der Mehrzahl nach eine wandernde, und während einer langen Sitzung kann man Muſter von allen Claſſen, von allen Theilen der Union, ob ſie vertreten werden oder nicht, hier finden. Indeſſen wohnen hier ſtets ein paar alte, ſüdliche Familien, die zuſammen mit den auswärtigen Miniſtern den Kern der bleibenden Geſellſchaft bilden, wo die Anmuth europäiſcher Sitten auf den freien, offenen Anſtand der ausgezeichneten Familien Amerikas gepfropft iſt.

Sehenswürdigkeiten von Waſhington.

Die Haupt-Sehenswürdigkeiten von Waſhington ſind, nach den geſetzgebenden Kammern, der Schiffshof, des Präſidenten Pallaſt, und die National-Ausſtellung nebſt der Patent-Kanzlei, welche Proben mechaniſcher Erfindungen enthält, und den Kanzleien für die Departements des Staates.

In dem letzteren war ein Zimmer, welches mich mehr anzog, als alles Uebrige zuſammengenommen; es enthielt eine Sammlung von Originalportraits der Ausgezeichnetſten unter den mit den Staaten verbündeten oder dieſen feindſelig gegenüberſtehenden Urbewohnern.

Es iſt dieß gewiß ein Gegenſtand würdig der Fürſorge der Regierung, ein Gegenſtand, der hoffentlich erhalten werden wird, denn in wenigen Jahren wird hier noch das einzige Andenken an die rothen Männer im Lande beſtehen. Etwas iſt man dem Gedächtniß dieſer wilden Krieger und Geſetzgeber ſchuldig; ein ſolcher Tribut dient dazu, ihnen eine Art poetiſcher Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und mehr ein Mitgefühl für ihr Geſchick zu erregen, als der Anblick betrunkener, ſchmutziger, entarteter Leute, die ich geſehen habe.

Hier ſehen ſie kühn und muthig aus, hier ſind ſie des Forſtes unzähmbare Kinder, die Herren der Seen und Flüſſe; einige ſind hübſch, mit kriegeriſcher Bekleidung ausgeſtattet; andere ſind unglücklicher Weiſe in halb indiſche,

halb amerikaniſche Gewänder gehüllt, das erſcheint zwar grotesk, aber ſehr unpaſſend; vergleicht man dieſe mit dem Creek, den prächtigen Turban auf dem Haupte, oder mit dem befiederten und gemalten Winnebago, der, unter einem Waldbaume auf ſein Rohr ſich ſtützend und mit kühnem Antlitz auf den nahenden Tritt ſeines Feindes oder ſeiner Leute horchend, ausſieht, als wäre er nie geboren, einem Andern Dienſte zu leiſten oder einen Herrn anzuerkennen.

Wenige Häuptlinge ſind in der vollen Uniform des amerikaniſchen Heeres gemalt, aber ſie laſſen ſich dennoch keinen Augenblick mißkennen. Obgleich Red Jacket, der große Redner und Krieger, und einige andere Geſichter außerordentliche Aehnlichkeit mit dem provençalen Adel in Frankreich haben, ſo iſt der allgemeine Ausdruck doch ſtets charakteriſtiſch nach ihrer Natur; es liegt immer Kälte, Verſchlagenheit und Grauſamkeit darin. Anders verhält es ſich mit den Weibern, von denen ſich mehre Muſter hier befinden; ihre Züge ſind ſchön, ihr Ausdruck iſt wahrhaft weiblich und edel, und taubenartigere, lieblichere Augen gibt es in der Natur nicht.

Die Höflichkeit, wodurch ſich die Beamten von jedem Range in dieſem Lande auszeichnen, macht einen Beſuch an dieſem oder irgend einem andern Orte, nicht nur zu einer Sache des Vergnügens für den Fremden, ſondern dieſer zieht auch einen wirklichen Nutzen davon; denn ſelten kehrt man ohne eine Anekdote oder eine Belehrung zurück, die mit dem Gegenſtande, welchen man beſucht, im Zuſammenhange ſteht und auf eine verbindliche Weiſe gegeben wird. Es gibt hier keine unnöthige Weitläuftigkeit und Förmlichkeit; dem höchſten öffentlichen Diener bleibt es überlaſſen, ſich ſelbſt vor Aufdringlichkeiten zu ſchützen; für den Fremden ſind alle Orte, die man als öffentliches Eigenthum betrachtet, vollkommen zugänglich, ohne daß er ſeine Ehre, ſeine Geduld oder ſeine Börſe beſteuert ſieht.

Ich unterhielt mich länger mit Beſchauung der koſtbaren Geſchenke, welche von Zeit zu Zeit von ausländiſchen Potentaten an die ausgezeichneten öffentlichen Beamten Amerika's überſandt worden ſind und hier geſammelt liegen; da das Geſetz denen, welche ſie empfangen, nicht geſtattet, dieſelben zu behalten, obgleich es ſich dem Gebrauche fügt, der ſolche Zeichen des Beifalls unter den Großen Europa's zur Gewohnheit erhoben hat.

Ich mußte nothwendig lachen, als ich an die Verſchwendung dachte, womit in der für ſolche Höflichkeitsbezeugungen ſo fruchtbaren Periode von 1812 an alle dieſe Geſchenke unter den Miniſtern und Generalen, unter den Verträgeſchließern und Vertragebrechern ausgetauſcht worden ſind.

Ueber Nichts wunderte ich mich mehr beim erſten Anblick der Sache, als über die außerordentliche Gleichgültigkeit, womit die Amerikaner den unwürdigen Zuſtand ihrer Hauptſtadt betrachten, vergleicht man damit die

Großartigkeit, die Ausdehnung und die glückliche Lage ihres gemeinsamen Landes. Während jeder Sitzung sind die Straßen, welche durch den District von Columbia führen, unbenützbar; und es geht kaum eine solche Zeit vorüber, wo nicht ein Mitglied oder das andere durch Umwerfen mehr oder minder stark verletzt wird; die Regierung soll aber nur eine besondere Ausgabe zu Verwendung auf dieses ihr gemeinschaftliche Eigenthum in das Budget aufnehmen, so werden sich alle Partheien von allen Theilen der Union vereinigen, um den Zuschuß zu verwerfen.

Während meines letzten Besuches hörte ich ein sonderbares Beispiel dieser Eifersucht des armen Columbia. Der große Weg oder die Hauptstraße, welche von dem Präsidentenhause zum Capitol führt, war kürzlich nach Mac-Adamschen Plänen vom Schlamme befreit worden, aber die blosgestellte Lage des Ortes und die Natur des dabei verwendeten Materials machte die Verbesserung unhaltbar; jeder Wind, der jetzt blies, erfüllte die Atmosphäre mit dicken Staubwolken, so daß es an einem stürmischen Tage außer in geschlossenem Wagen auszufahren gefährlich wurde; denn wenn man des Zuhausesitzens überdrüssig sich hinauswagte, so wurde man von der Hitze erstickt und mit Staub vom Winde zugedeckt, der sonst statt dieser achten Plage auf seinen Flügeln Gesundheit und Annehmlichkeit gebracht haben möchte.

Alles klagte, Alles litt; Mitglieder, Senatoren, der Präsident und das Cabinet, Alles bekam Staub in die Augen und zwar zu einer Periode, wo das Gemeinwohl erforderte, daß Alles sehr hell sehen sollte. Indessen floß der Potamac klar und kalt an ihnen vorüber, und die classische Tiber konnte kaum von ihren Häusern abgehalten werden. Die Römer würden sich ihre Tiber bei solchen Gelegenheiten zu Nutzen gemacht haben, das taugliche Mittel bot sich den halb erstickten Senatoren von selbst an. Um das Uebel zu entfernen, wurde die Summe von ein paar hundert Dollars in Verbindung mit der Tiber votirt, die hier in Anspruch genommen werden sollte. Die Bill wurde aber im Verlaufe verworfen; der Staub wirbelte fortwährend empor, das Volk rettete seine Dollars, seine Vertreter blieben blind und das Ufer der Tiber unangefochten.

Allerdings mag bei einem Volke, das auf sein Land so stolz und besorgt ist, daß es in den Augen der Welt würdig erscheine, der Mangel an allem äußerem Glanz als eine Sonderbarkeit betrachtet werden, allein die Sache ist nach meiner Ansicht von einer andern Seite zu nehmen.

Die Mitglieder von Louisiana oder Maine werden sagen, sie können sich nicht genügend gegen ihre Constituenten verantworten, wenn sie ihre Zustimmung zu Geldsummen für Ausschmückung und Verschönerung einer Stadt geben würden, die sie wohl nie sehen, und um deren wirklichen Bestand sie sich nicht kümmern werden.

Der Mann vom großen westlichen Thale wird die Achseln zucken, und zugestehen, es sey allerdings sonderbar, aber beifügen, die Idee des Fortbestandes von Washington, als Hauptstadt der Union und Sitz der Gesammt-Regierung, sey lächerlich, weil sich diese ja offenbar nach dem Zustrom von Bevölkerung richten und westlich von den Alleghanies gelegen seyn müsse.

Politische Charaktere.

Ich ging wiederholt in die Senats-Kammer und zur Repräsentanten-Halle, aber ich war nicht so glücklich, in der Letzteren eine Debatte zu hören oder irgend einen wichtigen Gegenstand in der Berathung begriffen zu finden. Ich sah mich übrigens nie sehr von Reden angezogen, und die der amerikanischen Versammlung sind vollends mehr geeignet zum Lesen als zum Anhören.

Im Senate wohnte ich einer Debatte bei, an welcher die Herren Clay und Forsyth Theil nahmen; ich war überrascht von der Kraft und dem Flusse der Rede des Einen, und dem edeln Tone und der Selbstbeherrschung des Andern. Henry Clay erinnerte mich stark an Brougham, wenn dieser zufällig seinen milden Ton anstimmte. Dieselbe Leichtigkeit der Worte und glückliche Anwendung, dieselbe kühne vertrauende Miene, als wäre er seiner Zuhörer und seiner selbst versichert, und überall ein Zug schlauen, ätzenden Humors, der sich so scharf in Blick und Manieren ausdrückt, daß der Gegner wohl fühlen mochte, er müsse auf seiner Hut seyn.

Herr Webster, ein Anderer von den Donnerern des Senats, war bei der Gelegenheit, die ich hier berühre, wohl an seinem Platze, aber er erhob sich nicht, was mir sehr leid that, denn ich hatte ihn bereits in Boston sprechen hören, und erinnere mich nicht, daß je ein Redner tieferen Eindruck auf mich hervorgebracht hätte. Sein Kopf hat ganz antike Formen, seine Gesichtszüge sind gemäßigt und regelmäßig, aber in ihrem Ausdrucke und in der Ruhe seiner tief liegenden schwarzen Augen herrscht eine starke Aehnlichkeit mit dem eingeborenen Indianer vor, an dessen Blut der große Redner, wie ich glaube, nahe Verwandtschaftsrechte anzusprechen hat.

Van Buren's Aeußeres, diese kalte Höflichkeit, erschien mir sehr charakteristisch für seine politische Natur; er spricht in einem sehr ruhigen, aber überzeugenden Tone, mit einer sanften, tiefen, aber durch die Klarheit seiner

Sprache und die gut gewählte Emphase sehr wirksamen Stimme. Als Vice-Präsident ist dieser Mann Sprecher des Senats, eine Stellung von äußerster Wichtigkeit, denn dadurch ist er öffentlich erklärter Director der Maaßregeln von General Jacksons Cabinet, und Erbe seiner Partei und Gewalt. Daß er den Stuhl mit so wenig Tadel unter Angriffen und Ausforderungen behauptete, welche zurückzuweisen den größten Gleichmuth erforderte, scheint mir der stärkste Beweis für sein Wissen und die politische Klugheit, welche ihm seine Partei zuschreibt, und wodurch er sich auch unter seinen Bewund'rern den vertrauten Beinamen: „der kleine Zauberer" erworben hat.

Die Damen bildeten indessen den Hauptanziehungspunkt in der Senatskammer. Sie nehmen eine Art Gallerie ein, welche um zwei Drittel des Saales läuft, horchen auf ihren Lieblingsredner, wo er nur immer im Treffen stehen mag, sey es vor dem Präsidentenstuhl kühn für das Gemeinwohl fechtend, oder unter einigen zierlichen, schüchtern ihre eigenen Interessen vertheidigenden Politikern, und vertheilen von hier aus ihren Beifall in wohgefälligem Lächeln nach Maaßgabe der Beredsamkeit des Sprechers.

Nie war mehr Bewegung in den politischen Angelegenheiten, nie haben sie einen für den Europäer erschreckenderen Anblick angenommen, als während meines Aufenthalts in den vereinigten Staaten. Der Präsident hatte sich eine neue Gewalt dadurch angeeignet, daß er auf seine eigene Verantwortlichkeit den Nationalschatz aus der Bank der vereinigten Staaten entfernte, und so die Satzungen ihrer noch nicht erloschenen Karte verletzte; der Credit der Allgemeinheit wurde dadurch für einige Zeit in Unordnung und das Land von einem Ende zum andern in Aufruhr gebracht. Während dieser Schreckensperiode übersandte die eine Partie Einreden und Bitten um Wiederherstellung, die andere Adressen, Lobsprüche und Glückwünsche.

Die Seestädte und alle andere handelnde Gemeinden überströmten die Hauptstadt mit Deputationen, welche den Präsidenten baten, die Gelder wieder herauszugeben, und den Credit der Nation zu retten, bis ihre Bestürmungen so häufig und persönlich wurden, und zu solch' unwürdigen Streitigkeiten zwischen dem Haupte der Regierung und diesen Abgesandten führten, daß man ihnen die Thore des Pallastes förmlich verschloß, und, wie die Whig-Journale sich ausdrückten: „Zum ersten Male sah die Republik die Thüren der obersten Magistrate gegen die Abgesandten verschanzt, welche den Auftrag hatten, sich über die Leiden des Volkes zu ergießen, Vorstellungen gegen die getroffenen Maaßregeln zu machen und in ihrem Urheber ein Gefühl von seiner Tyrannei und Ungerechtigkeit zu erwecken."

Im Senate und Congresse nahm diese Partei eine so heftige Sprache an, wie sie das Ohr des Unterthanen einer Monarchie nur mit Schaudern vernehmen konnte; Webster z. B. zog in einer neueren Rede eine Vergleichung zwischen Sylla und dem Präsidenten, oder Dictator der vereinigten Staaten,

wie er ihn betitelte, die keineswegs zum Nachtheil des Römers ausschlug; er zeigte, wie der Tyrann der Alten zuerst durch die gemeinste Schmeichelei den Pöbel aufwiegelte, um die einschränkende Gewalt des Senats zu stürzen, wie er sodann, als seinem gesetzlosen Willen kein Hinderniß mehr entgegen stand, sich gegen seine unruhigen, unwissenden Verbündeten richtete und diese zu Tausenden schlachtete, wodurch es ihm gelang, ihre und des Landes Freiheit niederzutreten. Hiezu fügte der Sprecher:

„Ich fürchte, Roms schlimmes Geschick hängt über uns; ob das des Sylla unserem Despoten vorbehalten ist, weiß ich nicht. Sollte er aber am Ende von drei Jahren (Sylla's Ende) abtreten, so werden ihn das Geschrei seines schuldigen Gewissens und der Fluch eines beleidigten Volkes rastlos umhertreiben, und fürchterlicher quälen, als die Martern, von denen der römische Tyrann in seinen letzten Augenblicken heimgesucht war.

Anderer Seits erschöpfte sich die Schmeichelei der Verwaltung in Lobpreisung des Präsidenten; seine Eigenschaften wurden als übermenschlich geschildert, sein klares Wissen und seine Weitsichtigkeit als an Allwissenheit gränzend. Der Vicepräsident erklärt, daß er sich für genug geehrt halte, daß man es wisse, er habe einen Platz unter seinen Räthen eingenommen. Mitglieder der Gesetzgebung von kräftigem Alter und hohem Charakter verfechten an ihren Plätzen im Hause ihr Vorrecht: „als wahre Soldaten von des Generals Verwaltung zu stehen," abgesehen von der seltsamen Erklärung ein sonderbarer Titel für einen Vertreter des Volkes.

Die Annahme des Verantwortlichkeit-Actes und seine Ausübung wird von dieser Partei als entscheidend für die Moral des Landes dargestellt, ohne welche die Freiheiten durch einen leicht zerreißbaren Faden gehalten würden, und Blut und saure Arbeit und Schätze der Vorfahren vergebens vergeudet wären; die Reinheit ihrer Institutionen sey durch diesen Act gesichert und der Fortbestand der Wohlfahrt des Volkes für ewige Zeiten auf Marmor gegründet.

In jeder Gesellschaft, an allen Orten, und zu allen Zeiten verschlingt dieser Gegenstand jedes andere Interesse unter den Männern. Als ich einst einen verständigen Freund in dem Vorgemach eines Gesellschaftszimmers, welches mit einem ganzen Schwarme von Schönheiten gefüllt war, eine halbe Stunde lang über Angelegenheiten des Tages debattiren sah, fragte ich ihn mitleidig, da er eben entkommen war, „ob er sich nicht freuen werde, wenn die gegenwärtige Gährung vorübergegangen sey, und das ewige Gespenst im Meere der Vergessenheit begraben liege?"

„Durchaus nicht," antwortete mein Freund; „denn es würde nur verschwinden, um einem andern seine Stelle einzuräumen, das vielleicht nicht ganz so wichtig wäre, aber in Ermangelung eines besseren immer noch unsere Zeit und Geduld aufzehren würde."

Ich bedauerte ſehr, daß keine Audienz Statt fand, während ich mich in Waſhington aufhielt, denn ich hätte ſonſt wohl die Freude erlebt, das ehrwürdige Haupt der vereinigten Staaten näher zu ſchauen, als dieß bei zwei- oder dreimaligem Vorübereilen auf dem Wege möglich war.

Sieht man den General zu Pferde, ſo erſcheint er als ein ſchön-ſoldatiſcher, gut erhaltener alter Herr, mit blaſſem Antlitz und einem kühnen, klaren, raſtlos ſuchenden Auge. Seine perſönlichen Freunde, von denen ich manche genau kennen gelernt habe, ſprechen mit großer Achtung von ihm und ſchildern ihn, in politiſcher Hinſicht, als einen Mann, deſſen reines Gemüth und redliche Abſichten in Allem, was das Vaterland betrifft, durchaus mit keinem haltbaren Grunde einem Tadel unterworfen werden können. Ohne Unterſchied des Ranges lebt er mit dieſen Freunden auf dem vertrauteſten Fuße. Befinden ſie ſich in ſeiner Nachbarſchaft, ſo beſuchen ſie ihn, wie ſie es ſtets gethan, ohne irgend eine Zunahme an Förmlichkeit zu finden; und bei ſeiner Cigarre plaudert der Präſident über die Begebenheiten, und empfängt die Meinungen des Tages mit aller Offenheit eines Unpartheiiſchen, ohne Geheimhaltnng oder Zurückhaltung zu heucheln oder zu heiſchen.

Seine Unterhaltungsgabe ſchildert man als fließend, angenehm, edel und kräftig; ich habe das von einer Quelle, auf die ich mich verlaſſen kann; denn die Gattin und Schweſter eines engliſchen Offiziers von hohem Range, Frauen von außerordentlicher Feinheit des Geiſtes und der Sitten, ſagten mir, als ſie vom Präſidenten ſprachen, ſie haben ſelten einen Mann von mehr natürlichem Anſtand und würdigerer Haltung getroffen.

Pittsburg.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Boſton begab ich mich nach Pittsburg. Der erſte Beſuch, den ich von hier aus zu früher Stunde unternahm, galt den Ufern des Monongahela. Das Waſſer war zu dieſer Zeit niedrig, fünfzehn Fuß unter ſeinem höchſten Stande; der Punkt der Verbindung mit dem Alleghany liegt eine Strecke weit unter der Stadt. Die entgegengeſetzten Hügel, welche ſich kühn vom Rande des Waſſers erheben, ſchauten, bedeckt mit geſchwärzten Stumpfen und verbrannten Bäumen, mit dieſen Geſpenſtern des zertrümmerten Waldes, gar düſter und traurig aus. Der Nationalöconom

möchte indeſſen hinreichend Troſt in den Wällen von Kohlenſtaub, den lärmenden Häuſern mit den niedrigen Dächern, und den hundert treibenden Maſchinen finden, deren Rauch an dem ſteilen Ufer aufſteigt. Um dieſen eiſernen Rieſen Platz zu machen, iſt der Wald gefällt, und um ſie mit Feuer zu verſehen, iſt der Berg in dieſer Richtung in ſeinem Mittelpunkt durchgraben worden.

Die Natur hat dieſen Ort mit Uferſtraßen ausgeſtattet, und das Volk ſcheint mit ihrer Arbeit ganz zufrieden, denn ſie hat dieſelben gelaſſen, wie ſie von ihr gemacht worden ſind. Ich zählte vierzehn Dampfböte, welche alle mit Einnehmen oder Ausladen von Frachten beſchäftigt waren; und Kiele von pittoresker, roher Bauart durchfurchten da und dort den Fluß; überall ſah man Beweiſe eines thätigen, erfolgreichen Handelsfleißes.

Von hier umkreiſ'te ich die Haupttheile der Stadt, wozu nicht viel Zeit erforderlich iſt, denn im Aeußeren bietet ſie Nichts, was den Vorübergehenden einen Augenblick aufzuhalten vermöchte; die Straßen ſind ſchmal, unregelmäßig gebaut und ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer ſo ſchmutzig, als ſie vom Rauche bergharziger Kohlen nur immer werden können, und obgleich feſt gebaut, entbehren ſie doch im Allgemeinen jeder äußeren Zierde.

Auf Geantshill, einem Ausläufer der nahen Berge, der ſich keck in das Herz des Delta hinaus erſtreckt, auf welchem die Stadt erbaut iſt, fand ich ein beinahe vollendetes gothiſches Gebäude, das mich durch ſeinen großartigen, geſchmackvollen Plan anzog. Ich trat ein und erkannte alsbald einen Ort für katholiſche Andacht. Von einem geſprächigen Männchen, das mich eine Zeit lang mit freundlichem Blicke beäugelt hatte, erfuhr ich, daß das Gebäude zur Kathedrale beſtimmt ſey; und nun ſteht es wohl als ein gefälliges Denkmal der Freigiebigkeit der Secten dieſer Stadt, denn es iſt durch freiwillige Beiträge der zahlreichen Congregationen des Ortes erbaut worden.

Es iſt eine dankbare Pflicht, ſolcher Beweiſe des Beſtehens wahrhaft chriſtlicher Mildthätigkeit Erwähnung zu thun; ſie verſöhnen Einen mit ſeinen Mitgeſchöpfen und dienen dazu, den barbariſchen Handlungen des blinden Religionseifers das Gegengewicht zu halten, welche immer noch zuweilen unſer Zeitalter beflecken und die Menſchheit entwürdigen.

Den ſteilen Abhang von Geantshill herabſteigend, begab ich mich in das Theater, welches im Schatten des Berges liegt. Dieſes Gebäude war noch kein Jahr alt und bot eine äußerſt niedlich geformte Innenſeite. Man hatte den Raum für etwa tauſend Perſonen berechnet. Aber obgleich es in ſeiner Anordnung als Muſter für größere Häuſer dienen könnte, ſo waren doch die Zierathen im Innern ſchon ganz vom Rauche entſtellt, der die Atmoſphäre Tag und Nacht erfüllt, und die Einwohner vollkommen von der Beſchuldigung freiſpricht, als ob ſie ſich mit Willen um die Reinlichkeit ihrer Wohnungen gar nicht kümmerten.

Ich fand den Unternehmer an ſeinem Poſten und alle Dinge ſo ziemlich in Ordnung. Am Abend war das Haus gefüllt, wie aber die Leute den Weg nach Hauſe machten, weiß ich nicht; ſelbſt die kleine Entfernung, welche ich an der Linie der Hauptſtraße zu durchwandern hatte, fand ich äußerſt gefahrvoll; loſes Pflaſter, Maurergerüſte, Schutt und Baumaterialien verſperrten das Trottoir an verſchiedenen Stellen, welche Gefährniſſe man nur dem Inſtincte nach vermeiden konnte, denn hier fand man weder künſtliches noch natürliches Licht.

Am andern Morgen vereinigte ſich einer meiner Freunde mit mir, ein Offizier des Cavalerie-Corps, das zu einer Expedition in die Prairien und die Jagdgründe der Nomaden-Stämme beſtimmt war, welche ſich über die noch wenig durchforſchten Gegenden zwiſchen dem Miſſiſippi und den Rocky-Mountains hinziehen. Wir waren alte Reitkameraden und hatten die Niederungen weit und breit in Geſellſchaft ausgebeutet; gut beritten traten wir vom ſchönſten Wetter begünſtigt die Wanderung durch das neue Land an.

Sobald wir die lange Brücke über den Monongahela, einen trüben, ſchlammigen Fluß, hinter uns hatten, ſtiegen wir den Coalhill (Kohlenberg) hinan, einen Berg, der ſeinen Namen von der großen Maſſe Kohlen erhalten hat, welche er liefert; am Fuße deſſelben liegt eine Reihe geſchäftiger Werkſtätten und von allen Seiten ertönt das Getöſe der Dampfmaſchinen. Hier iſt auch eine im Werden begriffene Stadt, genannt Birmingham; aber ſie muß entweder den Berg überſpringen oder den Gängen folgend, durch welche die Bergleute bereits bis in den Mittelpunkt eingedrungen ſind, eine unterirdiſche Stadt werden, ehe ſie hoffen kann, nur als Vorſtadt ihres rieſigen Taufpathen zu gelten.

Die Erſteigung des Hügels war mit vieler Schwierigkeit verbunden, der Weg ging Knie tief durch ſchweren Sand, und als wir einem ſchmalen hervorragenden Rande folgen wollten, um dadurch dieſes Hinderniß auf einige Schritte zu vermeiden, ſo that meines Freundes Pferd einen falſchen Tritt, und rollte etwa fünfzehn Fuß einen jähen Abhang auf die nebenliegende Straße hinab zur unbegränzten Beluſtigung einer Gruppe von Bergleuten, welche wohl ein ſolches Ende unſeres Kletterns gemuthmaßt haben mochten. Mein Freund hatte ſich geſchickt oben auf dem Rande, in dem Augenblicke vom Sattel geſchwungen, als das Thier ausglitt, und da er ſich nicht verletzt, ſo fing er bald den verblüfften Klepper wieder, der halb begraben in einer Lavine von Schiefer und durch den Sturz gelöſten Kohlengerölles ruhig den Abhang betrachtete.

Als wir die Spitze des Coalhill erreicht hatten, lag der Plan der wachſenden Manufacturſtadt wie auf einer Karte ausgebreitet unter unſeren Füßen, und dabei ein weit ausgedehnter Landſtrich, und der Lauf der Flüſſe, die hier

ſich vereinigen und von nun an den Namen Ohio oder River of Beauty (Schönheitsfluß) führen.

Der Lauf des Monongahela iſt nordweſtlich; und von Nordoſt ſpringt der klare, lebendige Alleghany hinein, wirft ſich ſeinen trüben Waſſern entgegen, und drückt die ſchwere Maſſe durch ſeine friſche Welle gegen das weſtliche Ufer zurück, von wo aus ſie neben einander ihren Lauf hinab nehmen; jeder behält aber ſeinen unterſcheidenden Charakter und ſeine Farbe noch auf eine beträchtliche Entfernung bei, dann werden ſie einige Meilen unter ihrem Vereinigungspunkte durch eine luſtig grüne Inſel getrennt, von der jeder die Hälfte umarmt, und wenn dieſes Hinderniß vorüber iſt, erneuern ſie ihre mürriſche Kameradſchaft wieder.

Die Stadt auf einem ſchmalen angeſchwemmten Delta, gerade am Verbindungspunkte zwiſchen den Flüſſen — an einer ſo reizenden Stelle, daß ich, als ich hinausſchaute, ſo ſehr ich die Gewerbſamkeit achte, doch den Wunſch nicht unterdrücken konnte, das Geſchick möchte dieſen Ort für einen minder ſchmutzigen Zweck aufbewahrt haben. Wächst die Stadt, ſo muß ſie nothwendig die ſteilen Anhöhen hinanſteigen, von denen ſie umgeben iſt, und ohne ſich phantaſtiſchen Träumereien hinzugeben, darf man ſich an dieſen, in einer nicht ſehr entfernten Periode, die öffentlichen Plätze und Gallerien einer wohlhabenden, für die öffentliche Wohlfahrt beſeelten Bevölkerung denken; während auf dem volkbedeckten Dreiecke unten der Klang der lärmenden Dampfmaſchine und der ſchwarze Rauch liegen, und auf den ſchmalen Streifen erhabenen Bodens, welche ſeine Flüſſe einfaſſen, Waarenhäuſer und Kaien für den Handel ſich erheben werden.

Nördlich von Alleghany erkennt man die Stadt deſſelben Namens, an einem oder zwei Häuſern, welche ſich durch ihre Lage ſichtbar machen; ſie iſt mit Pittsburg durch eine dem Anſcheine nach ſehr leichte aber feſte Brücke verbunden.

Von dem angränzenden Berge, wo wir zuerſt eine weite Ueberſicht über den Haufen künftiger Städte gewannen, richteten wir uns gegen Weſten, der Linie des Ohio folgend, und machten dann einen Abſtecher gegen Norden, und erfreuten uns vom Hochlande aus des ſtets wechſelnden Anblickes der Nachbarſchaft.

Im Allgemeinen erſcheint das Land hügeligt, dazwiſchen aber liegen reiche Thäler und Ströme mit klarem lebendigem Waſſer, überall gewahrt man Beweiſe eines unerſchöpflichen mineraliſchen Reichthums, weswegen dieſe Gegend von dem gewerbſamen Schwarme erwählt worden iſt, deſſen Feuer bei Tag und bei Nacht den Himmel erhellt.

Den Tag darauf ſchiffte ſich mein Freund an Bord eines Dampfbotes nach Louisville ein, um ſich nach dem Hauptquartiere ſeines Corps zu begeben. Der Freiſtaat geſtattet keine Sinecurgehalte für ſeine Soldaten; die meiſten

von dieſen tapfern Leuten bringen die beſte Hälfte ihres Lebens an der Gränze zu, von Krankheiten heimgeſucht, entfernt von menſchlicher Geſellſchaft und Mitgefühl, ſchlecht bezahlt und ohne auf Dank rechnen zu dürfen, ohne ſich der Achtung der Gegenwart erfreuen und auf Ruhm in der Zukunft hoffen zu dürfen. Es gehört eine glühende Einbildungskraft und all' das Romantiſche dazu, womit die Poeſie das Schwert umkleidet hat, um den amerikaniſchen Soldaten in Friedenszeit bei ſeiner Fahne zu erhalten, denn bei nüchterner Betrachtung erſcheint ſeine Lage als die wenigſt beneidenswerthe, die man finden kann.

Ich unternahm an dieſem Tage einen einſamen Spazierritt am Monongahela aufwärts und beſuchte den Schauplatz von Bradocks Niederlage und Tod. Ich fand ihn ganz verzäunt und gut angebaut. Ein verſtändiger Pächter, der ſich hier aufhält, nahm es über ſich, auf eine Frage, die ich an ihn richtete, mir als Cicerone zu dienen. Die Oertlichkeiten lagen wie ein Buch vor ihm aufgeſchlagen; er erzählte mir, wo der Franzoſe lag; zeigte mir den Verſteck, aus dem die Briten hervorbrachen, um plötzlich wieder zurückgeſchlagen zu werden; wo ſie, nach ſeiner Legende, ſich wieder ſammelten und mit neuen Kräften vordrangen, um abermals und zum letzten Male überwältigt zu werden.

Ich begriff ſowohl die kleinſten Einzelnheiten der ganzen Geſchichte, als die Stellungen, welche Franzoſen, Engländer, Indianer und Virginier eingenommen hatten, ehe mein gutmüthiger Führer ganz befriedigt ſchien; ich ſah mich genöthigt, in Rückſicht auf meine Zeit und ſeine Geduld ihm etwas zu ſagen, und ihn mit vielem Danke zu verlaſſen, nachdem er zuvor in mich gedrungen war, mit ihm nach Hauſe zu gehen und Thee mit ſeinem Weibe oder einen Trunk mit ihm zu nehmen, was ich mir indeſſen auf eine zukünftige Gelegenheit vorbehielt.

Es war äußerſt unterhaltend an dieſem ſpäten Tage den Eifer zu beobachten, mit dem mein Führer das letzte Gefecht beſprach, worüber er, wie er mir ſagte, zwanzig verſchiedene Erzählungen geleſen hatte.

„Sünde und Schande iſt es geweſen," ſprach er, „und die Menſchen waren um ihr Leben betrogen, daß man ſie unter Bradocks Befehl geſtellt hat." Er beſchuldigte ihn, „er habe nicht mehr militäriſche Fähigkeiten beſeſſen, als eine Gans." „Was," ſprach er, „zwei britiſche Compagnien würden jede Kröte verſchlungen haben, hätte man ſie um ein Ende des Grabens herumgeführt, ſtatt ſie geradezu gegen die Mündungen der geladenen Kanonen gehen zu laſſen, die ſie nicht ſehen konnten, außer an dem Rauche aus dem langen Graſe."

Dann nahm er den Hut ab, um ſich die Stirne zu wiſchen, und ſchlug damit aus Aerger über die britiſche Niederlage ſtark auf das Knie. Er hätte wohl noch lange fortgefahren, ſtrategiſche Kenntniſſe vor mir zu entwickeln,

aber ich war so undankbar, seinen Ansichten das Ohr zu verschließen und gab meinem Pferde die Sporen. Der Mann hätte das englische Heer vielleicht gerettet, wenn ihm damals schon bekannt gewesen wäre, was er jetzt wußte.

An einem andern Tage ritt ich zu dem Arsenal der vereinigten Staaten, einem schönen Gebäude, welches einige Acres Land einnimmt. Es hat eine reizende Lage an den Ufern des Alleghany, zwei Meilen außerhalb der Stadt, und ist eine der beträchtlichsten Niederlagen für Waffen und Kriegsvorräthe im westlichen Lande.

Von hier verfolgte ich meinen Weg ein paar Meilen aufwärts am Flusse und gewahrte ein Boot, das an einer ruhigen Stelle das Ufer verließ, um nach der Nordseite zu rudern. Ich rief dem Fährmann, der augenblicklich umkehrte, mich sammt meinem Klepper einnahm und dann wieder unterstützt von einem Paar kraushaariger Jungen, trefflichen Helfern, wie er sie nannte, stromaufwärts schiffte. Der Fluß kam mir hier ungefähr so breit vor, als die Themse bei Southwark; die ziemlich jähen, aber regelmäßigen Ufer waren mit üppigen Gruppen verschiedenartiger Bäume und Wassergesträuche bewachsen. Auf der andern Seite gerieth ich an den Pensylvanien-Canal und folgte eine Meile weit der Linie, durch die er sich der Stadt Alleghany nähert, bis ich zu einem rauhen, hohen Berge gelangte; ich fühlte mich versucht, ihn zu besteigen und nach vielem Klettern, Bücken und Rutschen erreichte ich mein Ziel.

Die Aussicht von der Spitze entschädigte mich in reichem Maaße; zu meinen Füßen lag die werdende Stadt Alleghany auf einem schönen angeschwemmten Plane, der so viel Raum bietet, daß man ein zweites Peking darauf bauen könnte, mit zwei Häfen, einen am Alleghany, den andern am Ohio. Ich verfolgte hier den Lauf des Canals zu der Wasserleitung, auf der er sich über den Fluß zieht. Zwei schöne Dampfböte mit Gallerien auf den Decks segelten gegen den Strom; — sie sahen beide aus, wie der alte Holzschnitt von Noahs Arche, Häuser auf Flöße gebaut, drei Stockwerke hoch, mit rings umlaufenden Balconen, bedeckt mit schiefen Dächern. Viele von diesen malerisch aussehenden Schiffen arbeiteten sich nach den Kaien hinauf, und diese Gegend gerade vor der geschäftigen Stadt bot einen seltsamen Contrast mit denen oberhalb und unterhalb derselben, wo Alles still und einsam war, als ob die leichte Pirogue des abenteuerlichen Reisenden zum ersten Male schüchtern an den reichen Ufern hinglitte, das erschreckte Waldthier nach den Bergen treibend, und den wachsamen Wilden herablockend.

Mein Rückweg war mit so vielen Mühseligkeiten verbunden, daß ich zufriedener als je in das räucherige Pittsburg eintrat; die Scenerie, in der es gelegen ist, bleibt freilich immer noch reizend trotz der Verheerungen der Bergleute, und des Schmutzes von Dampf und Holzkohlen, und all' den

nützlichen Unbequemlichkeiten, die mit der Fabrication von Eisen, Glas, Töpferwaaren und dergleichen verbunden sind.

Was ich am meisten beklagte, waren die Verheerungen, die man mit dem größten Leichtsinne, mit barbarischem, durchaus nicht unterscheidenden Eifer unter dem Bauholze vornahm. An manchem von den benachbarten Bergen konnte ich keinen Strauch mehr entdecken, und dachte, auch die andern, welche jetzt noch ihre reiche Waldumhüllung genössen, möchten sich wohl nur noch einer kurzen Gnadenfrist von Axt und Flamme erfreuen, da sie gewiß bereits zur Zerstörung bezeichnet und verurtheilt wären.

Jedermann arbeitet hier in der That nach eigenem Willen; und da jeder Eigenthümer nur darauf bedacht ist, so viel als möglich Nutzen aus seinem Boden zu ziehen, so brennen und verheeren diese Leute auf allen Seiten und sind nicht mit der Leistung ihres Bodens zufrieden, so lange ein einziger Baum lebt, um zu erzählen, wo der Wald einst gerauscht hat.

Sieht man die wohlumzäunten Felder, die bequemen Wohnungen, die festen Werkstätten, und den im Allgemeinen trefflichen Stand dieser Höfe, so möchte man an der Geschichte der Niederlassung dieses westlichen Landes zweifeln, in Betracht, daß auf diesen wohlgelichteten und gut gebauten Feldern, innerhalb Menschengedenken, der Indianer umherirrte und der wilde Auerochse weidete, und daß der erste im Westen des Alleghany geborene „Weiße Mann“ jetzt noch lebt.

Albany.

Albany ist die Hauptstadt des mächtigen Staates von New-York; sie verspricht in einer nicht sehr entfernten Periode einen ihres Ranges würdigen Anblick zu gewähren. Die Stadt ist über einem hohen steilen Hügel gebaut, der an seinem Fuße nur Raum für zwei oder drei Straßen bietet, und dieser Raum wird hauptsächlich von Docks und verschiedenen Canal-Bassins eingenommen.

Der Hauptweg, eine regelmäßig gebaute, in großartigen Verhältnissen angelegte Straße, steigt gerade am Hügel an und wird von einem gut gehaltenen öffentlichen Platze, oder, wie die Franzosen sagen würden, grande place

geſchloſſen, auf welchem das State-Houſe, die Cityhall und andere öffentliche Gebäude ſtehen. Durch die Natur des Grundes ragen dieſe Hauptgegenſtände kühn empor und bringen durch ihren Anblick auf das Auge eine mächtige Wirkung hervor; während man einzelne Bauten bemerkt, die auf architektoniſche Schönheit vollen Anſpruch zu machen haben.

Beinahe alle öffentlichen Gebäude haben hohe, wohl proportionirte Dome, und da dieſe gewöhnlich mit Zinn oder einem glänzenden Metalle gedeckt ſind, ſo verbreiten ſie einen lebhaften, maleriſchen Schimmer über die ganze Maſſe; und, in der That, von einiger Entfernung betrachtet gewinnt die Stadt mit all' dieſen Kuppeln und Domen, von der untergehenden Sonne beſtrahlt, ein wahrhaft orientaliſches Ausſehen. Man erinnert ſich unwillkührlich der Moſcheen und Minarets einer türkiſchen Hauptſtadt. Der ſchöne Marmor, den man nicht nur bei allen öffentlichen, ſondern auch bei ſehr vielen Privatgebäuden angewendet hat, erhöht die Wirkung, die ſie hauptſächlich ihrem Style und ihrer erhabenen Lage zu verdanken haben.

Albany war lange ausſchließlich holländiſch; und zu dieſer Zeit hielt es nicht gleichen Schritt mit den reißenden Fortſchritten des Landes im Allgemeinen; es muß ſich über die Ausbreitung der zahlreichen blühenden Städte gewundert haben, welche im Verlaufe von wenigen Jahren erſtanden, und es zu verdunkeln, wo nicht gänzlich zu vertilgen drohten. Seit Kurzem iſt aber regeres Leben eingetreten; die Einwohner ſind aus ihrer Lethargie erwacht, neue Coloniſten haben ſich von Sleepy-Hollow überſiedelt, und ihnen einen Theil ihrer Thätigkeit mitgetheilt; Albany beginnt ſeine Rechte auf das productive Land, von dem es unterſtützt wird, geltend zu machen, und den Handel in ſeinen Canal zu lenken. Ueberall wird gebaut; der Werth des Bodens hat ſich verdoppelt und verdreifacht, und ſollte der gegenwärtige Lauf der Dinge nicht auf ein unvorhergeſehenes Hemmniß ſtoßen, das die Betriebſamkeit des Volkes niederzubeugen vermöchte, ſo wird Albany in wenigen Jahren eine Bedeutung erhalten, die ſeinen Bürgern mehr Nutzen bringen wird, als der leere Titel: Hauptſtadt des Staates.

Eine Theater-Revolution.

Das Theater hier ist ein hübsches Gebäude und ganz passend für seinen Zweck eingerichtet, aber wie ich glaube, schlechter unterstützt, als irgend eines auf diesem Continente. Man hatte mir gerathen, in dieser Stadt nicht in meinem Berufe aufzutreten, aber da mich der würdige Unternehmer so sehr bestürmte, gab ich nach.

Am Abend, da mein Gastspiel vor dem Publicum von Albany angekündigt war, ging ich zur gewöhnlichen Stunde nach dem Hause, kleidete mich an und war bereit; als ich aber eine halbe Stunde nach der Zeit, die man zum Beginnen festgestellt hatte, auf die Bühne trat, waren nicht zehn Personen im Saale. Der Director und ich hielten nun eine Berathung über den trostlosen Stand unserer Angelegenheiten. Er schrieb die ungewöhnliche Leerheit des Hauses der schwülen, bedrohlichen Atmosphäre zu, welche die benachbarten Städte Troy und Waterford abgehalten haben möchte, ihre Quote beizutragen, und gerade aus den Beiträgen dieser Städte erwachse ihm gewöhnlich seine Haupteinnahme. Nach langer Berathung willigte der Unternehmer ein, den wenigen Zuschauern zu verkünden, daß „mit ihrer Erlaubniß" die für heute beabsichtigte Vorstellung auf übermorgen Abend verschoben werden solle; da in Folge der außerordentlich kleinen Anzahl von Zuschauern, diesen wie den Schauspielern die Aufführung verdrießlich werden müsse.

Nichts in der Welt konnte von Seiten der Versammelten mit mehr Ruhe aufgenommen werden; man vernahm nicht einen Hauch von Mißbilligung. Sie begaben sich sogleich hinweg; aber ich hatte nicht sobald meine Wohnung erreicht, als ich durch die Mittheilung von einigen Herren, die indessen im Theater Eintritt verlangt hatten, vernahm, daß sich eine bedeutende Aufregung zeige, und daß die Sache an den öffentlichen Orten in der Nachbarschaft in ihren Einzelnheiten so dargestellt werde, daß es eine sehr nachtheilige Wirkung für mein erstes Auftreten hervorzubringen vermöchte.

Der anberaumte Abend erschien; das Haus war mit Männern gefüllt, und überall zeigten sich Vorboten eines heftigen Ausbruches; der Unternehmer schien erschrocken, benahm sich aber sehr anständig; läugnete die Wahrheit der in dieser Beziehung vorgebrachten Entschuldigungen, welche man auf mich zu laden gedachte, und versicherte, er sey vollkommen vorbereitet, die Thatsachen ganz einfach dem Publicum vorzustellen, falls ich eine Unterbrechung zu erfahren hätte.

Man fand jetzt, daß ein oder zwei Schauspieler, deren man für das Stück bedurfte, abwesend waren. Diese wackern Leute, die Hauptanstifter, befanden sich in der That dem Hause gegenüber, um bei dem erwarteten Angriffe auf einen Fremden und Einen von ihrem Gewerbe mitzuhelfen. Als man dieß dem Unternehmer hinterbrachte, sagte er, er wisse es schon, und habe die Individuen mit Verabschiedung bedroht, aber da sie sich darauf verlassen, die Sache werde zu meinem Nachtheile ausschlagen, so zweifelten sie nicht daran, derselbe Geist würde sie aufrecht halten, den sie jetzt gegen mich lenkten.

Bei meiner Erscheinung war das Getöse wirklich betäubend; die freiwilligen Verfechter des Publicums hatten sich wohl vorbereitet, und jede mögliche Erfindung, um die menschliche Stimme thierisch zu machen, kam zu voller Anwendung. In den Logen bemerkte ich wohlgekleidete Männer, die entweder neutral blieben, oder durch Zeichen deutlich zu machen suchten, man sollte mich hören. Das lag aber außer der Frage, und nach langem, geduldigem Harren, „denn Geduld ist eine nothwendige Eigenschaft für unsern Stand," machte ich meine Verbeugung und zog mich zurück; da trat der Unternehmer, der an dem bewußten Abend die kleine Versammlung entlassen hatte, vor, und, nachdem es stille geworden, ersuchte er das Publicum, mich anzuhören, und versicherte, daß ich keine Beleidigung beabsichtigt habe.

Ich trat wieder vor und erhielt nach einiger Zeit die Erlaubniß zu sagen, daß man mich keineswegs für den fraglichen Fall verantwortlich machen könne, den man so sehr entstellt habe, daß er nun diesen heftigen Ausbruch ihres Unmuths veranlaßt habe; daß ich, hätte ich wirklich Beleidigung beabsichtigt, gewiß nicht zwei Tage gewartet haben würde, um mich dem Zorne derer auszusetzen, die ich zu verletzen gedacht. Ich brachte weiter vor, daß ich, nach dem gemeinschaftlichen Grundsatze, zu dem sie sich bekennen, wohl Anspruch machen könne, gehört zu werden, weil die Gesinnung der Mehrzahl für mich sey; und daß ich dieser ehrenwerthen Mehrzahl wegen sehr bedauern würde, wenn diese Unordnungen fortdauerten, denn dem Charakter der Gerechtigkeit und Gastfreundschaft, den man ihrer Stadt zuschreibe, würde dadurch mehr Eintrag geschehen, als meinen Aussichten.

Hienach fing der Lärmen mit erneuter Heftigkeit an; man hörte nicht ein Wort vom Stücke; aber ich bestand darauf, die Darstellung durchzuführen, entschlossen, das Publicum nicht ein zweites Mal zu entlassen.

Nachdem der Vorhang gefallen war, bat ich den Unternehmer, mich nicht wieder anzukündigen, denn obgleich ich wegen der vielen Leute, die sich der Mißhandlung widersetzt, einmal die Sache durchgeführt, so könne ich sie doch nicht wieder dem Aergerniß einer solchen Reibung und mich einer abermaligen Verletzung aussetzen.

Glücklicher Weise wurde ich indessen von diesem Entschlusse durch das Verlangen vieler Herren vom Orte abgebracht, die mir versicherten, der ganze

Auftritt ſey durch Geſchichten veranlaßt worden, welche ein Paar übelberüchtigte Schauſpieler mit Hülfe von Anſchlägen und aufwiegelnden Umlaufſchreiben zu verbreiten geſucht haben.

Durch dieſe Angelegenheit, die mich mit ernſthaften Verdrießlichkeiten bedrohte, gewann ich einen neuen Beweis für den freundlichen Sinn der Bewohner dieſes Landes, denn von allen Seiten fand ich Perſonen, welche Antheil an mir nahmen, obgleich ich den Ort ohne irgend eine Bekanntſchaft betreten hatte, und hätte ich nicht der Hülfe bedurft, ſo möchte ich ihn ohne Zweifel eben ſo verlaſſen haben; aber in dieſer Stunde der Trübſale legten ſich Leute, die aus dem Theater keine ihrer Hauptangelegenheiten machen, freiwillig in das Mittel, um einen verläumdeten Fremden vor Beleidigung zu ſchützen; und in Folge dieſer Dazwiſchenkunft konnte nichts wohlgeordneter ſeyn, als das Benehmen des Publicums bei meinem nächſten Auftreten.

Für die augenblickliche Plackerei, durch die ich am Ende Gelegenheit erhielt, manchen Freund zu gewinnen, entſchädigten mich vollends die zahlreichen Spazierritte um die Stadt. Die Straßen ſind die beſten im Lande, und die kleine Stadt Troy (Troja) mit ihrem Berge Ida wäre ſelbſt himmliſcher Beſucher würdig, welche ihre weniger ſchöne Vorgängerin mit ihrer Gegenwart beehrt haben. Weiter oben liegt Waterford, ein wohlgedeihender, ebenfalls reizend gelegener Ort, und nahe dabei der Fall der Cohoos, einer der ſchönſten Naturgegenſtände im Lande. In der That ein Morgenſpazierritt in dieſer Gegend, bietet eine Folgereihe von Anſichten, wie man ſie nirgends auf ſo gedrängtem Raume finden kann.

Buffalo.

Amerika iſt vielleicht in unſeren Tagen das einzige Land, wo man dieſe Embryo-Städte trifft, und ihren Wachsthum bemerkt, wie ſie ſich ſtufenweiſe vor unſern Augen entwickeln.

Vor wenigen Jahren war die jetzt ſo bevölkerte und gut gedeihende Gränze nur als „die Wildniß“ bekannt; und am Rande dieſer vom Erie-See beſpülten Wildniß hat ſich Buffalo erhoben. Die große Quelle von Vergnügen, welches man bei näherer Betrachtung dieſes und anderer Plätze ähnlichen Urſprungs empfindet, hat man in dem Gefühle zu ſuchen, daß ſie

ihr Entſtehen der geſegneten Gewerbthätigkeit unſerer Mitgeſchöpfe verdanken, und daß wir in ihrem Wachsthume den glücklichen Fortbeſtand erblicken.

Dieſe Orte ſind nicht wie St. Petersburg durch den Gehorſam gegen den Befehl des Herrſchers entſtanden; man hat hier keine Marmorſtadt durch gezwungene Arbeit ausgeführt; dieſe niedrigen Städte von Amerika, die zuweilen noch ſo niedrig ſind, daß ſie ſich einen verächtlichen Blick von dem Weitgereisten zuziehen, weil ſie auf den Titel Stadt Anſpruch machen, ſind von einer geſunden, moraliſchen Atmoſphäre umgeben; ihre Kindheit iſt kräftig, verheißt eine lange Dauer und endliche Größe, die nur durch den Willen des Königs der Könige ihre Gränze finden wird.

Vom Dache des Adlers, eines bedeutenden Gaſthauſes, verſchaffte ich mir den Ueberblick über die weit ausgedehnte Geſtaltung von Buffalo; die vielen Straßen mit den jetzt noch dünn ausgeſäten Häuſern, erinnerten mich an die Schildwachen, die man aufgeſtellt hat, um die Occupation zu bezeichnen. Ich verfolgte den Lauf des großen Erie-Canals vom Nigara-Fluſſe bis zum See, deſſen geſchäftiger Hafen mit Dampfböten, Schooners und andern Handels-Fahrzeugen gefüllt war.

Nach Sonnenuntergang ſtiegen wir von unſerem hohen Obſervatorium herab, und folgten der Zeile der Hauptſtraße, um die durch den Jahrestag der amerikaniſchen Unabhängigkeit veranlaßten Freudenfeſte zu betrachten; darf man aber den politiſchen Körper von Buffalo durch ein Hundert munterer Jungen als vertreten erachten, die ſich auf einem Platze ungefähr in der Mitte der Hauptſtraße verſammelt hatten, ſo kann nichts mit der Dankbarkeit dieſer Stadt verglichen werden, denn dieſe Abgeordneten ſchlugen Trommeln, bliesen Pfeifen, brannten Racketen ab, und lärmten, bis die Luft von ihrem tollen Geſchrei wiederhallte.

Bei näherer Unterſuchung fanden wir, daß kein Ball, kein Mahl oder ſonſt eine Feſtlichkeit ſtattfand; man ſchrieb den Grund den heftigen politiſchen Zerwürfniſſen zu, welche zu dieſer Zeit die Gemeinde theilten und eine Stufe erreicht hatten, wie man ſich bei keinem Vorgange zu erinnern wußte.

Die Straße war hauptſächlich von einer Anzahl Indianer vom Seneca-Stamme halb in europäiſcher, halb in der Tracht der Eingebornen beſetzt. Dieſe Feiertaghalter ſchlenderten langſam in aller Luſt äußerſter Berauſchung umher, die Männer ſtets in Gruppen unter ſich und die Weiber des Stammes in weiten Zwiſchenräumen hinter ihnen her trabend.

Nichts kann ſtörender auf die Poeſie wirken, die man aus früheren Erinnerungen mit dieſer Race verbindet, als ein erſtes Zuſammentreffen mit den Ausgeworfenen, durch welche ſie an dieſen Gränzen vertreten iſt, mit dieſen Leuten, welche täglich tiefer ſinken, während alles Uebrige zu gedeihen ſcheint, welche mitten unter dem Ueberfluſſe dahinſterben, der jedes Jahr für Alle, nur für ſie nicht gedeiht.

Man darf ſie jetzt als umgürtete Bäume betrachten, an deren kräftigem Stamme die Axt des Waldmannes nur leicht arbeitet, gegen deren Fall es aber kein Mittel mehr gibt; die Quellen des Lebens und der Geſundheit ſind verſtopft, über ihre verſchmachtenden Blätter geht die Sonne vergebens auf, fällt vergebens des Himmels Thau; noch eine Weile laſſen ſie ihre nackten Kronen im Winde wehen, und ſtrecken ihre dürren Glieder hinaus, als ob Leben darin wäre, dann ſtürzen ſie todesmatt nieder, und die unſcheinbaren Gerippe liegen über den Stämmen ihrer einſtigen Genoſſen, welche, in der Blüthe niedergeſchmettert, einem raſcheren aber gnädigeren Spruche unterlagen.

Der Niagara.

Um die Pferde zu tränken, hielten wir an einem Gaſthauſe an, welches auf dem Grund und Boden liegt, wo die Schlächt von Chippewa geſchlagen worden iſt. Es war eben der zwanzigſte Jahrestag, und da ich vom Bocke ſtieg, freute ich mich ſehr, als ich den Wirth und einen jungen lebhaften Wandersmann mit gegenſeitiger, der Sache würdiger Heftigkeit die Schlacht durchfechten ſah.

Von dieſem Hauſe kann man den durch den großen Fall verurſachten ewigen Nebel deutlich ſehen, wie er gleich einer Maſſe leichten Rauches ſich in Wellen erhebt oder zuweilen in ſpindelförmigen Säulen hoch über die Gipfel der Bäume emporſchießt, aber nicht ein Schall zeugte von ſeiner Nähe, obgleich die Entfernung nicht mehr als fünf Meilen betrug und der Tag klar und ruhig war. Ungefähr drei Meilen von da, als der Wagen langſam eine Anhöhe hinanfuhr, vernahm ich zum erſten Male die Stimme der Waſſer und machte meine Freunde auf den Klang aufmerkſam.

Ein ungeduldiger Mann ſollte nie in einer ſolchen Kutſche nach dem Niagara reiſen; eine Eiſenbahn kann kaum mit der Begierde gleichen Schritt halten und hier krochen wir ganz ſachte vier Meilen in der Stunde hin. Ich glaubte die letzten drei Meilen würden gar nicht mehr enden, und wünſchte oft innerlich, während ich des Teufels Zapfenſtreich auf dem Fußbrette des Kutſchbockes trommelte, ich hätte in Chippewa ein Pferd gekauft oder entlehnt und wäre allein und in der Stille zu dem Wunder galoppirt.

Endlich wurde das Gasthaus sichtbar, an welchem der Sturz ganz nahe lag, wie ich wußte.

„Jetzt, Herr, schauen Sie hinaus!“ sprach der Treiber ganz ruhig.

Ich hätte mich bald bestimmt, meine Augen zu schließen, oder den Kopf abzuwenden; aber ich glaube, dieß wäre mir rein unmöglich gewesen; denn selbst jetzt noch, in dieser späten Zeit, da ich schreibe, finde ich, daß sich meine Feder immer noch zu langsam bewegt, um mit den Erinnerungen der Ungeduld gleichen Schritt zu halten, die ich niederzuzeichnen suche.

Im Augenblicke, da wir den Fuß des Berges erreichten, der zu dem Gasthofe hinauf führt, wurde der Sturz und der große hufeisenförmige Fall über den gesunkenen Bäumen zu unserer Rechten, beinahe in einer Höhe mit uns, sichtbar. Ich habe Leute sprechen hören, die sich bei dem ersten Anblicke der erstaunenswerthen Scene in ihren Erwartungen getäuscht fühlten; durch welchen Prozeß sie zu diesem Schlusse gelangten, vermag ich durchaus nicht zu enträthseln, denn selbst jetzt, nach dem Verlaufe von zwei Jahren, bin ich noch nicht im Stande, meine Gefühle zu beschreiben; ich darf mich ihrer Leitung nicht überlassen, und weiß nur, daß meine wildesten Phantasien beim Anblicke dieser Ehrfurcht gebietenden Wirklichkeit vergessen wegschwanden.

Wenige Minuten, nachdem wir aus der Kutsche erlöst waren, befand ich mich mit meinen Gefährten auf dem Table-rock (Tafelfelsen). Wir waren bald mit dem Nöthigen von einem Manne ausgestattet, der hier wohnt, um den Personen zu dienen, welche unter den großen Fall zu dringen wünschen, und uns versicherte, daß man diese Neugierde ohne Unbequemlichkeit und Gefahr befriedigen könne, da wasserdichte Kleider und ein erfahrener Führer zur Hand seyen. Das wasserdichte Kleid, das man mir gab, fand ich durchnäßt; und als der Führer kam, sah ich mich nicht wenig überrascht, da der Bursche, nachdem er mir eine Zeit lang in das Gesicht gestarrt, ausrief:

„Ei, schlag mich der — — — das können Euer Gnaden nicht seyn, der den ganzen weiten Weg von Hause gemacht hat.“

Es fand eine gegenseitige Erklärung statt; unser Führer war ein Landsmann von mir, den ich einige Jahre vorher als Stallknecht bei einem gastlichen Freunde in Irland gesehen hatte; vorigen Sommer hatte er sich zur Würde eines „Conductor,“ wie er sich nannte, unter dem Wasserfalle emporgeschwungen.

Das war ein launischer Conductor. Seine Vorsichtsmaaßregeln und Versicherungen müssen sehr beruhigend für den Furchtsamen oder den Nervenschwachen gewesen seyn, wenn ein Solcher je den Versuch gemacht hat.

Unnachahmlich waren seine Anweisungen, als wir an den Punkt gelangten, wo der Nebel, unter den überhangenden Felsen eingeschlossen, es unmöglich macht, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden, und wo der Luftzug so ungestüm wird, daß man einige Sekunden lang nicht mehr athmen kann.

„Jetzt, Euer Gnaden," schrie er mir in das Ohr, denn wir marschirten in indischer Reihe, „lispeln Sie dem nächsten Herrn zu, er soll Ihnen dicht folgen; und um Gottes Willen, halten Sie sich hart am Felsen, bücken Sie die Köpfe und schließen Sie die Augen, sonst werden Sie nicht einen Zoll weit sehen."

Ich wiederholte die Anweisung wörtlich, obgleich man bei dem schneidenden Winde kaum den Mund öffnen konnte.

„Jetzt, Euer Gnaden," rief er, indem er sich niederkauerte, während er sprach, „thun Sie, wie Sie mich thun sehen; halten Sie den Athem an und rennen Sie wie die Teufel nach."

Mit dem letzten Worte flog er wie ein Pfeil davon und war in einem Augenblicke aus dem Gesichte verloren. Ich wiederholte die Anweisung dem Nächsten in der Reihe, und lief dem Führer in seiner Richtung nach.

Als ich über den schwierigeren Punkt gelangt war, stieß ich wieder auf meinen Landsmann, der uns am Rande der Krümmung erwartete, welche dieser fallende Ocean beschreibt; er faßte mich fest bei der Hand, sobald ich aus dem dichten Regenguße auftauchte und schrie mir in das Ohr:

„Schauen Sie hinauf, Herr, zu dem grünen See, der über uns rollt. Mord! wenn er jetzt gegen uns herabstürzen würde."

Hier konnten wir vollkommen leicht sehen und athmen; und selbst die possirlichen Geberden und sonderbaren Bemerkungen meines poetischen Landsmannes vermochten die Scene nicht ganz ihrer schlagenden Größe zu berauben.

Ich drehte mich nun um den Führer, der auf den Zehen am Felsen stand, auf dessen Leiste wir traten, und gelangte unter seiner Leitung an den Gränzpunkt, über den hinaus keines Menschen Fuß gekommen ist. Ich saß einen Augenblick auf dem Termination-Stock (Gränzfelsen), folgte dann meinem Führer zurück zu den Gefährten, welche wie ich so schnell als möglich das Tageslicht wieder zu erreichen suchten.

„Ist es nicht schön, Herr?" begann der Conductor, sobald wir uns gänzlich aus dem Nebel herausgearbeitet hatten. „Ist es nicht ein ganz edler Augenblick? Hat die Welt irgendwo auf Größe Anspruch zu machen, so ist es wahrscheinlich hier."

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß wir Alle laut in diese Ansicht einstimmten, aber unser Conductor war noch nicht zu Ende mit uns: er mußte uns erst einen Begriff von seinem Wissen geben.

„Wollen Sie wohl bemerken!“ ſprach er und zeigte mit einer Autoritätsmiene und einem Auge voll Weisheit auf den Fluß. „Werfen Sie nur einen Blick auf den Fall, und Sie werden ſehen, daß Shakeſpeare in ſeiner Beſchreibung ganz Unrecht gehabt hat.“

„Wie ſo, Pat?“ entgegnetete ich erſtaunt über die Autorität, mit der mein kritiſcher Freund ſeine Meinung ausſprach.

„Warum? Herr Shakeſpeare ſagt, hier ſeyen zwei Fälle, jetzt können Sie mit ihren eigenen Augen ſehen, daß hier nur ein Fluß und ein Fall iſt, und daß nur der Felsſtreifen zwei daraus macht.“

Ich gab die Wahrheit dieſes Satzes zu, und Pat fuhr ernſthaft fort:

„Ferner ſehen Sie nur hier, mein Herr, Shakeſpeare ſagt: „„der Wolken bedeckte Thurm.““ Hätte er je ſich die Mühe genommen, das anzuſchauen, ſo müßte er beſſer geſehen haben; und wenn er kein Narr geweſen iſt, was gewiß nicht der Fall war, denn er iſt ein großer Dichter geweſen, ſo würde er wiſſen, daß die Wolken nie aufſteigen können, um den Thurm zu bedecken, weil dieſer über dem Fall ſteht, und der Strom immer herab ſchießt.“

Ich gab ihm wieder Recht, und entſchuldigte Shakeſpeares Ungereimtheit damit, daß er nie einen eigentlichen Führer gehabt habe, um ſich dieſe Sache erklären zu laſſen.

„Ich weiß nicht, wer ihm überhaupt den Platz gezeigt hat,“ entgegnete Pat; „aber ich glaube, er iſt gar nicht dageweſen, obgleich der Herr, der mir noch viel davon erzählte, ſchwört, er ſey dageweſen.“

Die letzte Bemerkung und die wichtige Miene, mit der ſie mein Landsmann vorbrachte, ſtellten meine Lachluſt, die bereits zu ſehr unter dem Zwange gelitten hatte, gar zu ſtark auf die Probe, und ich ſchüttete mich nun um die Wette mit meinem Gefährten aus, der ſchon ſeit einiger Zeit in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen war.

Wer je den Conductor auf dieſen Punkt der kritiſchen Geſchichte geführt, hat ſich um die Beſuchenden wohl verdient gemacht, ſo lange dieſer Menſch hier bleibt, um ſein Wiſſen kund zu geben; ich bin überzeugt, ehe er im Niagara ertrunken oder von dem Whiskey verbrannt iſt, den er verlangt, wie er ſagt, „um die Kälte aus dem Magen zu treiben,“ wird der gegenwärtige Beſitzer dieſer literariſchen Seltenheit ſein Wiſſen dem Nachfolger teſtamentariſch hinterlaſſen, damit es in ſeiner Reinheit allen künftigen Beſuchen übergeben werden kann.

Am andern Morgen beſuchte ich zu früher Stunde den Termination-Stock wieder, verbat mir aber die Begleitung des Conductor. Ich wanderte zunächſt am Strome hinab und genoß ein erquickendes Bad in demſelben. Von einem Freunde begleitet, ließ ich mich ſo nahe als möglich zu dem Falle rudern und führte hier alle die Dinge aus, welche von neugierigen und müßigen

Leuten angegeben und ausgeführt worden ſind; aber in allen ihren Beobachtungen fand ich nicht das Gefühl, welches in mir eine lange, ruhige Anſchauung der ganzen Maſſe erregte, nicht von den Balconen des Gaſthauſes betrachtet, ſondern von einem felſigen Punkte oder Waldſchatten, wo Haus und Wall und Menſch und alle Kleinlichkeiten ausgeſchloſſen waren, und das Auge ruhig die wundervolle Scene betrachten und die begeiſterte Seele ihre Gedanken zu Ihm richten konnte, der dieſe ewige Fluth löste und unverletzt lenkt, wie den kleinſten Bach.

Man hätte nie ein Haus im Geſichtskreiſe des Falles dulden ſollen. Wie beneidete ich doch die Menſchen, welche zuerſt durch die kaum betretene Wildniß mit einem indianiſchen Führer wandernd den Niagara geſehen und an ſeinen Ufern geſchlafen haben, ohne ein anderes Dach als die ſchattigen Bäume, ohne einen andern Wecker, als den Schall der ſtürzenden Waſſer. Jetzt wird man von einer Glocke erweckt, die ich mit Nichts vergleichen kann, als mit einer Todtenglocke, und kaum kann man einen Ort finden, wohin nicht Sonnenſchirme und Proviantſäcke dringen. In mein Klagelied möchte ich auch den auf der Spitze des an den Fall gränzenden Felſen errichteten Thurm einſchließen, auf deſſen Gallerie ſtehend man in der That über dem Abgrunde hängt; nicht als ob der Thurm nicht einfach und vielleicht geſchmackvoll wäre, aber man fühlt, daß dieſer Ort keiner ſolchen Zugaben bedarf, die ſtatt Nutzen zu ſchaffen, denſelben zu einem bloßen Schauſtücke herabwürdigen.

Während meines Aufenthaltes ſah ich in der Nähe des Falles nur drei Eingeborne; aber dieſe bildeten in der That eine merkwürdige Gruppe. Als ich eines Morgens vor dem Frühſtücke eine Viertel-Meile unter den Fall ſpazierte, ſtieß ich plötzlich auf ein Weib, das an einem Baume lehnte und da Viele von den Tuscaroras ein paar Worte Engliſch ſprechen, ſagte ich: „Good morning, good morning!“ (guten Morgen!) Nach einer leichten Beugung des Kopfes legte ſie ihre Finger auf den Mund, um den Gruß zu erwidern, und wandte ſich dann ein wenig ab, als wollte ſie jede weitere Gemeinſchaft vermeiden; die Neugierde überwog indeſſen den Anſtand in mir, und ein wenig bis zu einer Höhe mit dem ſchattigen Baume hinanſteigend, an welchem ſie lehnte, erblickte ich bald den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit.

Zuſammengekauert auf der Erde lag ein Indianer, Kopf und Schultern in eine Decke gehüllt; auf dieſer unbeweglichen Maſſe waren die Augen ruhig geheftet; an der entgegengeſetzten Seite des Baumes ſaß ein ſehr hübſcher Junge, der den Kopf nicht hob, um den Aufdringlichen anzuſchauen; an den Knaben ſchmiegte ſich ein halbſteifer Hund, ein rothhaariges, borſtiges Thier, mit dem unerſchrockenen, kalten, indianiſchen Blicke; da war kein Schwanzwedeln in freundlicher Anerkennung, wie bei einem gutmüthigen europäiſchen

Hunde bemerkbar, noch das warnende Knurren und Zähneblöcken, und verdächtige Umkreiſen des Fremden, wie man es ſo häufig bei den entarteten weißen Beſtien trifft; der Hund des rothen Mannes betrug ſich im Gegentheil auf eine Weiſe, die ſeinem Geſchlechte und dem Stamme Ehre macht, dem er ſich beigeſellt hat; ich glaube nicht, daß er ein einziges Mal das Auge hob, um mich anzuſchauen, und that er es, ſo war ſeine Bewegung ſo haushälteriſch berechnet, daß ich ſie nicht entdecken konnte.

Gegen den Baum geſtützt ſtand ein langes Rohr und darüber hing ein ſcharlachenes Wehrgehenk nebſt einer Jagdtaſche, reich mit blauen und weißen Perlen geſtickt; mit einem Streifen Leder war auch an dem Rohre eine lederne Scheide befeſtigt, durch welche ein paar Zoll von der breiten, glänzenden Klinge eines Meſſers vordrangen; ich konnte leicht begreifen, daß dieſe Dinge das Rüſtzeug des Mannes, und das Trio, welches ſo ruhig ſeinen Schlummer bewachte, ſein Weib, ſein Kind, und ſein Hund ſeyen.

Ich betrachtete mir die wilde Gruppe einige Minuten lang; und wahrlich es hätte ſich kein günſtigerer Schauplatz für dieſes Zuſammentreffen auffinden laſſen; der grasbewachſene Hügel, den die Familie einnahm, das reiche Laubwerk des Nußbaums, der ſie beſchattete; oben die waldigen Höhen, unten der tief ausgehöhlte Fluß; und dabei das Getöſe des Waſſerſturzes, welches bald wie ein nahender Donner rollte, bald ſich in eine ſanfte, fortwährende muſikaliſche Klage verlor, während entfernter die leichten, dunſtigen Maſſen des Falles, von der Morgenſonne in Silber-gewirkte Wolken verwandelt, ſtiegen und fielen. Oft habe ich unter anderen Wünſchen nach dem Maler-Talente geſeufzt, aber nie mehr, als in dieſem Augenblicke, da ich ſtill bald auf dieſe wechſelloſe Gruppe, bald auf die mächtigen Erſcheinungen der Natur umherblickte.

Nach einer langen Pauſe verſuchte ich eine neue Frage, deutete auf den zuſammengekauerten Mann und ſprach: „Man, — he sick?“ (Iſt der Mann krank?)

Das Weib heftete ihre ſchönen Augen auf mich, und da ſie meine Frage verſtand, winkte ſie ein paar Male und articulirte mit einer tiefen, muſikaliſchen Stimme: „Man sick, — whisky too much — make bad!“ (Mann krank — zuviel Branntwein — machen ſchlecht.)

Wieder ſenkte ſie das Haupt, und ihre Augen ruhten auf der bewegungsloſen Geſtalt vor ihr; der kleine Sprößling und der Hund verriethen indeſſen durch kein Zeichen, daß ſie die Gegenwart eines Dritten wüßten. Ich kehrte nun nach dem Gaſthauſe zurück, welches ich verlaſſen hatte, um den Sonnenaufgang am Waſſerfall, vom Bette des Fluſſes zu beobachten. Mein früher Aufbruch war in jeder Beziehung geſegnet; denn der Morgen war friſch, und für die Jahreszeit ungewöhnlich kühl, — weswegen über der nebeligen Tiefe,

durch welche ſich der Fluß hinwälzte, ſich Brücken aus ſchönen Regenbogen zeigten, während um das Ganze zu krönen, kein entweihter Fuß, mit Ausnahme der erwähnten Gruppe, den Frieden des heiligen Platzes ſtörte.

Heimgekehrt ſuchte ich mein kleines Zimmer, deſſen Fenſter den großen Fall beherrſcht, warf mich auf mein Lager und ließ mit dankbarem Gefühle an meinem innern Geſichte all' die Schönheit von Himmel und Erde vorübergehen, an deren Anblick ich mich zu ergötzen das Glück genoſſen hatte.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Lith. Anst. v. Pilloder y Benz in M.

EIN SUTTEE

Vorbereitung zum Opfer einer Hindu Wittwe

Ammalet-Beg.

Eine Caucaſiſche Geſchichte.

Vorwort.

Der gegenwärtige kleine Roman ist aus der Sammlung Marlinsky's entlehnt, die in russischer Sprache erschien und allgemeines Aufsehen erregte. Man findet hier eine genaue Schilderung der Sitten der am Caucasus wohnenden Völkerschaften, die bis jetzt, selbst in Rußland, noch wenig bekannt sind; deßhalb glaubten wir dieses Gemälde in unsere Sammlung aufnehmen zu dürfen. Was den Roman selbst betrifft, so überlassen wir ihn gern dem Urtheil der Leser und wollen es nicht unternehmen seine Mängel hier zu entschuldigen. Nur so viel erlauben wir uns noch beizufügen, daß alle darin erzählten Begebenheiten historischen Grund haben; daß Ammalet-Beg, so wie Sultan Akhmet Khan und der Oberst V. wirklich lebten, und sich in Verhältnissen bewegten, die denen des Romans ziemlich gleich kamen und endlich daß Alles was sich auf die Localität bezieht, die Beschreibung der Gegenden und Sitten, mit gewissenhafter Treue wiedergegeben ist.

Das Original ist von einem Russen in's Französische und aus dieser Sprache von uns in's Deutsche übersetzt worden; dieß bemerken wir für des Originals kundige Leser, um etwaige Unrichtigkeiten damit ihrer Nachsicht zu empfehlen.

Erstes Kapitel.

Sey langsam im Schimpf, und schnell in der Rache.
(Inschrift eines circassischen Dolches)

Die Djouma.

Am Tage eines Djouma*), an einem schönen Frühlingsabend hatten sich die Bewohner von Bouinaki, einem großen tatarischen Dorfe des nördlichen Dughestan's, vereinigt, um sich dem Vergnügen des Pferderennens und

*) Djouma (Freitag) heißt bei den Tataren der Tag, welcher, wie bei den Christen der Sonntag, der Ruhe gewidmet ist. Die andern Tage der muselmännischen Woche heißen: chambi (Sonnabend); ihchamba (Sonntag); douchamba (Montag); sechamba (Dienstag); sterchamba (Mittwoch); pkanchamba (Donnerstag).

des Djignid-Spiels *) zu überlaſſen. Bouinaki iſt in zwei Theile getheilt und liegt amphitheatraliſch auf dem Abhange eines ſteilen Berges. Zur Linken und hinter der Straße, welche von Derbent nach Tarki führt, erhebt ſich allmählig die Gebirgskette des Caucaſus, deſſen Gipfel mit Wäldern bedeckt ſind, während zur Rechten fette Weiden mit kaum merklichem Abhange ſich bis zu dem Ufer des caſpiſchen Meeres herabſenken. Die Sonne näherte ſich ihrem Untergange, und die Dorfbewohner, herbeigelockt durch die kühle Luft und ihre Neugier, verließen ihre Saklis (Häuſer) und bildeten ſich in Schaaren zu beiden Seiten der Straße. Die Weiber, ohne Schleier, das Haupt mit Schawls in Geſtalt von Turbanen umwunden, trugen weite Toumane **) und über ihre ſeidenen Gewänder eine kurze Tunika, Arkhaluka genannt. Reihenweiſe ließen ſie ſich auf dem Raſen nieder, und folgten mit den Blicken ihren Kindern, welche vor ihnen ſpielten und ſcherzten. Die Männer bildeten ſtehend oder mit untergeſchlagenen Beinen einzelne Gruppen. Andere gingen auf und ab, und unterhielten ſich mit ihren Freunden. Die Greiſe rauchten aus kurzen hölzernen Pfeifen. Frohſinn herrſchte unter der verſammelten Menge; von allen Seiten ertönte das Geräuſch lebendiger Unterhaltung, das von Zeit zu Zeit durch den hellklingenden Hufſchlag der Renner und dem Ruf: Khatch, Khatch (aus dem Wege) der Reiter unterbrochen wurde, welche ſich zu den Spielen vorbereiteten.

Reizenderes gibt es nichts, als die Natur im Monat Mai in dieſen Gegenden. Tauſende blühender Roſen, welche aus den Felſenſpalten hervorwachſen, ſchmücken dieſe mit glänzenden Farben und erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Unaufhörlich ſchlägt die Nachtigall im Schatten der Gehölze. Mandelbäume mit ihren Silberblüthen mahnen durch ihre Formen an die Kuppeln indiſcher Pagoden. Aus der Mitte derſelben erheben ſich ſchlanke Stämme fruchttragender Bäume, und gleichen den Minarets der Moſcheen. Hie und da erblickt man dickſtämmige Eichen, die das Ausſehen alter Schildwache ſtehender Krieger haben, während gerade Pappeln aus dem dichten Geſträuche auftauchen und ihre Wipfel nur ungerne den brennenden Sonnenſtrahlen preis zu geben ſcheinen. Eine Menge Schaafe, deren Wolle mit röthlichten Flecken bezeichnet iſt, weiden auf der Wieſe. Büffel mit rückwärts gekrümmten Hörnern und ſtieren Blicken halten ſich ganze Stunden unbeweglich im Sumpfe in der Nähe der Quellen auf, während man die ſchönen Pferde des Landes mit fliegender Mähne frei auf den Bergen umherſchwärmen ſieht. Bilder dieſer Art bilden den Rahmen, in deſſen Mitte die

*) Der djignid iſt ähnlich dem djerid der Türken, welcher darin beſteht, daß man in geſtrecktem Galopp eine Art von Wurfſpieß nach einem beſtimmten Ziele ſchleudert. Man findet dieſe Uebung beinahe im ganzen Orient verbreitet.

**) Toumane (Beinkleider); die der Männer heißen chalware. Obgleich der Schnitt dieſer Kleidung für beide Geſchlechter derſelbe iſt, ſo wäre es doch eine Beleidigung für einen Mann, wenn man ihm ſagen würde, er trage Toumanen, und ebenſo umgekehrt.

meiſten tatariſchen Dörfer Daghestan's liegen. In dem Augenblicke jedoch, in welchem dieſe Geſchichte beginnt, erhielt das Gemälde von Bouinaki noch einen Zuwachs von Leben durch die zahlreiche Menge, welche die Anſtalten zu dem Feſte herbeizogen. Die Sonne goß ihr goldenes Licht über die düſtern Mauern der Sakli's mit ihren platten Dächern aus, und färbte ſie auf tauſendfach verſchiedene Art. In der Ferne erklimmten ſchnarrende Arabas*) die Berge, indem ſie bald ſich zeigten, bald wieder zwiſchen den weißen Steinen des Beerdigungsplatzes erſchienen, während ein Reiter, der denſelben im Galeppe vorauseilte, auf der Straße eine Staubwolke hinter ſich zurückließ. Die Gipfel der Berge begränzten den Horizont auf einer Seite; auf der andern verlor ſich der Blick in unermeßlicher Weite auf der blauen Oberfläche des Meeres. Die ganze Natur ſchien von Wärme und Thätigkeit belebt zu ſeyn.

Plötzlich vernahm man von mehren Seiten den Ruf: „Er kommt, da iſt er!“ und eine allgemeine Bewegung durchſtrömte die Menge. Die Reiter, von denen ein Theil abgeſeſſen war, während der andere Theil ſeine Pferde in der Ebene umher tummelte, vereinigten ſich wie auf ein gegebenes Zeichen, und eilten im Galoppe einer Truppe entgegen, welche von den Bergen herabkam. Es war Ammalet-Beg, der Neffe des Chamkhals**) von Tarki, der mit einem zahlreichen Gefolge nahte. Ammalet-Beg war nach perſiſcher Sitte mit einem ſchwarzen goldverbrämten Kaftan bekleidet, deſſen offene Aermel hinter den Schultern zurückflogen; um den Leib trug er einen prachtvollen indiſchen Schwal; ſeine ſcharlachrothen Chalwaren gingen in Stiefeln von gelbem Marokin mit hohen Abſätzen. An Waffen führte er einen langen Carabiner, Piſtolen und einen mit Gold und Silber verzierten Yatagan; der Griff deſſelben war mit Edelſteinen reich beſetzt. Der tatariſche Prinz war ein junger Mann von hohem Wuchſe und freiem, offenem Blicke. Seine dunkeln, ſchwarzen Haare wallten in reichen Locken unter der perſiſchen Mütze hervor; ein leichter Schnurrbart beſchattete die Oberlippe und den ſtolzen Blick mäßigte ein Ausdruck des Wohlwollens. Er ritt einen prachtvollen Fuchs, deſſen Lanzaden das ungeduldige Feuer verriethen. Gegen die gewöhnliche Sitte hatte er ſtatt der perſiſchen, bunten, ſeidenen Schabrake einen leichten cirkaſſiſchen Sattel, der auf beiden Seiten mit Malereien verziert war, und von dem breite Steigbügel von ſchwarzem mit Gold damaszirten Stahl aus

*) Wagen mit zwei Rädern, von dem einfachſten Bau. Da das Schmieren der Räder bei den Tataren nicht eingeführt iſt, ſo verrathen ſich ihre Bewegungen durch ein höchſt unangenehmes Gekreiſche, das man ſehr weit hört.

**) Kleine, ehemals unabhängige Fürſten der tatariſchen Stämme dieſes Landes. Die alten Chamkhals nannten ſich Anverwandte und Statthalter der Kalifen von Damask. Der letzte derſelben ſtarb auf der Rückkehr aus Rußland, und mit ihm erloſch die zwecklos gewordene Würde. Suleyman-Paſcha, ſein Sohn, erbte des Vaters Güter, die er nur als einfacher Privatmann beſitzt.

Khoraman herabhingen. Etwa zwanzig Noukers *), in reich beſetzten Kaftanen gekleidet, die Mütze ſtolz auf einem Ohr, die Fauſt der rechten Hand in die Seite geſtemmt, folgten ihm auf trefflichen Pferden im Galopp. Das Volk erhob ſich und neigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Beg **), indem es die rechte Hand an das Knie legte. Als er näher herankam, entſchlüpfte den Weibern ein Liſpeln des Beifalls. Am Ende der Rennbahn angelangt, machte Amalet-Beg Halt. Die Vornehmſten des Dorfes und die Greiſe bildeten, auf ihre Stäbe geſtützt, einen Kreis um ihn, und gaben ſich Mühe, ein Zeichen, oder ein freundliches Wort von ihm zu erhalten. Ammalet ſchien jedoch Niemand eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen, und erwiederte die Begrüßungen, mit denen er empfangen wurde, nur kurz und mit einem kalt-höflichen Weſen. Endlich gab er einen Wink mit der Hand; dieß war das Zeichen zum Beginn der Spiele.

Alsbald ſetzten ſich gegen zwanzig der feurigſten Reiter in geſtreckten Galopp, indem ſie ohne Ordnung verſchiedenen Richtungen folgten. Bald ſuchten ſie ihren Gefährten voraus zu eilen, bald denſelben durch Volten den Weg abzuſchneiden. Zuweilen hielten ſie ihre Pferde plötzlich an, und ſetzten ſie hierauf eben ſo ſchnell wieder in Lauf. Hierauf bewaffneten ſich die Reiter mit kurzen Stöcken, Djiguids genannt, warfen dieſe im Galopp ihren Gegnern zu, die ſie im Fluge aufzufangen ſuchten, oder ſie vom Boden aufgriffen, und ſie jenen eben ſo ſchnell wieder zurückſandten. Einige Reiter wurden mit ſolcher Gewalt getroffen, daß ſie die Bügel verloren, was unter den Zuſchauern unmäßiges Gelächter erregte, während den Siegern lautes Lob gezollt wurde. Zuweilen, wenn ein Pferd im heftigſten Laufe ſtolperte, war der dadurch herbeigeführte Stoß ſo heftig, daß der unglückliche Reiter aus ſeinen kurzen Bügeln weit über den Kopf des Renners hinausgeſchleudert wurde. Sofort begann das Zielſchießen mit dem Carabiner und der Piſtole.

Ammalet ſah dem Schauſpiele aus einiger Entfernung zu. Seine Noukers miſchten ſich, einer um den andern, unter die übrigen, ſo daß nur noch zwei ſich in ſeiner Nähe befanden. Der regungsloſe Beg ſchien ſie einige Zeit mit Ruhe zu betrachten, allein allmählig konnte man bemerken, wie ſich ſein Antlitz beim Anblicke dieſer kriegeriſchen Spiele, dem getreuen Abbild eines aſiatiſchen Kampfes, belebte. Das Intereſſe, welches er daran nahm, wuchs mit jedem Augenblicke. Er hob ſich in den Bügeln, und munterte die Reiter mit der Stimme und mit Gebärden auf; endlich als er ſah, wie ſein Lieblings-Nouker eine vor ihm in die Höhe geworfene Mütze mit einer Kugel fehlte, kochte das Blut in ſeinen Adern; er riß den Carabiner aus den Händen

*) Nouker heißt im Allgemeinen ein Diener; insbeſondere bezeichnet dieſer Name einen Stallmeiſter, Waffenträger, was die alten Schotten Henchmann nannten. Der Nouker muß immer und allenthalben ſeinem Herrn folgen, ihn im Gefechte vertheidigen und ihm unter allen Umſtänden dienen. Bei Tiſche muß er mit ſeinen Händen das Fleiſch zerlegen.

**) Beg, ein anderer Ehrentitel der Tataren. Die Verwandtſchaft dieſes Wortes mit Bey iſt auffallend.

des Stallmeiſters, der ihm folgte, und ſprengte ſein Pferd mit Blitzesſchnelligkeit unter die Kämpfenden, welche unter dem Rufe: „Platz, Platz!“ in verſchiedenen Richtungen auseinanderſtiebten, gleich Regentropfen, welche ein ungeſtümer Wind jagt.

Etwa einen Werſt von dieſem Platze waren zehn Stangen in angemeſſener Entfernung von einander in dem Boden befeſtigt. Auf jeder derſelben befand ſich ein Kalpak. Ammalet-Beg eilte im ſchnellſten Laufe dahin, indem er ſeinen Carabiner über dem Haupte ſchwenkte. Nachdem er mit Blitzesſchnelle die erſten Stangen hinter ſich zurückgelaſſen hatte, erhob er ſich in den Bügeln, wendete ſich rückwärts und zielte. Der Schuß geht los, und der getroffene Kalpak fällt zu den Füßen des Pfahls. Sofort wirft er dem Pferde den Zügel auf den Hals, ohne deſſen Lauf zu mäßigen, ladet ſein Gewehr wieder, ſchießt den zweiten Kalpak, hierauf den dritten und ſofort, bis zum letzten herab. Donnernder Beifall ertönte von allen Seiten. Aber Ammalet, der mit gleicher Schnelligkeit zurückkehrt, wirft den Karabiner den ihm folgenden Nouker zu, zieht eine Piſtole aus ſeinem Gürtel, ſchießt und die Kugel reißt eines der Hufeiſen ſeines Renners ab. Pfeifend fliegt das Eiſen eine Strecke weit rückwärts. Hierauf ergreift Ammalet aufs Neue das wiedergeladene Gewehr aus der Hand ſeines Dieners, und befiehlt dieſem, ihm voranzueilen. Beide Roſſe eilen raſcher als der Gedanke an der erſtaunten Menge vorüber. Der vorausreitende Nouker nimmt ein Silberſtück und wirft es in die Luft. Noch ehe es zurückfällt, zielt Ammalet; in dieſem Augenblick gleitet ſein Pferd mit allen vier Füßen aus und ſtürzt in den Staub. Ein Schrei des Schreckens ertönt von allen Seiten; allein der kühne Reiter ſteht während des Sturzes feſt in den Bügeln, drückt los, und der von der Kugel getroffene Rubel wird mitten unter die Zuſchauer geſchleudert. Die Luft erzittert von dem Rufe: Iguid, Iguid! Allah, Wallah ga! (Welche Geſchicklichkeit, was für ein Kämpfer!)

Unterdeſſen hat Ammalet-Beg ſein Pferd raſch aufgeriſſen; er ſteigt ab, gibt die Zügel in die Hand ſeines Stallmeiſters (Djiladar) und miſcht ſich beſcheiden unter die Zuſchauer.

In dieſem Augenblick nähert ſich ihm ein junger Menſch von angenehmem Aeußern; es iſt ſein Jemdjek*) Namens Safir-Ali. Als Sohn eines unbemittelten Begs von Bounaiki, von munterem Sinne und ſanftem Charakter, war er mit Ammalet auferzogen worden, wodurch ſich zwiſchen Beiden ein inniges Verhältniß entſpann. Nachdem Safir-Ali abgeſeſſen war, näherte er

*) Jemdjek, oder eigentlich emdjek heißt Milchbruder. Unter den Stämmen des Caucaſus wird dieſe Brüderſchaft für heiliger gehalten, als diejenige der Blutsverwandtſchaft. Die Mütter ſelbſt geben ſich Mühe, ſie in den Familien einzuführen. Man bringt das hiezu beſtimmte Kind einer Frau; ſie ſäugt es einige Zeit, und das Band iſt geſchloſſen. Es wird auf die ganze Lebenszeit für heilig und unauflöslich gehalten.

ſich ſeinem Patron, und ſprach mit mißvergnügter Miene: „Der Nouker Mehmet hätte beinahe dein Pferd zu Grunde gerichtet; den alten Hengſt ohne Mähne*); er will ihn zwingen, über einen wenigſtens ſieben Schritte breiten Graben zu ſetzen, und“ . . . „Und das böſe Thier thut es nicht,“ unterbrach ihn Ammalet lebhaft. „Man führe es mir ſogleich vor.“ Und voll Ungeduld eilt er demſelben entgegen; ohne den Fuß in den Bügel zu ſetzen, ſchwingt er ſich leicht in den Sattel, und galoppirt an den erwähnten Graben, der eben ſo ſteil als tief war. Am Rande deſſelben angelangt, gibt er dem Pferde die Sporen und will es zum Setzen zwingen; aber das ermüdete Thier, das ſeinen Kräften nicht mehr traut, wendet ſich plötzlich rechts und nöthigt ſeinen Reiter mittelſt einer Volte auf denſelben Punkt zurückzukehren. Durch einige Hiebe der Naguika**) angefeuert, verſucht das Pferd eine neue Anſtrengung und bäumt ſich; es verliert jedoch den Muth, und bleibt unbeweglich mit den Vorderfüßen auf dem Rande des Grabens ſtehen. Vergebens fleht Safir-Ali ſeinen Herrn, den alten Renner, deſſen Kräfte ſich in vielfachen Kämpfen erſchöpft hatten, nicht länger zu quälen. Ammalet-Beg, taub gegen alle Vorſtellungen, treibt ſein Pferd durch Zuruf und wiederholte Hiebe mit dem bloßen Säbel an und langt in geſtrecktem Galopp zum dritten Male am Rande des Grabens an; allein der unglückliche Renner, der den Sprung auch dießmal nicht wagt, hält zum dritten Male kurz an; jetzt gibt ihm ſein Herr, außer ſich vor Wuth, mit dem Gefäße ſeines Säbels einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß das Thier wie vom Blitze getroffen niederſtürzt und auf der Stelle endet.

„Dieß alſo iſt der Lohn deiner langen Dienſte,“ ſagt Safri-Ali, indem er das zu ſeinen Füßen ausgeſtreckte Pferd mit theilnehmendem Blicke betrachtet. Ja, ruft Ammalet-Beg mit funkelnden Augen aus, ſo ſtraft man den Ungehorſam. Eingeſchüchtert durch die Aeußerungen ſeines Zornes, ſchwiegen die Umſtehenden, und zogen ſich aus ſeiner Nähe zurück. Das Rennen und das Spiel des djignid dauerten fort.

Dieſe Uebungen wurden durch den Schall der Trommeln unterbrochen, der in der Nähe ertönte, und bald ſah man hinter den Hügeln die Spitzen von Bajonetten in der Abendſonne erglänzen. Es war dieß eine Compagnie des ruſſiſchen Kurinskiſchen Infanterie-Regiments, die zu einer Truppenabtheilung gehörte, welche man nach Akoucha entſendet hatte; dieſe Stadt befand ſich durch Schikh-Ali-Khan, den ehemaligen Herrſcher von Derbend, der jetzt abgeſetzt war, im Aufſtande. Die Compagnie deckte eine Zufuhr von Lebens-

*) Dieſe Race von Pferden iſt in Perſien ſehr hochgeſchätzt; ſie ſind von turcomaniſcher Abſtammung und heißen Teka.

**) Eine kurze, dicke Peitſche, welche aus mehren ledernen Riemen geflochten iſt. Die Koſaken, Kalmuken und Tataren bedienen ſich derſelben ſtatt der Sporen. Der Name ſtammt offenbar von Nogai ab.

mitteln, welche von Derbend auf dem Gebirgswege nach Akoucha ziehen ſollte. Der Hauptmann * * *, welcher ſie befehligte, marſchirte, begleitet von einem andern Offizier, zu Pferde an der Spitze ſeiner Truppen. In der Nähe der Rennbahn angelangt, machte die Abtheilung Halt, die Soldaten legten ihre Torniſter ab, ſtellten ihre Gewehre in Pyramiden, und raſteten einige Zeit, ohne jedoch Feuer anzumachen.

Das Erſcheinen ruſſiſcher Truppen war zu der Zeit, in welcher dieſe Geſchichte ſpielt (1819), nichts Neues für die Bewohner von Daghestan; immerhin aber war es ihnen ein höchſt unangenehmes Ereigniß. Gewohnt, die Ruſſen als mächtige und furchtbare Feinde zu betrachten, wagten ſie es nie, denſelben anders als im Verborgenen zu ſchaden; äußerlich bemühten ſie ſich, den Haß, den ſie gegen dieſelben hegten, unter dem Anſchein großer Ergebenheit und tiefer Unterwerfung zu verbergen. Bei dem Anblicke der Truppen-Abtheilung erhob ſich ein dumpfes Gemurmel unter der Menge. Die Weiber eilten, ſich auf allen Fußpfaden, welche nach dem Dorfe führten, zurückzuziehen, wobei ſie ſich jedoch nicht enthalten konnten, einige verſtohlene Blicke auf die neuen Ankömmlinge zu werfen. Die Männer betrachteten ſie gleichfalls, aber über die Schultern, indem ſie ſich in Gruppen zuſammenſtellten, um ſich über die Mittel zu berathen, welche etwa zu Vermeidung militäriſcher Einquartirung und der Stellung von Transportmitteln zu ergreifen wären. Nur eine Anzahl von Müßlingen und ein Haufen Kinder umgaben die Soldaten, welche, auf den Wieſengrund ausgeſtreckt, von der Anſtrengung eines langen Marſches ausruhten. Einige Kekhouden (Alte des Dorfes) und Tchaouche (niedere Polizeidiener) näherten ſich dem Hauptmann und grüßten ihn nach der üblichen Sitte: Khoch gialdy (ſeyd willkommen) und iakchimouſſen, taramouſſen ſen nemamouſſen (wie geht es? wie befindet ihr euch?), worauf bald die bei allen Aſiaten unausbleibliche Frage: Na Khaber? (Was gibt es Neues?) folgte.

„Nichts, als daß mein Pferd ein Eiſen verloren hat, und daher etwas hinkt," antwortete der Offizier in der Landesſprache. „Aber ſehe ich recht, ſo gewahre ich dort einen Hufſchmid," fuhr er fort, indem er ſich an einen vierſchrötigen Tataren wendete, der eben den Huf von Ammalet-Beg's Pferd abfeilte, das er beſchlagen hatte.

„He, guter Freund, bringe mir die Sache in Ordnung; hier iſt das Eiſen, es bedarf nur einiger Nägel, ſo iſt die Geſchichte in einem Augenblicke abgemacht."

Der Handwerksmann, deſſen Geſicht von dem Feuer und der Sonne geſchwärzt war, warf dem Hauptmann von unten herauf einen wilden Blick zu, fuhr mit der Hand über ſeinen dichten Schnurrbart, rückte die Arakſchim (eine Art griechiſcher Mütze) mit der ſein Kopf bedeckt war, tiefer in die Augen, und fuhr, ohne eine Antwort zu geben, fort, ſein Handwerkzeug, deſſen er ſich ſo eben bedient hatte, einzupacken.

„Haſt Du mich verſtanden, Wolfskopf?“ ſagte der Hauptmann.

„Ich verſtehe Euch ganz gut,“ erwiderte der Schmid. „Euer Pferd braucht ein Eiſen.“

„Und ich will, daß Du ihm dieſen Dienſt erweiſeſt,“ ſprach der Offizier, der bemerkte, daß der Tatar ihn mit Worten abzufinden ſuchte.

„Es iſt heute ein Feſttag; ich arbeite nicht.“

„Ich werde Dir deine Arbeit ſo gut bezahlen, als Du es verlangſt; aber merke Dir's, gutwillig oder gezwungen wirſt Du meinen Willen thun.“

„Der Willen Gottes geht vor dem der Menſchen. Allah ſelbſt hat verboten, am Tage djouma zu arbeiten. Man kann die Woche hindurch genug aus Intereſſe ſündigen. Aber am Feſttage iſt es etwas anderes, und ich mag, ſelbſt nicht um Geld, mein Verderben erkaufen und Kohlen auf meinem Haupte ſammeln.“

„Aber, Eiſenkopf, ſah ich Dich nicht eben arbeiten? und ſind nicht alle Pferde gleich? — Ueberdieß ſtammt das Meinige aus Eurem Lande; ſieh hier das Zeichen, es iſt aus Karabagh.“

„Allerdings iſt ein Pferd, wie das andere, aber nicht ſo verhält es ſich mit denen, die es reiten. Ammalet-Beg iſt mein Aga“ (mein Herr).

„Dieß will ſo viel ſagen, daß, wenn Du gewagt hätteſt, ihm nicht zu gehorchen, er Dir hätte die Ohren abſchneiden laſſen, und Du verweigerſt mir deine Dienſte, weil Du darauf zählſt, daß ich nicht auf gleiche Weiſe mit Dir verfahre. Ganz gut, mein Freund; allerdings werde ich Dir die Ohren nicht abſchneiden, aber wiſſe, daß auf deine orthodoxen Schultern eine tüchtige Tracht Hiebe mit der Naguika fallen ſoll, wenn Du noch länger den Widerſpenſtigen machſt; ich hoffe, Du haſt mich jetzt wohl verſtanden.“

„Obwohl ich Euch vollkommen verſtanden habe, werde ich doch immer daſſelbe antworten. Heute beſchlage ich Euer Pferd nicht; ich bin ein zu guter Muſelmann, um es zu thun.“

„Und ich ſage Dir, Du wirſt es beſchlagen; denn biſt Du ein guter Muſelmann, ſo bin ich ein guter Soldat, der etwas auf ſein Wort hält. Konnteſt Du einer Phantaſie Deines Begs wegen zu gefallen arbeiten, ſo magſt Du es auch für den Dienſt eines ruſſiſchen Offiziers thun. Darauf beſtehe ich. Soldaten, herbei!“

Unterdeſſen vermehrte ſich die Menge, welche um den Hufſchmid herſtand, immer mehr. Einige der Neugierigen drängten ſich herzu, um den erſten Platz zu erhalten, ohne eigentlich zu wiſſen, um was es ſich handle. Bald jedoch hörte man von mehren Seiten rufen: Das ſoll nicht ſeyn, es kann nicht ſeyn; heute iſt Feſttag; es iſt Sünde, zu arbeiten. Die Kühnſten, ſtolz auf ihre Zahl, drückten die Mützen in die Augen und griffen nach ihren in den Aermeln verborgenen Dolchen, während ſie in der Nähe des Hauptmanns laut ſagten: Arbeite nicht, Alekper, thue nichts für ihn. Das wäre ja ganz was

Neues; dieſe Ruſſen ſind thöricht genug, gegen den Propheten aufzutreten. Allein der Hauptmann, ein unerſchrockener Mann, der die Aſiaten wohl kannte, rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Zurück, Lumpenvolk," während er zu gleicher Zeit eine Piſtole aus ſeinem Gürtel zog: „dem Erſten, der ſich ein unverſchämtes Wort erlaubt, will ich den Mund mit einem Loth Blei ſchließen."

Dieſe Drohung, unterſtützt durch die Bajonette einiger Soldaten, machte einen augenblicklichen Eindruck auf die Meuterer. Die minder Tapfern ergriffen die Flucht, die Kühnern ſchwiegen und ſenkten den Blick. Der fromme Hufſchmid ſelbſt, als er ſah, daß die Sache ernſt zu werden begann, ſah um ſich und murmelte: Nedjeleim (was iſt zu thun), ſtülpte die Aermel hinauf, nahm Zange und Hammer aus ſeinem Sacke, und machte ſich an die verlangte Arbeit, während er vor ſich hinbrummte: Valluh billah bittmy eddym (es geſchieht gegen meinen Willen, aber ich muß). Dieſe ganze Scene fand ſtatt in Abweſenheit Ammalet-Begs, der, weil er jede unangenehme Berührung vermeiden wollte, unmittelbar nach der Ankunft der Ruſſen ſich zu Pferde geſetzt hatte, und im Galopp nach ſeiner auf der Höhe über dem Dorfe gelegenen Wohnung geeilt war.

Während dieß alles an dem einen Ende der Rennbahn vorfiel, gewahrte man einen Krieger zu Pferde, der ſich der ruſſiſchen Abtheilung näherte. Der Reiter, obgleich nur von mittlerem Wuchſe, ſchien von athletiſchem Körperbau. Nach der Sitte der circaſſiſchen Gebirgsbewohner gekleidet, trug er ein Panzer-Hemd, einen Helm von Stahl, und fünf gleich ausgerüſtete Diener folgten ihm. Der Häuptling ritt langſam an der Fronte der ruſſiſchen Gewehr-Pyramiden hinab, und betrachtete die ausruhenden Soldaten, als er, ſey es durch Zufall, oder mit Abſicht, an eine der Pyramiden ſtieß und ſie umwarf. Seine Diener, ſtatt auszuweichen, ritten über die zu Boden gefallenen Gewehre hinweg. Die Schildwache, welche ihnen ſchon von weitem zugerufen hatte, ſich nicht zu nähern, ergriff den Renner des Kriegers mit dem Panzer-Hemde am Zügel, befahl ihm zu halten, und fragte ihn, wer er ſey, während eine Gruppe von Soldaten, aufgebracht über das unverſchämte Benehmen der Muſelmänner, ſie mit allen Anzeichen des Zornes umgab.

„Du biſt alſo noch ein Recrute," ſagte der Reiter kaltblütig, indem er den Zügel ſeines Pferdes aus der Hand des Soldaten riß, „da Du den Sultan *) Akhmet-Khan von Awarien **) nicht kennſt. Mir dünkt, ich ließ euch im verfloſſenen Jahre bei Bachly ein Andenken zurück, das ihr nicht ſo bald hättet vergeſſen ſollen. Setze ihm das von meiner Seite auseinander," fügte er hinzu,

*) Der Titel Sultan wird von den meiſten Häuptlingen der aſiatiſchen Volksſtämme angenommen, wie z. B. von den Tataren, Kirgiſen ꝛc. ꝛc.

**) Dieſer Akhmet war ein Bruder Haſſan-Khans von Djimontai; er ward Khan von Awarien durch die Heirath mit der Wittwe des letzten Khans, die im Beſitze dieſes Fürſtenthums geblieben war.

indem er ſich gegen einen ſeiner Diener wendete. Der Awarier wiederholte die Worte ſeines Herrn auf ruſſiſch mit ziemlicher Geläufigkeit.

„Es iſt Akhmet-Khan, Akhmet-Khan!“ riefen die Soldaten aus. „Haltet ihn an, ergreift ihn; er ſoll das Treffen bei Bachly *) theuer bezahlen! die Ruchloſen! alle unſere Verwundeten haben ſie niedergemacht!“

„Zurück, Unverſchämter!“ rief Sultan Akhmet dießmal auf gut ruſſiſch dem Soldaten zu, der ſich abermals des Zügels ſeines Pferdes bemächtigt hatte. Ich bin General in ruſſiſchem Dienſte.

„Du biſt ein Verräther,“ riefen mehre Stimmen. „Schleppt ihn nach Derbend vor den Oberſt. Wo iſt der Hauptmann? — — Nur in der Hölle ſollen mich ſolche Führer, wie ihr ſeyd, geleiten,“ ſagte Akhmed mit verächtlichem Lächeln; und in demſelben Augenblicke wendete er ſein Pferd auf den Hinterfüßen, und ſetzte es mittelſt eines Hiebes mit der Nagaika pfeilſchnell in Galopp. Die Noukers, welche den Blick auf ihren Herrn geheftet hatten, ſtießen einen Schrei aus und ſetzten ihm nach, wobei ſie einige Soldaten über den Haufen warfen. Nachdem ſich der Khan etwa hundert Schritte entfernt hatte, ſetzte er ſein Pferd wieder in Schritt und ritt langſam weiter, ohne eine Miene zu verändern. Die Gruppe der Tataren, welche ſich um den Huf-Schmid verſammelt hatte, zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. „Was habt ihr für einen Streit, meine Freunde,“ fragte er die Nächſtſtehenden, indem er bei denſelben anhielt.

Sämmtliche Tataren erkannten den Khan und grüßten ihn ehrfurchtsvoll, indem ſie die Hand an die Stirne legten. Die Minderkühnen und friedlich Geſinnten erſchracken bei ſeinem Anblicke, weil ſie einen Aufſtand vorausſahen, wobei ſie zwiſchen die Ruſſen und den Khan, den erklärten Feind derſelben zu gerathen befürchteten. Andrer Seits ſammelten ſich alle unruhigen Köpfe, und alle diejenigen, welche den ruſſiſchen Namen verabſcheuten, um ihn mit lautem Freudengeſchrei. In einem Augenblicke war er von demjenigen, was vorgefallen war, in Kenntniß geſetzt.

„Gleicht ihr nicht wahrhaften Büffeln, daß ihr ruhig zuſchaut, wie man euern Bruder an den Pflug ſpannt,“ ſagte der Khan mit lauter Stimme. „Man beſchimpft eure Gebräuche, man tritt euern Glauben mit Füßen, ihr weinet gleich alten Weibern, ſtatt euch zu rächen, wie es Männern geziemt. Geht, ihr ſeyd feige Memmen.“

„Was können wir thun?“ riefen mehre Stimmen. „Die Ruſſen ſind die Stärkern; ſie haben Kanonen und Bajonette.“

---

*) In dem Treffen bei Bachly war eine 3000 Mann ſtarke ruſſiſche Truppen-Abtheilung von 60,000 circaſſiſchen Gebirgsbewohnern verſchiedener Stämme eingeſchloſſen worden. Es befanden ſich Bewohner von Karakaidagh, Okoreta, Baulinan, Awarier und andere unter denſelben. Die Ruſſen ſchlugen ſich nicht ohne beträchtlichen Verluſt unter Vergünſtigung der Nacht durch.

„Habt ihr nicht Gewehre und Dolche? Aber die Ruſſen ſind kühn, und ihr ſeyd ſchüchtern! Wie, die Säbel Dagheſtan's zittern vor einer ruſſiſchen Nagaika? — Ewige Schande über euch, Muſelmänner! — — Ihr zittert vor einem ruſſiſchen Kanonenſchuſſe, und fürchtet euch nicht vor den Vorwürfen eurer Brüder.... Der Firman einer ruſſiſchen Behörde iſt euch heiliger, als das Geſetz des Korans, und ihr habt größere Angſt vor Sibirien, als vor der Hölle. Handelten eure Väter, eure Voreltern unter ähnlichen Umſtänden auf ſolche Weiſe? — Sie zählten ihre Feinde nicht, ſie kümmerten ſich nicht darum, ob es ihrem Intereſſe zuträglich war, oder nicht, ſich der Gewalt zu widerſetzen; aber ſie kämpften muthvoll und ſtarben mit Ruhm. Und was iſt es denn, das euch ſo große Schrecken einflößt? — — Sind die Ruſſen aus Eiſen gegoſſen? — — Iſt es unmöglich, bis zu ihren Kanonen vorzudringen und ſie im Rücken anzufallen? Um ſich eines Scorpiones zu bemächtigen, muß man ihn nicht beim Schwanze anfaſſen?“ — Dieſe Rede wirkte mächtig auf die Menge, und reizte die Eigenliebe der Tataren lebhaft auf. Von allen Seiten erſcholl es: „Das iſt wahr! warum ſie ſchonen? Warum ihnen geſtatten, die Herren bei uns zu ſpielen? Laßt uns den Hufſchmid befreien, er ſoll nicht mehr arbeiten!“

Und ein zahlreicher Haufen drängte ſich um die Soldaten, in deren Mitte Alekper eben das Beſchläg des Pferdes des Hauptmannes zu beendigen im Begriffe war. Die Gemüther erhitzten ſich immer mehr. Akhmet-Khan, zufrieden, das Feuer des Aufruhres angefacht zu haben, wollte die Sache nicht weiter treiben, ehe er alle ſeine Maaßregeln getroffen haben würde; er ließ daher zwei ſeiner Diener bei den Tataren zurück, um ſie in der kriegeriſchen Stimmung zu erhalten, und verließ die Menge, indem er ſich im Galopp nach dem Ontakh *) Ammalet-Begs begab.

„Mögeſt Du ſtets ſiegreich ſeyn“ — ſprach Akhmet-Khan zu Ammalet-Beg, der ihn an der Schwelle ſeines Eingangs erwartete. Dieſe Worte, obwohl ſie der gewöhnliche Gruß aller Tſcherkaſſen ſind, wurden auf ſo ausdrucksvolle Weiſe ausgeſprochen, daß Ammalet, nachdem er den Khan umarmt hatte, ihn unwillkührlich fragte: „Was ſoll das heißen? — Iſt es Scherz, oder eine Vorausſetzung, mein würdiger Gaſt?“ —

„Dieß wird einzig von Dir abhängen,“ erwiderte Akhmet-Khan. „Biſt Du nicht der muthmaßliche Erbe des letzten Chamkal's **). Somit koſtet es Dir nichts, als daß Du den Säbel aus ſeiner Scheide zieheſt, um“....

*) Ein einfaches Haus heißt auf tatariſch evc. Ontakh bezeichnet ein beträchtliches Gebäude, und Serai im Allgemeinen eine große Wohnung. Haram oder Haram-Khan den von den Frauen bewohnten Theil deſſelben.

**) Ammalet-Begs Vater war muthmaßlicher Erbe der Chamkal-Würde. Allein nachdem die Ruſſen ſich Dagheſtans bemächtigt hatten, entſetzten ſie ihn dieſer Würde, weil ſie ſeinen Geſinnungen nicht trauten.

„Um ihn nie wieder einzuſtecken .... Ich weiß es, Khan ... aber es iſt ein trauriges Loos, das Du mir hier vorſchlägſt. Nein, ich ziehe vor, in ruhigem Beſitze meines Dorfes Bouinaki zu bleiben, als mit einem leeren Titel gezwungen zu ſeyn, mich gleich einem Schakal im Gebirge zu verbergen.“

„Nicht ſo, Ammalet-Beg, ſondern gleich dem Löwen daraus hervorzugehen, um Dich auf Deine Feinde zu ſtürzen, ſie zu vernichten, und Dich endlich in dem alten Palaſte Deiner Väter auszuruhen.“ —

„Beſſer iſt es, ruhig zu ſchlafen, und nicht an dergleichen zu denken.“

„Und ſich zu verhindern, wenn es möglich iſt, auch nicht einmal im Traume die Herrſchaft zu ſehen, die man in der Wirklichkeit verloren. Es ſcheint, die Ruſſen füttern Dich mit Mohnſamen, und leſen Dir Mährchen vor, um Dich einzuſchläfern, während ſie die goldenen Früchte Deines Gartens pflücken.“

„Was vermag ich aber auszurichten mit den geringen Mitteln, welche mir zu Gebote ſtehen?“

„Die Mittel? — ſie liegen alle in Deinem Entſchluſſe. Sprich nur ein Wort, habe den Muth, zu wollen, und es wird Dir an Anhängern nicht fehlen. Aber horch!... man ſchlägt ſich in dem Dorfe... Hörſt Du die Schüſſe? — Sie ſollten Dir ein Zeichen des Sieges ſeyn.“

In dieſem Augenblicke trat Safir-Ali eiligſt und mit beſtürzter Miene ein.

Das Dorf iſt im Aufſtande, rief er aus; eine Hand voll Hitzköpfe hat die Ruſſen angegriffen; ſie haben ſich hinter Felſen gelegt, und plänkeln mit ihnen...

„Die Elenden,“ ſagte Ammalet-Beg,“ und griff nach ſeinem Gewehr. „Wie wagten ſie ſolches ohne mich zu thun? Geh, eile, Safir-Ali, bedrohe ſie mit meinem Zorn, und ſchieße den Erſten nieder, der ſich widerſetzt.“

„Ich habe bereits verſucht, ſie zu beruhigen, allein ſie weigern ſich, mich anzuhören, weil einige Leute aus dem Gefolge Akhmet-Khans ſie aufreizen und behaupten, er ſelbſt habe den Angriff auf die Ruſſen befohlen.“

„Wie, meine Leute haben dieß geſagt? fragte der Khan.“

„Und nicht auf bloße Worte haben ſie ſich beſchränkt; ſie gaben den Andern das Beiſpiel,“ erwiderte Safir-Ali.

In dieſem Falle bin ich wohl zufrieden mit ihnen; ſie haben ſich als Tapfere benommen.“

„Was haſt Du gethan, Akhmet-Khan?“ ſagte Ammalet mit unzufriedener Miene.

„Was Du längſt von ſelbſt hätteſt thun ſollen.“

„Was werden die Ruſſen ſagen, und wie ſoll ich mich vor ihnen rechtfertigen?“ —

„Wie Dich rechtfertigen? Mit Blei und Eiſen... Das Loos iſt geworfen, der Tanz hat begonnen. Friſch den Säbel in die Hand, und laß uns gegen die Ruſſen marſchiren.“

„Du wirst nicht weit gehen," rief der Hauptmann, der sich mit etwa zehn Soldaten durch die Tataren Bahn gebrochen hatte, bis zur Wohnung ihres Häuptlings. Dieser, geschreckt durch die Folgen eines Aufstandes, als dessen Anstifter man ihn betrachten konnte, trat dem erzürnten Offizier mit Höflichkeit entgegen.

„Sey mit Freude empfangen," sagte er zu ihm auf tatarisch.

„Ich weiß nicht, ob ich Dir große Freude machen werde. Das aber weiß ich, daß man uns hier nicht als Freunde behandelt. Deine Tataren haben es gewagt, auf meine Soldaten zu feuern, auf die Soldaten meines Souverains und des Deinigen, Ammalet-Beg."

„Da hatten sie großes Unrecht," sagte Akhmet-Khan, indem er sich mit verächtlicher Miene auf dem Divan ausstreckte. „Sie hatten Unrecht, zu schießen; sie hätten mit dem Säbel in der Hand über sie herfallen sollen."

„Hier also finde ich Dich," rief der Offizier aus, indem er auf Akhmet einen Blick warf, in welchem sich seine Entrüstung spiegelte. „Ammalet-Beg, dieser Mann ist allein an allem Uebel Schuld. Ohne ihn, ohne diesen übermüthigen Rebellen wäre kein Schuß gefallen zu Bouinaki. Und Du selbst, Ammalet, bist Du frei von jedem Vorwurfe? — Du nennst Dich einen Freund der Russen und gibst ihrem größten Feinde Zuflucht. Im Namen des Ober-Generals fordere ich Dich auf, ihn mir auszuliefern."

„Hauptmann," sagte Ammalet-Beg, „ein Gast ist uns ein geheiligtes Wesen. Verletzte ich in seiner Person die Gesetze der Gastfreundschaft, so würde ich mein Gewissen mit einer ungeheuern Sünde belasten, und mich mit ewiger Schande bedecken. Fordert solches nicht von mir; nehmt Rücksicht auf meine Bitte, und ehret unsre Gesetze."

„Dagegen sage ich Dir, ehre die russischen Gesetze, und gedenke Deiner Pflicht. Du hast dem Kaiser Treue geschworen; Dein Eid nöthigt Dich, seiner Gerechtigkeit einen Schuldigen auszuliefern und wäre es Dein Anverwandter, Dein Freund."

„Herr Hauptmann, eher würde ich meinen eigenen Bruder ausliefern, als meinen Gast. Es steht Euch nicht zu, zu entscheiden, welcher Art die Verpflichtungen sind, welche mir mein Eid auferlegt. Als meinen Richter erkenne ich nur Gott, den Diwan und den Padischah (Kaiser). Jenseits meines Eigenthums überlasse ich dem Schicksal die Sorge für den Schutz des Khans; aber hier, unter meinem Dache ist dieß meine Sache, meine heilige Pflicht, und ich werde sie erfüllen."

„So wirst Du vor Deinem Richter die Folge verantworten, einen Verräther aufgenommen zu haben."

Der Khan hatte während dieser ganzen Scene, auf den Kissen ausgestreckt, ein verächtliches Stillschweigen beobachtet, während er Wolken von Rauch

aus ſeiner langen Pfeife blies. Bei dem Worte „Verräther“ belebte jedoch der Zorn ſein Antlitz; raſch erhob er ſich und auf den Hauptmann zu.

„Ein Verräther!“ rief er aus; „ſprich vielmehr, daß ich mich weigerte, an denen zum Verräther zu werden, denen ich allein Treu und Glauben ſchuldig bin. Es iſt wahr, euer Padiſchah hat mir einen Grad verliehen; euer Sardar (Obergeneral) hat mir geſchmeichelt, und ich bin treu geblieben, ſo lange man nichts Unmögliches und Erniedrigendes von mir verlangte. Allein bald forderte man mich auf, euern Truppen den Eingang in meine Berge zu öffnen, und ihnen den Bau feſter Forts zu geſtatten. Der niedrigſte der Menſchen wäre ich geweſen, hätte ich eingewilligt, auf ſolche Weiſe den Schweiß und das Blut meiner Brüder, der Awarier zu verkaufen. Und glaubſt Du, dieß wäre mir gelungen? — Nimmermehr! Tauſend Säbel hätten ihre Scheiden verlaſſen, Tauſend Dolche hätten ſich erhoben, den Verräther zu ſtrafen. Die Felſen wären über meinem Haupte zuſammengeſtürzt. Ich wies daher die Geſuche der Ruſſen zurück. Aber dennoch war ich zu jener Zeit noch nicht der Feind der Ruſſen. Und was war der Lohn meiner freundſchaftlichen Geſinnungen, der Rathſchläge, welche ich gab? ... Einer eurer Generale hat es gewagt, mir als Preis für meinen Rath einen beſchimpfenden Brief zu ſchreiben. Aber ſeine Frechheit kam ihm theuer zu ſtehen; am Tage von Bachly bezahlten Ströme von Blut die wenigen Tropfen einer beſchimpfenden Tinte. Jenes Blut hat uns auf immer geſchieden.“

„Es ſchreit um Rache,“ rief der Hauptmann wüthend aus, und Du, nichtswürdiger Räuber, wirſt ihr nicht entgehen.“

„Noch weniger Du dieſem Stoße,“ erwiderte Akhmet-Khan, indem er ſeinen Dolch in die Bruſt des Hauptmanns ſenkte, der eben die Hand ausſtreckte, um den Khan zu greifen. Der Offizier fiel ſchwer verwundet nieder, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß.

„Was haſt Du gethan,“ rief Ammalet-Beg; „Du haſt mich zu Grunde gerichtet. Es iſt ein Ruſſe und mein Gaſt.“

„Es gibt Beſchimpfungen,“ erwiderte der Khan mit düſterer Miene, „welche ſelbſt die Privilegien der Gaſtfreundſchaft aufheben. Der Würfel iſt gefallen. Jetzt iſt es nicht mehr Zeit zu zögern. Laß Deine Thüren ſchließen, rufe Deine Leute herbei, und laß uns die Feinde zurückſchlagen.“

„Noch vor wenigen Augenblicken hatte ich deren keine. Jetzt iſt die Vertheidigung unmöglich. Es fehlt uns an Munition und meine Leute ſind zerſtreut.“

„Die Unſrigen fliehen nach allen Seiten,“ rief Safir-Ali verzweifelnd. „Die Ruſſen rücken eiligſt vor; ſie erklimmen den Berg; ſie ſind dicht bei uns!“ ...

„Steht es ſo, Ammalet-Beg,“ ſagte der Khan, „ſo mußt Du mir folgen. Ich war auf dem Wege in das Land der Tchetchenzen, um ſie zum Aufſtande

zu bewegen. Gott weiß, was kommen wird, aber für den Augenblick ſind wir dort in Sicherheit. In den Bergen fehlt es nicht am Brode. Biſt Du damit einverſtanden, ſo laß uns aufbrechen.“

„Auf denn,“ ſagte Ammalet mit Entſchloſſenheit. „Zu Vorwürfen iſt jetzt keine Zeit. Mir bleibt nichts übrig als Flucht. Raſch ein Pferd, und ſechs Noukers, die mir folgen.“

„Ich verlaſſe Dich nicht,“ rief Safir-Ali. „Ich bin Dein im Leben und im Tode.“

„Nein, Safir-Ali, nicht alſo. Du bleibſt hier, um über mein Eigenthum zu wachen, auf daß nicht Freunde und Feinde es plündern. Bringe meiner Frau mein Lebewohl und geleite ſie zu dem Cham-Khal, ihrem Vater. Vergiß mich nicht, und ſomit auf Wiederſehen.“

Kaum hatten ſie Zeit, aus dem einen Thore zu entkommen, als die Ruſſen zu dem danern hereindrangen.

Zweites Kapitel.

Der Rückzug über das Gebirge.

Die Strahlen der Mittagsſonne fielen ſenkrecht auf die Gipfel des Caucaſus. Der ſchneidende Ruf der Mollahs, welcher die Gläubigen zum Gebete verſammelt, pflanzte ſich von Minaret zu Minaret bis an das Ende des Thales fort, und weckte in einem Augenblicke das Echo des Felſen, worauf alles wieder in Schweigen und bewegungsloſe Stille zurücktrat.

Der Mollah Hadji-Suleyman, einer jener andächtigen Türken, welche von dem Diwan von Stambul jedes Jahr nach dem Caucaſus geſendet werden, um den wahren Glauben unter den Gebirgsbewohnern fortzupflanzen, und ſie zu gleicher Zeit in dem Haſſe gegen die Ruſſen zu beſtärken — Hadji-Suleyman hatte eben ſeine Waſchungen und das von dem Geſetze vorgeſchriebene erſte Gebet beendet, und ruhte auf der Gallerie aus, welche den oberen Theil des Minarets der Moſcheen umgibt. Seit wenigen Tagen zum erſten Mollah eines Dorfes im Lande der Tchetchenzen ernannt, lag der gute Muſelmann auf einer dreifachen Schichte weicher Kiſſen ausgeſtreckt, und entzog ſich von

Zeit zu Zeit der Betrachtung ſeines langen grauen Bartes und der dichten Rauchwolken, welche er ſeiner Pfeife entlockte, um einen neugierigen Blick nach den Bergen und dem engen Thale zu werfen, das ſich auf der Nordſeite unmittelbar zu ſeinen Füßen hinzog. Zur Linken gewahrte man die Gebirgskette, welche das Land der Techetchenzen von dem der Awarier trennt. Hinter dieſer Kette heben ſich ſteile, mit ewigem Schnee bedeckte Piks himmelan. Die Lakli's des Dorfes, das auf ſteilem Abhang weitläuf erbaut war, ſenkten ſich terraſſenförmig bis zur Hälfte des Berges herab. Nur auf engen Fußpfaden konnte man zu dieſen Häuſern gelangen, die kleinen, natürlichen Feſtungen glichen, in welchen ein kühner Menſchenſchlag wohnte, deſſen Hauptbeſchäftigung Raub und Plünderung war. Tiefe Ruhe herrſchte ſowohl im Dorfe, als auf den umliegenden Bergen. Kein Menſch zeigte ſich in den engen, gekrümmten Straßen. Nur hie und da gewahrte man einige Schaafe, welche im Schatten der Felſen Kühlung ſuchten, und einige Büffel, welche in der Nähe von Quellen ſich in dem Schlamme zuſammen drängten, ſo daß kaum ihre Köpfe ſichtbar waren. Das Geſumſe der Inſekten und das eintönige Geſchrei der Grille unterbrachen allein das Schweigen der Natur. Hadji-Suleyman, gedeckt gegen die Sonne durch die weite Kuppel der Moſcheen, genoß der allgemeinen Ruhe, die ſo ganz mit der vorherrſchenden trägen Stimmung der Türken übereinſtimmte. Als er endlich ſeinen Blick gegen das Thal wendete, gewahrte er zwei Reiter, welche langſam von der entgegengeſetzen Seite heraufzogen. „Nephtali“, rief der Mollah, indem er ſich gegen das nächſtgelegene Sakli wandte, an deſſen Thüre ein geſatteltes Pferd angebunden war. Auf dieſen Ruf trat ein Techetchenze von hohem Wuchſe hervor, deſſen ſchwarzer Bart mit beſonderer Sorgfalt geſchnitten, und deſſen Kopf mit einer dichten Mütze von Schaaffell bedeckt war. „Nephtali“, wiederholte der Mollah, „ich erblickte in der Ferne zwei Männer zu Pferde, welche ſich gegen uns bewegen, und die Abſicht zu haben ſcheinen, das Dorf zu umgehen.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Nephtali, „ſind es Armenier oder Juden, die keinen Führer bezahlen wollen .... Um ſo ſchlimmer für ſie, denn ſie werden den Hals brechen, auf dem engen Fußwege, der um das Dorf herumführt, und auf dem ſich ſelbſt wilde Ziegen und unſere beſten Reiter nur mit Vorſicht wagen.“

„Nicht doch Nephtali, du biſt im Irrthum. Ich war zweimal in Mecca und habe genug Armenier und Juden in meinem Leben geſehen .... aber dieſe Reiſenden gleichen weder den einen noch den andern. — Das ſcheinen mir Leute zu ſeyn, die auf Kreuzwegen Gold gegen Eiſen einwechſeln .. überdieß haben ſie kein Gepäcke in ihrem Gefolge. Steige herauf zu mir, Nephtali, deine Augen reichen weiter als die meinen, die durch das Alter geſchwächt ſind. In früherer Zeit vermochte ich auf einen Werſt die Knöpfe auf dem Gewande eines Ruſſen zu zählen, und nie verfehlte mein Geſchoß einen Ungläubigen

Aber heut zu Tage kann ich kaum einen Hammel unterſcheiden, den man mir geſchenkt hat.“

Unterdeſſen hatte Nephtali den Thurm erſtiegen, und ſich neben den Mollah geſtellt, indem er ſeinen durchdringenden Blick auf die Reiſenden richtete.

„Die Mittagsſonne brennt heiß, und die Wege ſind ſchwierig“, fuhr Suleyman fort, „gehe den Fremden entgegen und lade ſie zu mir, ſich und ihre Roſſe zu erfriſchen. Vielleicht erzählen ſie uns etwas neues, und überdieß iſt die Gaſtfreundſchaft eine Tugend, welche der Koran auf das dringendſte empfiehlt.“

„Seit den älteſten Zeiten, und lange, ehe wir den Koran kannten, verließ kein Fremder in unſeren Bergen ein Dorf traurig oder hungernd, und ohne Lebensmittel, den Segen und einen Führer erhalten zu haben, der ſie geleite. Aber dieſe ſcheinen mir verdächtig, denn warum würden ſie ſonſt den Umgang rechtlicher Leute fliehen und das Dorf, ſelbſt auf Gefahr ihres Lebens, umgehen? —“

„Man ſollte glauben, es ſeyen Leute aus Eurem Lande,“ ſagte der alte Mollah, indem er aufmerkſam hinblickte und die Hand über die Augen hielt, als wolle er dieſe gegen die Sonne ſchützen. „Sie tragen tchetchenziſche Kleidung. Vielleicht kehren ſie von dem Streifzuge zurück, den Dein Vater mit einem Hundert ſeiner Freunde unternommen hat.“

„Nein, Suleyman, ſie ſind nicht von den Unſern. Wären ſie ächte Gebirgsbewohner, warum ſollten ſie ihren Landsleuten ausweichen, um ihnen ihre Thaten zu erzählen, und die Beute zu zeigen, die ſie den Ruſſen abgenommen haben? Auch ſind es keine Abreken *), denn ihr Haupt iſt nicht mit dem Bachlyk **) bedeckt, den dieſes Volk trägt. Ueberhaupt beweist die Kleidung nichts. Und wer kann wiſſen, ob es nicht flüchtige Ruſſen, oder Ausreiſſer ſind? — Geſchah es nicht vor ganz kurzer Zeit, daß ein in den Aoul ***) vor Stambeth geflüchteter Koſake ſich davon machte, nachdem er den Wirth, der ihn aufnahm, getödtet und ſich ſeines Pferdes und ſeiner Waffen bemächtigt hatte? Denn der Teufel iſt zuweilen ſehr mächtig.“

„Allerdings, beſonders bei ſolchen, Freund Nephtali, welche ſchwach im Glauben ſind. Aber, wenn ich mich nicht täuſche, ſo ſehe ich bei dem zweiten Reiter ſchwarze Haare unter dem Kolpack.“

---

*) Die Folge wird zeigen, was dieſe Benennung bedeutet.

**) Der Bachlyk iſt eine Art von Mantel mit einer Kapuze, alles aus einem Stücke gefertigt. Der Stoff iſt aus Filz.

***) Aoul, Weiler.

„Ganz richtig, ich will darauf sterben, daß es ein Russe, oder was noch schlimmer, ein chaguidischer *) Tatar ist. Warte, guter Freund, ich will Dir deine Zilsliar (Locken) bezahlen. Lebe wohl, Suleyman, in einer halben Stunde bin ich entweder mit den Fremden zurückgekehrt, oder einer von uns bleibt auf dem Platze, und dient den Geyern des Gebirges zur Nahrung."

Nephtalie eilte die Treppen des Thurmes hinab, ergriff sein Gewehr, schwang sich in den Sattel und jagte im Galopp den steilen Abhang des Engnisses über Schluchten und Felsen hinab. Die Steine flogen unter den Hufen seines Pferdes auseinander, und der kühne Reiter verschwand inmitten einer Staubwolke. Alla Akbar (Gott ist groß)! sagte Suleyman, indem er voll Ernst seine Pfeife wieder in den Mund nahm.

Nephtali hatte die beiden Fremden bald erreicht. Mit Schaum und Schweiß bedeckt erklimmten ihre erschöpften Renner mühsam den engen und steinigten Fußpfad, der mit Umgehung des Dorfes nach dem Kamm der umliegenden Berge führte. Der erste der beiden Reiter trug das Panzerhemd der Gebirgsbewohner; der andere war in das einfache circassische Gewand gekleidet, ein prachtvoller persischer Säbel hing an goldgewirkter Schnur an seiner Seite. Die linke Hand trug er in einer Schlinge. An dem Verbande bemerkte man Spuren von Blut. Nephtali, der ihnen folgte, konnte ihre Gesichter nicht sehen, sobald jedoch der Weg sich etwas erweiterte, eilte er ihnen im Galopp voran, kehrte hierauf um, und stellte sich dergestalt ihnen gegenüber, daß er die ganze Breite des Felsenpfades einnahm.

„Salam Aleykum," rief er ihnen zu, indem er seine Waffen mit kaum bemerklicher Bewegung in Bereitschaft setzte.

Der vorderste Reiter barg sein Gesicht in seiner Burka **), so daß man nur seine gerunzelten Braunen und zwei funkelnde Augen gewahrte.

„Aleykum Salam," erwiderte er, indem er den Carabiner ergriff und fest in die Bügel trat.

„Möge Allah Euch eine glückliche Reise gewähren!" fuhr Nephtali fort, indem er alle Bewegungen seines Gegners mit Aufmerksamkeit verfolgte, bereit, bei der geringsten feindseligen Demonstration Feuer zu geben.

„Und möge er Dir den guten Geist einflößen, uns ruhig unseres Weges gehen zu lassen," antwortete der Andere mit Ungeduld. „Sprich, guter Freund, was willst Du von uns?" —

---

*) Die Gebirgsbewohner des Caucasus sind Moslims von der hunnitischen Sekte, während der größte Theil der Bewohner Daghestans Chaguiden oder, gleich den Persern, Anhänger Ali's sind. Diese beiden Sekten verabscheuen sich gegenseitig. Die Dagheſtaner erkennt man leicht an ihren Haaren, welche unter den Mützen hervorwallen.

**) Burka heißt ein Mantel aus Kameelhaaren, der kurz und ohne Aermel gefertigt ist. Dieser Mantel, den man häufig bei den Tscherkessen und Kosaken sieht, schützt gegen Wind und Regen vollkommen.

„Ich biete Euch ein Aſyl zur Ruhe, ein brüderliches Mahl, Stallung und Futter für eure Pferde an. Zu allen Zeiten ward die Gaſtfreundſchaft unter meinem Dache geübt, denn der Dank der Fremden vermehrt die Heerden, und giebt den Waffen neue Schneide. Stets haben wir zu vermeiden geſucht, daß der Stachel des Vorwurfs uns treffe, und man nicht ſagen könne: Sie ließen Reiſende während der Hitze des Tages vorüberziehen und haben ſie weder erquickt noch geſpeist.“

„Wir danken dir für dein höfliches Anerbieten, allein es iſt nicht unſere Art, Andern zur Laſt zu fallen. Ueberdieß liegt uns mehr daran weiter zu ziehen, als der Ruhe zu pflegen.“

„So muß ich Euch ſagen, daß Ihr Eurem Untergange entgegen geht, wofern Ihr dieſen Weg fortſetzt, ohne Euch eines Führers zu bedienen.“

„Einen Führer!“ rief der Fremde aus, „einen Führer für mich, der nicht nur die Wege eurer Pfade, ſondern ſelbſt die ungangbarſten Pfade des Caucaſus kennt. Wiſſe, guter Freund, daß ich an Stellen war, wo weder die Schlange noch der Tiger hinkömmt, wo ſelbſt den Adler ſeine Flügel nicht hintragen; und darum erſuche ich Dich abermals, laß uns weiter ziehen. Wir befinden uns auf dem Wege Gottes und nicht an der Schwelle Deiner Thüre. Wir haben keine Zeit in unnützen Geſprächen zu verlieren.“

„Ich weiche keinen Schritt, ehe ich weiß, wer Ihr ſeyd und woher Ihr kommt.“

„Junger Thor, gib den Weg frei, oder Deine Mutter wird heute noch den Winden Deine zerſtreuten Gebeine ſtreitig machen!.... Danke dem Himmel, Nephtali, daß Dein Vater und ich früher das Brod mit einander brachen, daß wir mehr als einmal neben einander kämpften. Unwürdiger Sohn, Du lebſt im Müßiggange, durchſtreifſt die Berge und hältſt friedliche Reiſende auf ihrem Wege an, während in dieſem Augenblicke der Leichnam Deines Vaters auf ruſſiſchem Boden liegt, und die Weiber der Koſaken ſeine Waffen in dem Bazar ihrer Staniſzen *) verkaufen. Nephtali, geſtern ward Dein Vater jenſeits des Terek getödtet. Weißt Du jetzt, wer ich bin?“

„Sultan Akhmet-Khan!“ rief der junge Tchetchenze aus, indem er den Khan endlich an dem drohenden Feuer ſeines Blickes erkannte, und zugleich durch die jammervolle Kunde, welche er erfahren hatte, niedergeſchmettert wurde. Während er dieſe Worte ausſprach, verſagte ihm die Stimme, und von unſäglichem Schmerze ergriffen, ließ er ſein Haupt auf den Hals ſeines Pferdes ſinken.

„Ja, ich bin Akhmet-Khan! Aber präge Dir folgendes wohl in Dein Gedächtniß. Nephtali, wagſt Du irgend Jemand zu ſagen: Ich habe den Khan

*) Staniszen heißen die Marktflecken im Lande der Koſaken.

von Awarien geſehen, ſo ſoll Dich meine Rache bis in das dritte Glied verfolgen.“

Die Reiſenden ſetzten ihren Weg fort. Die ſichtliche Unordnung ihres Anzuges verkündete, daß ſie eben aus einem Treffen kamen. Ihre Kleider trugen Spuren feindlichen Blutes. Ihre Schnurrbärte waren geſchwärzt von dem Zündkraute der Feuerwaffen. Schweigend zogen ſie ihres Weges, und jeder ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Akhmet-Khans ſtolzer Blick ſchien des Schickſals zu ſpotten, und ein verächtliches Lächeln zeigte ſich von Zeit zu Zeit auf ſeinen Lippen. Aber das bleiche Antlitz Ammalet-Beg's (denn er war der Andere) zeugte von großer Erſchöpfung der phyſiſchen Kräfte und einem brennenden moraliſchen Schmerze. Seine halb geſchloſſenen Augen hatten ihren gewöhnlichen Glanz verloren, und von Zeit zu Zeit preßte ihm der Schmerz ſeiner Wunde, die fortwährend durch den ungleichen Gang ſeines an die ſchwierigen Gebirgspfade nicht gewöhnten tatariſchen Roſſes gereizt wurde, einen dumpfen Seufzer aus. Gleichwohl war er der Erſte, welcher das Schweigen brach.

„Warum Akhmet,“ ſo ſprach er, „haſt Du das Anerbieten dieſer guten Leute ausgeſchlagen? Wir hätten wohl einige Stunden raſten und dann in der Kühle des Abends unſere Reiſe fortſetzen können.“

„Ammalet, Du urtheilſt wie ein junger Menſch, der in den Tag hinein ſpricht, und die wahre Lage der Dinge nicht kennt. Du biſt gewohnt, Deine Tataren zu befehlen, die Du gleich Sclaven behandelſt, und eben ſo glaubſt Du dieſe freien und ſtolzen Gebirgsbewohner behandeln zu können. Die eiſerne Hand des Schickſals laſtet auf uns; wir ſind geſchlagen und zur Flucht genöthigt; Hunderte von Tapfern, Deine Nonkers und die meinen ſind im Kampfe mit den Ruſſen gefallen. Soll ſich nun Akhmet-Khan, den dieſe Tchetchenzen als das verheißende Geſtirn des Sieges zu betrachten gewohnt ſind, als Beſiegter, als Flüchtiger zeigen, ſoll ich ſelbſt der Bote meines Schimpfes ſeyn, ſoll ich als Bettler eine demüthige Gaſtfreundſchaft empfangen, und vielleicht ihre Vorwürfe über den Tod ihrer Männer, ihrer Brüder, die mir in dem unglücklichen Zuge folgten, mit anhören? Dadurch Ammalet-Beg, würde ich ihr Vertrauen auf immer verlieren. Die Zeit wird dieſe Eindrücke verwiſchen; ihre Thränen werden trocknen, und die Klagen werden dem Durſt nach Rache Platz machen. Dann ſollen ſie Sultan Akhmet-Khan wiederſehen, der ihnen die Rückkehr der Kämpfer und der Beute verkünden wird. Dann wird der Ruf zu den Waffen auf's Neue durch die Berge ſchallen, und unter meinen Befehlen werden ſich die Rächer mit erneuter Wuth auf das Gebiet der Ruſſen ſtürzen. Zeigte ich mich jetzt vor den Tchetchenzen, ſie vergäßen vielleicht im erſten Gefühle des Schmerzes, daß Gott nach ſeinem Willen den Sieg verleiht oder nimmt. Ein trotziges Wort dränge vielleicht an mein Ohr. Ein Schimpf, Akhmet-Khan angethan, wäſcht ſich nur mit Blut, und die Nothwendigkeit

einer persönlichen Rache müßte nur derjenigen schaden, welche ich meinen wahren Feinden, den Russen, geschworen habe. Die Klugheit gebot daher, jede Gelegenheit des Streites mit einem tapfern und kriegerischen Volke zu vermeiden, damit der Zauber nicht vernichtet werde, den sie gewohnt sind, zu verehren. Man macht sich nichts aus dem Manne, wenn er schwach und machtlos anlangt, und jeder seine Kraft mit der seinigen messen kann. Ueberdieß bedarfst Du eines tüchtigen Wundarztes, und Du findest nirgends einen geschicktern, als bei mir.* Morgen werden wir in meiner Heimath anlangen, und so lange darfst Du weder die Geduld noch den Muth verlieren."

Ammalet-Beg dankte ihm freundlich, indem er nach asiatischer Sitte die Hand auf Stirne und Herz legte. Er fühlte die Wahrheit dieser Bemerkungen, aber Leiden und Erschöpfung siegten über seinen Verstand. Unsere Reisenden vermieden den Eingang der Dörfer und übernachteten in den Felsen; zur Nahrung diente ihnen eine Hand voll Reis in Honig gekocht, eine Nationalspeise, mit welchen die Gebirgsbewohner stets auf ihren Zügen versehen sind. Mit Tagesanbruch setzten sie ihre Reise fort. Nachdem sie den Koisou auf einer Brücke unweit des Weilers Achirtey überschritten hatten, wandten sie sich ab von dem Laufe dieses Flusses; eben so ließen sie das Gebiet des Koisou-Boulintses und die kahlen Berge des Salatarna hinter sich. Der Weg, den sie einschlugen, führte durch Wälder, über Abhänge und entlang von Abgründen, deren Tiefe schwindeln machte, und die Seele mit Schrecken erfüllte. Endlich begannen sie die letzten Berge zu ersteigen, jenseits welcher man gegen Khannzakh oder Awara, die Hauptstadt des Khans dieser Gegend, hinabsteigt. Die Vegetation verschwand allmählig, nach Maaßgabe, als sie sich den nackten Felsengipfeln näherten, auf denen ewige Winde und Nebel herrschen. Um dahin zu gelangen, mußten die Reisenden zahllose Umwege machen, und oft beinahe senkrechte Abhänge hinaufklimmen. Das Pferd des Khans, gewohnt an Berge, schritt mit Vorsicht vorwärts, die Festigkeit jedes Steines prüfend, ehe es den Fuß darauf setzte; eben so benahm es sich bergabwärts, und häufig rutschte es auf dem Hintertheil über die steilsten Abhänge hinab. Ammalet-Begs prachtvoller Hengst dagegen, aufgezogen in dem reichen Hügellande Daghestan, stolperte oft, erhitzte sich ohne Zweck und erschöpfte seine Kräfte nutzlos. Nicht gewöhnt an Mangel und Strapazen, vermochte er einen fortgesetzten Marsch von zwei Tagen nicht auszuhalten, während dessen er bald den brennenden Strahlen der Sonne, bald der Kälte der hochgelegenen Bergspitzen ausgesetzt war und keine andere Nahrung erhielt, als das aus den Felsen hervorwachsende Gras. Er athmete nur noch mühsam; seine Nasenlöcher waren entzündet. Dichter Schweiß rann von seinem Körper herab, und Schaum bedeckte sein Gebiß.

„Allou-ga-schou-hour" (Gott sey gelobt) rief Ammalet-Beg aus, nachdem er den letzten Gipfel erreicht hatte, an dessen Fuße sich das Land der Awarier

ausbreitete; aber in demſelben Augenblicke ſtürzte ſein unglückliches Pferd, deſſen letzte Kraft erſchöpft war, unter ihm zuſammen; das Blut floß aus ſeinem Munde, und der letzte Athemzug ſprengte den Gurt des Sattels.

Der Khan eilte ſeinem Gefährten zu Hülfe. Mit Schrecken bemerkte er, daß der Verband der Wunde Ammalet-Begs durch den Sturz verſchoben worden war, und daß das Blut auf's Neue zu fließen begann. Der junge Mann ſchien ohne Gefühl für den phyſiſchen Schmerz; er beweinte ſeinen Lieblings-Renner. Seine Seelenkraft vermochte dieſem letzten Schlage nicht zu widerſtehen; der Schmerz, den ſo viele Urſachen in ſeiner Seele aufgehäuft hatten, brach ſich Bahn durch einen Thränenſtrom; ſo bringt ein einziger Tropfen ein angefülltes Gefäß zum Ueberfließen.

„Du wirſt mich nicht mehr tragen," ſprach er, „mit der Schnelligkeit der von dem Sturme entführten Feder; weder in der ſtäubenden Rennbahn, noch im Gefechte mitten im Kampfgemenge. So war es denn zum letzten Male, daß deine leichten Füße mich dem Eiſenhagel der ruſſiſchen Geſchütze entrückten! mit dir und durch dich erwarb ich mir den Namen eines kühnen Reiters; warum, du treuer Gefährte, ſoll ich jetzt deinen und meinen Ruhm überleben?"

Sein Haupt ſank gegen die Bruſt; lange Zeit ſchwieg er ſtille, während Akhmet-Khan ſich ſorgfältig bemühte, den Verband wieder auf die Wunde zu befeſtigen. Endlich erhob er ſich und ſprach mit entſchloſſenem Tone: „Laß mich, Sultan Akhmet-Khan; überlaß einen Unglücklichen ſeinem Schickſale. Der Weg iſt noch weit, und ich fühle die Abnahme meiner Kräfte. Bleibſt Du bei mir zurück, ſo wirſt Du gleichfalls zu Grunde gehen. Siehſt Du jenen Geyer, der über unſern Häuptern ſchwebt? — er ſcheint eine Ahnung von der Beute zu haben, die ſeiner wartet. Wozu auch gegen das Schickſal ankämpfen? Beſſer iſt es, todt von dem mächtigen Vogel der Berge verzehrt, als unter die Füße der Ungläubigen getreten zu werden. Lebe wohl, verweile nicht länger!"

„Schämſt Du Dich nicht, Ammalet-Beg," erwiderte Sultan Akhmet, „daß Du über einen Strohhalm, der auf Deinem Wege liegt, zu Boden fällſt? ... Du biſt niedergedrückt, weil Du eine Wunde erhielteſt und Dein Pferd ſtürzte? ... Und doch wirſt Du bald geheilt ſeyn, und noch früher ein anderes, beſſeres Pferd finden. Wer vermag zu ahnen, welche Zukunft uns Allah aufbewahrt? In der Blüthe des Alters iſt es Sünde zu verzweifeln. Setze Dich auf mein Pferd, ich will es am Zügel führen, und noch vor Einbruch der Nacht haben wir unſer Ziel erreicht. Auf! die Zeit iſt koſtbar."

„Für mich gibt es keine Zeit mehr, Sultan Akhmet-Khan. Aus dem Grunde meiner Seele danke ich Dir für Deine brüderliche Sorge, aber ich will ſie länger nicht in Anſpruch nehmen. Du ſelbſt biſt außer Stande, einen ſo langen Weg zu Fuße zurückzulegen, nachdem Du ſchon ſo viele Strapazen

ausgestanden hast. Ich wiederhole Dir, überlaß mich meinem Geschicke. Hier auf dieser unzugänglichen Höhe laß mich sterben. Was vermag das Leben mir noch zu bieten? — Meine Aeltern liegen in kühler Erde; meine Frau ist fern von mir, ein Raub des Kummers; der Chamkahl, mein Schwiegervater und Oheim, befindet sich zu Tarki, wo er vor den Russen im Staube kriecht. Die Giaurs herrschen in meinem Erbe, an dem Orte, wo ich geboren ward, und ich selbst bin besiegt und flüchtig. Ich will und kann nicht leben."

„Was Du hier sagst, hat keinen Sinn, mein lieber Ammalet-Beg, und nur daß Du in diesem Augenblicke das Fieber hast, kann Dich einigermaßen entschuldigen. Wir sind alle geboren, um unsere Väter zu überleben. — Ist Deine Frau nicht mehr bei Dir, oder gefällt sie Dir nicht mehr, so steht Dir das Recht zu, Dir noch drei andere auszuwählen. Was kümmert Dich das, was der Chamkhal, Dein Schwiegervater thut?... Und wenn Dir etwas an der Erbschaft Deiner Vorfahren liegt, so ist dieß nur ein Grund weiter, um am Leben zu bleiben, denn die Todten bedürfen weder des Sieges, noch der Macht. Dich an den Russen zu rächen, ist eine heilige Pflicht, und schon deßhalb mußt Du wieder genesen. Es ist wahr, wir sind geschlagen; allein so wechselt das Loos des Kriegs: heute fällt der Würfel für unsere Feinde, morgen fällt er für uns. Das Schicksal vertheilt den Sieg nach seinem Willen; aber der Mensch gewinnt es durch Tapferkeit und Ausdauer. Daher fasse Muth, mein Freund, Du bist geschwächt, und verwundet, ich aber besitze hinreichende Kraft, und mein Körper ist an Anstrengung gewöhnt. Besteige mein Pferd, laß uns unsern Weg fortsetzen, und ich stehe Dir dafür, wir werden die Russen noch mehr als einmal schlagen."

Diese Worte wirkten mächtig auf den jungen Tataren; das Blut stieg ihm in's Gesicht, so daß die große Bläße, welche seine Züge bedeckte, einen Augenblick verschwand. „Wohlan," rief er aus, „ich will leben für die Rache, für die offene oder geheime Rache. Glaube mir, Sultan Akhmet-Khan, nur zu diesem Zwecke nehme ich Dein edles Anerbieten an. In Zukunft gehöre ich Dein; ich schwöre es bei dem Grabe meines Vaters. Leite alle meine Handlungen, lenke meinen Arm, und sollte ich je, in Weichlichkeit versunken, meines Schwures vergessen, so erinnere mich an diesen Augenblick, an diese Felsen, die dessen Zeugen waren; dann wird sich Ammalet-Beg ermannen, und sein Dolch wird mit der Schnelligkeit des Blitzes treffen."

Der Khan schloß den ungestümen jungen Mann in seine Arme und half ihm in den Sattel. „Jetzt," sagte er, „finde ich in Dir das wahre Blut der Emire wieder, jenes reine, feurige Blut, das in unsern Adern fließt, ähnlich dem Erdharze der Felsen, das, lange Zeit ruhig, plötzlich sich entzündet und durch seine Explosion ungeheure Massen zusammenstürzt."

Mit der einen Hand unterstützte der Khan seinen verwundeten Gefährten im Sattel, mit der andern faßte er den Zügel und leitete das Pferd vorsichtig

den steilen und gefahrvollen Felsen hinab, auf dem sie sich befanden. Hie und da rissen sich Steine unter den Hufen des Pferdes los und stürzten mit Getöse in den Abgrund. Zuweilen rutschte das Pferd trotz aller Geschicklichkeit die jähen Abhänge hinab und hielt sich nur mit Mühe über dem Abgrunde; daher waren unsere Reisenden auch nicht wenig erfreut, als sie in jene Region gelangten, in welcher kärgliches Moos den bis dahin nackten Granit zu decken begann. Allmählig erschienen zwischen den Felsenspalten kriechende Pflanzen, welche sich bald fächerartig erhoben, bald flechtenartig weiterspannen. Endlich gelangten sie in einen dichten Wald, der anfangs aus Haselstauden, dann aus Eichen und wilden Kirschbäumen, endlich weiter unten aus Platanen bestand. Der Wechsel und Reichthum der Vegetation, das feierliche Schweigen, das mitten in diesen majestätischen Wäldern herrschte, brachte in der Seele eine unwillkührliche Sammlung hervor. Zuweilen ward der Blick mitten in den dunkeln Schatten der hundertjährigen Stämme, durch den Anblick einer offenen Stelle von tausend duftenden Blumen überrascht, welche der Fuß eines Menschen noch nie betreten hatte. Der enge Pfad, dem die Reisenden folgten, schien sich oft in dem Dickicht des Waldes gänzlich zu verlieren und erschien dann plötzlich wieder, indem er sich um einen Felsenkamm herumschlängelte, zu dessen Füßen ein Waldstrom brauste, der bald mit Getöse in den Abgrund stürzte, bald in einem von der Natur gebildeten steinigten Becken zu schlummern schien. Fasanen mit buntem, glänzendem Gefieder flogen von einem Busche auf den andern; Schwärme wilder Tauben schwebten bald unbeweglich, gleich einer Wolke in den Lüften, bald schwangen sie sich in dichten Reihen senkrecht in die Höhe. Die untergehende Sonne deckte dieses magische Gemälde mit ihren purpurnen Tinten, und leichte Nebel begannen aus den tiefen Thälern aufzusteigen. In dieser ganzen Natur herrschte eine Frische, eine Lieblichkeit, von welchen der Bewohner der Ebene sich keinen Begriff zu machen vermag. Schon näherten sich unsere Reisenden dem Dorfe Akokha, das nur durch einen Bergrücken von Khaunzakh getrennt ist. Sie waren im Begriffe, denselben zu ersteigen, als plötzlich ein Schuß an ihre Ohren schlug, welches Zeichen einer schlimmen Vorbedeutung tausendfach von dem Echo dieses Felsen wiedertönte. Ueberrascht hielten sie stille und horchten aufmerksam; allein gleich darauf herrschte das vorige Schweigen wieder. „Dieß sind unsere Jäger," sagte Akhmet-Khan, indem er den Schweiß von seiner Stirne wischte, „Sie denken wohl nicht an meine Ankunft und werden nicht wenig erstaunen, mich in diesem Aufzuge erscheinen zu sehen. Meine Rückkehr nach Khounzakh wird sowohl Thränen des Schmerzes, als der Freude hervorrufen." Der Ausdruck eines tiefen Kummers zeigte sich auf den ernsten Zügen des Khans: so sehr ist die Seele des Asiaten zu gleicher Zeit empfänglich für den tiefsten Haß und die süßesten Gefühle der Natur.

Ein zweiter Schuß weckte die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf's Neue; dieſem folgte ein dritter, und dann ein vierter. Bald entſpann ſich ein lebhaftes, wohl unterhaltenes Gewehrfeuer.

„Die Ruſſen ſind hier!“ rief Ammalet-Beg, indem er den Säbel aus ſeiner Scheide riß. Er ſetzte beide Abſätze dem Pferde in die Seiten, als wollte er den Kamm des Berges mit einem einzigen Sprunge überſchreiten, allein bald verließen ihn ſeine Kräfte, welche ſeinem Feuer nicht entſprachen, die Waffe entfiel ſeiner Hand auf den Boden, indem ſie einen ſilbernen Klang von ſich gab.

„Khan,“ fuhr Ammalet fort, indem er abſtieg, „nimm Dein Pferd zurück, und eile den Deinigen zu Hülfe. Dein bloßer Anblick wird mächtiger auf ſie wirken, als eine Verſtärkung von hundert Kriegern.“

Der Khan achtete nicht auf dieſe Worte; mit aufmerkſamem Ohre folgte er dem Pfeifen der Kugeln, das man jetzt hören konnte, als vermöge er die Schüſſe der Ruſſen von denen der Awarier zu unterſcheiden. „So müſſen ſie der Gemſe die Geſchwindigkeit und den Adlern von Khasbek *) die Flügel entlehnt haben! Wie und auf welche Weiſe konnten ſie dieſe unwegſamen Defileen zurücklegen?“ Dieſe Worte ſprach er mit gedämpfter Stimme vor ſich hin, den Leib gegen den Hals des Pferdes vorgebeugt, und einen Fuß in den Bügel geſetzt. „Lebe wohl, Ammalet-Beg,“ rief er endlich aus, als er bemerkte, daß das Feuer mit jedem Augenblicke heftiger ward. Ich will mit Schnelligkeit des Blitzes auf ſie fallen, und gleich dieſem mitten unter Ruinen, die ich um mich häufe, enden.“

In dieſem Augenblicke fiel eine Kugel zu den Füßen des Khans; er bückte ſich, hob ſie auf, und ein zufriedenes Lächeln verbreitete ſich über ſein Antlitz. Indem er den Fuß aus dem Bügel zurückzog, ſagte er gegen Amalet-Beg gewendet: Du kannſt jetzt wieder aufſitzen, mein Freund, und ſogleich ſoll ſich das ganze Geheimniß Dir enthüllen. Betrachte dieſe Kugel ... der Ruſſen ihre ſind von Blei, und dieſe iſt von Kupfer; es iſt eine awariſche Kugel, eine theure Landsmännin von mir. Auch kommt ſie von der Südſeite, von welcher Richtung die Ruſſen unmöglich anlangen können.“

Bald hatten ſie den Gipfel des Berges erreicht, von welchem ihre Blicke zwei Dörfer entdeckten, deren Wohnungen an den entgegengeſetzten Rändern einer tiefen Schlucht erbaut waren. Von hier ging das Gewehrfeuer aus, das ſie vernommen hatten. Die Bewohner, gekauert hinter Hecken und Steine, ſchoſſen gegen einander. Man gewahrte eine Menge Weiber mitten unter den Kämpfenden; ſie ſtießen ein Jammergeſchrei aus, ſo oft einer der Ihrigen am Rande der Schlucht getroffen wurde und fiel. Ohne ſich durch

*) Der Khasbek iſt einer der höchſten Gipfel der mittlern Kette des Caucaſus; er iſt mit ewigem Schnee bedeckt und etwa 16—17,000 Fuß hoch.

das Pfeifen der umherfliegenden Kugeln schrecken zu lassen, trugen sie Steine herbei und bildeten eine Art von Barricade zum Schutze der Verwundeten aus denselben. Freudenruf erscholl von der einen Seite, sobald sie gewahrten, daß einer ihrer Schüsse getroffen hatte, während auf der andern Seite der Ruf des Schmerzes von Seiten der Verwandten des unglücklichen Opfers antwortete. Ammalet-Beg betrachtete dieses Treffen, das übrigens mehr Lärm machte, als es Schaden that, mit Aufmerksamkeit und Erstaunen. Endlich wendete er sich an den Khan und bat diesen um Aufklärung über die außerordentliche Scene.

„Was Du hier siehst," sagte dieser, ohne die Augen von dem Schauspiele abzuwenden, das er mit geheimer Freude zu betrachten schien, „was Du hier siehst, ist ein gewöhnliches Ereigniß in unserem Lande. Diese Kämpfe nähren den kriegerischen Geist und die Gewohnheit des Waffenhandwerkes unter uns. Bei Euch endigen Privatstreitigkeiten mit einem Dolchstoße; hier zu Lande werden sie zur Partheisache für ganze Dörfer. Die unbedeutendste Sache gibt oft die Veranlassung. Vielleicht schlagen sich diese Leute gegenwärtig um eine gestohlene Kuh, deren Zurückgabe verweigert wurde. Denn bei uns erröthet man nicht darüber, irgend einen Gegenstand aus einem fremden Dorfe zu entwenden. Die Schande besteht darin, auf der That ergriffen zu werden. Bewundere den Muth unserer Weiber. Die Kugeln pfeifen um sie her, ohne daß sie darauf achten.... Würdige Frauen und Mütter von Tapferen.... Zwar wird es für niederträchtig gehalten, ein Weib zu verwunden; wer aber kann dafür stehen, welche Richtung eine Kugel nimmt?... Die Nacht, welche hereinbricht, hat inzwischen bereits diese momentanen Feinde getrennt. Auch für uns ist es Zeit, meine Familie aufzusuchen."

Es brauchte den durchdringenden Blick und den festen Schritt des Khans, um ohne Unfall von dem Gipfel des Berges den steilen Abhang hinab an die Ufer des Ourden zu gelangen. Ammalet-Beg konnte beinahe nichts mehr vor sich unterscheiden. Die Dunkelheit und seine große Schwäche machten den Schleier, der sein Gesicht deckte, immer dichter. Alles schien sich um ihn her zu drehen; und gleichsam nur wie im Traume gewahrte er, jenseits einer letzten Höhe angelangt, die hohen Mauern der Wohnung des Khans und den Wachthurm, der dieselbe flankirte, vor sich. Unsichern Fußes stieg er im Hofe unter dem Freudengeschrei der Noukers und zahlreichen Diener, die ihn umgaben, ab, und kaum hatte er die Schwelle des Gitterthores des Harems überschritten, als Todesblässe sein Gesicht überzog, und der junge Beg, erschöpft durch den Blutverlust, den Mangel an Nahrung und die Gemüthsbewegungen, welche er erlitten hatte, besinnungslos auf den bunten Teppich niedersank, der den Boden des Saales deckte.

Drittes Kapitel.

Ammalet-Begs Liebe. Sitten der Awarier. Tigerjagd.

Als Ammalet-Beg wieder zur Beſinnung kam, begann der Tag anzubrechen. Allmählig fand er ſich in ſeinen Ideen zurecht; aber wegen ſeiner außerordentlichen Schwäche erſchien ihm Alles wie durch einen Schleier. Er empfand indeſſen keinen Schmerz; ja, die allgemeine Abſpannung ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Kräfte hatte ſogar etwas Angenehmes für ihn, indem dadurch alle verletzenden Gefühle abgeſtumpft wurden und ſich eine große Gleichgültigkeit einſtellte. In dieſem Augenblicke hätte er die Gewißheit ſeiner Herſtellung und diejenige ſeiner bevorſtehenden Auflöſung mit gleicher Seelenruhe aufgenommen. Er fühlte ſich außer Stande, ein Wort hervorzubringen, oder die geringſte Bewegung zu machen. Dieſer Zuſtand des Halbwachens und der Abgeſtumpftheit dauerte einige Zeit fort. Endlich um die Mittagsſtunde, nach dem Beſuche des Arztes und nachdem die ihn umgebenden Diener ſich zum Gebet zurückgezogen hatten, als ringsumher Stille herrſchte, die nur durch den fernher ertönenden Ruf der Mollahs unterbrochen ward, glaubte Ammalet-Beg leichte Schritte zu vernehmen, welche ein kaum hörbares Geräuſch auf dem Fußteppiche hervorbrachten. Er ſchlug die ſchweren Augenlieder auf und gewahrte in unbeſtimmten Umriſſen ein junges Mädchen von hinreißender Schönheit, deren dunkelſchwarze Augen auf die ſeinigen geheftet waren. Ihr Gewand beſtand aus einer orangefarbigen Tunika, über derſelben trug ſie eine Arkhatoukha von Goldſtoff, geziert mit zwei Reihen emaillirter Knöpfe. Ihre ſchwarzen Haare fielen in zwei Zöpfe geflochten auf beiden Seiten über die Schultern herab. Das himmliſche Geſchöpf näherte ſich leiſe, neigte ſich über ihn und unterſuchte den Verband ſeiner Wunde, wobei ſie ihn mit einem ſo zärtlichen Ausdrucke betrachtete, daß ſein ganzes Weſen von einer ſüßen, innern Bewegung erzitterte. Er wollte ſie aufmerkſamer betrachten, allein ſeine Augen ſchloſſen ſich, wie mit Blei belaſtet, plötzlich wieder. Nur das leichte Rauſchen ihres ſeidenen Gewandes, ähnlich dem leichten Flügelſchlage eines Engels, vernahm er noch, und dann trat Alles wieder in tiefe Stille zurück. Als er ſpäter ſeine unbeſtimmten Ideen über dieſe herrliche Erſcheinung zu ſammeln und feſtzuhalten ſuchte, vermiſchte ſich die Erinnerung mit den durch das Fieber erzeugten irren Bildern, ſo daß, als er endlich zu ſich kam, er ſich ſeufzend ſagte: „Es war nur ein Traum!“

Es war jedoch kein Traum, es war Seltana, die Tochter Akhmet-Khans, ein reizendes Geschöpf von sechszehn Jahren. Bei den Volksstämmen dieser Berge gestattet man dem unverheiratheten Theile des schönen Geschlechtes, den orientalischen Sitten und dem Gesetze Muhameds zum Trotze, große Freiheiten. Akhmet-Khans Tochter genoß diese Unabhängigkeit insbesondere in sehr ausgedehntem Maaße; in ihr hatte sich die ganze Liebe ihres Vaters concentrirt. Nur in ihrer Nähe fand er einige Zerstreuung von seinen Arbeiten und den vielfachen Sorgen, die ihn umlagerten. Ihr allein gelang es zuweilen, ein Lächeln auf seine Lippen, den Frohsinn auf seine Stirne zu locken. Sey es, daß er beim Vorsitze der Ougden *) und der Alten des awarischen Volkes über ernste Gegenstände der Politik sich berieth, oder von seinem Richterstuhl aus eine billige, aber stets schnelle, strenge, und zuweilen grausame Gerechtigkeit pflegte, oder daß er am häuslichen Herde umgeben von den Seinigen, den Erzählungen alter Waffenthaten zuhörte, oder einen neuen Zug ausfann, stets brachte der Anblick seiner Tochter, gleich dem Sonnenstrahle nach einem Sturme, in seiner Seele sanftere Gefühle hervor. Glücklich war der Unseelige, der seinen Zorn gereizt, oder der Schuldige, dessen Urtheil er gefällt hatte, wenn in diesem Augenblicke die reizende Seltana in seine Nähe kam. Häufig hatte der schon erhobene Dolch sich bei ihrer Annäherung wieder gesenkt. Ihr war das Recht eingeräumt, allenthalben zu erscheinen; Alles, ohne Ausnahme, war ihr gestattet. Die Liebe ihres Vaters stellte sie sogar über die Sitten ihres Volkes und über die Beengung ihres geselligen Standpunktes, denn um Nichts in der Welt hätte er ihr in irgend etwas entgegen seyn mögen. Jeder Argwohn gegen sie war seinem Herzen fremd, und nie wäre ihm der Gedanke gekommen, als könne sie sich je gegen irgend eine der Forderungen ihres Ranges und ihres Geschlechtes verfehlen. Auch eignete sich Niemand aus der Umgebung des Khans dazu, der jungen Seltana ein Gefühl des Vorzuges einzuflößen. Ueberdieß hätte nach den Sitten dieses Volkes jedes freiwillige Herabsteigen zu einem Manne niederen Standes selbst der Tochter des letzten der Ougden einen unauslöschlichen Flecken aufgedrückt, um wie viel mehr nicht die Tochter des Häuptlings des Volkes! Bis jetzt war noch keiner der von ihrem Vater aufgenommenen Gäste mit ihr von gleichem Range gewesen; wenigstens hatte keiner derselben sie nur im geringsten beunruhigt. Ohne Zweifel trug die ihrem Alter eigene kindliche Unschuld und naive Sorglosigkeit zu dieser gänzlichen Gleichgültigkeit am meisten bei. Allein die Stunde der Leidenschaft, die bei den Frauen ihres Landes so heftig ist, diese Stunde hatte beim Anblick Ammalet-Beg's für sie geschlagen. Die Umstände, unter welchen er vor ihr erschien, regten die Gefühle ihres Herzens auf eine ihr bis jetzt unbekannte Weise auf.

*) So heißt der höhere Adel bei den caucasischen Völkern.

Als ſie bei der Rückkehr ihres Vaters ihm entgegenflog und ſich in ſeine Arme warf, machte der Anblick Ammalet-Begs, die männliche Schönheit ſeines Geſichts und deſſen Bläſſe lebhaften Eindruck auf ſie. In dem Augenblicke, als er bewußtlos zu ihren Füßen ſank, war ihre erſte Bewegung die des Schreckens; als jedoch ihr Vater ſie von allen den jungen Mann betreffenden Umſtänden näher in Kenntniß geſetzt und dieſe mit Lobeserhebungen über ſeine Tapferkeit und ſeinen Charakter begleitet, als ſie von dem Hekim (Arzte) erfahren hatte, daß ſein Zuſtand, ohne lebensgefährlich zu ſeyn, doch ſehr bedenklich erſcheine, da bemächtigte ſich das Gefühl eines zärtlicheren Intereſſes ihres Herzens. Die ganze Nacht hindurch ſtand das Bild des Verwundeten vor ihren Augen, und als ſie ſich mit den erſten Strahlen der Sonne erhob, nahm ſie zum erſten Male ihre Zuflucht zur Liſt, indem ſie, unter dem Vorwande, ihren Vater aufzuſuchen, das Zimmer des Kranken betrat. Um die Mittagsſtunde kehrte ſie zum zweiten Male dahin zurück. Das Gefühl einer unbezwinglichen Neugier zog ſie in ſeine Nähe, um ihn zu ſehen, bis ſie endlich dem zwar noch ſchwachen, aber ausdrucksvollen und zärtlichen Blicke Ammalet-Begs begegnete. Seine Augen ſchienen ihr zu ſagen: „Warum verbirgſt Du Dich vor mir, Seele meines Lebens?“ ſie ſchienen Geſundheit und Glück aus den ihrigen zu ſchöpfen. Was in ihr vorging, war ihr unbegreiflich. Mit jedem Augenblicke änderte ſich ihre Farbe; es kam ihr vor, als gehöre ſie der Erde nicht mehr an. Endlich entſchloß ſie ſich, ihn mit zitternder Stimme zu fragen, wie er ſich befinde. Nun ſtelle man ſich einen Tataren, einen Moslim vor, der gewohnt iſt, jedes an ein Weib gerichtete Wort als ein halbes Verbrechen zu betrachten, und von Frauen nichts als den Yachmak *) und die Augenbraunen zu ſehen; man denke ſich ferner einen jungen Mann von ſo feurigem Temperamente, wie Ammalet-Beg, und man wird ſich einen Begriff von den Gefühlen zu machen im Stande ſeyn, die er bei dem Anblicke und den ſanften Worten dieſes reizenden Weſens empfand, das der Zufall auf unbegreifliche Weiſe ihm zugeführt zu haben ſchien. Ein raſches, wollüſtiges Feuer durchdrang ſeine Adern und ließ ihn einen Augenblick ſeine größte Schwäche vergeſſen. „Ich fühle mich wohl,“ erwiderte er, „ſo wohl, daß ich gerne ſterben möchte.“

„Allah ſaklah ſyn“ (Gott erhalte Dich), ſagte ſie, „und mögeſt Du noch lange Jahre leben! Iſt Dir das Leben nicht theuer?“

„Es gibt ſo herrliche Augenblicke, Seltana! daß ſelbſt der Tod als ein Glück erſcheint, und ſollte ich noch hundert Jahre leben, ſo finde ich keinen Moment mehr, wie dieſen.“

*) Yachmak heißt der Schleier, der das Haupt und die Stirne der tatariſchen und türkiſchen Frauen bedeckt. Ein anderer Schleier deckt den untern Theil des Geſichts, ſo daß nur die Augen, und zum Athmen ein kleiner Theil der Naſe frei bleibt.

Seltana verſtand den Sinn dieſer Worte nicht, aber ſie begriff den Ausdruck ſeiner Stimme und den Blick, der ſie begleitete. Sie erröthete über und über, machte ihm ein Zeichen, ſich zu beruhigen, und verſchwand.

Unter den Bewohnern dieſes Gebirgslandes gibt es, beſonders was die Wundarzneikunde anbelangt, ſehr geſchickte Empiriker; allein das wirkſamſte Mittel für die Heilung Ammalet-Begs war die häufige Anweſenheit der Tochter ſeines Wirthes. Abends ſchlief er mit dem Gedanken, ihr im Traume zu begegnen, ein; Morgens erwachte er in der ſüßeren Gewißheit, ſie in der Wirklichkeit zu ſehen. Jeden Tag fühlte er die Rückkehr ſeiner Kräfte, zu gleicher Zeit aber auch die Zunahme ſeiner Leidenſchaft für die ſchöne Seltana. Ammalet-Beg war vermählt; allein es war dieß, wie es beinahe immer bei den Orientalen der Fall iſt, nur eine Heirath der Convenienz und des Intereſſes. Er ſah ſeine Frau erſt in dem Augenblicke, in welchem beide vor dem Mollah erſchienen; ſpäter fand er nichts an ihr, was ihn anzuziehen, oder ſeine Unbeſtändigkeit zu feſſeln vermochte. In der Folge ward ſie blind, und dieſes traurige Ereigniß machte die Bande noch ſchlaffer, an denen das Herz keinen Antheil hatte. Hiezu kamen noch Mißverſtändniſſe, welche ſich zwiſchen ihm und dem Cham-Khal, ſeinem Oheim und Schwiegervater, erhoben, welcher Umſtand die beiden Gatten noch kälter gegen einander machte, ſo daß ſie am Ende nicht mehr unter einem Dache wohnten.

Darf man ſich wundern, wenn unter ſolchen Verhältniſſen ein ungeſtümer, feuriger junger Mann, gewohnt, ſich ſeinen Begierden zu überlaſſen, dem Reize einer neuen Leidenſchaft ſich hingab? . . . Obgleich Ammalet-Beg ſich in den Augenblicken, wo er ſich in der Nähe ſeiner Geliebten befand, vollkommen glücklich fühlte, ſo war er es doch nicht minder in jenen Momenten, wo er ihre Ankunft erwartete. Der leiſeſte Ton ihrer Stimme machte ihn beben; jeder ihrer Laute drang ihm wie ein Flammenſtrahl in die Seele. Allmählig bildete ſich ein inniges Verhältniß zwiſchen ihnen. Den größeren Theil der Zeit brachten ſie in Geſellſchaft mit einander zu. Der Khan machte häufige Reiſen in das Innere des Landes, theils um Privatgeſchäfte zu erledigen, theils um Zwiſte zu ſchlichten, welche ſich unter den Häuptlingen der Stämme erhoben hatten, oder um kriegeriſche Anſtalten zu treffen. Während dieſer Zeit wohnte ſein Gaſt in ſeinem Hauſe, wobei er der Pflege der Gemahlin des Khan's, einer ſanften Frau von ruhigem, ſtillem Charakter überlaſſen war. Sultan Akhmet-Khan hatte längſt die gegenſeitigen Gefühle ſeiner Tochter und des Begs bemerkt und freute ſich innigſt darüber; eine Verbindung mit dieſem Manne, der Rechte auf die Nachfolge des Chamkhals hatte, verſprach ihm tauſend Mittel, ſeiner Lieblingsneigung Genüge zu leiſten, die darin beſtand, den Ruſſen, die er verabſcheute, mit allen erdenklichen Mitteln zu ſchaden. Seine Frau, die häufig ganze Stunden lang mit der Führung der Haushaltung beſchäftigt war, ließ während dieſer Zeit Ammalet-

Beg in dem Harem bei ihrer Tochter, weil ſie gewohnt war, ihn als zur Familie gehörig zu betrachten. Seltana hatte, auf den Kiſſen des Divans ſitzend, zwei bis drei ihrer Geſpielinnen um ſich, die ſich mit Näharbeit beſchäftigten; in der Unterhaltung mit ihrem Freunde, der ihr die Ereigniſſe ſeines Lebens erzählte, bemerkte ſie die enteilende Zeit nicht.

Auf ſolche Weiſe brachte Ammalet-Beg zu den Füßen ſeiner reizenden Geliebten ſeine Tage zu, verloren in den Anblick ihrer ſchönen ſchwarzen Augen, oder gemeinſchaftlich mit ihr aus den gegen Norden gewendeten Fenſtern die pittoreske Anſicht der Berge oder die ſteilen Ufer des ſchäumenden Waldſtromes bewundernd, über welchem das Schloß des Khans gleichſam ſchwebend erbaut war.

In der Nähe dieſes Weſens, deſſen Reize durch ſeine Unſchuld unendlich erhöht wurden, vergaß Ammalet-Beg Alles; ſelbſt ſeine Wünſche verſtummten; er dachte weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft; der Wonne, die ihn beherrſchte, ſich hingebend, trank er mit langen Zügen aus dem Zauberbecher, ohne ihn einen Augenblick von den Lippen zu ſetzen. Auf ſolche Weiſe verfloß der Sommer.

Die Awarier ſind ein freies Volk. Unabhängig ſeit den älteſten Zeiten, unterwerfen ſie ſich nur mit größtem Widerwillen irgend einer Autorität. Jeder Awarier nennt ſich Ougden (edel); iſt er im Beſitz eines Yeſſir (Gefangener, Sclave), ſo wächſt ſein Stolz um Vieles. Die Awarier ſind tapfer und meiſt arm, daher haben ſie große Neigung zu Plünderung und Beute. Als geſchickte Schützen eignen ſie ſich ſehr zur Bildung einer trefflichen Infanterie; zu Pferde ſieht man ſie ſelten und nur bei ihren Streifzügen. Ihre Pferde ſind klein, aber ſehr kräftig und ſtark. Da ſie von den Lesgiern abſtammen, ſo hat ihre Sprache Aehnlichkeit mit der Sprache dieſes Volkes. Uebrigens theilt ſich dieſe in eine unendliche Menge von Dialecten. Ehemals bekannten ſie ſich zum Chriſtenthum, von dem ſie noch einige Gebräuche beibehalten haben, indem es kaum hundertundzwanzig Jahre her iſt, daß ſie zur Religion des Propheten übergegangen ſind. Daher ſind die Awarier auch ziemlich ſchlechte Moslims und machen ſich kein Gewiſſen daraus, gebrannte Waſſer und ſelbſt Wein zu trinken, beſonders eine Art gekochten Weines, den ſie ſelbſt bereiten und der Djana genannt wird. Die Treue, mit der ſie das gegebene Wort halten, iſt unter den Völkern des Caucaſus zum Sprichworte geworden. In ihrem Lande ſind ſie offen, ſanft, gaſtfrei und nehmen keinen Anſtand, ihre Weiber und Töchter zu zeigen. Ihr Gaſt iſt ihnen ein geheiligtes Weſen; ſie ſind ſtets bereit, ihn zu vertheidigen und einen ihm angethanen Schimpf bis in das zehnte Glied zu rächen.

Die heiligſte Pflicht iſt in ihren Augen die Rache, und der ehrenvollſte Ruf iſt ihnen der eines kühnen Räubers. Uebrigens iſt es meiſt die Noth, welche ſie zu dieſem Handwerke zwingt. Häufig überſchreiten ſie die hohen

Berge, welche ihr Land einſchließen, und gehen über den Fluß Alazan, wo ſie ſich um einen mäßigen Lohn den Arbeiten des Feldbaus unterziehen. In dieſer Gegend ſind ſie zuweilen mehre Tage lang ohne Arbeit, in dieſem Falle drängt ſie die Noth zur Vereinigung in kleine Trupps, worauf ſie gleich ausgehungerten Wölfen die umliegenden Dörfer überfallen, ſich des Viehes bemächtigen, Weiber rauben und Gefangene machen. In den meiſten Fällen unterliegen ſie jedoch in dem ungleichen Kampfe und decken das Feld mit ihren Leichen.

Ihre Einfälle in das ruſſiſche Gebiet ſind ſeltener geworden, ſeit der Unterwerfung der Akuchinzen, und mit Aslan, dem Khan der Khomiken, ein Verbündeter Rußlands, auf dieſer Seite den Eingang in die Defileen unterbrochen hat, welche in das Land der Awarier führen.

Trotz der Unabhängigkeit dieſes Volkes war das große Dorf Khounzakh oder Awar, das am öſtlichſten Ende des Landes liegt, ſeit undenklicher Zeit das Erbtheil der Khans von Awarien, und ihr Anſehen ſchreibt daſelbſt das Geſetz vor. Allein obgleich dem Khan das Recht zuſteht, durch ſeine Soldaten jeden Bewohner von Khounzakh, ja ſelbſt jeden Reiſenden, der ſein Land durchzieht, tödten zu laſſen, iſt es ihm doch nicht geſtattet, dieſem Volke die geringſte Steuer aufzulegen; er muß ſich mit dem Ertrage ſeiner Heerden und Felder begnügen, die er durch ſeine Sclaven, und die Gefangenen, welche er im Kriege gemacht hat, anbauen läßt. Gleichwohl ermächtigt ihn die Sitte, verſchiedene Naturaldienſte zu fordern, als z. B. eine beſtimmte Anzahl mit Ochſen oder Büffeln beſpannter Wagen, berittene Männer zur Weiterſchaffung ſeiner Befehle, und andern Leiſtungen ähnlicher Art. Es erregt ſogar kein Befremden, wenn er willkührlich ein Kind von einem oder dem andern Geſchlechte ſeinen Eltern wegnehmen läßt. Im Durchſchnitte ſind die Einwohner von Khounzakh wohlhabender, als ihre Landsleute in der Umgegend; ihre Wohnungen ſind reinlich und beſtehen meiſt aus zwei Stockwerken. Die Männer ſind groß und wohlgebaut; die Weiber ſchön; was großentheils von den vielen Georgierinnen herkommt, die man unter ihnen findet, und die ſie auf ihren Streifzügen geraubt haben. Die arabiſche Sprache wird von den Awariern cultivirt; daher bedienen ſich auch Leute von der Feder eines ganz eigenen pomphaften blumenreichen Styls. Die Wohnung des Khans iſt ſtets mit Gäſten und Bittſtellern angefüllt, welche nach aſiatiſcher Sitte nicht vor ihm zu erſcheinen wagen, ohne ihm irgend eine Gabe darzubringen, und wäre es auch nur ein Huhn, oder einige friſche Eier.

Die Diener oder Noukers des Khans, deren Macht hauptſächlich auf ihrer Zahl und ihrem Muthe beruht, füllen ſtets die Höfe und Zimmer der Wohnung; ſie tragen Piſtolen und einen langen Dolch in dem Gürtel. Alle Morgen erſcheinen die mit dem Khan näher bekannten Ougden und zahlreichen tchetchenziſchen oder tatariſchen Reiſenden in der Wohnung des Khans, machen

ihm ihre Aufwartung, und erfüllen dieſelbe Höflichkeitsrückſicht gegen ſeine Gemahlin; hierauf bringen ſie den Reſt des Tages in abgeſonderten und beſonders zu dieſem Zwecke beſtimmten Zimmern mit Eſſen und Trinken zu. Auf gleiche Weiſe werden ſie auch in Abweſenheit des Khans behandelt.

Eines Tages erzählte ein Ougden, der gewöhnlich in dem Hauſe des Khans wohnte, eine Tagesneuigkeit, daß ein Tiger *) von ungewöhnlicher Größe ſich in der Umgegend gezeigt habe, und daß zwei der beſten Jäger Opfer ſeiner Wuth geworden ſeyen. „Dadurch wurden die übrigen," fuhr er fort, „dergeſtalt eingeſchüchtert, daß Niemand das Glück zum dritten Male herausfordern wollte."

„Ich will es verſuchen," rief Ammalet-Beg, voll Ungeduld, ſeinen Muth vor den Gebirgsbewohnern zu zeigen. „Alles, was ich verlange, iſt, daß man mich auf die Spur des wilden Thieres bringe." Der kräftige Awarier, welcher die Kunde erzählt hatte, maß den jungen Beg mit einem ungläubigen Blicke, und antwortete lächelnd: „Herr Ammalet, ein Tiger iſt ganz etwas anderes, als ein wilder Eber von Daghestan, und ſeine Spur führt häufig in den Tod."

„Glaubſt Du," erwiderte ſtolz der junge Mann, „Du werdeſt auf dem Pfade, der zu ihm führt, mich den Kopf umwenden, oder meine Hand zittern ſehen, indem ſie ihn trifft? — Ich verlange nicht, daß Du meine Gefahr theilen ſollſt; ich erſuche Dich nur, Zeuge des Kampfes zu ſeyn. Dabei hoffe ich Dir zu beweiſen, daß, wenn die Seele des Awariers eben ſo feſt iſt, als der Granit ſeiner Felſen, diejenige eines Bewohners von Daghestan ſo hart iſt, als der Stahl ſeiner Säbelklinge. Willſt Du Zeuge ſeyn?"

Der Awarier konnte ohne Schande nicht zurückweichen. Indem ſein Geſicht den Ausdruck des Frohſinns annahm, reichte er Ammalet-Beg die Hand, und ſagte: „Gern, es iſt unnöthig, die Unternehmung aufzuſchieben. Begeben wir uns in die Moſchee, um dort den üblichen Eid abzulegen, und laß uns dann die Reiſe antreten. Allah wird zwiſchen dem Tiger und uns entſcheiden. Entweder gibt ſeine Haut eine Schabrake für uns, oder wir werden ihm zum Fraße dienen. Laß uns ohne Zögern aufbrechen."

Die aſiatiſche Sitte geſtattet ſelbſt unter den ernſteſten Verhältniſſen nicht, Abſchied zu nehmen. Dieſes Recht ſteht ausſchließlich nur den nächſten Anverwandten zu, und nur der Zufall kann es fügen, daß ein Fremder hieran Antheil nehmen darf. Ammalet konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als er einen Blick auf das Gemach ſeiner geliebten Seltana warf; hierauf begab er ſich langſamen Schrittes nach der Moſchee. Hier fand er bereits die Aelteſten des Dorfes und eine Menge Neugieriger verſammelt. Nach den

*) Eigentliche Tiger gibt es im Caucaſus nicht; dagegen findet man Leoparden von der kleineren Gattung und Tigerkatzen daſelbſt, welche in den georgiſchen Provinzen ziemlich allgemein ſind. Ohne Zweifel war es eines dieſer Thiere, welches hier gemeint iſt.

uralten Gebräuchen des Landes mußten beide Kämpfer die Hand auf den Koran legen, und ſchwören, ſich nicht zu verlaſſen, weder im Kampfe, noch während der Verfolgung; ſich gegenſeitig mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen; wenn es ſeyn müſſe, Einer an der Seite des Andern zu ſterben und jedenfalls ohne das Fell des beſiegten Feindes nicht zurückzukehren. Im entgegengeſetzten Falle beſtimmte das Geſetz, daß derjenige von Beiden, welcher ſeinen Schwur brechen würde, als Verräther und Memme betrachtet und von dem Gipfel eines Felſens herabgeſtürzt werden ſollte. Nach beendigter Ceremonie umarmten ſich die neuen Gefährten; der Mollah übergab ihnen ihre Waffen, worauf ſie ſich unter dem Zurufe des Volkes in Marſch ſetzten. „Kehret nicht, oder beide zuſammen zurück," rief man ihnen von allen Seiten zu. „Wir werden ſiegen oder zu Grunde gehen," antworteten die Jäger.

Ein Tag, zwei Tage verſtrichen, ohne daß ſie zurückkamen. Vergebens ſpähten die Greiſe von ihren Dächern nach den Straßen, vergebens liefen die Kinder des Dorfes auf die nächſtgelegenen Hügel, um die Jäger zu entdecken. Niemand zeigte ſich. Nicht ein Haus war in Khounzakh, in welchem ſie nicht den Stoff zur Unterhaltung bildeten. Niemand intereſſirte ihr Schickſal ſo ausſchließlich, als die junge Seltana. Das unbedeutendſte Geräuſch machte ſie beben. Hörte ſie Tritte im Hofe oder auf der Treppe, ſo ſchwellte das Blut ihre Adern und ihr Herz pochte mit Heftigkeit. Das arme Mädchen ſprang alsdann plötzlich von ihrem Sitze auf, eilte an das Fenſter, und kehrte, zum zwanzigſten Mal in ihrer Erwartung getäuſcht, traurig und mit langſamen Schritten an ihre Arbeit zurück. Endlich verwandelte ſich ihre Unruhe in tödtliche Furcht. Sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr; ſie that hundert Mal wiederholte Fragen über die Natur und Wildheit des Tigers, über die Entfernung, auf welche er ſich gewöhnlich den Dörfern nähert; und indem ſie hiernach die zur Rückkehr nöthige Zeit berechnete, ſagte ſie ſich verzweifelnd: „Sie ſind umgekommen." Und ihr Haupt ſank auf den ſtürmiſch-bewegten Buſen nieder, und bittere Thränen benetzten ihr reizendes Antlitz.

Am dritten Tage endlich rechtfertigte der Ausgang dieſe Beſorgniſſe. Ammalets Gefährte kam allein zurück, erſchöpft und nur mit Mühe ſich noch ſchleppend. Seine zerriſſenen Kleider trugen die ſichtbaren Spuren der Krallen des wilden Thieres; er ſelbſt, bleich und abgefallen, ſchien dem Hungertode nahe. Eine Menge Einwohner von jedem Alter ſammelten ſich alsbald um ihn. Er nahm zur Stärkung etwas Nahrung zu ſich, und begann hierauf ſeine Erzählung mit folgenden Worten:

„Noch an dem Tage unſerer Abreiſe von dem Dorfe entdeckten wir den Aufenthaltsort des Tigers, den wir mitten in einem ſo dichten Gebüſche ſchlafend antrafen, daß ich mich nicht erinnere, je ein ähnliches geſehen zu haben. Das Loos ſollte entſcheiden, wer von uns zuerſt Feuer geben ſolle; es fiel auf mich. Ich näherte mich leiſe und zielte beſtens; der Schuß traf; aber un-

glücklicher Weiſe ſchlief das Thier mit der Schnauze zwiſchen den Tatzen, ſo daß die Kugel durch einen derſelben fuhr und dann in dem Felle des Halſes ſtecken blieb. Der Tiger, durch den Knall und den Schmerz aufgeſchreckt, ſtieß ein fürchterliches Gebrüll aus und ſtürzte hierauf in zwei Sprüngen mit ſolcher Schnelligkeit auf mich los, daß ich nicht mehr Zeit fand, meinen Dolch zu ergreifen. Der heftigſte Stoß des Thieres warf mich nieder, ſo daß ich mich unter den Tatzen deſſelben befand. Von dieſem Augenblick an kann ich mich nur noch Ammalet-Beg's Schrei's und ſeines Schuſſes erinnern. Heftig erſchüttert durch meinen Fall uud durch die Wuth des Tigers verlor ich das Bewußtſeyn.

In dieſem Zuſtande lag ich lange Zeit; denn als ich wieder zu mir kam, war Alles ruhig um mich her. Der Himmel war düſter und ein dichter Nebel löste ſich in einen feinen Regen auf, der in kurzer Zeit meine Kleider durchnäßte. Mein mit Roſt überzogenes Gewehr lag neben mir; nicht weit davon fand ich Ammalet-Beg's Karabiner in mehrere Stücke zerbrochen. Die nächſten Steine waren mit Blut befleckt; die an verſchiedenen Stellen abgeknickten Zweige zeugten von der Flucht des Tigers. Ich ſchrie aus allen Kräften, ich rief meinem Gefährten . . . Keine Antwort. Lange Zeit wartete ich . . . Es zeigte ſich nichts. Zu wiederholten Malen unternahm ich es, das Thier aufzuſuchen, um das Blut meines Gefährten an ihm zu rächen, oder wenigſtens ſeine Ueberreſte aufzuſuchen, und neben denſelben zu ſterben, allein meine große Schwäche hinderte mich daran. Alles verließ mich zu gleicher Zeit, Ehre und Leben, und ich weinte bitterlich. Ich wollte den Tod in dieſer Einöde erwarten, allein ich vermochte den Qualen des Hungers nicht zu widerſtehen. Ich beſchloß daher, nach Khorenzakh zurückzukehren. Dort will ich, ſo ſagte ich mir, das Loos meines unglücklichen Gefährten erzählen, und wenn ich ſterben ſoll, ſo wird es zum Wenigſten in der Mitte der Meinigen geſchehen. Gleich einer halb zertretenen Schlange ſchleppte ich mich hierher. Und jetzt, Ihr Freunde, überliefere ich Euch mein Haupt; entſcheidet mein Schickſal, je nachdem Allah Eure Herzen lenkt. Schenkt Ihr mir das Leben, ſo will ich Eure Gerechtigkeit, oder vielmehr Eure Gnade ſegnen. Wo nicht, ſo möge Euer Wille vollzogen werden. Allah akbar! (Gott iſt groß!), ich ſterbe unſchuldig. Was möglich war, habe ich gethan."

Nach dieſer Rede des Dugden erhob ſich ein dumpfes Gemurmel unter den Umſtehenden. Die Meinungen waren getheilt: Einige verdammten ihn geradezu; Andere bemühten ſich, ihn zu vertheidigen; Alle beklagten ihn. „Jeder ſucht ſein Leben zu retten," ſprachen die Einen; „wer kann dafür ſtehen, daß er ſich nicht aus dem Kampfe geflüchtet hat? — Kein Zeichen, keine Wunde bezeugt das Gegentheil . . . Und darüber, daß er ſeinen Gefährten nicht zu vertheidigen wußte, iſt kein Zweifel." „Nicht nur dieß," fügten Andere hinzu, „vielleicht hat er ihn ſogar abſichtlich verrathen . . Es iſt bekannt, daß

ſie nicht die beſten Freunde waren.“ Einige Noukers aus dem Gefolge des Khans gingen noch weiter; ſie behaupteten, der Ougden habe Ammalet-Beg aus Eiferſucht getödtet. „Wir haben öfters bemerkt, daß er in Liebe für die Tochter des Khans entbrannt war, und dieſe zog Ammalet-Beg vor.“

Sultan Akhmet-Khan, von dem Ereigniß in Kenntniß geſetzt, ſchwang ſich auf's Pferd und begab ſich unter das verſammelte Volk, in deſſen Mitte der Ougden vergeblich ſein Benehmen zu rechtfertigen ſuchte. „Feigling,“ ſagte er zu ihm mit einem aus Kummer und Zorn gemiſchten Blicke, „Du haſt Schande über den awariſchen Namen gebracht. Jedem Tataren ſteht es hinfort frei, uns in's Geſicht zu ſagen, daß wir unſern Gaſt von einem wilden Thiere zerreißen ließen, weil wir ihn nicht zu vertheidigen vermochten. Aber ſeinen Tod werden wir wenigſtens zu rächen wiſſen. Du haſt auf den Koran geſchworen, deinen Gefährten im Augenblicke der Gefahr nicht zu verlaſſen, und falls er unterliegen ſollte, nicht ohne das Fell des Thieres zurückzukehren. Du haſt Deinen Eid gebrochen. An uns iſt es jetzt, den unſrigen zu halten. Ich gebe Dir drei Tage Friſt, um Dich auf den Tod vorzubereiten. Kehrt Ammalet-Beg innerhalb dieſer Zeit nicht zurück, ſo wirſt Du vom Gipfel des Felſen geſtürzt. Und Ihr, ſo wendete er ſich an ſeine Diener, ſteht mir mit Eurem Kopfe für den Gefangenen.“ Hierauf drückte er den Kalpak in die Augen, ſetzte ſein Pferd in Galopp und verſchwand. Dreißig Boten flogen nach allen Seiten, um Ammalet-Beg todt oder lebendig aufzufinden. Die caucaſiſchen Völker halten es für eine heilige Pflicht, ihren Anverwandten und Freunden die letzte Ehre zu erweiſen; ſie ſtürzen ſich, hierin den homeriſchen Helden ähnlich, in das dichteſte Kampfgewühl, um ſich ihrer Ueberreſte zu bemächtigen, die ſie mit ihren Körpern decken, indem ſie lieber ſelbſt umkommen, als daß ſie jene ihren Feinden überlaſſen.

Der unglückliche Ougden ward abgeführt und in dem Stalle des Khans gefangen geſetzt, der bei den Awariern ſtatt des Gefängniſſes dient. Nachdem die Umſtehenden ſich noch einige Zeit über dieſes Ereigniß unterhalten hatten, trennten ſie ſich ohne zu murren, denn das Urtheil des Khans war ganz ihren alten Gebräuchen gemäß.

Dieſe Kunde gelangte zu Seltana's Ohren, und trotz aller Vorſicht, welche man anwandte, um ihren Eindruck zu ſchwächen, wirkte ſie ſchrecklich auf das liebende Herz des jungen Mädchens. Gleichwohl beherrſchte ſie ihr Aeußeres; ihr Antlitz drückte ſogar eine Ruhe aus, auf welche ihre Umgebung nicht gefaßt war; dieß war jedoch die Ruhe der Verzweiflung. Sie klagte nicht, ſie vergoß keine Thränen; aber auch kein Lächeln erſchien auf ihren Lippen, ihr Mund blieb ſtumm. Ihre Mutter ſprach mit ihr, ſie hörte es nicht. Aus der Pfeife ihres Vaters fielen Funken auf ihre Kleider und verbrannten ſie, ohne daß ſie es gewahrte. Auf ihren Spaziergängen ſchien ſie gefühllos gegen die Einwirkungen des Windes und des Regens; alle ihre

physischen und moralischen Facultäten hatten sich in dem einzigen Gefühle des Schmerzes concentrirt; aber kein Aeußeres Anzeichen verrieth dessen Daseyn, und ihre Züge blieben ruhig und stolz, wie gewöhnlich. Es lebten in Seltana zweierlei Wesen, welche sich bekämpften: die Erbin des Khans von Awarien und das junge sechszehnjährige Mädchen, das junge leidenschaftliche Mädchen des Südens. Es war leicht vorauszusehen, welches von beiden den Sieg davon tragen würde.

Unterdessen war die Unglückliche nahe daran, zu unterliegen unter der Last des Zwanges, den sie sich auferlegt hatte.

„Wie entsetzlich ist es," so sprach sie zu sich selbst, „den Freund, das theuerste Wesen, verloren zu haben, und sich sogar das traurige Recht versagen zu müssen, sich dem Schmerze zu überlassen. Nur von übelwollenden und neugierigen Blicken bin ich hier umgeben, welche jede unwillkührliche Thräne ausspähen, um sich derselben als einer Waffe des Spottes und der Bosheit gegen mich zu bedienen. Nein, länger vermag ich diesen Zustand nicht zu ertragen; ich bedarf der Einsamkeit und Freiheit, um mich auszuweinen. Sekina, mit diesen Worten wendete sie sich an ihre Lieblingsgespielin, komm, folge mir, ich will mich an den Ufern des Ougen ergehen."

Westlich von Khounzakh, etwa eine drittels Agatch *) davon entfernt, liegen die Ruinen eines christlichen Klosters, ein zerstörtes Monument der frühern Religion dieses Volkes. Der fanatische Eifer der Moslims und sogar der Zahn der Zeit schienen die ehrwürdige Kirche, welche auf einsamer Stelle erbaut war, verschont zu haben. Ihr spitzer Dom war durch die Einwirkung der Jahrhunderte geschwärzt. Epheu schlang sich um die Kreuzstöcke der engen Fenster, und immergrünes Gesträuch wuchs aus den Mauerspalten hervor. Ein weiches Mooslager überzog das Innere der Kirche; und selbst zur Zeit der größten Hitze herrschte erfrischende Kühle in derselben, die noch durch das Wasser einer Quelle vermehrt wurde. Ein einziger Sonnenstrahl drang durch das enge Fenster, und beleuchtete einen Theil dieser grünen Vegetation mit dem glänzendsten Lichte.

Nach diesem abgelegenen Orte richtete Seltana ihre Schritte; in dieser Einsamkeit hoffte sie sich zu erholen von den ermüdenden Fragen und Blicken der Neugierigen, die sie unaufhörlich verfolgten.

Die rings herrschende Ruhe und Stille nährten den Kummer, der ihr ganzes Wesen erfüllte, allein sie stumpften auch die scharfe Spitze desselben ab. Unter dem Eindrucke dieser Umgebungen, in dem sanften Halbdunkel, das hier herrschte, bei dem Murmeln der Quelle, fühlte sie das allmählige Verschwinden des Bleigewichts, das auf ihrem Herzen lastete. Reichliche Thränen flossen aus ihren Augen, und ihr Schmerz löste sich auf in Klagen.

*) So viel als sieben Werste.

Ihre Gespielin hatte sie verlassen, um Früchte zu pflücken, welche reichlich in der Nähe dieser Ruinen wuchsen, Seltana konnte sich daher mit voller Freiheit der Betrachtung der Naturschönheiten und dem Ausströmen ihrer Gefühle überlassen.

Plötzlich stieß sie, nachdem sie das Haupt erhoben hatte, einen Schrei des Schreckens aus; vor ihr stand ein Mann in awarischer Kleidung, dessen zerrissene Gewänder mit Blut und Koth überzogen waren; ein Tigerfell hing von seinen Schultern bis zur Erde hinab. . . . „Seltana sagt Dir Dein Herz Nichts?“ — Nur eines raschen Blickes bedarf sie, um Ammalet-Beg zu erkennen; von einem unwiderstehlichen Gefühle hingerissen, stürzt sie an seine Brust, preßt ihn heftig an sich, betrachtet einige Augenblicke seine hagern, aber dennoch theuren Züge, und kehrt dann erst wieder in das Leben zurück. Die Bestürzung, welche diese plötzliche Erscheinung hervorbrachte, machte der ausgelassensten Freude Platz, die sich in ihren noch von Thränen benetzten Augen spiegelte. Konnte der feurige Ammalet-Beg sich in einem solchen Augenblicke bezwingen? — Mit der Schnelligkeit einer Biene, die sich auf eine Blume stürzt, hefteten sich seine Lippen auf die Rosenlippen des jungen Mädchens. Ein ähnliches Entzücken hatte er noch nie empfunden. Dieses unerwartete Zusammentreffen hob ihn auf den Gipfel des Glücks. Ohne je ein Wort der Liebe gewechselt zu haben, hatten dennoch beide Liebenden sich nichts mehr zu sagen.

„Du liebst mich also, holder Engel,“ sagte Ammalet-Beg, als Seltana, zu sich selbst kommend, ihr Angesicht erröthend abwendete, und sich sanft aus seinen Armen loszumachen suchte.

„Allah bewahre mich davor!“ antwortete das naive Kind, indem sie ihre langen Augenwimpern senkte; „Lieben ist ein furchtbares Wort; noch ist es kein Jahr, daß ich Zeuge eines schrecklichen Schauspiels war. In einer der Straßen unserer Stadt steinigte man ein junges Mädchen; entsetzt und von Abscheu ergriffen entfloh ich, allein nirgends vermochte ich Ruhe zu finden. Jenes blutige Bild verfolgte mich lange, und noch jetzt glaube ich dessen Jammergeschrei und herzzerreißende Klagen zu hören. Als ich nach der Ursache eines so grausamen Todes fragte, gab man mir zur Antwort: weil die Unglückliche der Liebe eines jungen Mannes sich hingegeben hat.“

„Nein, meine Seltana, hier mußt Du im Irrthum seyn. Nicht weil sie liebte, ward die Unglückliche auf solche Weise bestraft; ohne Zweifel hat sie die beschworene Treue gebrochen, ohne Zweifel war sie ihrem Geliebten untreu.“

„Die Treue brechen, untreu seyn! was bedeutet dieß, Ammalet-Beg? — ich verstehe Dich nicht.“

„Der Himmel gebe, daß es immer so seyn möge, daß Dir stets jene falsche Kunst Deines Geschlechts unbekannt bleibe, daß Du nur mich liebest.“

„Wie könnte ich einen Andern mit ſolcher Liebe lieben, wie Dich? In dieſen traurigen Tagen habe ich es ſo innig gefühlt, daß Du Allein mir Alles biſt. . . . Wohl liebe ich meine beiden Brüder Nouhal und Sourkhai auch; wenn ich lange von ihnen getrennt war, machte es mich glücklich ſie wieder zu ſehen; in ihrer Abweſenheit bin ich jedoch ruhig, und weit entfernt, jene furchtbaren Qualen auszuſtehen, welche ich jetzt erlitt, während entfernt von Dir das Daſeyn mir unerträglich wird.“

„Und für Dich, du Heißgeliebte, für Dich, Stern meines Lebens, würde ich nicht nur dieſes Daſeyn, ſondern ſelbſt meine Seele, die Ausſicht auf die ewige Seligkeit aufopfern.“

Hier wurden die Liebenden durch herannahende Schritte unterbrochen. Es war Seltana's Geſpielin, welche zurückkam. Sie kehrten hierauf zuſammen nach Kounzakh zurück, wo das unverhoffte Erſcheinen Ammalet-Begs dem Khan wahrhafte Freude erregte. Der junge Mann erſtattete in aller Kürze Bericht über das, was ihm zugeſtoßen war.

„Sobald ich,“ erzählte er, „meinen Gefährten vor mir niederſtürzen ſah, gab ich Feuer auf den Tiger; die Kugel zerſchmetterte ihm die Kinnlade. Das Thier ſtieß ein ſchreckliches Gebrüll aus, wälzte ſich von einer Seite auf die andere und verſuchte mehre Sprünge gegen mich, denen ich jedoch geſchickt auszuweichen wußte. Ich ſuchte ihm mit einem Kolbenſchlag das Hirn zu zerſchmettern, allein das Gewehr zerbrach in meinen Händen: der Tiger, dem mit den Kräften auch der Muth ſchwand, zog ſich in das dichte Geſträuch zurück. Lange folgte ich den blutigen Spuren, die er hinter ſich zurückließ. Unterdeſſen neigte ſich der Tag; die Sonne war bereits untergegangen, als ich das wilde Thier endlich erreichte, und mit einem Dolchſtoß in die Kehle vollends tödtete.

Die Nacht mußte ich auf derſelben Stelle in dem Felſen zubringen, wobei ich den Himmel zur Decke, und Wölfe und Schakals zu Gefährten hatte. Am nächſten Morgen umgab mich rings ein dichter, mit Regen vermiſchter Nebel. Die Wolken drückten, Schwämmen gleich, all' ihr Waſſer auf mich aus. Nicht auf zehn Schritte vermochte ich zu ſehen. Da mir das Land unbekannt war, und ich mich nicht nach der Sonne orientiren konnte, ſo irrte ich in verſchiedenen Richtungen hin und her, ohne einen Ausgang zu finden. Ein Feldhuhn, das ich mit einem Piſtolenſchuſſe tödtete, diente mir zur Speiſe. Einige Früchte und dieſe Nahrung erhielten meine Kräfte für den Augenblick, allein es gelang mir nicht, mich aus dieſen Steinmaſſen herauszufinden. Den Tag über hörte ich nichts, als das Rauſchen der Waldbäche und den Flügelſchlag der Adler, welche mich umkreiſten, und mich als eine ſichere Beute betrachteten. In der Nacht näherten ſich die Schakals bis auf wenige Schritte, und erfüllten die Luft mit ihrem klagenden Geheule. Am dritten Morgen zerriß endlich die glänzende Sonne den Nebel; voll Vertrauen machte ich mich auf, meine

Richtung nach Osten nehmend. Bald hörte ich das Rufen menschlicher Stimmen und einige Gewehrschüsse; es waren die Leute, welche man abgesendet hatte, um mich aufzusuchen. Nach einem Marsche von mehren Stunden langten wir, von Hitze erschöpft, in der Nähe des Dorfes an; ich wollte meinen Durst an der Quelle löschen, welche am Fuße der alten Moschee entspringt; hier fand ich Seltana. Ich danke dem Himmel und Dir, mein würdiger Akhmet-Khan."

„Ja," erwiederte dieser; „Dank dem Höchsten, und Ehre Dir, Du Tapferer. Aber Deine Heldenthat hätte beinahe Dir und Deinem Gefährten das Leben gekostet. Wärest Du einen Tag länger ausgeblieben, so hätte er einen Sprung thun müssen, von dem er sich nicht wieder erholt haben würde. Du bist in jeder Beziehung zu rechter Zeit zurückgekehrt. Djembulat, ein tüchtiger Häuptling der kleinen Kabarda, will einen Einfall auf das Gebiet der Russen unternehmen, und hat Dich eingeladen, an dem Zuge Theil zu nehmen. Dadurch öffnet sich Dir ein Deines Muthes würdiges Feld. Du bist den Russen von dem letzten Gefechte her Genugthuung schuldig, und Dein Ruhm bedarf der Herstellung. Uebrigens bleibt Dir nicht viel Zeit zur Vorbereitung, denn morgen mit Tagesanbruch mußt Du Dich auf den Weg machen."

Obwohl diese Kunde den armen Ammalet-Beg nicht wenig überraschte, verbarg er dennoch seine Gefühle, nahm eine zufriedene Miene an, und erklärte, er nehme gern an dem Zuge Theil. Er fühlte wohl, daß der rühmliche Name eines tapfern Partheigängers ihm zum Gelingen seiner spätern Plane in Beziehung auf die Geliebte zum großen Vortheil gereichen müsse.

Wer beschreibt jedoch die Gefühle der unglücklichen Seltana, als sie sich auf so unerwartete Weise abermals einer noch gefahrvolleren Trennung ausgesetzt sah? — Sie erblaßte; ihr Haupt senkte sich auf den Busen hinab, gleich einer vom Nordwind getroffenen zarten Blume. Ihr erloschener, auf Ammalet-Beg gehefteter Blick drückte die Qual ihrer Unruhe, das schreckliche Vorgefühl eines gewissen Unglücks aus.

„O Allah, rief sie schmerzvoll aus, immer Einfälle, immer Todeskämpfe!... Wann wird endlich in unsern Bergen das Blut zu fließen aufhören?" ...

„Nicht eher, als bis Du unsere Waldströme reine Milch führen, und das Zuckerrohr auf den eisigen Gipfeln des Caucasus wachsen sehen wirst," entgegnete der Khan mit bitterm Lächeln.

Viertes Kapitel.

Der Terek. Die Gränzlinie des Caucasus. Einfall der Tscherkessen.

Nichts gleicht den wilden Schönheiten des Terek in der engen Schlucht von Darcal. Hier kämpft er, gleich einem mächtigen Genius ohne Unterlaß gegen die Natur, die, wie er, ihre Kräfte von oben schöpft. Zuweilen gleicht er in seinem senkrechten Sturze zwischen zwei Felsen dem glänzenden Schwerte eines Riesen, das den Berg in zwei Theile theilt. An andern Stellen wälzt er mit Wuth seine schwarzen, schäumenden Wogen über Felsenmassen von Granit, welche seit Jahrhunderten hier aufgehäuft liegen, und von denen er große Trümmer abreißt und mit hinwegspült. Nun stelle man sich einen Reiter vor, der sich auf dem Marsche verspätete, und von einer stürmischen Nacht überrascht wurde, wie er langsam den engen Pfad hinaufklimmt, der über dem Abgrunde hängt, in welchem der Terek braust. Die Natur scheint alle ihre Schrecken zu seinem Entsetzen hier aufgehäuft zu haben. Unermeßliche Wassermassen rauschen zu seinen Füßen, während andere über seinem Haupte mit Getöse von den Felsen herabstürzen. Um ihre Gipfel hängen schwarze dichte Wolken, die ihn jeden Augenblick zu erdrücken drohen. Plötzlich erleuchtet ein heller Blitzstrahl für einen Augenblick die Dunkelheit; der erschreckte Reisende gewahrt nichts als die durch den electrischen Strahl zerrissene düstere Wolke; unter seinen Füßen den geöffneten Abgrund; zu seiner Seite senkrechte Felsen, welche sich bis zum Himmel zu erheben scheinen; und vor ihm den Terek, der, mit sprühendem Schaume bedeckt, von den Höhen des Engpasses herabstürzt. Dieser Blick zeigt ihm, rasch, wie der Gedanke, wie sich die lärmenden Wogen des Waldstromes drängen, an einander stoßen, und sich mit dumpfem, ächzendem Getöse in den Abgrund stürzen, gleich unreinen Geistern, welche das Schwert der Erzengel getroffen hat. Hierauf sieht sich der Reisende abermals von Finsterniß umhüllt, und das laute Gebrüll des Donners ertönt, und wird von tausend Echos wiederholt, so daß sein Rollen diese uralten Straßen bis in ihre untersten Grundlagen zu erschüttern scheint. Zu diesem betäubenden Lärm gesellt sich noch das Toben des Windes, der bald bis zum wüthenden Orcan anwächst, während der Regen in Strömen sich

ergießt. Und abermals durchzuckt der Blitz die Wolke, der Donner folgt auf den Blitz, ungeheure Steine rollen von allen Seiten herab, und stürzen mit dumpfem Getöse in die Wasser des Terek. Das scheue Pferd zittert und weicht zurück; seine vom Winde aufgewehte dichte Mähne, trifft den Reiter in's Gesicht, der entsetzt ein unwillkührliches Gebet herstammelt.

Und nun andrerseits, wie schön ist der Anblick eben dieser Schlucht, den Tag nach dem Sturme! Leichte Wolken, von einem frischen Winde getrieben, schweben am Firmamente. Mitten durch dieselben gewahrt man die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel eben so schnell, als sie wieder verschwinden. An dem azurblauen Himmel zacken sich, vergoldet von den Strahlen der Sonne, die scharfen Formen der Felsen ab, die noch von der Feuchtigkeit erglänzen. Waldbäche und wasserreiche Quellen stürzen von allen Seiten aus den Nebeln hervor, die bald im Thale sich hinziehen, bald spiralförmig sich erheben, gleich dem Rauche, der aus einem Camin aufsteigt, bald einen alten Thurm, der das Thal beherrscht, gleich einem Turban umfassen. Durch alle diese Nebel sieht man den Terek, wie er von Fels zu Felsen stürzt, und brausend sich um sich selbst dreht, als suche er einen Ort, um auszuruhen.

Es ist bemerkenswerth, daß der Caucasus keine beträchtlichen Wasser-Anhäufungen enthält, in welchen sich seine Berge, diese ungeheuern Riesen der Natur, würdig spiegeln können. Man findet keinen See, der diesen Namen verdient, und kein schiffbarer Fluß entspringt auf dem Gebirge, außer dem Terek, der inmitten der ihn umschließenden Massen nur wie ein Bach erscheint. Bei Wladikaukas, wo er die Ebene betritt, scheint er der neuen Freiheit genießen zu wollen, indem er zahlreiche Krümmungen bildet, und die dem Berge entführten Trümmer rechts und links an das Ufer wirft. Weiter abwärts nimmt er seine Richtung nach Nordwesten; er ist noch immer reißend, aber minder lärmend, gleich einem Krieger, der von seinen zahlreichen Thaten müde ist. Endlich, nachdem er den von der kleinen Kabarda gebildeten Vorsprung umflossen hat, wendet er sich, gleich einem andächtigen Moslim gegen Osten, und fließt, seine Ufer befruchtend, bald über ein steinigtes Bett, bald über schlammigen Grund in der Richtung des Kisljar, wo er sich in das Becken des caspischen Meeres ergießt. Innerhalb dieser Strecke gestattet er dem Schiffe die Fahrt auf seinen Gewässern, und treibt eine Menge Mühlen. Hier liegen, besonders auf dem rechten Ufer zwischen waldigen Hügeln die Aoule (Dörfer) der Kabardiner zerstreut, welche man häufig unter dem allgemeinen Namen der Tscherkessen mit Letzteren, die jenseits des Kubak, und mit den Tchetchenzen, die weiter unten in der Nähe des Meeres wohnen, verwechselt. Die Kabardiner, welche man auch friedliche Tscherkessen nennt, entsprechen diesem Namen nicht; sie sind heimliche Diebe, welche, als russische Unterthanen, die Vortheile einer civilisirten Regierung genießen, ohne daß sie die Gelegenheit versäumen, ihren Theil an dem Raube in Anspruch zu

nehmen, welchen andere Volksſtämme von ihren Einfällen in die ruſſiſchen Gränzprovinzen zurückbringen. Da ſie nach allen Richtungen ſich frei bewegen dürfen, ſo halten ſie ihre Religionsgenoſſen in den Bergen ſtets auf dem Laufenden über die Truppenbewegungen und den Zuſtand der Fortificationen; nehmen ſie heimlich auf, wenn ſie ſich zu einem Einfalle vereinigen und verkaufen Munition an ſie, die ſie ſich von den Ruſſen zu verſchaffen wußten; dagegen beziehen ſie einen Theil der Beute, und kaufen den Reſt; endlich nehmen ſie zuweilen ſogar Theil an ſolchen Raubzügen. Häufig ſchwimmen fünf bis ſechs Individuen feindlicher Stämme über den Terek, verbreiten ſich in der Umgegend, geben ſich für Kabardiner aus, mit denen ſie gleiche Kleidung haben, und begehen beträchtliche Plünderungen. Eben ſo oft ereignet es ſich, daß die Kabardiner ſelbſt, unter dem Namen der andern, ſobald ſie ſich ſtark genug fühlen, Reiſende anfallen, Viehheerden hinwegtreiben, friedliche Einwohner tödten oder gefangen hinwegführen und ſie in entfernten Ländern verkaufen.

Es iſt klar, daß die Lage dieſes Volkes, zwiſchen zwei benachbarten und mächtigen Feinden, viel zur Entwicklung dieſer treuloſen Handlungsweiſe beiträgt. Da ſie nicht auf die Ruſſen zählen können, die zu weit auseinander liegen, um ſie zu rechter Zeit gegen die Gebirgsbewohner zu vertheidigen, wenn dieſe ſich mit der Schnelligkeit ihrer Lawinen auf ſie ſtürzen, ſo finden ſie ſich ſowohl aus Noth als aus Neigung veranlaßt, es insgeheim mit ihren Landsleuten zu halten, während ſie zu gleicher Zeit den Ruſſen, die ihnen Furcht einflößen, öffentlich ſchmeicheln.

Allerdings gibt es auch unter ihnen Leute, die Rußland aufrichtig ergeben ſind. Im Durchſchnitt darf man jedoch nicht auf die Treue von Menſchen rechnen, welche ihre Freunde aus den Bergen häufig verrathen, und ſtets bereit ſind, ſich den Einen oder den Andern anzuſchließen, je nachdem ſie Vortheile oder Strafloſigkeit zu erwarten haben. Es erhellt hieraus, daß dieſe Nation in tiefe Demoraliſation verfallen iſt, und die Eigenſchaften eines freien Volks verloren hat, während ſie auf der andern Seite von der Halbciviliſation nur die Laſter angenommen hat, welche ſtets dieſelbe begleiten. Mit dem Eide treiben ſie ihr Spiel, Verrath und Treuloſigkeit machen ſie ſich zum Ruhme, und die Gaſtfreundſchaft ſelbſt iſt bei ihnen nur eine Folge der Berechnung. Jeder unter ihnen iſt bereit, einem Ruſſen, und einige Stunden darauf einem Gebirgsbewohner zum Führer zu dienen, um den Erſten zu tödten und auszuplündern.

Am linken Ufer des Terek liegen die Starizhen*) der ſogenannten Linien-Koſaken, welche von den berühmten Zaporogern abſtammen; hie und da ſtößt man auch auf Dörfer, welche von gewöhnlichen Bauern bewohnt ſind. Im

*) So heißen die von den Koſaken bewohnten Marktflecken und Dörfer.

Aeußern unterſcheiden ſich dieſe Koſaken nur dadurch von den Tſcherkeſſen, daß ſie ſich den Kopf nicht abſcheeren. Im Uebrigen haben ſie dieſelbe Kleidung, dieſelben Waffen und Sitten. Ein Scharmützel zwiſchen ihnen und den Gebirgsbewohnern gewährt einen ganz eigenen Anblick; es beſteht aus lauter einzelnen Gefechten, wo jeder durch Muth, Stärke und Geſchicklichkeit mit ſeinem Gegner kämpft. Zwei Koſaken ſcheuen ſich nicht, es mit vier tſcherkeſſiſchen Reitern aufzunehmen. Bei gleicher Zahl bleiben die erſten ſtets im Vortheil. Die meiſten kennen die tatariſche Sprache, und ſtehen in freundſchaftlicher, ja ſelbſt in verwandtſchaftlicher Verbindung mit den Gebirgsbewohnern, indem ſie gegenſeitigen Weiberraub begehen, was ſie jedoch nicht abhält, am Tage des Gefechts als unverſöhnliche Feinde aufzutreten. Obgleich es den Koſaken ſtrenge verboten iſt, über den Terek zu ſetzen, überſchreiten ſie ihn doch häufig ſchwimmend, um Beute zu machen. Auf gleiche Weiſe verfahren auch die Gebirgsbewohner, indem ſie während der Nacht den Fluß mittelſt der Burduks (aufgeblaſener Schläuche) paſſiren. Jenſeits angelangt, bergen ſie ſich in Schiffe, oder an dem ſteilen Ufer; ſofort ſchleichen ſie durch das Gebüſche bis an die Straße heran, wo ſie den einſamen Reiſenden überfallen, oder die auf dem Felde arbeitenden Weiber rauben. Manche liegen ein bis zwei Tage zuſammengekauert in den Weingärten in der Nähe der Dörfer, wo ſie die günſtige Gelegenheit zu irgend einem Streiche abwarten. Daher verläßt auch der Linien-Koſake ſeine Wohnung nie, ohne ſeinen Dolch und das Gewehr auf der Schulter; auf ſolche Weiſe bewaffnet, beſorgt er ſeinen Feldbau.

Zu der Zeit, welche dem Anfange dieſer Geſchichte vorausging, hatten häufige Einfälle der Gebirgsbewohner auf das linke Ufer der Terek Statt gefunden. Meiſt geſchah der Angriff jedoch nur auf die von Bauern bewohnten Dörfer; denn in den Staniţen fanden ſie einen Widerſtand, der ihnen theuer zu ſtehen kam. Hauptſächlich war ihre Abſicht auf Hinwegtreibung der Tabounen*) gerichtet; ſie drangen zu dieſem Zwecke ziemlich tief in das innere Land ein, was häufig äußerſt blutige Auftritte mit den Koſaken und den Linientruppen verurſachte. Die tapferſten Ougden ſchloſſen ſich ſolchen Streifzügen an, um ſich durch ihren Muth einen Ruf zu ſchaffen, den ſie höher ſchätzten, als die Beute ſelbſt.

Im Frühling des Jahres 1819 ſammelten ſich die Kabardiner und Tſchetſchenzen, ermuthigt durch die kurze Abweſenheit des ruſſiſchen Obergenerals, in der Zahl von 1500 Mann, zu einem Streifzuge jenſeits des Terek, in der Abſicht ein Dorf zu plündern, ſich einer Heerde von Pferden zu bemächtigen und Gefangene hinwegzuführen. Der Chef dieſer Unternehmung war ein

*) Heerden von Pferden, welche das ganze Jahr hindurch auf der Weide leben und beinahe wild ſind.

kleiner kabardinischer Prinz Namens Djembulat. Ammalet-Beg, der sich mit einem Schreiben Sultan Akhmet-Khans zu ihm begeben hatte, ward mit offenen Armen aufgenommen. Es ward ihm zwar kein Kommando anvertraut, es ist jedoch unter diesen Volksstämmen Sitte, durchaus keine regelmäßige Ordnung zu beobachten. Die persönliche Tapferkeit und die Vorzüglichkeit des Pferdes eines Jeden bestimmen den Rang, den er im Gefechte einzunehmen hat. Alle Dispositionen der Häuptlinge beschränken sich auf die Art und Weise, den Feind zu überfallen und den Angriff einzuleiten; da jeder für sich handelt, ohne von irgend Jemand Befehle zu erhalten, so ist alles Weitere dem Zufalle überlassen, der einzig über den Erfolg des Gefechtes entscheidet.

Nachdem sich Djembulat mit den angesehensten Kriegern der umliegenden Stämme in's Einverständniß gesetzt hatte, bestimmte er den Ort der Versammlung. Auf das gegebene Zeichen eilten sofort unter dem Rufe: garni, garni! (zu den Waffen), der durch die Thäler hallte, von allen Seiten die tchetchenzischen und kabardinischen Reiter herbei. Um jeden möglichen Verrath abzuschneiden, war außer den Hauptführern keinem weder der Ort, wo Halt gemacht werden sollte, noch der Uebergangspunkt bekannt. Die verschiedenen Abtheilungen begaben sich abgesondert und auf verschiedenen Pfaden in die Nähe eines Aouls der feindlichen Kabardiner, wo man sich bis zum Einbruche der Nacht verborgen halten wollte.

Nach Sonnenuntergang war die ganze Truppe hier versammelt. Die Kabardiner des Aouls empfingen ihre Landsleute mit großem Jubel. Allein Djembulat, der diesen Aeußerungen nur wenig traute, umgab das Dorf mit einer Postenkette, und erklärte den Einwohnern, der erste von ihnen, der Miene mache, zu den Russen überzugehen, solle in Stücke gehauen werden. Die meisten Ougden suchten Unterkunft in den Wohnungen ihrer Kounaks (Verbündeten, Verwandten); nur Djembulat, Ammalet-Beg und einige Hauptführer übernachteten an einem Feuer im Freien.

Djembulat, auf seiner Bourke ausgestreckt, den Kopf auf die Hand gestützt, sann über den Angriffsplan nach. Ammalet-Begs Gedanken nahmen jedoch eine andere Richtung. Seine Phantasie schweifte über die Berge nach Awarien; ein schmerzlicher Seufzer hob seine Brust, als er des theuern Wesens gedachte, das er dort zurückgelassen hatte... Aus diesen Träumen weckte ihn ein melancholischer Gesang, begleitet von den Tönen einer mit Metallseiten bezogenen Zither, welche in der Landessprache Comus heißt. Es war ein Kabardiner, der ein altes Gebirgslied sang, das wir hier in wörtlicher Uebersetzung geben:

„Dichte Wolken hatten, gleich Adlerschwingen, den Gipfel des Kasbek bedeckt *). Tapfere Ougden erklimmen den Berg, und suchen auf

*) Einer der höchsten Gipfel des mittleren Caucasus, der mit ewigem Schnee bedeckt ist.

demſelben Schutz. Sie ſteigen und ſteigen immer fort.... die Unglücklichen! Geſchlagen von den Ruſſen fliehen ſie und der Feind verfolgt die blutige Spur, welche ſie hinter ſich zurücklaſſen.

„Dicht iſt er aufgerückt und berührt ſchon die Schweife ihrer Pferde, die Bajonette und Säbel ſind über ihren Häuptern gezückt, die mörderiſche Kartätſche ſchlägt gleich dem Hagel in ihre Glieder..... keine Rettung weder in dem Muthe, noch in den Waffen! Die Renner ſtürzen erſchöpft, und der Wald iſt ferne, der Wald, die natürliche Feſtung der Gebirgsbewohner. Die Herzen der Unſern dienen den Ruſſen zur Zielſcheibe. Der Mollah fällt auf die Knie und ſein feuriges Gebet ſteigt gleich einem raſchen Pfeile gen Himmel, und dringt bis zu dem Propheten: Il Allah! verlaß uns nicht.

„Und immer noch keine Rettung.... aber plötzlich hat der Himmel geſprochen, in der Ferne ſieht man das Schwanken der Bäume des Waldes... O Wunder! der Wald eilt, gleich einer Lawine, ihnen entgegen, immer tiefer ſenkt er ſich, immer tiefer.... Die Moslims ſind gerettet.... In dem Walde finden ſie ſichere Zuflucht!“

„Ja,“ ſagte Djembulat, „ſolche Dinge mochten ſich in früheren Zeiten ereignen, als unſere Väter noch ſtrenger dem Gebete oblagen, und der Himmel ſie daher auch häufiger erhörte. Heut zu Tage aber müſſen wir unſere Hoffnung in unſere Tapferkeit ſetzen, und wollen wir uns nicht mit ewiger Schande bedecken, ein Wunder nur in unſeren Säbelſcheiden ſuchen.“

„Höre, Ammalet-Beg,“ fuhr er fort, indem er die Hand an ſeinen Schnurrbart legte, „ich will dir nicht verbergen, daß es wahrſcheinlich ſehr hitzig hergehen wird. Ich erfahre ſo eben, daß der Oberſt K*** ſeine Truppen zuſammengezogen hat; wie ſtark dieſe ſind und wo ſie ſich befinden, habe ich nicht erfahren können.“

„Je mehr Ruſſen, deſto beſſer!“ antwortete Ammalet-Beg ruhig; „dann wird es um ſo weniger Fehlſchüſſe geben.“

„Aber es iſt auch um ſo ſchwerer, Beute zu machen!...“

„Was dieſen Punkt anbelangt, ſo lege ich nicht den geringſten Werth darauf. Nicht Beute iſt es, was ich ſuche, ſondern Ruhm und Rache.“

„Dieß ſind allerdings ſchöne Dinge, was jedoch den Ruhm betrifft, ſo hat nur derjenige Werth für mich, der goldene Eier legt. Wenn ich auch noch ſo ſchöne Heldenthaten vollbringe, und ich kehre mit leeren Händen zurück, ſo ſchäme ich mich, vor meiner Frau zu erſcheinen. Ueberdieß iſt der Winter nahe, man muß ſeine Vorräthe ſammeln, und die Ruſſen beſteuern, damit man ſeine Gäſte traktiren kann. Wähle Dir Deinen Poſten, Ammalet-Beg. Willſt Du mit den Plänklern vorausziehen, um Dich des Taboun's zu be-

mächtigen? — Oder ziehſt Du vor, in meiner Nähe zu bleiben? — Ich halte mich mit den Abreken im Rückhalt auf. Iſt die Beute gemacht, ſo halten wir den Feind Schritt vor Schritt im Zügel, damit Zeit gewonnen wird, ſie in Sicherheit zu bringen."

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mich da aufhalten werde, wo die Gefahr am größten iſt. Aber Djembulat, was verſtehſt Du unter den Abreken?" —

„Dieß zu erklären, muß ich etwas weit ausholen. Es trifft ſich zuweilen, daß einige der kühnſten Krieger auf zwei bis drei Jahre das Gelübde ablegen, an keinem Vergnügen, an keiner Erholung theilzunehmen, in jedem Kampfe ihr Leben auszuſetzen, keinen Feind zu verſchonen, Niemand, auch einem Freunde, einem Bruder, nicht die leichteſte Beleidigung zu vergeben, bei jeder Gelegenheit, unbekümmert um Strafe und Rache, das Gut anderer zu rauben: daher hat man auch das Recht, jeden dieſer Leute zu tödten, wo man ihn findet. Diejenigen, welche dieſes Gelübde leiſten, nennt man Abreken. Es iſt gefährlich, ſie zu Nachbarn zu haben; ſobald man daher einen derſelben gewahrt, iſt es klug, den Karabiner und den Dolch bei der Hand zu haben. Am Tage des Gefechtes dagegen kann man auf dieſe Leute am ſicherſten zählen."

„Aber welche Gründe, welche Vortheile mögen die Ougden veranlaſſen, ſo ſchwer auszuführende Verpflichtungen zu übernehmen?"

„Die einen thun es, um Beweiſe von Heldenmuth abzulegen, andere aus Noth, wieder andere nach großen Unglücksfällen, oder aus Lebensüberdruß. Siehſt Du dort jenen hochgewachſenen Kabardiner? — Er hat auf 5 Jahre das Gelübde der Abreken abgelegt, weil ſeine Geliebte an den Blattern geſtorben iſt. Seit jener Zeit iſt er ein wahrer Teufel geworden, und ich möchte lieber mit einem Tiger, als mit ihm zu thun haben. Dreimal ward er bereits in Kämpfen verwundet, die eine Folge der Rache ſeiner Thaten waren, und dennoch hat er ſich noch immer nicht beruhigt."

„Welch' ſonderbarer Gebrauch! Wie kann aber ein Abreke nach ſolcher Lebensweiſe wieder zu einem geordneten Leben zurückkehren?"

„Ohne alle Schwierigkeit. Die Vergangenheit iſt dahin, als ob ſie nie ſtatt gefunden hätte. Seine Nachbarn ſind hocherfreut, wenn er ſeine Raubzeit aufgibt, und er wirft ſein Abrekenhandwerk ab, wie die Schlange ihre alte Haut, und wird wieder ſo ſanft, wie ein Lamm. — Doch die Nacht wird dunkler und der Nebel ſteigt aus den Gewäſſern des Terek auf. Es iſt Zeit, an unſere Unternehmung zu denken."

Djembulat pfiff, worauf dieſes Zeichen aus allen Theilen des Lagers wiederholt ward; in einem Augenblicke war die ganze Truppe auf den Beinen; ſie war noch durch einige Ougden der benachbarten Dörfer verſtärkt worden. Nachdem die Führer ſich über den bequemſten Uebergangspunkt berathen hatten,

rückte das ganze Korps in größtem Schweigen gegen das Ufer des Fluſſes vor. Ammalet-Beg ſtaunte über die Stille, welche nicht nur von der Mannſchaft, ſondern auch von den Pferden beobachtet wurde; nicht ein einziges wieherte, und es ſchien, als befürchteten ſie, beim Auftreten auf den Boden Lärm zu machen.

Bald langten ſie an dem Ufer des Terek an, der an dieſer Stelle durch eine vorſpringende Biegung eingeengt war. Das Waſſer war um dieſe Zeit nicht hoch genug, um die Furth unbrauchbar zu machen, gleichwohl ſetzte ein Theil der Mannſchaft weiter oben ſchwimmend über den Fluß, um für den Fall, daß man von den Koſaken beobachtet würde, über den wahrhaften Uebergangspunkt zu täuſchen. Zwei Krieger, welche ſich auf ihre Pferde verlaſſen konnten, ſetzten mit einem Sprunge in den Fluß. Die übrigen befeſtigten einen aufgeblaſenen Schlauch zwiſchen den Vorderfüßen ihrer Pferde, mehr oder weniger weit vom Strome hinabgeriſſen, ſtieg jeder Reiter an derjenigen Stelle, welche ihm die bequemſte ſchien, an's Land. Tiefe Dunkelheit und ein dichter Nebel deckten den ganzen Uebergang.

Es muß bemerkt werden, daß die ganze Linie des Terek, ſo weit ſie ſich an den Bergen hinzieht, durch eine ununterbrochene Poſtenkette, die unter ſich in Verbindung ſteht, bewacht wird. Auf jeder hervorragenden Höhe iſt ein Piket von Koſaken zu Pferde aufgeſtellt. Auf minder wichtigen Bergen iſt eine Lärmſtange aufgerichtet, welche man entzündet, ſobald es Lärm gibt. Neben dieſer Lärmſtange iſt das Pferd des Koſaken angebunden, und er ſelbſt ſteht als Schildwache dabei. Die Nacht über ſind die Poſten verdoppelt.

Allein trotz dieſer Vorſichtsmaaßregeln ereignet es ſich zuweilen, daß es den Tſcherkeſſen gelingt, in kleine Trupps getheilt, und durch Nebel und Dunkelheit gedeckt, ſich durch dieſe Kette durchzuſchleichen, gleich wie das Waſſer durch die Löcher eines Siebes dringt. Auch dieſes Mal kam es ſo. Die Belude (Führer), aus den Einwohnern des feindlichen Auls ausgeſucht, und mit der örtlichen Beſchaffenheit vollkommen bekannt, leiteten jede der kleineren Abtheilungen, und umgingen die Höhen, auf welchen ſich die Poſten befanden, in größter Stille. Nur an zwei Stellen entſchloſſen ſich die Angreifenden, die Schildwachen aufzuheben, und ſich der dortigen Lärmſtangen zu bemächtigen. Djembulat begab ſich in Perſon gegen einen dieſer Punkte und befahl Ammalet-Beg, leiſe abzuſitzen, und auf der Erde kriechend den Poſten von hinten zu umgehen, ſo fort bis auf hundert zu zählen, und endlich auf den Stein ſeines Gewehrſchloſſes mehre Schläge zu thun. Dieſer Plan ward auf der Stelle ausgeführt.

Djembulat, der den Kopf an einer ſteilen Stelle des Ufers in die Höhe hob, gewahrte einen Koſaken, der neben ſeiner brennenden Lunte ſchlief, und ſein Pferd am Ziegel hielt. Als er ein leichtes Geräuſch vernahm, wachte er auf und ſchaute unruhigen Blickes nach dem Fluſſe. Djembulat, der geſehen

worden zu seyn befürchtete, warf seine Mütze in die Höhe, und legte sich hinter dem Abhange platt auf die Erde.

„Schau!“ sagte der don'sche Kosake zu sich selbst, „dieß sind wilde Enten. Diese Thiere gleichen den Hexen von Kiow; sie haben Tag und Nacht keine Ruhe. Bald hört man sie fliegen, bald schwimmen.“

In diesem Augenblicke zogen glänzende Funken seine Aufmerksamkeit nach der andern Seite.

„Sollten dieß etwa Wölfe seyn,“ sagte er weiter; „man behauptet, daß ihre Augen in der Dunkelheit leuchten.“ Neue Funken, die er gewahrte, machten sein Blut gerinnen, indem er sich erinnerte, daß dieß eines der Zeichen sey, deren sich die Tscherkessen bedienen, um in der Nacht die Richtung nicht zu verlieren. Dieses kurze Zögern kostete ihn das Leben, denn in demselben Augenblicke pfiff die Klinge eines von kräftigem Arme geschleuderten Dolches durch die Luft, und durchbohrt fiel der Kosake nieder, und starb, ohne einen Laut von sich zu geben. Sein Kamerad, der neben ihm schlief, ward gleichfalls getödtet, und die Lärmstange ausgerissen und in den Terek geworfen. Auf ein gegebenes Zeichen vereinigte sich die ganze Truppe und rückte gegen das Dorf vor, dem der ganze Zug galt.

Der Ueberfall gelang vollkommen. Alle Einwohner, welche Widerstand zu leisten wagten, wurden niedergemacht, die übrigen entflohen oder versteckten sich. Außer der gewöhnlichen Beute fiel eine Menge Gefangener beiderlei Geschlechts in die Hände der Bergbewohner. Die Kabardiner drangen in die Wohnungen des Dorfes ein, und bemächtigten sich aller Gegenstände, welche ihnen einigen Werth zu haben schienen; aber sie steckten weder ein Haus in Brand, noch beschädigten sie das Getreide und den Weinstock. Denn es ist Grundsatz bei solchen Raubzügen, die Gaben Gottes und die Arbeit der Menschen zu schonen, ein Grundsatz, der auch von den Heeren civilisirter Völker befolgt werden dürfte. In einer Stunde war für die Einwohner alles vorüber, nicht aber für die Räuber, denn bereits war auf der ganzen Linie Lärm entstanden. Ein Signal um das andere erglänzte gleich den Sternen am Morgen durch den Nebel, und der Ruf zu den Waffen erscholl von allen Seiten.

Unterdessen wurden einige besonders geschickte Reiter entsendet, um sich des Tabun's zu bemächtigen, der in der Steppe weidete. Nachdem die Heerde umgangen war, bemächtigten sie sich des Wächters, und warfen sich sofort mit verhängtem Zügel unter lautem Rufe und häufigen Pistolenschüssen auf die Pferde. Diese, von Schrecken ergriffen, entflohen gestreckten Laufes nach dem Flusse, wohin denselben ein Tscherkesse vorausgeeilt war, den man auf einem trefflichen Renner absichtlich hier gelassen hatte, um dem flüchtigen Tabun zum Führer zu dienen. Dieser Tscherkesse galoppirte der ganzen Heerde voraus, und lenkte sie auf geschickte Weise zwischen den noch stehenden Posten hindurch; hierauf, am Ufer des Terek angelangt, sprengte er in die

Wogen hinab; der ganze Tabun folgte ohne Zögern nach, und deckte den Waſſerſpiegel mit einem weißlichen Schaume.

Unterdeſſen ließ der anbrechende Tag bereits die Gegenſtände unterſcheiden, und der ſich zerſtreuende Nebel ſtellte den Blicken ein prachtvolles und zugleich ſchreckliches Schauſpiel dar.

Man gewahrte zuvörderſt die Haupttruppe der Kabardiner, wie ſie ihre zahlreichen Gefangenen mit gebundenen Händen, theils auf dem Rücken der Pferde, theils an die Steigbügel befeſtigt, nach ſich zog. Die Drohungen der Räuber und ihr wildes Freudengeſchrei übertäubten die Klagen und den Jammerruf der unglücklichen Gefangenen. Mit Beute überladen, und durch die Viehheerden, welche ſie vor ſich hertrieben, in ihrem Marſche aufgehalten, zogen die Tſcherkeſſen nur langſam und in eine Staubwolke gehüllt dem Terek zu. Die Hauptführer, deren Panzerhemden und ſtählerne Helme in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten, jagten hin und her, und glichen leuchtenden Blitzen, die aus einer Wetterwolke hervorzucken. In der Ferne ſah man von allen Seiten die Linien-Koſaken herbeieilen, und ſchon ſaßen einige derſelben ab, und begannen, durch Geſträuche gedeckt, ein Plänklerfeuer mit den Tſcherkeſſen, welche die Nachhut bildeten.

Von beiden Seiten ward das Feuer immer lebhafter, und von Zeit zu Zeit ſah man einen der Tſcherkeſſen getroffen vom Pferde ſtürzen. Unterdeſſen war es den Vorderſten gelungen, einen Theil des geraubten Viehes über den Terek zu ſchaffen, als eine Staubwolke und Pferdegeraſſel die Annäherung eines ernſten Sturmes verkündigten. Eine Abtheilung von etwa 600 Gebirgsbewohnern unter Djembulat's und Ammalet-Begs Befehlen machte Front, um den bevorſtehenden Angriff abzuwehren, und den Ihrigen Zeit zum Uebergange über den Fluß zu verſchaffen. Mit wildem Geſchrei und ohne irgend eine Ordnung zu beobachten, ſtürzten ſie den Koſaken entgegen; aber alle Gewehre blieben an den Bandolieren hängen, und kein Säbel ward aus der Scheide gezogen; denn es iſt Sitte bei den Tſcherkeſſen, erſt im letzten Augenblicke zu den Waffen zu greifen. Als ſie noch 20 Schritte vom Feinde entfernt waren, ergriffen ſie ihre Karabiner, feuerten dieſe im ſchnellſten Laufe ab, warfen ſie ſofort über die Schulter zurück, und zogen die Säbel. Die Koſaken kehrten um, nachdem ſie mit einer vollen Ladung geantwortet hatten, und zerſtreuten ſich vor den Tſcherkeſſen, die, erhitzt durch die Verfolgung, ſich in ein Netz locken ließen, das ſie häufig ſelbſt ihren Feinden ſtellten. Die Koſaken hatten nämlich nur deßhalb die Flucht ergriffen, um ihre Gegner in einen Hinterhalt zu locken, der aus einem in dem Gebüſche verborgenen Bataillon des tapfern 43ſten Jägerregiments beſtand. Plötzlich erhoben ſich die Soldaten, und die überraſchten Tſcherkeſſen gewahrten mehre kleine Vierecke vor ſich, die aus der Erde hervorzuwachſen ſchienen. Die Bajonette ſenkten ſich, und ein wohlgenährtes Gliederfeuer begann von allen Seiten.

Vergebens ſtiegen die Tſcherkeſſen ab, und ſuchten ſich in ein kleines Gehölz zu flüchten, um von dort aus die Ruſſen zu umgehen; das Geſchütz, das mittlerweile ankam, entſchied das Treffen ſchleunigſt. Ein erfahrener Offizier, der Schrecken der Tchetchenzen, ein Mann, deſſen Tapferkeit ſie ſcheuten, und deſſen Biederkeit ſie dennoch häufig anzuerkennen gezwungen waren, der Oberſt K*** leitete die Bewegungen der Truppen, und der Erfolg konnte nicht länger zweifelhaft ſeyn. Einige wohlgerichtete Kugeln brachten Verwirrung in die Maſſe der Angreifer; ein Kartätſchenhagel führte ihre Flucht herbei. Die Niederlage war vollſtändig, und das Gemetzel gräßlich. Zwei Geſchütze wurden im Galopp auf dem Vorſprunge aufgefahren, in deſſen Nähe ſich die Tſcherkeſſen in den Fluß ſtürzten. Die Kartätſchenkugeln fuhren pfeifend über die ſchäumenden Wogen, und nach jedem Schuſſe ſah man einige Pferde nebſt ihren Reitern ertrinken. Es war jammervoll zu ſchauen, wie die Verwundeten ſich vergeblich an die Schweife und Zügel ihrer Renner anklammerten, und endlich verſanken. Andere ſuchten mit aller Anſtrengung das ſteile Ufer zu erreichen, allein ihre erſchöpften Arme vermochten das Gewicht ihres Körpers nicht mehr über dem Waſſer zu erhalten, der Strom riß ſie mit fort, und bald verſchwanden ſie unter den Wellen. Der Pulverdampf der Geſchütze zog ſich wirbelnd über die Waſſerfläche hin, die bereits ſich vom Blute zu röthen begann. Die Schneegipfel des Caucaſus, von welchen da und dort ſchwarze, dichte Wolken herabhingen, bildeten am Horizonte den Hintergrund dieſes Gemäldes.

Djembulat und Ammalet-Beg kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung; zwanzigmal zurückgewieſen, kehrten ſie eben ſo oft wieder zum Angriffe zurück, und ſo gelang es ihnen, mit etwa 200 der Ihrigen den Terek ſchwimmend zu hinterlegen. Jenſeits deſſelben ſtiegen ſie ab, kuppelten ihre Pferde *), und begannen ein lebhaftes Feuer nach dem entgegengeſetzten Ufer, um den Rückzug des Reſtes ihrer Leute zu decken. Auf ſolche Weiſe beſchäftigt, gewahrten ſie zu ſpät, daß eine Abtheilung Linien-Koſaken den Fluß weiter oben überſchritten hatte, und ſich anſchickte, ſie in Flanke und Rücken zu faſſen; bald ſahen ſie ſich von allen Seiten angegriffen; ihr Untergang war außer allem Zweifel.

„Djembulat," ſagte Ammalet-Beg, „es ſcheint, unſere letzte Stunde ſey gekommen."

„Thue Du, was Du willſt, ich meines Theils ziehe den Tod durch eine Bleikugel dem ſchimpflichern durch den Strick vor."

*) Die Tſcherkeſſen kuppeln ihre Pferde auf eine eigene Art, welche wohl in den europäiſchen Armeen nachgeahmt zu werden verdiente. Mittelſt des Zaumes befeſtigten ſie den Kopf des erſten Pferdes an den Schweif des dritten, den Kopf des zweiten an den Schweif des vierten Pferdes und ſo fort. Auf ſolche Weiſe können die Pferde ſich nicht rühren, und man braucht Niemand zur Aufſicht bei denſelben zurück zu laſſen.

„Wähneſt Du," antwortete dieſer, „meine Hände eignen ſich mehr zum Ketten tragen, als die Deinigen? ... Allah möge mich vor ſolcher Schande bewahren! Die Ruſſen können ſich meines Körpers bemächtigen, aber meine Seele wird immer unabhängig und frei ſeyn. Brüder und Waffengefährten," mit dieſen Worten wendete er ſich zu den wenigen Kriegern, die ihn noch umgaben, „das Glück läßt uns im Stich, aber unſere guten Klingen werden uns treu bleiben ... Verkaufen wir den Giaurs unſer Leben theuer. Nicht dem bleibt der Sieg, der Herr des Schlachtfeldes iſt, ſondern dem, der ſeine Ehre zu bewahren verſteht, und die Ehre beſteht darin, daß man den Tod der Gefangenſchaft vorzieht!"

„Ja," riefen Alle aus, „laßt uns ſterben, laßt uns ruhmvoll fallen." Mit dieſen Worten ſtießen ſie ihren Pferden die Dolche in die Kehlen, damit ſie nicht in Feindes Hände kämen, ſtellten ſich hierauf hinter dieſer Art von Wall auf, und erwarteten, den Karabiner und den Säbel in der Hand, ſtolz ihre Feinde. Als die Koſaken einſahen, daß ſie auf verzweifelten Widerſtand ſtoßen würden, machten ſie einen Augenblick Halt, um ihre Glieder zu ſchließen, und den Angriff zu ordnen. Von Zeit zu Zeit ſchlug vom entgegengeſetzten Ufer eine Kugel in die Mitte dieſer Tapfern ein, oder eine unter ihnen ſpringende Granate überdeckte ſie mit Erde und Trümmern; ſie aber ſtimmten, gleichgültig und unbeweglich, mit mächtiger und ſchwermüthiger Stimme ihren Todtengeſang an, wobei ſie ſich ſtrophenweiſe gegenſeitig antworteten:

Todes-Hymne.

Ganzer Chor.

Ruhm uns Allen, Tod den Feinden! ...
Allah-hou, Allah-hou!

Erſter Halbchor.

„Weinet, Töchter des Aouls im Gebirge, weinet, und ehret unſer Andenken. Wir werden den Caucaſus nicht wieder ſehen. Wenn die letzten Schüſſe unſerer Waffen gefallen ſind, ſind wir nicht mehr!

Nicht unter dem ſanften Ton der Flöte werden wir entſchlummern, ſondern unter dem furchtbaren Rollen des feindlichen Donners. Und wer wird neben uns wachen? ... Etwa das ſchöne Mädchen mit den langen Flechten? — Nein, der Rabe mit dem ſchwarzen Gefieder und den ausgeſpannten Flügeln! Arme Kinder! Eure Väter können dießmal den althergebrachten Gebrauch nicht vollziehen. Von der den Ruſſen abgenommenen Beute bringen ſie Euch nichts nach Hauſe!

Zweiter Halbchor.

Weinet nicht, Töchter des Kaukaſus! Eure Schweſtern, die Huri's mit den ſchönen Augen, werden uns mit zärtlichen Blicken betrachten, und an den Ort der Seligkeit geleiten! Brüder, wenn Ihr den fröhlichen Becher leeret, gedenket unſerer und ſprecht: Sie haben den Tod der Schande vorgezogen!

Erſter Halbchor.

Im Frühling iſt der Waldbach brauſend und ſchön, aber ſein Lauf iſt kurz. Was iſt leuchtender, als das Feuer der Morgenröthe! aber wo iſt ſie jetzt!... Theure Mutter, Stern meines Lebens, wenn Du Dich dieſen Abend ſchlafen legſt, löſche Dein Feuer frühzeitig aus. Strenge Deine Augen nicht an, mich auf der Straße zu ſuchen; harre meiner nicht, an der Schwelle Deiner Pforte ſitzend. Dein Sohn kehrt nicht zurück, um Dein Abendmahl mit Dir zu theilen. Suche ihn nicht, weder im Thale, noch auf den Felſen. Dein Sohn ſchläft... Die Erde der Steppe dient ihm zum Lager... Sein Herz iſt kalt, und ſein Säbel zerbrochen.

Zweiter Halbchor.

Weine nicht, o meine Mutter! Dein Sohn war Deiner würdig; ſein Herz, ermannt durch Deine Liebe, ſchlug ſtolz. Deine Milch kochte, in Löwenblut verwandelt, in ſeinen Adern. Nie hat er ſich gegen die Geſetze ſeines Landes verfehlt, und jetzt iſt er am Ende eines heißen Kampfes, getroffen von dem Engel Azräel, auf fremder Erde gefallen... Aber mein vergoſſenes Blut wird dem Vaterlande nützliche Früchte tragen, denn ich vermache meinen Kindern meinen Ruhm, und die Sorge meiner Rache meinen Brüdern.

Chor.

Brüder, an den Himmel noch eine Bitte, und dann ſtürzt Euch, den Säbel in der Fauſt, in den Kampf. Mögen, wenn es ſeyn muß, unſere Klingen zerſplittern, aber nur auf der Bruſt der Ruſſen, und dann laßt uns als Tapfere über einen Hügel von Leichen eine Bahn brechen.

Ruhm uns Allen, Tod den Feinden!
Allah-hou, Allah-hou!"

Von einem unwillkürlichen Gefühl der Ehrfurcht ergriffen, hörten die Koſaken und ruſſiſchen Soldaten dieſen wilden Todtengeſang ſchweigend an. Bald aber ward derſelbe übertäubt durch den allgemeinen Hurrahruf, der ſich

von allen Seiten erhob *). Da erhoben ſich ſämmtliche Tſcherkeſſen zugleich, gaben die letzte Salve ihrer Feuerwaffen ab, zertrümmerten ſie dann am Boden, und ſtürzten ſich, mit dem Dolche in der Hand, auf ihre Feinde. Die Abreken hatten ſich, um im Kampfe nicht getrennt zu werden, mit ihren Gürteln an einander befeſtigt, und ſtürzten ſich auf ſolche Weiſe in das Handgemenge; es war fürchterlich. Alles fiel unter der Schärfe des Säbels, oder unter der Spitze des Bajonets. „Vorwärts, folge mir Ammalet-Beg," rief Djembulat. „Laß uns die Freiheit im Tode ſuchen!" Aber Ammalet-Beg hörte ihn nicht mehr. Durch einen heftigen Kolbenſchlag von hinten auf den Kopf getroffen, war er zu Boden geſtürzt, mitten unter Leichen und im Blute, das denſelben überſchwemmte.

Fünftes Kapitel.

Correſpondenz. Der Sardar.

Brief des Oberſten V***. an ſeine Braut zu Smolensk.

Derbent, im October 1819.

Dein Brief, meine vielgeliebte Marie, hat zwei lange Monate, zwei Jahrhunderte gebraucht, bis er mir zukam. Wie ſchmerzlich iſt es für mich, nur in der Vergangenheit zu exiſtiren! Ich eile dem Koſaken, der mit der Correſpondenz anlangt, aus der Stadt entgegen. Mein Herz pocht heftig bei dem Anblicke eines Briefes; zitternd öffne ich das Siegel; mit Entzücken durchlaufe ich dieſe Zeilen, welche Deine mir ſo theure Hand geſchrieben, Deine ſchöne Seele, Dein liebendes Herz dictirt haben ... ich bin außer mir, mein Glück iſt vollkommen! Allein kaum habe ich Deinen Brief nicht mehr vor Augen, als ſich grauſame Gedanken meiner bemächtigten. Ich ſage mir dann: Alles, was ſie mir ſchreibt, iſt trefflich, aber es iſt doch nur Vergangenes, und wer ſteht mir für den gegenwärtigen Augenblick? Was geht

*) Om, oura, heißt auf tatariſch: ſchlage, tritt! Ohne Zweifel iſt dieſes der Urſprung des Wortes Hourrah, das in dem ruſſiſchen Heere gebräuchlich iſt, und daher von der Zeit der mongoliſchen Herrſchaft herſtammt.

jetzt vor? Befindet ſie ſich wohl, iſt ihr nichts Unangenehmes begegnet? Liebt ſie mich noch? — Wann wird endlich der glückliche Zeitpunkt erſcheinen, wo weder Zeit noch Raum uns trennen, wo unſere Liebe zur gegenſeitigen Mittheilung nicht mehr der Vermittelung der Poſt bedarf? Dann werde ich mir nicht mehr ſagen, daß dieſe Neigung, deren ſie mich ſo eben verſichert, vielleicht in dieſem Augenblicke aufgehört hat.

Vergebung, theure Freundin, Vergebung für dieſe düſtern Gedanken; ſie ſind die bittern Früchte der Abweſenheit. In der Nähe derjenigen, welche er liebt, glaubt der glückliche Liebende an alles.... entfernt von ihr, beherrſchen ihn tauſendfache Zweifel.

Du wünſcheſt, daß ich Dir mein Leben Tag für Tag, Stunde für Stunde ſchildere... Wie mühſam wäre dieſe Chronik aufzuſetzen, ſelbſt wenn ich den Muth dazu hätte! Schelmin, als ob Du nicht wüßteſt, daß, ohne Dich zu leben, für mich nicht leben heißt? — Warum alſo mich nöthigen, dieſe traurige und beſchwerliche Laufbahn noch einmal zu beginnen? Mein jetziges Leben iſt nichts anderes, als die Spur einer Kette, die ſich durch dürren Sand ſchleppt. Meine einzigen Hülfsquellen ſind die Pflichten meines Standes, die, wenn ſie mich auch nicht zu zerſtreuen vermögen, mir doch wenigſtens durch Strapazen meines Lebens Herr zu werden helfen. In ein Land verſetzt, das meiner Geſundheit ſchädlich iſt, finde ich auch nicht das Geringſte, was meine Intelligenz zu beſchäftigen vermöchte. Von allen meinen Cameraden verſteht mich keiner, und keiner ſympathiſirt mit mir, und was die Landesbewohner anbetrifft, ſo bin ich noch übler daran. Meine ganze Umgebung iſt ſo wild, ſo beſchränkt, daß mich Langeweile und unbezwingliche Schwermuth fortwährend unwillkührlich beherrſchen. Leichter läßt ſich ein Funken einem Stücke Eis entlocken, als eine intellectuelle Quelle aus meinem gegenwärtigen Leben!.. Gleichwohl iſt Dein Wunſch mir heilig; ich will daher in einem flüchtigen Umriß Dir die Ereigniſſe der letzten Woche ſchildern, die wenigſtens etwas mehr Wechſel darbot, als die früheren.

Ich glaube Dir bereits mitgetheilt zu haben, daß wir von unſerm Zuge in das Land Akoutſcha zurückgekehrt ſind, welche Unternehmung unſer Ober-General in Perſon geleitet hat, und deren Zweck vollkommen erreicht wurde. Schah-Ali-Khan hat ſich nach Perſien geflüchtet; unſere Truppen haben das empörte Land nach allen Richtungen durchzogen; mehre Dörfer, ſo wie auch große Vorräthe von Getraide und Futter wurden in Brand geſteckt. Als endlich der fallende Schnee in den Bergen die Inſurgenten nöthigte, von denſelben herabzuſteigen, boten ſie ihre Unterwerfung an, und ſtellten Geiſeln, worauf wir uns nach der Feſtung Bournaia *) zurückzogen. Von hier aus

*) Um die Bergbewohner im Zaum zu halten, ließ General Yermeloff während ſeines Oberbefehls mehre Forts erbauen, welchen er den Namen Bournaia (die Stürmiſche) Bozeaia (die Fruchtbare) ꝛc. gab.

wurden unſere Truppen in Winterquartiere verlegt, und mein Regiment bezog ſeine alten Cantonnirungen zu Derbent. Geſtern nahm der Obergeneral vor ſeinem Abmarſch zu einem neuen Zuge nach einem andern Theile des Landes, von uns Abſchied. Aus dieſem Grunde fand ſich Abends eine zahlreichere Geſellſchaft bei ihm ein, als gewöhnlich. General Yermoloff nahm den Thee in unſerem Zelte an. Wem ſind ſeine Züge, durch ſo zahlreiche Abbildungen vervielfacht, nicht bekannt? — Allein wie ähnlich dieſe auch ſeyn mögen, ſo iſt es doch unmöglich, ſich einen wahren Begriff davon zu machen, denn nie gab es eine Phyſionomie, deren Ausdruck ſolche Beweglichkeit hat. Alles in ihr zeugt von Größe. Betrachtet man dieſe coloſſalen Formen, dieſes antike Profil, dieſen edlen, durchdringenden Blick, ſo wird man unwillkührlich an jene Helden des alten Roms erinnert, welche deſſen Größe gründeten.

Das Studiren dieſes Mannes, in den verſchiedenen Lagen, in denen er ſich befand, iſt höchſt belehrend. Sein kaltes Blut in der Stunde des Gefechts iſt bewundernswerth. Zu Hauſe, am Tage einer Audienz, iſt er es nicht minder, durch die außerordentliche Feinheit ſeiner Sitten. Beſonders intereſſant iſt es, ihn zu beobachten, wenn er ſich mit den Aſiaten unterhält. Bald weiß er denſelben in dem ihnen eigenen orientaliſchen Style etwas Schmeichelhaftes zu ſagen; bald macht er mit einer einzigen Bemerkung alle ihre Ränke und ihre geſchickteſten Plane zu Schanden; vergeblich bemühen ſie ſich, ihm dieſelben zu verbergen, und ſie im Innerſten ihrer Seele zu verſchließen. Sein durchdringendes Auge entdeckt ihre geheimſten Gedanken, und erräth ihre lange zum Voraus entworfenen Plane. Offen und freundlich gegen die Offiziere, die er ſeine lieben Cameraden nennt, zeigt er größere Zurückhaltung gegen die Civilbeamten, welche verſchiedene Berufs-Verhältniſſe nach Georgien führen. Oft ſchon mußte ich lächeln, wenn ich die Haltung derjenigen beobachtete, die ſich in ihrem Gewiſſen nicht ganz rein fühlten; ſie wurden verwirrt und abwechſelnd roth und bleich, wenn er den durchdringenden, ernſten Blick auf ſie heftete. Man hätte glauben mögen, alle Erpreſſungen, deren ſie ſich je ſchuldig gemacht, ſeyen in dieſem Augenblicke mit all' den traurigen Folgen, welche eine unvermeidliche Entdeckung im Geleite hat, an ihrem innern Auge vorübergezogen. Auf der andern Seite verſteht Niemand beſſer, als er, mit dem erſten Blicke das Verdienſt zu unterſcheiden, es unter allen Verhältniſſen zu ehren, und die Tapferkeit mit einem einzigen Worte zu lohnen, mit einem jener electriſchen Worte, welche von Herzen kommen und unmittelbar zum Herzen dringen. Wahrlich, es iſt ein großes Glück, von einem Manne befehligt zu werden, den man eben ſo ſehr als Individuum lieben, wie als militairiſchen Befehlshaber und Adminiſtrator achten muß.

Wenn es daher intereſſant iſt, den General in ſeinem offiziellen Leben zu beobachten, ſo erſcheint es noch intereſſanter, ihn in ſeinem Privatkreiſe kennen zu lernen, in welchem er beinahe täglich die nach Geiſt, Kenntniſſen und

Tapferkeit ausgezeichnetsten Männer seines Hauptquartiers um sich vereinigt. Kein Zwang, keine beengende Etikette legt dem Reize näherer Beziehungen Fesseln an. Bei solchen Zusammenkünften thut und spricht Jeder, was ihm gefällt. Auch wird Keiner zugelassen, von dem man den Mißbrauch dieser Freiheit voraussetzen könnte. Alexei Petrowitsch*) führt hier den Vorsitz wie ein liebenswürdiger Camerad unter Seinesgleichen, wie ein Vater mitten unter seinen Kindern; er scheut sich nicht, in der Nähe beobachtet zu werden.

Wie gesagt, wir brachten den gestrigen Abend in seiner Gesellschaft zu. Während wir den Thee tranken, las einer seiner Adjudanten, wie es Sitte ist, eine Abhandlung vor. Es war ein Kapitel aus Napoleons Memoiren, und zwar der merkwürdige italienische Feldzug, den General Yermoloff das epische Gedicht der Kriegskunst nennt. Man bewunderte, urtheilte, discutirte. Alexei Petrowitsch's Bemerkungen waren treffend und voll Klarheit und Tiefe. Sofort kam die Reihe an die gymnastischen Uebungen. Das Rennen, der Zweikampf, der Sprung durch das Feuer folgten auf einander, und jeder hatte Gelegenheit, seine Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen. Der Abend war einer der Schönsten. Ueber uns, auf dem Gipfel eines Felsens hing das Fort Bournaia; weiter unten gewahrte man die Wohnung des Schamkhal's mit ihrer ganz orientalischen Architektur. Auf dem Rücken des Berges lagen die Häuser und Gärten des Städtchens Tarki zerstreut. Dann zeigten sich die weißen Zelte unseres Lagers; endlich in östlicher Richtung ist die Aussicht auf das weite caspische Meer begränzt. Bunt durcheinander bewegten sich die russischen Offiziere, tatarische Begs, tscherkessische Prinzen, Kosaken von verschiedenen Corps und Bergbewohner von mannigfachen Stämmen. Die europäische Uniform, der asiatische Kaftan, das Panzerhemd des Tscherkessen sah man hier neben einander, und durch diese Mischung von Trachten ward die pittoreske Wirkung des von der untergehenden Sonne beleuchteten Gemäldes noch erhöht. Die kriegerische Musik, die Gesänge der Soldaten erklangen weit hin in die Ferne. Das ganze wahrhaft magische Bild trug einen Charakter der Originalität, und einen reichen Wechsel der Farben und Reflexe, der die Einbildungskraft lebhaft aufregte.

Unsere Belustigungen wurden durch die Ankunft eines Kosaken-Offiziers unterbrochen, der dem Obergeneral einen Bericht des Obersten K***, der an der Gränze stationirt war, überbrachte. Nachdem Alexei Petrowitsch Einsicht von dem Papiere genommen hatte, wendete er sich zu uns und sagte mit zufriedener Miene: „K*** hat den Gebirgsbewohnern eine tüchtige Lection gegeben. Diese Räuber haben einen Einfall auf unserer Seite des Terek gemacht; man hat ihnen jedoch nicht nur die Beute und die Gefangenen abgenommen,

*) Es ist bekannt, daß man die Personen in Rußland mit dem Geschlechtsnamen des Vaters nennt. Der des Generals Yermoloff ist in dem ganzen Lande populär geworden.

ſondern alle ſind als Opfer ihrer verwegenen Unternehmung gefallen.“ Nachdem der Obergeneral den Eſſaoul *) über die nähern Umſtände befragt hatte, gab er Befehl, die Gefangenen vorzuführen. Da Einige derſelben verwundet waren, ſo ward ihnen die nöthige Hülfe geleiſtet. Die Uebrigen, fünf an der Zahl, wurden ihm vorgeführt.

Die Stirne des Generals verdunkelte ſich; ſeine Brauen zogen ſich zuſammen, und ſeine Augen ſchoſſen Blitze. „Elende, ſagte er zu den Ougden, drei Mal habt Ihr geſchworen, Euch der Plünderung zu enthalten, und eben ſo oft bracht ihr Euern Eid. Woran fehlt es Euch denn? — Habt Ihr nicht Heerden und Weideplätze in Menge? Gewährt man Euch nicht nöthigenfalls Vertheidigung und Schutz? — Allein dieß alles genügt Euch nicht. Ihr wollt gleich den Andern der Vortheile unſerer Regierung genießen, ohne weder auf das Räuberhandwerk zu verzichten, noch Euern Antheil auf die Beute im Stiche zu laſſen, und aus dieſem Grunde lockt Ihr die Tſcherkeſſen in unſere Dörfer, die Ihr gemeinſchaftlich mit dieſen plündert. Man hänge ſie auf,“ fuhr er mit ſtarker Stimme fort, „und zwar mit ihren eigenen Arkanen **). Sie mögen miteinander looſen; der Vierte ſey frei; er kehre zu den Seinigen zurück und ſage ihnen von meiner Seite, daß ich in kurzer Zeit ſelbſt kommen und ſie Wort halten und den Frieden beobachten lehren werde.“ Die Ougden wurden abgeführt. Nur ein Tatar blieb zurück, der ſeiner Kleidung nach ein Beg war, und nunmehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Er war ein junger Mann von 22 bis 23 Jahren, groß, gut gewachſen und ſchön, gleich dem Apollo von Belvedere. Als der General ſich ihm näherte, begrüßte er ihn, indem er den Kalpak vom Kopfe nahm; hierauf nahm er ſeine ruhige ſtolze Stellung wieder an; ſein Geſicht drückte unerſchütterliche Ergebung in ſein Schickſal aus.

Der Obergeneral heftete ſeinen durchdringenden, ſchrecklichen Blick auf ihn; allein der junge Mann ſenkte das Auge nicht, und verzog keine Miene. „Ammalet-Beg,“ ſagte endlich Alexei Petrowitſch, „haſt Du vergeſſen, daß Du ruſſiſcher Unterthan und folglich den ruſſiſchen Geſetzen unterworfen warſt?“

„Ich hätte mich deſſen erinnert,“ antwortete Ammalet, „wenn ich Schutz und Gewähr für meine Rechte gefunden hätte. Wäre dieß geſchehen, ſo ſtände ich jetzt nicht vor Euch.“

„Undankbarer junger Mann,“ ſagte der General, „Dein Vater und Du, Ihr ſuchtet ſtets durch alle Euch zu Gebot ſtehenden Mittel uns zu ſchaden.

---

*) Eſſaoul heißt der erſte Offiziersgrad bei den Koſaken; er bedeutet etwa ſo viel als Fähnrich bei den regelmäßigen Truppen.

**) Arkan heißt ein langes Seil, das in einer Schlinge endigt, mittelſt welcher die Tſcherkeſſen und Kirgiſen, gleich den Gauchos von Süd-Amerika ſich der wilden Pferde und ſelbſt der Menſchen bemächtigen. Mit großer Geſchicklichkeit und auf ziemlich beträchtliche Entfernungen wiſſen ſie dieſe Schlingen denſelben um den Hals zu werfen.

Hättet Ihr auf gleiche Weiſe gegen die perſiſche Regierung gehandelt, ſo wäre längſt ſchon keine Spur mehr von Euch und den Eurigen übrig. Aber unſer Monarch hat ſich großmüthig gegen Dich erwieſen, indem er Dir, ſtatt dem Tode, den Du verdienteſt, ein reiches Grundeigenthum ſchenkte. Und auf welche Weiſe haſt Du dieſe Gnade vergolten? — Durch Unzufriedenheit, heimliche Ränke und offene Empörung! Dabei bliebſt Du jedoch nicht ſtehen; unſerm grauſamſten Feinde gewährteſt Du Schutz und Zuflucht, Du ließeſt es geſchehen, daß er bei Dir und unter Deinen Augen einen ruſſiſchen Offizier verrätheriſcher Weiſe zu ermorden wagte. Hätteſt Du Dich jedoch trotz deſſen unterworfen, ſo würde ich Dich aus Rückſicht für Deine Jugend und für die Sitten Deines Landes begnadigt haben. Allein ſtatt deſſen haſt Du Dich in die Gebirge geflüchtet, um in Gemeinſchaft mit Sultan Akhmet-Khan auf unſern Gränzen ſchändlichen Raub zu begehen. Du wardſt beſiegt, und abermals haſt Du mit Djembulat neuen Raub begonnen. Du mußt das Loos kennen, das Deiner harret."

„Ja," ſagte Ammalet-Beg kalt, „der Tod durch die Kugel."

„Mit nichten," erwiderte der erzürnte General, „der Tod durch eine Kugel iſt zu ehrenvoll für einen Räuber. Man wird einen Araba mit ſeinen Aeſten in den Boden pflanzen, und Dich mit einem Zaume um den Hals daran aufknüpfen. Dieß iſt der wahre, Deiner würdige Lohn."

„An der Art des Todes liegt mir nichts," verſetzte Ammalet-Beg, „wofern er nur ſchnell erfolgt. Ich bitte nur um eine Gnade: daß man mir die Verzögerung eines Gerichts erſpare; dieß hieße doppelten Tod erleiden, ſtatt dem einfachen."

„Unverſchämter! Du haſt ihn tauſendfach verdient. Aber weil Du es verlangſt, ſo ſey es Dir gewährt. Ein Kriegsgericht ſoll ernannt werden," ſo wendete ſich der Obergeneral an den Chef ſeines Generalſtabs. „Der Thatbeſtand iſt klar; die Beweiſe ſind unumſtößlich. In einer Sitzung ſey die Sache entſchieden, und Alles bis zu meiner Abreiſe abgethan."

Hierauf gab er einen Wink mit der Hand, und der Schuldige ward abgeführt.

Das Schickſal des jungen Mannes flößte allgemeine Theilnahme ein; wir Alle hatten um ſo mehr Mitleid mit ihm, als es unmöglich war, ihn zu retten; denn keiner von uns konnte ſich verhehlen, daß der doppelte Verrath ein Beiſpiel nothwendig machte. Ebenſo kannten wir auch die unerſchütterliche Feſtigkeit des Generals in Dingen dieſer Art, wenn ſie ſo klar vor Augen lagen, wie hier. Daher wagte Niemand zu Gunſten des Unglücklichen einzuſchreiten. Der Reſt des Abends verfloß ernſter als gewöhnlich, und man trennte ſich frühzeitig. Ich beſchloß jedoch gleichwohl, einen Verſuch zu wagen. Vielleicht, ſo ſagte ich mir, gelingt es Dir, ſeine Strafe etwas zu mildern. Einige Zeit darauf trat ich leiſe in das Zelt des Obergenerals. Ich fand

ihn allein, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, und in tiefes Nachdenken verſenkt. Vor ihm lag ein angefangener Bericht, von ſeiner Hand geſchrieben und an den Kaiſer gerichtet. Alexei Petrowitſch kennt mich ſeit langer Zeit. Unſere Bekanntſchaft ſteigt zum Jahre 1813 in der Schlacht bei Culm hinauf. Seit jener Zeit hat er ſich ſtets wohlwollend gegen mich gezeigt, ſo daß mein jetziger Beſuch ihm nicht auffallen konnte. Sobald er mich wahrnahm, ſagte er mit ausdrucksvollem Lächeln: „Euſtach Iwanowitſch, ich merke wohl, Du kommſt um mein Herz zu überfallen. Sonſt, wenn Du mich beſuchſt, trittſt Du ein, als wollteſt Du eine Batterie ſtürmen, und dießmal näherſt Du Dich auf den Zehen, und ich höre Dich kaum. Das thuſt Du nicht ohne Grund; ich ſehe wohl, Du willſt Dich für Ammalet-Beg verwenden.“

„Sie haben es errathen, mein General,“ erwiderte ich, etwas überraſcht durch dieſen barſchen Anfang, und ohne recht zu wiſſen, was ich ſagen ſollte.

„Wohlan, ſetze Dich her, und laß uns ein wenig über dieſen Gegenſtand ſprechen,“ ſagte Alexei Petrowitſch; und nach einem kurzen Schweigen begann er folgendermaßen:

„Ich weiß recht gut, daß man mich für einen hartherzigen Mann hält, der das Leben Anderer für Nichts achtet. Mehr als ein Eroberer hat ſich bemüht, ſeine ehrgeizigen Entwürfe unter dem Schleier der Milde zu verbergen, und während er unzählige Uebel über die Menſchheit brachte, ſeine Liebe für dieſelben voran zu ſtellen. Mir aber ward das Loos, einen geradezu entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Ich mußte durch die Furcht über dieſes halbbarbariſche Land zu herrſchen ſuchen. Ich trachtete dahin, durch den Schrecken meines Namens unſere Gränzen ſicherer, als durch Poſten und Forts zu ſchützen. Mein Wort ſollte den Aſiaten eben ſo unwandelbar erſcheinen, als das Verhängniß, welches ſie glauben. Dem Herzen eines Europäers kann man beikommen; man kann ihn durch Ueberzeugung, durch Güte zurückbringen, durch Milde entwaffnen, durch Wohlthaten gewinnen. Alle dieſe Dinge erſcheinen einem Aſiaten als unzweideutige Beweiſe von Schwäche, daher bin ich gerade aus Gründen der Menſchlichkeit häufig genöthigt, mich ſtrenge bis zur Grauſamkeit zu zeigen. Glaube mir, lieber Oberſt, Menſchen in halbciviliſirtem Zuſtande würdigen und verehren nur Eines, die Kraft, welche ſich mit Energie vereint. Nur die Furcht vor ſchrecklicher Strafe gewährt der Handvoll Ruſſen Sicherheit in dieſem Lande, und erhält die Tauſende von Moslims, welche es bewohnen, in Unterwerfung. Manche Menſchen, die mich in dieſem Augenblicke hören könnten, würden ſich ungläubig zeigen; denn ſie ſelbſt bergen ihre gehäſſigen Gefühle und ihre Plane perſönlicher Rache unter dem Vorwande der Nothwendigkeit. Mit heuchleriſcher Miene ſprechen ſie: Nur gar zu gerne möchte ich verzeihen, aber ſagt ſelbſt, iſt dieß möglich? — Ich rede nie auf ſolche Weiſe, und Niemand ſoll die Thräne in meinem Auge gewahr werden, wenn ich ein

Todesurtheil unterzeichne; aber mein Herz blutet nichts deſto weniger in's Geheim."

Alexei Petrowitſch war lebhaft bewegt; um ſich zu beruhigen, ging er einigemal in dem Zelte auf und ab; hierauf ſetzte er ſich wieder, und fuhr fort:

„Bei all' dem ward mir die grauſame Pflicht, zu ſtrafen, noch nie ſo ſchwer, als dießmal. Hat man lange Zeit unter den Aſiaten gelebt, wie ich, ſo wird man durch die Erfahrung über Lavaters Syſtem enttäuſcht, und legt nicht mehr Werth auf eine einnehmende Phyſiognomie, als auf ein Empfehlungsſchreiben. Und dennoch haben der Blick, die Haltung, die Feſtigkeit dieſes jungen Mannes, dieſes Ammalet-Beg einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Was auch die Pflicht mir ſeinetwegen befiehlt, ſo geſtehe ich, daß er mir inniges Mitleiden einflößt."

„Wohl denn, mein General," erwiderte ich jetzt, „ſo glauben Sie an die Regungen ihres edelmüthigen Herzens; oft leiten dieſe ſicherer, als der Verſtand."

„Unglücklicher Weiſe, lieber Freund, muß der Mann im Amte ſtets das Letztere und nicht ſein Herz zu Rathe ziehen. Ohne Zweifel kann ich Ammalet-Beg begnadigen, und dennoch muß ich ihn ſeinem Schickſale überlaſſen. Daghestan iſt angefüllt mit unſern Feinden. Vielfache Keime von Unruhe gähren dort auf allen Seiten, und ſind bereit, ſich bei dem erſten Winde, der von den Bergen weht, zu entwickeln. Sogar die Stadt Tarki iſt auf dem Punkte, ſich zu empören. Ein Beiſpiel der Strenge allein vermag alle dieſe Ränke abzuſchneiden, indem es den Tataren beweist, daß weder ein Privilegium des Ranges, noch der Geburt, den Schuldigen zu ſchützen vermag, und daß Alle vor dem Geſetze gleich ſind. Wenn ich Ammalet-Beg begnadige, ſo werden alle Freunde und Gegner Yermoloffs laut äußern, daß er vor der Furcht, dem Schamkhal zu mißfallen, zurückgebebt ſey.

Hierauf erwiderte ich, es ſcheine mir im Gegentheil, Rückſichten für dieſe mächtige Familie könnten nur von günſtiger Wirkung für dieſes Land ſeyn; der Schamkhal insbeſondere . . .

„Was den Schamkhal anbelangt," unterbrach mich der General, „ſo iſt er ein wahrhafter Aſiate, der im Herzen froh ſeyn wird, wenn er ſich von einem Prätendenten befreit ſieht. Uebrigens kümmere ich mich wenig darum, was dieſer ganzen Familie angenehm iſt, oder mißfällt."

Da ich bemerkte, daß der Obergeneral erſchüttert ſchien, ſo drang ich lebhafter in ihn.

„Schlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab, ſagte ich ihm; ich werde gewiß dankbar dafür ſeyn. Ich werde für Drei dienen; ich will, wenn es ſeyn muß, dieſes Jahr auf den Urlaub verzichten, den Sie mir verſprochen haben. Aber ich beſchwöre Sie, verzeihen Sie Ammalet-Beg. Er iſt noch jung, und wird

gewiß einen Rußland ergebenen Diener geben. Eine Wohlthat, ein Act der Gnade verfehlt nie ſeine Wirkung.“

Alexei Petrowitſch ſchüttelte ungläubig das Haupt. „Ich habe ſchon viele Undankbare gemacht,“ ſagte er, „und ſo mag es noch einmal darum ſeyn; ich begnadige ihn, und nicht etwa blos halb, dieß iſt gegen meine Grundſätze. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, mich gut, wo nicht ſchwach zu zeigen. Aber behalten Sie wohl, was ich Ihnen ſage: Sie wollen dieſen Aſiaten umwandeln; trauen Sie ihm nicht allzuſehr, und hüten Sie ſich, daß Sie nicht eine Schlange in Ihrem Buſen erwärmen.“

Ich war ſo erfreut über den unerwarteten Erfolg meiner Bemühungen, daß ich, nachdem ich dem General eiligſt meinen Dank ausgedrückt hatte, mich ſo ſchnell als möglich nach dem Zelte begab, in welchem Ammalet-Beg beim ſchwachen Schein einer Lampe von drei Soldaten bewacht wurde. Ich trat ein und fand den Gefangenen auf dem Boden liegend und in ſeine Burka gehüllt, die Augen voll Thränen, und dergeſtalt in Gedanken vertieft, daß er meine Annäherung gar nicht gewahrte. Es iſt ſo peinlich, in dieſem Alter von dem Leben ſcheiden zu müſſen! Um ſo lebhafter empfand ich das Glück, ihn aus dieſer grauſamen Lage ziehen zu dürfen, und ſeine Seele mit Freude zu erfüllen.

„Ammalet-Beg,“ ſo redete ich ihn an, „Gott iſt groß, und der Sardar edelmüthig. Er hat Dir das Leben geſchenkt.“

Außer ſich ſtand der Verurtheilte ſchleunigſt auf, er wollte ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm. Plötzlich ſtieg ein Zweifel gleich einer Wolke in ihm auf, und bedeckte ſeine Züge.

„Das Leben!“ rief er aus, „ich verſtehe; ich kenne dieſe Gnade. Das Leben . . . um es im finſtern Kerker ohne Licht und Luft hinzubringen, oder in einen ewigen Winter, in eine nie endende Nacht verbannt zu werden; beraubt zu ſeyn, nicht nur der Freiheit, ſondern auch aller Annehmlichkeiten des Daſeyns, und ſelbſt der Möglichkeit, ſich in der Mutterſprache über ſeine Leiden beklagen und ſie frei ausſprechen zu können. Das nennt Ihr das Leben, und ihr preiſ't mir dieſe jeden Augenblick ſich erneuernde Qual als eine Großmuth ohne Gleichen!“

„Du biſt im Irrthum, Ammalet Beg,“ erwiderte ich ihm. „Du biſt vollſtändig und ohne Beſchränkung begnadigt. Du wirſt wieder ſeyn, was Du früher warſt: Herr Deines Eigenthums und Deiner Handlungen. Nimm hier Deinen Säbel zurück. Der Obergeneral iſt überzeugt, Du werdeſt ihn in Zukunft nur im Intereſſe der Ruſſen ziehen. Ich mache Dir nur eine Bedingung, die ich zugleich als feierliche Bitte an Dich richte: Bleibe bei mir, bis das Gerücht deines Abenteuers ſich etwas gelegt haben wird. Sey mein Freund, mein Bruder!“

Der junge Tatar ſtand betäubt. Thränen entrollten ſeinen Augen. „Ich bin beſiegt,“ rief er endlich aus. „Verzeihung, Oberſt, wenn ich Sie verkannte, wenn ich unedel von Ihnen und den Ruſſen im Allgemeinen dachte. In Zukunft will ich der treue Diener Ihres Kaiſers, der ergebenſte Freund von Ihnen und den Ihrigen ſeyn. Mein Herz und mein Säbel gehören Ihnen; verfügen Sie darüber. O mein Säbel,“ fuhr er fort, indem er ihn halb aus der Scheide zog und die koſtbare damaszirte Klinge betrachtete, „möchten meine Thränen die Blutſpuren der Ruſſen und den Naphta der Tataren *) wegzuwiſchen vermögen. Wie kann ich je für das koſtbare Geſchenk des Lebens und der Freiheit meinen Dank an den Tag legen!“ . . .

„Ich bin überzeugt, theure Marie, daß Du mir für dieſe That einen Deiner ſüßeſten Küſſe bewahrſt. So oft ich in dem Falle war, eine gute Handlung zu begehen, habe ich mir geſagt: Marie wird ſie billigen, Marie wird mich um ſo mehr lieben. Wann aber wird dieß alles in Erfüllung gehen? Noch iſt das Schickſal uns nicht günſtig. Deine Trauer verlängert ſich, und mir hat der Obergeneral für den Augenblick den Urlaub beſtimmt abgeſchlagen, und ich kann ihm darob nicht zürnen, obgleich es mir äußerſt peinlich iſt. In Folge des letzten Feldzuges iſt mein Regiment nicht wenig desorganiſirt; auch habe ich noch andere Geſchäfte abzumachen, ich muß Caſernen bauen laſſen und einen Theil meiner Truppen coloniſiren. Wäre ich nur einen Monat abweſend, ſo ginge Alles verkehrt; ich bleibe daher; aber wie theuer kommt dieſes Opfer meinem Herzen zu ſtehen.

Es ſind jetzt drei Tage, daß wir uns in Derbent befinden. Ammalet-Beg wohnt bei mir. Er iſt wild, ſchweigend, traurig, aber nichts deſto weniger intereſſant. Er ſpricht gut ruſſiſch, und ich habe angefangen, ihn leſen zu lehren. Er zeigt außerordentliche Anlagen, und mit der Zeit hoffe ich, einen recht liebenswürdigen Tataren aus ihm zu machen.

(Der Reſt des Briefs iſt unſerm Gegenſtande fremd.)

Bruchſtück eines andern Briefs des Oberſten B*** an ſeine Braut Marie B***, ſechs Monate ſpäter geſchrieben.

Derbent, April 1820.

Meine theure Freundin, Ammalet-Beg macht ſich nach und nach ganz zum Ruſſen. Gewöhnlich betrachten die Tataren der höheren Klaſſen den unmäßigen Gebrauch von Wein und Schweinefleiſch als den erſten Grad von Civiliſation. Ich habe einen andern Weg eingeſchlagen; ich laſſe die Gebräuche

*) Um die Klingen der perſiſchen Säbel anlaufen zu laſſen, und ſie gegen den Roſt zu ſchützen, werden ſie gewöhnlich dem Rauche ausgeſetzt, und hierauf mit einer Naphta-Schichte überzogen.

bei Seite und ſuche nur auf Ammalet-Begs Seele zu wirken. Ich übe ihn in Schlüſſen; ich beweiſe ihm das Schlimme ſeiner und das Gute unſerer Gebräuche, und mit Freuden nehme ich wahr, daß er Leſen und Schreiben mit Leidenſchaft treibt. Ich ſage mit Leidenſchaft, denn jeder Wunſch, ja ſelbſt jede Laune wird in ihm zur heftigen Leidenſchaft, ohne Gränze und ohne Zügel. Ein Europäer kann kaum begreifen, wie weit die Lebhaftigkeit, oder vielmehr die heftige Wuth der Neigungen in einem Aſiaten führt, der von Kindheit an gewohnt iſt, in ſeinen Begierden keine andere Gränzen zu kennen, als ſeinen Willen. Unſere Leidenſchaften gleichen, wenn ich ſo ſagen darf, denen der Hausthiere, oder in den höchſten Graden denen gezähmter wilder Thiere, welchen man die Klauen beſchnitten, und die man gewöhnt hat, auf dem Seile der Schicklichkeit zu tanzen. Aber im Oriente ſind dieſe Leidenſchaften frei und wild, wie die Löwen und Tiger jener Länder. Es iſt intereſſant, Ammalet-Beg zu beobachten, wie bei dem geringſten Streite oder Widerſpruche ſeine Züge ſich ändern, ſeine Augen feurig werden. Kaum hat er jedoch ſeine Hitze bemerkt, ſo wird er roth und bleich, und iſt nahe daran, Thränen zu vergießen, „Ich habe Unrecht," ſagt er dann, „vergib mir, Takſhyrumdam (vernichte meinen Fehler), vergiß, was ich gethan habe, und daß Du mir verziehen haſt." Sein Herz iſt trefflich, aber der geringſte Funken, er komme nun aus dem Himmel oder aus der Hölle, iſt im Stande es zu entzünden. Die Natur hat ihn reichlich mit Allem ausgeſtattet, um ſowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht einen ausgezeichneten Mann aus ihm zu machen; allein die Vorurtheile ſeines Volkes und der Mangel an Cultur haben das Möglichſte gethan, dieſe koſtbaren Gaben zu vernichten. Seine Intelligenz bildet einen ſonderbaren Widerſpruch: eine unglaubliche Miſchung aller möglichen Inconſequenzen, die abgeſchmackteſten Ideen, neben den geſündeſten Anſichten. Oft faßt er die abſtrakteſten Notizen mit erſtaunenswerther Geiſteskraft auf, und gleich darauf ſtößt er mit gleicher Hartnäckigkeit die einfachſten und klarſten Wahrheiten zurück, und dieß nur aus dem Grunde, weil die erſtern ihm gänzlich neu waren, während er die andern ſchon durch den Schleier ſeiner erſten Ideen und Eindrücke wahrgenommen hatte. Aus allem dieſem ziehe ich den Schluß, daß es unendlich leichter iſt, ein neues Gebäude aufzuführen, als ein altes auszubeſſern.

Aber warum erſcheint unſer Ammalet-Beg ſtets traurig und befangen? In Allem, was nicht eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit oder lange Entwicklung erfordert, macht er raſche Fortſchritte. Sobald man jedoch, um zu einer Wahrheit zu gelangen, höher hinaufſteigen und langſam, ſtufenweiſe dieſelben erreichen muß, ſo gleicht ſein Geiſt einer Feuerwaffe, die zwar ſtark und gut trifft, deren Schußweite jedoch nicht groß iſt. Iſt aber wohl ſeine Intelligenz hievon die einzige Urſache? — Gibt es nicht vielleicht einen andern Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit auf ſo ausſchließliche Weiſe bemeiſtert? — Bei

dreiundzwanzig Jahren iſt das nicht ſchwer zu errathen, von welcher Art dieſer Gegenſtand ſeyn könne. Zuweilen hört er aufmerkſam meinen Reden zu, und wenn ich dann eine Frage an ihn richte, ſo weiß er nichts zu antworten und ſcheint wie aus den Wolken zu fallen. Zuweilen finde ich ihn mit bitteren Zähren in den Augen; ich rede ihn an; er antwortet nicht, er hat mich nicht einmal gehört. In der verfloſſenen Nacht ſprach er im Schlafe. Die Worte Seltaret, Seltaret (Macht, Gewalt) entſchlüpften häufig ſeinen Lippen. Sollte der Ehrgeiz ihn auf ſolche Weiſe aufregen? — Doch nein, Ammalet-Beg's Seele iſt durch eine andere Leidenſchaft beherrſcht. Ich ſelbſt kann am wenigſten die Symptome dieſer Leidenſchaft verkennen, der ſchönſten und edelſten von allen: der Liebe. Ammalet-Beg liebt! . . . Ein Aſiate liebt! Dieß ſcheint mir eine ganz neue Erſcheinung. Ich werde es jedoch bald herausbringen. Die Freundſchaft hat, wie die Liebe, wenn auch nicht ihre Eiferſucht, doch ihre Neugier.

Sechstes Kapitel.

Erziehung eines Tataren. Die Wild-Schweinsjagd.

Auszüge aus Ammalet-Begs Tagebuch. Ueberſetzung aus dem Tatariſchen.

Habe ich bis daher geſchlafen, oder träume ich jetzt? — So bin ich denn in eine neue Welt eingetreten! es iſt die des Gedankens! Mit welchen Schönheiten iſt ſie erfüllt! Wie lange Zeit erſchien Alles in meiner Seele verwirrt und unbeſtimmt, wie in jener Milchſtraße, welche, wie man mir ſagt, aus Tauſend und wieder Tauſenden von Sternen beſtehen ſoll. Wenn ich mich allmählig aus dem dunkeln und dicken Nebel der Ungewißheit erhebe, kommt es mir vor, als erklimme ich den Berg des Wiſſens. Mit jedem neuen Schritte, den ich thue, erweitert ſich mein Geſichtskreis . . . meine Bruſt athmet freier, ich erhebe meinen Blick zur Sonne, ich blicke unter mich . . . Die Wolken bewegen ſich unter meinen Füßen . . . Verwünſchte Wolken!

Von der Erde verhindert ihr die Betrachtung des Himmels, und vom Himmel diejenige der Erde!

Ich erſtaune jetzt ſelbſt darüber, daß ich nie an die einfachen Fragen warum, und wie dachte. Das ganze Weltall mit ſeinem Guten und Böſen ſpiegelte ſich in meiner Seele, wie der Himmel in dem Waſſer des Meeres ab. Ich ſelbſt wußte jedoch nicht mehr davon, als dieſes Meer, oder als der Spiegel, der mein Bild zurückſtrahlt. Zwar enthielt mein Kopf mancherlei Dinge, aber alles befand ſich in Unordnung und Verwirrung, und keine geſunde Idee erwuchs aus dieſem Chaos. Der Falke weiß nicht, warum man ihn verkappt; das Pferd kennt eben ſo wenig den Nutzen der Eiſen, mit denen man ſeinen Huf beſchlägt. — Ich glich Beiden. Ich dachte nicht daran, mich zu fragen, warum die Natur hier Berge mit ewigem Schnee, dort Sand-Wüſten und unermeßliche Meere hat entſtehen laſſen. Ich fragte nie über die Urſachen des Wechſels der Jahreszeiten, noch über die Entſtehung der Stürme und Erdbeben. Und über die größte Schöpfung von allen Dingen, über den Menſchen, das unbegreifliche Weſen kam mir nie die Idee, deſſen geheimnißvolle Exiſtenz zu erforſchen. Noch befinde ich mich erſt an dem Eingang zu dem Tempel des Wiſſens! Aber ſchon die Decke des Buches reißt mich hin; wie wird es erſt ſeyn, wenn ich den geheimnißvollen Inhalt deſſelben zu entziffern im Stande ſeyn werde? — Aber B*** muntert mich nicht nur zum Lernen auf, er verſchafft mir auch die Mittel dazu. Er iſt für mich, was die Mutter für die junge Schwalbe, er lehrt mich, meine Flügel gebrauchen. Weder Höhe noch Weite erſchrecken mich. Der Tag wird einſt kommen, wo ich, gleich jenem Adler dort über mir, mich bis zu den Wolken erheben werde.

Aber werde ich darum glücklicher ſeyn? und bin ich das jetzt, ſeitdem ich durch die Bemühungen B***s zu denken angefangen habe? Früher bedurfte ich ſo wenig zum Glücke! Ein ſchönes Pferd, ſchöne Waffen beſchäftigten mich und ſtellten mich auf lange Zeit zufrieden. Jetzt aber, ſeit ich einſehen gelernt habe, um wie viel die Seele an Würde über dem Körper ſteht, und die Intelligenz über der Materie, fühle ich nur noch Mitleiden mit der Erinnerung an das, was ich ehemals über alles ſchätzte . . . meine Geſchicklichkeit, ein Pferd zu zähmen, meine Gewandtheit in den Waffen! . . . Welche Thorheit, ſeinen Ruhm, ſogar ſein Glück in Dinge zu ſetzen, wo der letzte dieſer rohen Noukers den Sieg über mich davon tragen kann, in Vorzüge, deren eine Wunde, ein unglücklicher Sturz mich auf immer berauben können! Was aber haben ſie mir an der Stelle dieſer Kinderklapper gegeben, deren ſie mich beraubten? — Eine Menge neuer Bedürfniſſe und Wünſche, die Allah ſelbſt kaum zu befriedigen im Stande iſt! . . . . Ich hielt mich für einen wichtigen Mann, denn ich war eine der erſten Perſonen in Daghеſtan . . . . und nun erfuhr ich, daß in dieſem Lande ſelbſt einſt Völker exiſtirt haben, berühmt durch ihre Einſich-

ten und durch glorreiche Thaten, welche zu erreichen uns nie gelingen wird. Und wo ſind ſie jetzt dieſe Völker? ſie ſind dahin, ſie haben ſich mit dem Staube der Jahrhunderte vermiſcht, und ihr Andenken ſelbſt, iſt nicht bis auf uns gekommen ... Und wir ſelbſt, was ſind wir, wir Tataren? ein kleines Volk, das einen Winkel dieſer Erde bewohnt, arme Barbaren, an denen die gebildeten Nationen Europas wenig Antheil nehmen, und um deren Heldenthaten ſie ſich noch weniger kümmern. Und bin ich ſelbſt denn etwas anderes, als meine unglücklichen Mitbürger? Und wenn dieß ſo wäre, was hilft es, einiges Aufſehen unter ihnen zu erregen, gleich dem ſchimmernden Glas mitten unter Inſekten? ... Und hätten alle meine Anſtrengungen, all' mein Denken keinen andern Erfolg, als dieſe traurige Ueberzeugung?

Was hilft es mich, die Geſetze zu kennen, nach welchen die Welt regiert wird, wenn ich meiner eigenen Natur nicht gebieten, wenn ich mein eigenes Herz nicht beherrſchen kann? Ich weiß, wie man es macht, um den Ueberſchwemmungen des Meeres Schranken zu ſetzen, und kann den Lauf meiner Thränen nicht aufhalten. Ich habe gelernt, den Blitz von meinem Hauſe abzuleiten, und kann meine traurigen Gedanken nicht verſcheuchen ... Je mehr neue Ideen ich mir erwerbe, je mehr Qualen ſammle ich mir für mein Herz ... Was ich auch thue, mein Herz bleibt immer daſſelbe ... ja, je mehr mein Geiſt ſich aufklärt, je lebhafter und quälender fühle ich die Schmerzen einer unglücklichen Liebe. Doch nein, ich bin ungerecht. Die Lectüre kürzt mir die Stunden der Sehnſucht ab, dieſe langen Stunden, lang wie die einer Winternacht.

Indem mich B... lehrte, meine flüchtigen Gedanken auf's Papier zu bringen, verſchaffte er mir eine unermeßliche Hülfe. Eines Tags werde ich ſie, ich werde Seltana wieder ſehen, und ihr dieſe Zeilen zeigen, dieſe Zeilen, die ihren Namen öfter enthalten, als der Koran den Namen Allahs ... Sieh, werde ich zu ihr ſagen, ſieh hier das Tagebuch meines Herzens .. ſieh wie ich an dieſem Tag an dich dachte, wie in dieſer Nacht du mir im Traume erſchienſt. Du kannſt mit Hülfe dieſer Blätter meine Seufzer, meine Thränen zählen, wie man die Gebete an den Kugeln eines Roſenkranzes zählt. Du wirſt dann lächeln über manchen meiner Gedanken, und ſie werden uns Stoff bei unſeren langen Unterredungen geben! — Aber werde ich dann, geliebtes Mädchen, an die Vergangenheit denken können? — Nein, Alles wird vor meinen Augen verſchwinden, Alles, nur das Glück nicht, bei dir zu ſeyn, dich zu beſitzen. Die Gluth der Sonne wird dann durch meine Adern fließen, und ich werde, wie ſie, die Erde unter mir ſehen.

Ach, Seltana, wie gerne gebe ich all' mein Wiſſen, alle Schätze der Weisheit dafür hin, in Deinen Armen, die Welt, mich ſelbſt zu vergeſſen! ...

Ich habe in meinen Büchern Geſchichten Liebender geleſen, ſie handeln von der Schönheit der Frauen und von der Treuloſigkeit der Männer; aber

keine dieſer Frauen kann ſich mit meiner Seltana, mit dieſer Perle der Vollkommenheit vergleichen, und keiner dieſer Männer gleicht mir. Dieſe Liebenden ſind nicht ohne Geiſt, ich gebe es zu, aber wie kalt iſt ihre Liebe! . . . Sie gleicht dem Strahle des Mondes, wenn ihn das Eis zurückſtrahlt! Auch kann ich nicht glauben, daß man feurig lieben, und ſoviel über Liebe vernünfteln kann . . . Dieſe Fluth von Worten erinnert mich an die beſtellten Thränen der Klageweiber bei unſern Leichenbegängniſſen . . . Die Europäer gleichen Verſchwendern, die ihre Schätze dem Winde Preis geben; wir machen es beſſer: wir halten ſie werth, wir verbergen ſie in der Tiefe unſeres Herzens.

Zuweilen frage ich mich, was iſt Freundſchaft? Sicher habe ich an B... einen Freund, einen aufrichtigen und mir ergebenen Freund, und ich, bin es auch ihm? . . Wie oft habe ich mir ſchon den Vorwurf gemacht, ſeine Freundſchaft nicht ſo zu erwiedern, wie ich ſollte! aber kann ich es? . . . in meinem Herzen findet ſich nur Platz für ein einziges Weſen, und dieſes Weſen iſt Seltana; es hat nur Raum für ein Gefühl, und dieſes Gefühl iſt die Liebe.

Nein, ich gebe mir vergebliche Mühe, ich mache keine Fortſchritte, ich fühle es . . . Ich leſe, aber meine Gedanken ſind abweſend. Der Oberſt ſpricht mit mir, aber der Zuſammenhang ſeiner Rede entgeht mir. Ich hatte gehofft die ſteile Leiter des Wiſſens zu erſteigen, aber hier ſtehe ich, an der unterſten Stufe . . . Ich werfe dieſe verſchiedenen Fäden untereinander, ſtatt ſie zu entwirren; ich werde ungeduldig, zerre, reiße, und Lappen nur bleiben mir in der Hand. Es war Selbſttäuſchung, als ich die Aufmunterungen des Oberſten für wirkliche Fortſchritte hielt. Aber was iſt es denn, was ſich fortwärend meinen Anſtrengungen entgegen ſetzt? iſt es die Schwäche meines Geiſtes? nein!.. ſie, die mein ganzes Glück und zugleich mein ganzes Unglück ausmacht, die Liebe iſt es. Immer, überall ſehe ich Seltana, und oft ſehe ich nichts als ſie . . . Es wäre Entheiligung, wollte ich ſie aus meinen Gedanken verbannen! . . Könnte ich es denn? . . . Wie kann man ſehen ohne Licht? Wie kann man hören ohne Luft, die den Ton weiter trägt? Und iſt Seltana mir nicht alles? iſt ſie nicht das Licht, das mich erleuchtet, die Luft, die ich athme, mein Leben, meine Seele? . . .

Meine Hand zittert, mein Herz ſchlägt heftig in meiner Bruſt, als wollte es hinaus aus ihr . . . . Wenn ich dieſe Zeilen mit meinem Blute ſchreiben würde, das Blut würde das Papier verbrennen. Seltana! Dein Bild folgt mir Tag und Nacht, ich mag ſchlafen oder wachen . . . Die Erinnerung an Deine Reize iſt mir gefährlicher noch, als ſelbſt dein Anblick es mir war. Der Gedanke, daß ich Dich nie beſitzen, daß ich Dich vielleicht ſelbſt nie wieder ſehen könnte, dieſer Gedanke bringt mich in tödtliche Verzweiflung. Mich ergreift zugleich die innigſte Rührung und eine furchtbare Wuth. Ich ſehe in Gedanken jeden Zug Deines reizenden Geſichtes, jede Stellung, jede Bewegung Deines anmuthigen Körpers! Das Andenken an Deine Stimme macht

mein Herz klopfen, wie ein Ton die Saite erſchüttert, erſchüttert bis zum Zerſpringen. Und Dein Kuß, dieſer Feuerkuß, in welchem ich Deine Seele eingeſogen habe! Das Andenken an ihn führt zugleich Roſen und feurige Kohlen auf mein einſames Lager . . . Ich brenne, ich verzehre mich; meine trocknen Lippen dürſten nach Deinen Küſſen; meine Hand verlangt nach Deiner herrlichen Geſtalt! . . . Ach komm, ach komm zu mir, ich ſterbe vor Verlangen!“ . . .

Bemüht, Ammalet-Beg zu zerſtreuen, ſchlug ihm der Oerſt B... eine Wild-Schweins-Jagd vor, ein Lieblings-Vergnügen der vornehmen Reichen in Daghestan. Dieſer Einladung folgten ungefähr zwanzig Beg's, von einer zahlreichen Dienerſchaft begleitet, ungeduldig ihr Glück zu verſuchen, und zugleich ihre ſchönen Pferde, ihre prächtigen Waffen und ihre perſönliche Gewandtheit vor den andern zu zeigen. Die Kälte des Decembers hatte bereits angefangen die Spitzen der nahgelegenen Gebirge mit Schnee zu bedecken. Die Straßen von Derbent, hie und da mit einer Eiskruſte bedeckt, waren voll flüſſigen Kothes, der ſich über das niedrige Pflaſter ergoß. Das caſpiſche Meer brach ſich mit dumpfem Toſen an den Thürmen des Walles, deren Grund im Waſſer ſtand. Man hörte das Sauſen der Flügel zahlreicher Schaaren von Krappen und Staaren, die durch den Nebel flogen, und das klagende Geſchrei wilder Gänſe, die in langen Zügen über die Wälle der Stadt flogen. Die ganze Natur war traurig und düſter, und Alles, ſelbſt das unangenehme Geſchrei der, mit trocknem, zum Verkaufe beſtimmten Holze, beladenen Eſel, Alles ſchien die Abweſenheit der Sonne zu beklagen. Die alten Tataren ſaßen ſtillſchweigend in ihren Bazars, bis an die Augen in dicke Pelze eingehüllt.

Aber das iſt gerade das Wetter, wie es Jäger lieben. Kaum hatten die Mollahs von den Spitzen der Minarets herab zum Morgengebet gerufen, als eine zahlreiche Truppe, beſtehend aus dem Oberſten, einigen ſeiner Offiziere, aus Ammalet-Beg, einigen vornehmen Tataren und ihrem Gefolge, durch die Stadt zog, in welcher die Pferde im Kothe faſt ſchwimmen mußten. Nachdem ſie ſich nördlich gewendet hatten, paſſirten ſie das, ganz mit eiſernen Platten belegte Hauptthor, das deßhalb auch Kyrkthlar-Kapi genannt wird. Die Straße, welche von Derbent nach Tarki führt, bietet keine ſchöne Gegenden dar; man bemerkt nichts als ausgedehnte Begräbnißplätze, ſodann von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum Anpflanzungen von Krapp, und nur weiter unten, gegen das Meer zu, einige Weinberge. Links auf den Felſen erblickt man Keyfary, von alter Bauart, und nun in eine ruſſiſche Caſerne umgewandelt; endlich bemerkt man zu beiden Seiten der Straßen außerordentlich große Granit-Steine, die in maleriſcher Unordnung umher liegen, und durch die Gewalt des Waſſers von den angränzenden Bergen losgeriſſen wurden.

Indeſſen konnte man ſchon die hundertjährigen, mit Reif bedeckten Bäume aus dem Walde erkennen, wo die Jagd ſtatt finden ſollte. Auf jeder Werſt, welchen die Truppe zurücklegte, hatte ſich dieſelbe durch neue Jagdliebhaber unter den Beg's und Aga's der Umgegend vergrößert. Zur Linken wurde der Wald durch eine Kette von — mit Stöcken verſehener Tataren eingeſchloſſen, beſtimmt durch ihr Geſchrei das Wild auf — und den Jägern entgegen zu treiben, welche ſich, die Einen zu Pferd, die Anderen zu Fuß, in einer ähnlichen Kette in dem Dickicht des Waldes ausbreiteten. Die wilden Schweine ließen nicht lange auf ſich warten.

Die dichten Wälder von Daghestan, größtentheils aus Eichen beſtehend, werden durch zahlreiche Rudel dieſer Thiere verwüſtet, und obgleich die Tataren nach dem Geſetze des Propheten es für eine Sünde halten, ihr Fleiſch zu eſſen, ſo machen ſie doch gerne Jagd auf ſie, um ſich im Schießen zu üben, und zugleich ihren perſönlichen Muth zu erproben, denn die Verfolgung der wilden Schweine iſt oft mit wirklicher Gefahr verbunden und erfordert viele Gewandtheit und Geiſtesgegenwart. Die Kette der Jäger dehnte ſich weit aus. Die Unerſchrockenſten ſuchten die entfernteſten Plätze, theils um mit keinem Andern die Ehre des Erfolgs theilen zu müſſen, theils weil dieſe Thiere ſich eher gegen jene Seiten hinwenden, die am Wenigſten beſetzt ſind. Der Oberſt B... ſtellte ſich, im Vertrauen auf ſeine ungewöhliche Stärke und ſeinen richtigen Blick, entfernt von den Andern, in einer lichten Stelle auf, die ſich mitten in dem dichten Wald befand, und wo zahlreiche Rudel Schweine ſich zuſammengefunden hatten. Hier allein, an eine halbumgeſtürzte Eiche angelehnt, lauſchte er aufmerkſam und erwartete die Annäherung des Wildes. Zuweilen hörte er einen Schuß in einiger Entfernung fallen, zuweilen ſah er von Weiten ein wildes Schwein durch die Bäume fliehen. Endlich rauſchten die trocknen Baumblätter unter ſchweren und eiligen Schritten, und einige Augenblicke ſpäter erſchien vor ſeinen Augen ein Schwein von ungemeiner Größe, das mit der Geſchwindigkeit einer Kugel durch die lichte Stelle des Waldes eilte. B... legte an, gab Feuer, und das verwundete Schwein ſtand betroffen ſtille, aber dieſes unſchlüſſige Stocken währte nur einen Augenblick, und plötzlich warf ſich daſſelbe mit zu Berge ſtehenden Borſten, feurigem Auge und die mächtigen Hauer mit weißem Schaume bedeckt, in Wuth gegen den Ort, woher der Schuß gefallen. Mit Ruhe und Kaltblütigkeit wartete B..., bis ſich ſein Feind mehr noch genähert hätte; nun drückte er zum zweitenmale los ... aber vergebens, das feuchte Pulver entzündete ſich nicht ... Was ſollte er nun beginnen? Er hatte ſonſt keine Waffe, nicht einmal einen Dolch in ſeinem Gürtel, die Flucht war unmöglich, ſelbſt kein Baum war in ſeiner Nähe, auf den er hätte klettern können. Ein einziger ſtarker Zweig erhob ſich aus dem neben ihm ſtehenden, umgeſtürzten Stamme; er faßte ihn, als ein letztes Rettungsmittel. Kaum hatte er Zeit ſich durch dieſes Mittel un-

gefähr drei Fuß vom Boden zu erheben, als das anrennende wilde Schwein dem Baume mit ſeinen langen Hauern einen furchtbaren Stoß beibrachte. Der erſchütterte und unter ſeinem Gewicht ſich biegende Zweig kracht und droht zu brechen . . . umſonſt faßt B... die Rinde feſt und ſucht ſich weiter hinauf zu ſchwingen, die Hände glitſchen auf dem Reif aus, mit welchem derſelbe bedeckt iſt, und das Schwein will von ſeiner Beute nicht laſſen; mit verdoppelten Kräften ſtoßt es gegen den Baum, und packt ihn mit ſeinen ſcharfen Zähnen, nur wenige Linien unter den Füßen des Jägers . . . B... fühlt ſeine Kräfte nachlaſſen, und ſieht den Augenblick kommen, wo er herunterfallen und ein Opfer der Wuth ſeines Feindes werden wird; vergebens ſchrie er in dieſer Einſamkeit um Hülfe . . . doch nein, ſein Hülferufen war nicht umſonſt . . . plötzlich ertönt der Hufſchlag eines Pferdes im Galopp, und Ammalet-Beg erſcheint wie der Blitz, den Säbel in der Hand. Beim Anblick dieſes neuen Gegners ſtürzte das wilde Schwein ihm entgegen, aber ein Seitenſprung des Pferdes machte ſeinen Anlauf unnütz, und mit einem einzigen Hieb ſtreckte Ammalet-Beg es zu ſeinen Füßen nieder.

B... eilte herbei, um ſeinem Befreier zu danken; doch dieſer fuhr in der Wuth fort auf das bereits lebloſe Thier einzuhauen. „Nein," ſagte er, indem er ſuchte, den Umarmungen des Oberſten ſich zu entziehen, „ich kann dieſen Dank nicht annehmen, den ich nicht verdient habe. Dieſes wilde Schwein hier, hat eben erſt einen meiner Freunde, den Beg von Tabaſſaran, vor meinen Augen ſchwer verletzt, im Augenblick, wo er, das Schwein verfehlend, den Fuß in den Bügel ſetzen wollte. All' mein Blut kochte, als ich das Blut meines Kameraden fließen ſah, und ich verfolgte deßhalb das Wild. Das Dickicht des Gehölzes hemmte den Lauf meines Pferdes, ich hatte ſelbſt die Spur des Wildes verloren, als ich Deine Stimme hörte, und der Himmel mir vergönnte, dieſes verfluchte Thier in dem Augenblicke einzuholen, wo es im Begriffe ſtand, ein zweites und edleres Opfer ſeiner Wuth, in Deiner Perſon, mein verehrter Wohlthäter, zu liefern.

— Jetzt, mein lieber Ammalet-Beg, mußt Du nicht mehr vom Vergangenen reden, wir ſind jetzt quitt miteinander. Es bleibt uns nur noch eine letzte Rache an unſerem Feinde hier, indem wir ihn auf unſere Tafel ſetzen. Ich hoffe, daß Du es nicht ablehnen wirſt, dieſes verbotene Fleiſch mit uns Dir ſchmecken zu laſſen? . . .

— Gewiß nicht, mein Oberſt, ich werde ſelbſt keinen Anſtand nehmen, es mit Champagner zu begießen. Mag es Muhammet auch mißfallen, ſo will ich doch lieber mein Herz mit mouſſirendem Wein als mit Waſſer erfriſchen, ſo klar und rechtgläubig dieſes auch ſeyn mag.

Die Jagd hatte ſich unterdeß auf eine andere Seite gewendet, und man hörte auf Entfernung das Geſchrei und den Schall der tatariſchen Tambours, vermiſcht mit lebhaftem Schießen. Man brachte dem Oberſten ſein Pferd, der,

nachdem er aufgeſeſſen, noch einen Blick auf das entzwei geſpaltene Schwein warf. „Ammalet-Beg," ſagte er, indem er ihn leicht auf die Schulter klopfte, „es iſt doch ein merkwürdiger Hieb, und ich mache Dir mein Kompliment darüber."

„Ich habe meine ganze Rache auf daſſelbe ausgeſchüttet," erwiederte dieſer, „und die Rache eines Aſiaten iſt immer furchtbar."

„Mein Freund," ſagte ihm der Oberſt mit Sanftmuth, „Du haſt ſehen können, wie ſich die Ruſſen, das heißt, die Chriſten rächen. Möchteſt Du dieſen Beiſpielen nachahmen!"

Und Beide ſetzten ſich in Galopp, um die Jagd wieder einzuholen.

Ammalet-Beg ſchien ſehr in Gedanken vertieft, er ſah bald rechts bald links, und antwortete kaum auf die Fragen des Oberſten, der neben ihm ritt. Dieſer ließ ihn in der Meinung, er ſeye als ein hitziger Jäger in weiterer Verfolgung der Jagd begriffen, vorausreiten und blieb hinter ihm. Endlich bemerkte Ammalet-Beg den Gegenſtand, den ſeine Augen ſeit einiger Zeit ſo ungeduldig geſucht hatten. Es war ſein alter Freund Saphir-Ali, der auf einem, mit Schaum bedeckten Pferde herbeieilte, die Kleider in Unordnung und mit Koth beſpritzt. „Salam aleykoum! — Aleykoum ſalam!" riefen Beide zugleich, indem ſie vom Pferde ſprangen und einander in die Arme eilten. „Du warſt alſo, ich ſehe es, unten, Du haſt ſie geſehen, haſt ſie geſprochen," ſagte Ammalet-Beg außer ſich, indem er ſein Oberkleid abnahm und es ſeinem Freunde hinreichte. „Ich leſe in Deinen Augen, daß Du mir gute Neuigkeiten bringſt; da nimm meine Tchaukha, ſie iſt noch ganz neu, ich ſchenke ſie Dir. Aber beeile Dich, ſprich! Wie geht es, befinden ſich Alle wohl, und liebt man mich noch wie ſonſt?*)"

„Laß mich einen Augenblick ausſchnaufen," ſagte Saphir-Ali; „Du richteſt ſo viele Fragen auf einmal an mich, und man hat mir aufgetragen, Dir ſo viele Dinge zu ſagen, daß ſich das Alles in meinem Kopfe zuſammendrängt, wie alte Weiber, die ſich drängen und ihre Pantoffeln an der Thüre der Moſchee verlieren. Indeſſen war ich, Deinem Wunſche gemäß, oder vielmehr flog ich nach Khounzakh. Sultan Akmet-Khan befindet ſich wohl, ich fand ihn in ſeinem Hauſe. Er hat mich in Beziehung auf Dich vernommen, hat den Kopf ernſthaft erhoben, als ich ihm meine Antworten gab, und mich zum Schluſſe beauftragt, Dich zu fragen, ob er Dir nicht einen ſeidenen Strang von Derbent zum Abhaſpeln ſchicken ſolle. Die Frau des Khan hat mich mit tchokhſelamoum (tauſend Grüßen) beauftragt, welche ich Dir nebſt einer anſehnlichen Portion Honigkuchen bringen ſoll. Ich mußte ſie alle, ſchon beim

*) Es iſt bei den Tataren gebräuchlich, dem Ueberbringer einer guten Nachricht ſein Oberkleid zu ſchenken.

erſten Halt wegwerfen, es waren nur noch Broſamen und Stücke. Ihre Söhne Sourkhai-Khan, und Nautzul-Khan. . . .“

„Hol ſie und Dich der Teufel! . . . und Seltana?“

„Ah! jetzt kommen wir auf dieſen Punkt, ich wußte es wohl, daß Du mich darauf führen würdeſt. Seltana, mein lieber Freund, iſt immer noch ſo ſchön wie der Sternenhimmel; aber dieſen Himmel ſah ich nur einen Augenblick ſich entfärben, es war als ich von Dir ſprach. Sie ſprang mir faſt um den Hals, als ich ſie insgeheim vom Zweck meiner Sendung benachrichtigte. Ich ſagte ihr in der That viel Zärtliches von Dir, und zeigte ihr den Werth einer Kameel-Ladung, und das arme Mädchen vergoß während dieſer Zeit einen Strom von Thränen.“

„Theures, herrliches Mädchen! . . . Und was hat ſie Dir an mich aufgetragen, was hat ſie geſagt?“

„Frage lieber, was ſie nicht geſagt hat, wir werden dann bälder fertig. Sie verſichert, daß ſie ſeit Deiner Abreiſe keinen glücklichen Augenblick gehabt habe, weder im Traume, noch wachend, daß ihr der Schnee des Winters aufs Herz gefallen, und daß nur allein Dein Anblick wie die Frühlings-Sonne ihn zum Schmelzen bringen könne. Wenn ich Dir indeſſen Alles mit den nothwendigen Einzelnheiten ausrichten wollte, ſo kämen wir nicht bälder nach Derbent, als bis wir einen grauen Bart am Kinn hätten. . . Sie war auch ſo preſſirt, mich abreiſen zu ſehen, daß ſie mich ſo zu ſagen fortgejagt hat; ſo ſehr fürchtete ſie, Du könnteſt einen Augenblick länger an ihrer Liebe zweifeln.“

„Bezauberndes Mädchen! . . . ach Du weißt es nicht, ich ſelbſt wüßte es nicht zu ſagen, wie ſchmerzlich es meinem Herzen iſt, von Dir getrennt zu ſeyn.“

„Nun, ſie ſcheint nicht anders zu fühlen. Du ſeyeſt, ſagt ſie, völlig unſichtbar für ſie geworden, und ſie fragt, was Dich abhalten könne, ſie zu ſehen, und wär' es auch nur für einen Tag, für eine Stunde.“

„Ja, ſehen möchte ich ſie für einen Augenblick und dann ſterben.“

„Bah! Bah! Wenn Du ſie geſehen hätteſt, die Luſt zum Leben würde wieder rege werden. . . Es iſt wahr, ſie iſt ſtiller geworden, ernſthafter als ſonſt, was jedoch nicht verhindert, das Blut in den Adern kochen zu machen, wenn man ſie ſieht.“

„Haſt Du ihr die Gründe auseinander geſetzt, die mich abhalten, dem zu entſprechen, was ſie verlangt, und was ich ſelbſt ſo innig wünſche? . . .“

„O! davon habe ich ihr ſo viel erzählt, daß ſie mich für den erſten Poeten Sr. Hoheit des Schachs von Perſien halten könnte. Aber Seltana fing wieder an zu weinen, es glich einem Gebirgsſtrom nach einem ſtarken Regen.“

„Warum wollteſt Du ſie wieder ſo zur Verzweiflung bringen, Saphir-Ali? Weißt Du wohl, daß völlige Hoffnungsloſigkeit in dem Herzen einer Frau, oft auch das Grab der Liebe iſt?“

„Du ſagſt da ungereimtes Zeug, djannym (meine Seele). Die Hoffnung Liebender iſt ein Knäul ohne Ende zum Abhaſpeln. Man zweifelt leicht bei kaltem Blute, aber wenn man liebt, glaubt man ſelbſt an jedes Trugbild. Was Seltana betrifft, ſo iſt ſie überzeugt, Du ſeyeſt fähig, das Grab zu verlaſſen, um ſie aufzuſuchen, und weit eher noch, als Deine Stadt Derbent.“

„Und was iſt denn Derbent anders für mich, als ein Grab?... liegt darin der Unterſchied, daß ich mich hier ſterben fühle. Hier iſt in der That nur mein Leichnam, meine Seele iſt weit, weit von hier!...“

„Du haſt wohl Recht, mein lieber Ammalet-Beg, ich glaube ſelbſt, daß ſie zuweilen ſpazieren geht... Und über was wollteſt Du Dich denn bei V. beklagen? Man behandelt Dich wie das Kind des Hauſes, man verhätſchelt Dich dort wie eine Geliebte. Es iſt wahr, Deine Seltana iſt recht artig, aber es gibt auch nicht viele V. in der Welt. Kannſt Du denn nicht zu Gunſten der Freundſchaft der Liebe einige Opfer bringen?“

„Und thue ich es denn nicht, Saphir-Ali; wenn Du wüßteſt, was es mich koſtet!... Die Freundſchaft iſt ohne Zweifel eine ſchöne Sache, aber kann ſie je die Liebe erſetzen?“

„Wenigſtens kann man einigen Troſt bei ihr finden, und vielleicht auch wirkſamere Hülfe. Haſt Du von all' dem mit dem Oberſten geſprochen?“

„Es war mir unmöglich, mich dazu zu entſchließen; ſo oft ich auch auf dieſen Gegenſtand kommen wollte, erſtarben mir die Worte auf den Lippen. Der Oberſt hat ſo viel Verſtand, daß ich erröthen müßte, ihn mit meinen Narrheiten zu langweilen, und iſt zu gleicher Zeit ſo gut, daß ich fürchte, ſeine Nachſicht zu mißbrauchen. Es iſt wahr, er ſucht, wie es ſcheint, mir mehr Vertrauen einzuflößen, und durch ſeine Freimüthigkeit der meinigen entgegen zu kommen. Denke Dir nun, er liebt eine Frau, mit welcher er von Kindheit an erzogen wurde, und die er ſicher geheirathet hätte, wenn man ihn nicht während des Kriegs gegen die Firengues (Franzoſen) aus Irrthum auf die Liſte der Todten geſetzt hätte. Seine Geliebte weinte einige Zeit, und ging dann, wie es gebräuchlich iſt, eine andere Heirath ein. Nach beendigtem Kriege eilt er zu ihr, und findet ſie als die Frau eines Andern. Nun, glaubſt Du, daß er es auch gemacht habe, wie jeder von uns an ſeiner Stelle? — daß er dem Manne, der ihm ſeinen Schatz entwendet, den Dolch in die Bruſt geſtoßen, ſeine Geliebte ergriffen, und mit ihr bis an's Ende der Welt geflohen ſey, um ſie, und wäre es auch nur auf einen Augenblick, zu beſitzen?... Nun ſieh, von all' dem geſchah nichts. Im Gegentheil, als er ſich überzeugt hatte, daß ſein Nebenbuhler ein achtbarer Mann ſeye, hatte er Kaltblütigkeit genug, ſich ihn zum Freunde zu

machen, und ſo haben ſie zuſammengelebt, ohne daß Eines von Beiden, weder er noch ſie je gegen ihre Pflichten ſich verfehlt haben, und ohne daß das gute Einverſtändniß unter ihnen nur im Geringſten darunter gelitten hätte.“

„Wenn dieß alles wahr iſt, ſo iſt er ein erſtaunlicher Menſch und ſeltener Freund,“ ſagte Saphir-Ali mit Rührung, indem er ſeinen Zaum auf den Hals des Pferdes fallen ließ.

„Allerdings, aber auch welch' eiskalter Liebhaber! Allein das iſt noch nicht Alles. Damit nicht auf Koſten der neuen Eheleute Klatſchereien entſtehen, hat der Oberſt auf ſeine Bitte eine Anſtellung in dieſem Lande erlangt. Indeſſen iſt ſeither, glücklicher- oder unglücklicherweiſe für ihn, ſein Nebenbuhler und Freund geſtorben. Sollte man nun nicht glauben, er ſeye unverzüglich nach Rußland geeilt!... Keineswegs, er ließ ſich durch ſeinen Dienſt hier zurückhalten. Der kommandirende General ſprach einige Worte mit ihm, und verſicherte ihn, daß ſeine Anweſenheit noch ein Jahr lang unumgänglich nothwendig ſeye, und nun blieb er, und nährt ſeine Liebe mit Dinte und Papier. Jetzt frage ich Dich, kann ein ſolcher Menſch die Leidenſchaft begreifen, die mich verzehrt? Und dann herrſcht unter uns ein ſolcher Unterſchied des Alters und der Anſichten!... Wider meinen Willen hat er mir durch ſeine ſtrenge Klugheit Bewunderung eingeflößt, und dieß alles erkältet meine Freundſchaft und hält mein Vertrauen zurück.“

„Du biſt ein ſonderbarer Menſch, Ammalet-Beg! gerade deßhalb liebſt Du V. nicht, weil er einer von denen iſt, die Deine Freundſchaft am meiſten verdienen.“

„Wer ſagt Dir, daß ich ihn nicht liebe?... ihn, meinen Wohlthäter, meinen Führer, meinen Lehrer! und kann ich denn, während ich Seltana anbete, gegen irgend jemand kalt ſeyn? — O nein, gewiß nicht, ich liebe alle Menſchen, ich liebe die ganze Welt.“

„Dann trifft jeden nur ein kleiner Theil,“ ſagte Saphir-Ali.

„Und doch, verſichere ich Dich, wird er hinreichend groß ſeyn,“ ſagte Ammalet-Beg lachend. „Ich trage ſo viel Liebe in meiner Bruſt, um nicht nur die ganze Erde damit zu befruchten, ſondern ſie zu erſäufen.“

„Ah! ah! das kommt daher, wenn man die Frauenzimmer ohne Schleier ſieht; — dann hat man für nichts anders mehr Sinn. Du gleichſt den Nachtigallen im Thale von Ormus *), man muß Dich in einen Käfig ſetzen, um Dich ſingen zu machen.“

Unter ſolchen Scherzen verſchwanden die beiden Freunde im Dickicht des Waldes.

*) Das Thal von Ormus iſt der Garten Perſiens; außerdem eine ſteinigte und unfruchtbare Gegend. In dieſem Thale findet man im Frühling einen Ueberfluß von Roſen, und im Herbſte Früchte jeder Art. Seine Trauben ſind namentlich ſehr berühmt.

Siebentes Kapitel.

Bruchstück eines Briefes des Obersten V. an seine Verlobte.

Derbent im April.

Marie, theuerste Seele meines Lebens, o könntest Du jetzt bei mir seyn, um die Reize einer schönen Frühlingsnacht mit mir in Daghestan zu genießen! Zu meinen Füßen liegt in einem dunkeln Grunde die Stadt Derbent, unbeweglich und schweigend, wie eine feste Masse Lava, die sich vom Caucasus in's Meer ergoß. Ein sanftes Lüftchen weht mir die Wohlgerüche blühender Mandelbäume zu; hinter mir, auf dem Berge, höre ich die Nachtigallen sich locken, und Alles in der ganzen Natur athmet Liebe und Ruhe, und als schäme sie sich dieser Gefühle, verhüllt sie sich in einen dünnen Nebelschleier. Welch' eine Reihenfolge von bewundernswerthen und abwechselnden Eindrücken bringen diese, vom Monde beleuchteten Nebeldünste hervor, die alle Gegenstände, wie mit einer Silber-Gaze bedecken. Mitten durch dieselbe hört man mehr als man wahrnimmt die Wogen brausen, sich an den Felsen zur Seite brechen, und dann mit einem dumpfen Getöse wieder zurückfallen. Die durch das Anprallen sich zerstäubenden Wassertheilchen, welche sich in die Lüfte erheben, scheinen bei dem zitternden Lichte die Masten, Seegel und den Kiel eines phantastischen Schiffes zu bilden, das in einem Luftmeere seegelt.... Doch jetzt zog eine Wolke am Monde vorüber und Alles ist verschwunden... Alles in der Natur ist doch nur Täuschung, und ich selbst, bin ich etwas Anderes? Vielleicht werde auch ich bald verschwinden!...

Ich kann Dir, meine Liebe, die zugleich süßen und traurigen Gefühle, welche das Brausen und der Anblick des Meeres in mir hervorrufen, nicht wohl beschreiben. Es führt meine Gedanken auf's Unendliche, Ewige, auf unsere Liebe. Zuweilen kommt es mir vor, als verlasse meine Seele den Körper, um sich in's Unendliche zu ergießen und Alles mit einer gränzenlosen Liebe zu umfassen. In solchen Augenblicken lebe ich allein in der Empfindung und sie verkündet mir, ich fühle es, eine ewige Fortdauer. Dieses Gefühl ist es, welches selbst im Alltagsleben mir das Herz erwärmt, wenn es durch Sorgen erkalten will; welches mir die Nacht der Zweifel erhellt. Du wunderst Dich ohne Zweifel, theure Marie, über diese düstere Stimmung, welche ich

Dir in einem dunkeln und ſchwülſtigen Style ausdrücke... So bin ich nun zuweilen, ja ſeit einiger Zeit bin ich oft ſo.... Wohin wird das führen? ich weiß es ſelbſt nicht.... Ich kann nun einmal dem Eindruck nicht widerſtehen, welchen die, durch die Strahlen des Mondes erleuchtete Natur in mir hervorbringt. Dieſe Nebelgeſtalten, die ſich unbeſtimmt und unentſchieden zertheilen, erzeugen in mir ähnliche Gedanken, und Alles ſcheint mir ein anderes Ausſehen zu bekommen, faſt iſt es mir oft, als hätte ich mein Daſeyn verändert, und befände mich nicht mehr auf dieſer Erde... Verzeih', meine Geliebte, daß ich Dich ſo lange mit meinen närriſchen Träumereien unterhalte, Du kannſt daraus erſehen, wie ſehr ich auf Deine Liebe und Deine Nachſicht baue. Auch biſt Du das einzige Weſen auf dieſer Erde, der ich ſolche Gebilde meiner Phantaſie vertrauen möchte. Ich bin gewiß, daß Du dieſe Täuſchungen eines wunden Herzens zu würdigen weißt, und daß Du ſie, ſtatt dem ſtrengen Urtheile der Vernunft zu unterlegen, gleichfalls mit dem Herzen beurtheilſt. Doch genug jetzt hievon; im nächſten Monate wird überdieß Dein glücklicher Liebhaber im Stande ſeyn, Dir alle dunkeln Stellen ſeiner Briefe ſelbſt zu erklären. Ich kann nicht ohne Entzücken an den Augenblick denken, wo wir uns wiederſehen werden.... Alſo in der Mitte Juni's kommſt Du an die Gewäſſer des Caucaſus, und dieſe rieſenmäßige Schranke wird dann allein noch unſere Herzen, die ſich ſo ſehr zu vereinigen ſehnen, von einander trennen.... Wie nahe und wie entfernt werden wir dann von einander ſeyn! Warum müſſen ſich doch immer Schranken zwiſchen uns finden, und warum ſind unſere Körper unaufhörlich von einander getrennt, während unſere Seelen ſchon ſo lange Zeit vereinigt ſind?

Ammalet-Beg ſcheint immer düſter und mißtrauiſch. Ich habe nichts gegen ihn, aber ich weiß wie ſchwer es iſt, ſich von vorgefaßten Meinungen loszumachen, von Ideen, die man ſo zu ſagen bei der Geburt ſchon eingeſogen hat. Der barbariſche Deſpotismus in Perſien, welchem Aderbidjan ſo lange unterworfen war, hat die tatariſchen Völker des Caucaſus völlig demoraliſirt. Selbſt diejenigen Menſchen unter dieſen Völkern, welche man zu den Beſſern rechnen muß, tragen den Keim der niedrigſten Leidenſchaften in dem Grunde ihres Herzens; ſie haben die Gewohnheit angenommen, bei jeder Gelegenheit und ohne Gewiſſensbiſſe von den ſchändlichſten Mitteln Gebrauch zu machen. Und konnte es wohl unter einer Regierung anders ſeyn, wo die Willkühr der oberſten Gewalt ſich in eine Unzahl von einzelnen Willkühr-Herrſchaften zerſtückelt, wo die Juſtiz ſelbſt im Dunkeln und gleichſam im Ueberfall gehandhabt wird, wo es zum Princip geworden iſt, die Gewalt allein durch Erpreſſung zu offenbaren? „Thue mit mir was Du willſt, aber laß mich ebenſo mit meinen Untergebenen nach Willkühr verfahren;“ dieß iſt die Gedankenquelle, die Hauptregel aller aſiatiſchen Behörden. Daher kommt es, daß jeder zwiſchen zwei Feinde geſtellt iſt, einen hat er über ſich, unter deſſen Drucke

er ſteht, einen unter ſich, der ſich gegen ihn empören kann; dieß iſt es, warum jeder ſeine Geſinnungen, wie ſein Geld verbirgt. Daher kommt es auch, daß jeder vor dem Höheren kriecht, um von ihm eine Gewalt zu erhalten, die er alsbald anwendet, um von den Reichen durch Unterdrückung und Verläumdung einige Beute zu erpreſſen. Das Intereſſe beherrſcht ſie in einem ſolchen Grade, daß ein Tatar nicht einen Schritt thun, nicht ein Wort ſprechen, nicht ein Glas Waſſer reichen wird, wenn er nicht auf einigen Lohn hoffen kann. Gegen Jedermann im höchſten Grade übermüthig, in einer hohen Stellung, iſt er mehr oder weniger kriechend gegen den, der mit mehr oder weniger Gewalt bekleidet, oder ſehr reich iſt, was bei ihm auf eins hinausläuft. Wenn ein Tatar Jemand braucht, ſo wird er weder die ausgeſuchteſten Schmeicheleien, noch Anerbietungen aller Art ſparen; ſein Haus, ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Seele ſelbſt bietet er an, wenn er einigen Nutzen davon hoffen oder ſich dadurch aus einer unangenehmen Lage herausziehen kann. Die zahlreichen Armenier in dieſem Lande geben, obgleich ſie Chriſten ſind, in Beziehung auf ihre Habgier den Tataren nichts nach, ja ſie übertreffen ſie wohl noch. Kann man ſich nach all' dieſem noch wundern, daß unſer Ammalet-Beg, obgleich er eine wahre Abneigung gegen alles Niedrige fühlt, die dem edlen Blute eigen iſt, aus dem er ſtammt, daß Ammalet-Beg dieſe dem Aſiaten angeborene Anlage zur Verſtellung, die ſie als eine Vertheidigungswaffe gegen ihre offenkundigen und verborgenen Feinde immer nöthig haben, auch beſitzt?... Die heiligſten Bande des Blutes werden bei dieſen Völkern nicht geachtet; hier iſt der Sohn der Sclave ſeines Vaters, der Bruder der Nebenbuhler ſeines Bruders. Keiner traut dem Andern, denn keiner iſt offenherzig gegen den Andern. Ihre Eiferſucht in Beziehung auf ihre Frauen, ihr Argwohn gegen ihre Angehörigen und alle die, welche ſie umgeben, in welchen ſie unaufhörlich Mitbewerber ſehen, deren geheime Machinationen ſie fürchten, läßt keine Freundſchaft aufkommen. Das Kind, auferzogen von einer Mutter, die Sclavin iſt, dem die Liebkoſungen eines Vaters nie zu Theil werden, deſſen Verſtand unentwickelt bleibt, und deſſen Erziehung ſich auf eine oberflächliche Kenntniß der arabiſchen Sprache beſchränkt, ein ſolches Kind gewöhnt ſich faſt von der Wiege an, nur an ſich zu denken, ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen, und Alles, ſelbſt vor ſeinen Spielgenoſſen geheim zu halten. Wenn es dann in die Jünglingsjahre tritt, wenn es anfängt, für ſich ſelbſt zu handeln, dann ſind ihm alle Thüren, alle Herzen verſchloſſen; die Frauen fliehen ihn, und für die Ehemänner wird er ein Gegenſtand des Argwohns; genöthigt zu niedrigen und unerlaubten Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um die Leidenſchaften zu befriedigen, die in ſeiner Seele entſtehen, muß er ſelbſt die unſchuldigſten Regungen der Natur durch den Aberglauben der muſelmänniſchen Religion für eine, mit dem Fluch verpönte Sünde halten. Und wenn zufällig und gleichſam gegen ſeinen Willen ein zarteres Gefühl, eine höhere

Idee in ſeinem Herzen entſteht, ſo muß er ſie ſorgfältig in ſich verſchließen; und fühlt er ſich bis zu Thränen ergriffen, ſo muß er ſie im Verborgenen weinen.

Alles dieſe ſage ich Dir, meine liebe Marie, um Ammalet-Beg wegen ſeines Mangels an Vertrauen zu mir, bei Dir zu entſchuldigen. Es ſind jetzt achtzehn Monate, daß wir zuſammen leben, und bis jetzt konnte er ſich nicht entſchließen, mir ſein Herz zu öffnen, obgleich es ihm nicht entgehen kann, daß nicht fruchtloſe Neugierde, ſondern wahres Intereſſe, die Frucht einer aufrichtigen Zuneigung, mich antreibt, ſeine Geheimniſſe kennen zu lernen. Dennoch hat er mir am Ende Alles geſagt, und zwar bei folgender Gelegenheit: Wir ritten geſtern außerhalb der Stadt mit einander ſpazieren, und nahmen unſere Richtung nach dem Engweg, der gegen das Gebirge weſtlich von Derbent führt. Wir ritten unmerklich weiter, kamen höher und höher, und befanden uns am Ende, faſt ohne es bemerkt zu haben, nahe an dem Dorfe Kelik, bei welchem man ſchon die berühmte Mauer bemerkt, die einſt erbaut wurde, um Perſien gegen die Einfälle der Völker zu vertheidigen, welche die Steppen im Norden des Caucaſus bewohnen. Nach einer alten Chronik von Derbent iſt der Erbauer ein Mann, Namens Iſfendar, was ohne Zweifel zu der Sage Veranlaſſung gab, daß ſich dieſelbe von Iskendar, das heißt von Alexander dem Großen herſchreibe, welcher jedoch nie in dieſe Gegenden kam. Naushinvan, ein Regent von Perſien, ließ dieſe Mauer wieder herſtellen, und ſtellte daſelbſt eine Wache auf. Seit jener Zeit wurde ſie mehrmals wieder reparirt, dann aber von Neuem den Einwirkungen der Zeit und der Natur Preis gegeben, wodurch ſie in Verfall gerieth, und nun eine üppige Vegetation darbietet. Nach einer, im Lande allgemein angenommenen Meinung erſtreckte ſich dieſe Mauer einſt vom caſpiſchen bis an's ſchwarze Meer, zog ſich über den Caucaſus, und hatte zu Thoren auf der einen Seite die, welche man die Eiſenthore von Derbent nennt, und im Mittelpunkte die von Darial. Dieſe Meinung, welche in Beziehung auf einige Partien dieſer Berge richtig iſt, iſt wenigſtens, wenn man ſie auf die ganze Strecke der Kette ausdehnt, ſehr zweifelhaft. Man überzeugt ſich durch ſichtbare Spuren von dem Beſtand dieſer Mauer, an mehreren Orten des Caucaſus, von Derbent an bis an die Militärſtraße, und ſie finden ſich in dieſem ganzen Raume überall, ausgenommen in Abgründen und einigen tiefen Thälern; allein von dieſem Punkte an bis nach Mingrelien findet man keine Spuren ihrer Fortſetzung.

Ich unterſuchte mit einer lebhaften Neugierde dieſe hohe, häufig von ſehr großen Thürmen unterbrochene Mauer, ein rieſenhaftes Monument der Größe, welche einſt die deſpotiſche Macht der Herrſcher des Orients erreicht hatte, einer Größe, von welcher die furchtſamen Nachfolger ſo weit entfernt ſind, uns ein Bild zu geben. Alles, was man uns von dem Bau in Babylon, von den Ruinen in Perſepolis, von den Pyramiden in Egypten und von der Mauer

in China erzählt, alles dieß beweist uns die Macht der Willkühr und der unermeßlichen Gewalt in dieſen alten Ländern. Weder die unmerklichen aber mächtigen Wirkungen der Natur, noch ihre zeitweiſen Störungen konnten während vieler Jahrhunderte dieſe Arbeiten der menſchlichen Hand völlig umſtürzen!... Doch der Anblick dieſer Plätze hier erneuert in mir Erinnerungen, welche dem Herzen eines Ruſſen noch heiliger ſind... Hier ſchweifte meine Einbildung auf den Fußſtapfen Peter des Großen; ich vergegenwärtigte mir dieſen erſtaunenswerthen Mann, den Gründer mehr als den Reformator ſeines Reiches, neben dieſen Monumenten des alten, ſchon im Verfall begriffenen Aſiens, aus deſſen Mitte ſeine mächtige Hand Rußland herausriß, und es verjüngt und umgebildet in die Mitte Europas ſchleuderte!.... Welch' einen mächtigen Anblick muß er von der Spitze des Caucaſus aus gehabt haben! Welche erhabene Gedanken müſſen ſeine Seele bewegt haben, indem er das Geſchick des Vaterlandes umfaßte, das unbegränzt iſt, gleich dem Gewäſſer des caſpiſchen Meeres, welches unter ſeinen Augen ſich ausbreitete. Sein zukünftiges, und wie wir gerne glauben, glückliches und ruhmvolles Geſchick, er hat es durch dreißigjährige, unglaubliche Arbeiten, durch häufige Nachtwachen gegründet, der Ruhm, nach welchem er ſtrebte, ſo hoch erhoben über den gemeinen Eroberer, ſein Ziel ſo ſchwer, daß nur allein er es erreichen konnte, war, über die Barbarei den Sieg davon zu tragen, und für kommende Jahrhunderte das Glück der Menſchheit in ſeinem ausgedehnten Reiche zu verbreiten. Welch' rieſenhafte Entwürfe! Derbent, Bakou, Aſtrabat waren die Ringe der Kette, welche den Caucaſus einſchließen und ihn zum Herrn davon machen, und durch die Bande des Handels Rußland an die reichen Länder Indiens knüpfen ſollten. Halbgott des Nordens, Du, den die Natur ausdrücklich erſchaffen zu haben ſchien, um durch die Unmöglichkeit, ſo viele Größe zu erreichen, die Menſchheit zur Verzweiflung zu bringen, Dein Schatten erhebt ſich vor mir in herrlicher Majeſtät. In Dir verehre ich die Gewalt des menſchlichen Geiſtes, ſo wie die wohlthätige Macht der Vorſehung, die zur geeigneten Zeit ſich übernatürlicher Mittel bedient, um ihre Zwecke zu erreichen!...*) Mit dieſen ernſthaften Gedanken beſchäftigt, verfolgte ich langſam meinen Weg.

Die Mauer am Caucaſus iſt aus ſehr großen behauenen Steinen erbaut, welche durch einen beſondern Kitt befeſtigt ſind. Viele Schießlöcher ſind noch

*) Die Tataren dieſer Gegend bewahren noch eine große Verehrung für Peter den Großen. Das Zimmer, welches er in dem Hauſe des Khans, mitten in der Veſtung Derbent bewohnte, wurde lange Zeit in demſelben Zuſtande erhalten, in welchem es ſich damals befand. Aber die Ruſſen haben Alles umgeſtaltet, ohne ſelbſt das Fenſter zu verſchonen, von welchem aus Peter am Liebſten die Ausſicht auf's Meer genoß. Er ließ zu Derbent einen Major Tourkaula, einen Ungarn von Geburt, der neben andern Verbeſſerungen die Kultur der Weinberge und die Behandlung des Weines vervollkommnete. Jetzt trifft man in Derbent nicht einmal mehr ordentlichen Eſſig an.

ganz, aber die durch den Wind herbeigeführten Saamenkörner, welche sich in den kleinsten Zwischenräumen festsetzen, haben Pflanzen und selbst Bäume hervorgebracht, deren Wurzeln die Steine auseinander treiben; dieß und die Wirkungen der Regen, vereinigt mit den Wirkungen der Atmosphäre, führt nach und nach den Einsturz dieser Bauten, trotz ihrer außerordentlichen Solidität herbei.

Wir eilten einen Raum von ungefähr drei Werften längs dieser Mauer hin, und setzten, nachdem wir das Thor erreicht, über einen, ganz mit Moos bewachsenen und mit Gesträuch verstopften Bogen. Kaum hatten wir auf der andern Seite zwanzig Schritte gemacht, als wir ganz nahe bei uns sechs bewaffnete Gebirgsbewohner bemerkten, die allem Anschein nach Straßenräuber waren, welche der unabhängigen Colonie Tabasarantes angehörten. Sie lagen im Schatten, ihre Pferde weideten neben ihnen. Ihr Anblick setzte mich in Bestürzung, und jetzt erst fiel es mir ein, wie unklug es war, ohne Escorte so weit von Derbent sich entfernt zu haben. Umzukehren, war auf dem schwierigen Wege, den wir zurückgelegt hatten, unmöglich; sich in einen Kampf mit sechs bis an die Zähne bewaffneten Männern einzulassen, schien auch nicht räthlich. Demungeachtet wollte ich nach meinen, am Sattelbogen angehängten Pistolen greifen, allein Ammalet-Beg, welcher meine Bewegung bemerkte, hielt mich durch einen Blick davon ab, und sagte mir leise, indem er mir zuvor kam: „Rühre Deine Waffen nicht an, sonst sind wir verloren."

Als die Räuber uns bemerkten, erhoben sie sich hastig und ergriffen ihre Flinten; nur ein einziger unter ihnen, ein Lesghine, von hohem Wuchse, riesenhaften Formen, und dessen Züge eine ungewöhnliche Kühnheit ankündigten, blieb ausgestreckt liegen, ohne sich von der Stelle zu rühren; dann erhob er ganz ruhig den Kopf, und nachdem er uns mit einem Blicke gemessen, machte er mit der Hand ein Zeichen. Im Augenblick waren wir von allen Seiten eingeschlossen, und der einzige Ausweg, der vor uns blieb, war durch diesen Menschen besetzt, der offenbar das Haupt der Bande war. „Wollen Sie gefälligst absteigen, meine würdigen Gäste," sagte er mit einem Lächeln; allein dieses Lächeln drückte ganz deutlich aus, daß, wenn wir uns nicht beeilen würden, seiner Einladung Folge zu leisten, er uns eine zweite Einladung durch den Lauf seines Gewehres zusenden werde. Indessen zauderte ich, aber Ammalet-Beg sprang schnell vom Pferde, und ging geraden Weges auf den Räuberhauptmann zu: „Guten Tag," sagte er, „guten Tag, Herr Räuber-Hauptmann. Ich erwartete nicht Dich heute zu sehen, denn ich dachte, daß der Teufel schon lange eine Suppe aus Deinem alten Fleische gemacht hätte."

— „Doch nicht so ganz, wie Du siehst, Herr Ammalet-Beg," erwiderte der Räuber. „Ich hoffe, vorher noch die Adler in der Gegend mit den Leichnamen

der Ruſſen und Tataren, Deinen Landsleuten, zu ſättigen, die mehr in ihrem Beutel als im Kopfe haben."

„Nun, wie gehen denn die Geſchäfte; Schemandan?" fragte nachläſſig Ammalet-Beg.

„Schlecht; die Ruſſen halten gut Wache, und nur der Zufall erlaubt uns von Zeit zu Zeit heimlicher Weiſe einige ruſſiſche Soldaten am Kragen zu packen, und ſie im Gebirge zu verkaufen. Es iſt eine beſchwerliche Sache, Krapp oder auch rohe Seide mit ſich zu ſchleppen, denn ſeit einiger Zeit paſſiren nur ſehr wenige Zeuge, die aus Perſien kommen, hier vorbei. Wir hatten uns für heute ſchon faſt darin ergeben, jede Nachforſchung aufzugeben, und wollten heulen wie die hungrigen Wölfe, aber Gott ſey Dank, Allah hat Mitleiden mit uns, da er uns einen reichen tatariſchen Beg und einen tapfern ruſſiſchen Oberſten zuſendete."

Der Muth verließ mich bei dieſen Worten, deren ganzes Gewicht ich fühlte.

„Beeile Dich nicht, den Falken in der Luft zu verkaufen, mein Freund," ſagte Ammalet-Beg; „warte vorher bis Du ihn auf der Hand haſt."

Jetzt erhob ſich der Räuber, ergriff ſeine Flinte und warf einen durchdringenden Blick auf uns.

„Was ſoll das heißen, Herr Ammalet?" entgegnete er; „denkt Ihr jetzt noch zu fliehen, oder wagt Ihr an eine Vertheidigung zu denken?"

— „Sey ruhig," erwiderte der Andere, „wir ſind nicht Narren genug, um es, zwei gegen ſechs aufzunehmen. Es iſt wahr, wir lieben unſer Geld, aber unſer Leben iſt uns doch noch theurer. Da wir indeſſen in Deine Hände gefallen ſind, ſo können wir nichts machen; es handelt ſich alſo nur darum, daß Du nicht ein gar zu unvernünftiges Löſegeld feſtſetzeſt. Du weißt wohl, daß ich weder Vater noch Mutter habe, und was den Oberſten hier anbetrifft, ſo iſt er ſchon lange allein auf der Welt, und hat weder Familie, noch ſonſt Verwandte."

— „Gut denn; wenn Du keinen Vater mehr haſt, ſo haſt Du doch das Erbe Deines Vaters; wir wollen jetzt nicht über unſere Vorältern ſtreiten. Ueberdieß bin ich ein guter Mann, und will, in Ermangelung von Dukaten in Gold, es nicht ablehnen, den Werth an Schaafen oder ähnlichen Gegenſtänden anzunehmen. Was den Oberſten betrifft, ſo ſinge mir kein Liedchen vor, ich bitte Dich; ich weiß recht gut, daß nicht einer ſeiner Soldaten ſich beſinnen würde, den letzten Knopf von ſeiner Uniform herzugeben, um ihn zu befreien. Da man für den Oberſten Eh... ein Löſegeld von zehntauſend Beuteln *) zuſammen gebracht hat, ſo wird man für dieſen da noch mehr

*) Der Oberſte Eh... wurde durch die Offiziere des caucaſiſchen Armee-Corps losgekauft.

geben. Uebrigens werden wir ſehen, wir werden ſehen! Beſonders wenn Ihr liebe Brüder ſeyd... Ich bin kein Jude, und auch kein Menſchenfreſſer, Gott verzeihe mir."

— „Nun, das läßt ſich hören, Freund; trage Sorge uns gut zu behandeln, und ich ſchwöre und garantire es Dir auf meine Ehre, daß wir weder daran denken zu fliehen noch uns zu vertheidigen."

— — „Ich glaub' es Dir, ich glaub' es Dir; und ich bin erfreut, die Sache ohne Geſchrei abgemacht zu ſehen. Was Du ſchön und elegant geworden biſt, Ammalet-Beg! welch' ein Pferd! welche Waffen! es iſt wahrhaft prächtig! Zeige mir ein wenig Deinen Dolch, theurer Freund... wie reich die Scheide iſt!... Iſt es eine Arbeit von Koubatſchinsk?..

— „Nein, von Kizliar," ſagte Ammalet-Beg, indem er ruhig das Gehenke von ſeinem Dolche losmachte; allein die Klinge iſt noch ſchöner... Schau her... ſie ſchneidet einen eiſernen Nagel entzwei, ſo leicht wie eine Kerze. Auf dieſer Seite befindet ſich der Name des Verfertigers; lies ſelbſt: „Ali-Ouſta-Kara-ni-Tchekoi."

Während dieſes Geſprächs wendete Ammalet-Beg die bloße Klinge des prächtigen Dolches vor den gierigen Augen des Lezghine hin und her, welcher verſuchen wollte, ob er die Inſchrift leſen könne, und ſich anſtrengte, ſie zu entziffern... aber plötzlich funkelte die Waffe wie der Blitz; Amalet-Beg, den günſtigen Augenblick wahrnehmend, verſetzte Schemandan aus allen Kräften einen ſolch' heftigen Stoß auf den Kopf, daß das Eiſen bis auf die Zähne des Unterkiefers drang. Der Leichnam fiel ſchwerfällig auf's Gras. Ich unterſtützte alsbald meinen Gefährten, deſſen Bewegungen ich alle während der Zeit beobachtet hatte, und ſtreckte durch einen Piſtolenſchuß denjenigen der Räuber nieder, der mir zunächſt ſtand, und der mein Pferd am Zaume hielt; die Uebrigen, überraſcht von unſerem ungeſtümen Angriffe, ergriffen alsbald die Flucht, und es ſchien, als hätte der Tod ihres Hauptmanns alle Bande gelöst, die ſie mit einander vereinigt hatten. Während nun Ammalet-Beg, nach dem Gebrauche der Aſiaten die Todten ihrer Waffen beraubte, und ihre verlaſſenen Pferde an den Zäumen zuſammen band, konnte ich mich nicht enthalten, ihm über ſeine Wortbrüchigkeit gegen den Räuber und ſeine falſchen Schwüre Vorwürfe zu machen. Er ſah mich erſtaunt an. „Ihr ſeyd ein eigener Menſch, Oberſt," ſagte er endlich. „Dieſer Böſewicht hat, ohne daß es in die Augen fiel, den Ruſſen unberechenbaren Schaden gebracht, ſowohl dadurch, daß er ihr Futter verbrannte, und ihre Pferde ſtahl, als auch dadurch, daß er einzelne Militairs mit ſich fortſchleppte. Und weißt Du wohl, daß er uns auf alle Arten gequält, daß er uns tauſendfachen Foltern unterworfen hätte, um uns zu zwingen, die allerkläglichſten Briefe an unſere Freunde zu ſchreiben, und dadurch ein größeres Löſegeld zu erhalten?"

„Dieß mag ſich alles ſo verhalten, Ammalet-Beg," antwortete ich ihm, „aber es bleibt doch ewig wahr, daß man in keinem Falle, und aus keinem Grunde ſein Wort brechen, und treulos handeln ſolle. Hätten wir uns nicht geradezu auf die Räuber werfen, und damit anfangen können, womit wir geendigt haben."

„Nein, Oberſt, nein, wir konnten es nicht," ſagte mein Gefährte. „Wenn ich mich nicht mit dem Räuberhauptmann in ein Geſpräch eingelaſſen hätte, um die Aufmerkſamkeit Aller abzulenken, ſie hätten uns bei der erſten Bewegung mit ihren Kugeln durchbohrt. Uebrigens kannte ich dieſes Lumpen-Geſindel vollkommen, und wußte wohl, daß ſie ſich nur unter den Augen ihres Hauptmanns ſchlagen, daher mußte man mit ihm zuerſt abſchließen."

Ich ſchwieg, war jedoch nicht überzeugt. Mein Herz konnte dieſe aſiatiſche Treuloſigkeit nicht billigen, obgleich ſie uns dießmal gerettet hatte. Wie kann man Menſchen vertrauen, denen ihre Schwüre für Nichts gelten? Wir wollten eben unſere Pferde wieder beſteigen, als wir klägliche Seufzer hörten; es war der Räuber, auf den ich geſchoſſen hatte, und der nur verwundet war. Wir traten wieder zu ihm; er ſtand auf und beſchwor uns, ihn nicht ein Raub der wilden Thiere werden zu laſſen. Wir eilten, dem Unglücklichen beizuſtehen, aber wie groß war das Erſtaunen Ammalet-Begs, als er in ihm einen der Noukers des Sultan Akhmet, Khan von Awarien, erkannte. Befragt, durch welchen Umſtand er ſich bei dieſer Räuberbande befinde, antwortete er: „Schaytan (Sutan) hat mich verführt. Der Khan hat mich in das nahe gelegene Dorf Kemek mit einem Brief an Ibrahim, den berühmten Hakim (Arzt) geſandt, um, ich weiß nicht welches Kraut zu holen, das, wie er ſagt, gegen alle Schaden und Krankheiten hilft. Zum Unglück begegnete ich auf meinem Wege Schemandan, den ich ein wenig kannte. Er ſprach mir zu, mich ihm anzuſchließen. Komm, ſagte er, komm ein wenig mit uns, wir wollen das Land durchziehen. Es iſt ein ſchöner Streich auszuführen; es wird ein reicher Armenier hier vorbei paſſiren, der ſich von Kouba nach Derbent begibt, und eine große Summe Geldes mit ſich führt. Ich konnte der Verführung nicht widerſtehen. O Allah! Allah! ich habe meinen Fehler theuer genug bezahlt."

„Man hat Dich nach einem Arzt geſandt?" fragte lebhaft Ammalet-Beg; „wer iſt denn krank in Eurem Hauſe?"

„Unſere arme Khanoum (Tochter des Khans) Seltaneta iſt auf den Tod krank; hier iſt der Brief, der ihre Krankheit auseinanderſetzt." Mit dieſen Worten überreichte er Ammalet-Beg eine kleine cylindriſche Büchſe von Silber, in welcher ſich eine Rolle Pergament befand. Der junge Mann wurde blaß wie der Tod; ſeine Augen verſchlangen ängſtlich das unſelige Schreiben, das er in ſeinen

heftig zitternden Händen hielt ... und mit Unterbrechung las er die Worte: „Seit drei Tagen ißt und ſchläft ſie nicht ... ſie phantaſirt ... ihr Leben iſt in Gefahr ... rette ſie“ ... — „Allmächtiger Gott!“ ſchrie er endlich und ich ſtehe müßig hier, nur mit meinen Vergnügungen beſchäftigt, während die Seele meiner Seele jeden Augenblick dieſer Erde entſchwinden, und mich allein auf ihr, als einen unbeſeelten Leichnam zurücklaſſen kann. Ach! möchten alle ihre Leiden auf mein Haupt zurückfallen! O! könnte ich an ihrer Stelle in den Sarg liegen, und ihre theure Geſundheit ihr wiedergeben! Herrliches, angebetetes Mädchen! ... Du unterliegſt, Du ſtirbſt, o Roſe von Awarien! und das unerbittliche Schickſal hat Dich mit ſeinen eiſernen Krallen ergriffen! Oberſt!“ ſchrie er endlich, indem er meine Hand mit einer Heftigkeit ohne Gleichen ergriff, „erfülle mir meine einzige, meine inſtändigſte Bitte, erlaube mir, ſie wenigſtens nur noch einmal wieder zu ſehen.“

„Wen denn, mein lieber Freund?“

„Sie, meine angebetete Seltana, die Tochter des Sultans von Awarien, ſie, die ich mehr als mein Leben, mehr als meine Seele liebe... Sie iſt krank, ſie ſtirbt, ſie iſt vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon todt, während ich in unnützem Geſpräche die koſtbare Zeit verliere! Ihr letzter Blick wird nicht auf mich fallen, ich werde ihre letzten Seufzer nicht hören, nicht den kalten Todesſchweiß von ihrer Stirne abwiſchen. Ach! warum zerplatzt die Sonne nicht in tauſend Stücke, und fällt in feurigen Kohlen auf mein Haupt? Warum verſchlingen mich nicht die Abgründe der Erde?“

Schluchzend und vom Schmerz erſtickt, warf er ſich, ohne Thränen zu vergießen, an meine Bruſt, und außer Stande, ein Wort hervorzubringen.

Es war jetzt nicht der Augenblick, ihm ſeinen Mangel an Vertrauen zu mir vorzuwerfen, noch ihm auseinander zu ſetzen, daß es unpaſſend wäre, wenn er zu dem erklärten Feinde der Ruſſen ginge. Es gibt Lagen, in welchen alle untergeordneten Betrachtungen verſchwinden, und Ammalet-Beg befand ſich jetzt in einer ſolchen Lage. Ich entſchloß mich, ihn auf meine Gefahr und auf meine Verantwortung abreiſen zu laſſen. Wer aufrichtig und bald bewilligt oder gibt, gibt doppelt; das war immer mein Grundſatz. Ich ſchloß den betrübten jungen Mann in meine Arme, und unſere Thränen vermiſchten ſich. „Ammalet, mein Freund,“ ſagte ich, beeile Dich, dahin Dich zu begeben, wohin Dein Herz Dich ruft. Gott gebe, daß Du ihr die Geſundheit wieder bringeſt und daß Du die Ruhe des Herzens wieder erlangeſt. Glückliche Reiſe!“

„Leb' wohl, mein Wohlthäter, mein Freund,“ ſagte Ammalet-Beg tief gerührt, „leb' wohl, vielleicht auf immer! Ich werde nimmer wiederkehren, denn ich kann nicht leben, wenn Allah mir meine theure Seltana nimmt. Möge der Himmel Dich erhalten und ſegnen!“

Wir führten den verwundeten Räuber zu dem Arzte Ibrahim, er übergab Ammalet-Beg den Saft der verlangten Heilpflanze, und eine Stunde später galoppirte bereits derselbe, von vier bewaffneten Dienern begleitet, auf der Straße nach Awarien.

So wäre denn das Geheimniß enthüllt. Er liebt ... dieß ist ein Unglück; und ein noch größeres ist es, daß er wieder geliebt wird. Ich sehe hier Dein Erstaunen, meine liebe Marie, ich höre Dich ausrufen: „Ein Unglück geliebt zu werden!“ ... Einen Augenblick Geduld, mein lieber Engel. Der Khan, Seltana's Vater, ist der unversöhnlichste Feind der Russen, und das um so mehr, seit er von unserem Souverain mit Gunstbezeigungen überhäuft wurde, die er mit Undank lohnte, indem er seine Schwüre brach. Hieraus folgt, daß Ammalet-Beg seine Tochter nicht heirathen kann, ausgenommen in dem Falle, wenn er sich aufs Neue unsern Gegnern anschließt, oder daß der Khan sich unterwirft und Verzeihung erhält; die erste Voraussetzung wäre ein Unglück, und die zweite ist sehr unwahrscheinlich. Wer kennt besser als ich die Schmerzen einer hoffnungslosen Liebe! Welch' bittere Thränen habe ich auf meinem einsamen Lager vergossen! Wie oft habe ich den Tod gewünscht, um endlich für mein armes Herz Ruhe zu finden! Nichts hätte daher meine Theilnahme an den Leiden des jungen Mannes mehr erregen können, den ich zudem aufrichtig liebe, und der das Unglück hat, zu lieben und geliebt zu werden, ohne Hoffnung ... wenigstens ohne Glück. ... Ja, denn eine gegenseitige Liebe ist noch nicht hinlänglich, und ich kann nicht umhin zu denken, daß, wenn seine Neigung nicht erwiedert worden wäre, er nach und nach sie vergessen hätte. „Und doch“ — sagst Du, „und ich glaube in diesem Augenblicke Deine süße Stimme zu hören, ich glaube Dein anmuthiges Lächeln zu sehen, — indessen können sich die Umstände für sie ändern, wie sie sich bei uns geändert haben. Und soll denn das Unglück auf dieser Erde allein das Privilegium haben, unveränderlich zu seyn?“ Ich behaupte nicht das Gegentheil, theure Freundin, indessen gestehe ich Dir mit Kummer, daß ich daran zweifle; ich gehe noch weiter, und verhehle Dir nicht, daß ich für sie und für uns unwillkührlich fürchte. Das Schicksal lächelt uns jetzt, und wir wiegen uns mit schönen Hoffnungen, aber das Schicksal gleicht dem Meere, und die Hoffnung den Sirenen; die Ruhe des ersten ist gefährlich, und die Verheißungen der letztern sind betrügerisch. Alles scheint sich zu unserer Verbindung zu vereinigen; aber sind wir schon mit einander verbunden? Ich weiß nicht, meine theure Freundin, warum bei den schönsten Träumen meines Glückes ein eisiger Frost mein Herz durchdringt, und die Hoffnung Dich wieder zu sehen, mit jedem Tage mehr verschwindet. Doch alles Dieß wird vorübergehen, Alles wird sich in ein wolkenloses Glück verwandeln, wenn ich endlich Deine liebe Hand an meine Lippen drücken, Dich an mein treues und

ergebenes Herz ſchließen kann! . . . Nichts findet man näher zuſammen, als Glück und Leiden, und die Farben des Regenbogens erſcheinen nur um ſo glänzender auf den ſchwarzen Wolken des Zweifels! . . .

Achtes Kapitel.

Das junge ſterbende Mädchen. Die Verbannung.

Ammalet-Beg ritt zwei Pferde zu Tode, und ließ ſein ganzes Gefolge hinter ſich; auch war er ſchon am Abend des zweiten Tages nicht mehr weit von Khounzakh entfernt. Mit jedem Augenblicke fühlte er ſeine Ungeduld und zugleich ſeine tödtliche Unruhe zunehmen. Sein Herz pochte und ſein Blick trübte ſich, als er endlich die Spitzen der Thürme bemerkte, welche aus dem Wohnorte des Khans mitten aus Felſen hervorragten. „Was werde ich daſelbſt finden?“ dachte er, „iſt es der Tod oder das Leben?...“ Und alle ſeine Kräfte zuſammennehmend, beſchleunigte er noch den Schritt ſeines Renners.

Auf dem Wege vor ihm befand ſich ein von Kopf bis zu Fuß bewaffneter Ritter, und Ammalet-Beg wollte ihn gerade einholen, als er einen andern Krieger auf der Straße von Khounzakh beiden entgegen kommen ſah; kaum hatten dieſe beiden Menſchen ſich erkannt, als ſie auch alsbald vom Pferde ſprangen, ihre Säbel zogen, auf einander ſtürzten, und mit unbeſchreiblicher Wuth ſich in ein Gefecht mit einander einließen. Unſer Held, welchem ſie vollſtändig den ſchmalen Weg verſperrten, der hier durch die Felſen führt, betrachtete erſtaunt dieſen erbitterten Kampf; er dauerte nicht lange. Derjenige von ihnen, welchen Ammalet-Beg einzuholen im Begriffe war, fiel auf die Steine, welche er mit ſeinem Blute röthete, das aus ſeinem entzwei geſpaltenen Kopfe floß, während der Sieger, indem er kaltblütig die Klinge ſeines Säbels abtrocknete, ſich gegen Ammalet-Beg wendete. „Deine Ankunft,“ ſagte er, „iſt mir ſehr erwünſcht, und ich preiſe den Zufall glücklich, der Dich Zeuge unſeres Gefechtes ſeyn ließ. Gott ſelbſt hat auf dieſe Art den Tod meines Feindes herbeigeführt, und nun werden die Seinigen nicht mehr das

Recht haben, mich zu beſchuldigen, ihn treuloſerweiſe hinter einem Felſen getödtet zu haben, und können den Preis ſeines Blutes nicht von mir fordern.“

„Und was war denn die Urſache eines ſo eingewurzelten Haſſes zwiſchen Euch?“ fragte Ammalet-Beg, „was hat Dich veranlaſſen können, mit ſo viel Hitze eine ſo blutige Rache zu ſuchen?“

„Dieſer Menſch, welchen man Hanam-Zada nannte, und ich, wir hatten eines Tags einen Streit über die Theilung einer geraubten Heerde Schaafe, und als ich ſah, daß es unmöglich ſeye, uns zu verſtändigen, ſo tödtete ich alle, damit ſie Keinem zufielen... Von da an wagte er, in ſeinem Zorne beleidigende Reden über meine Frau zu führen. Es wäre beſſer für ihn geweſen, er hätte das Grab meines Vaters beſchimpft, oder ſich an der Ehre meiner Mutter vergriffen, als den Ruf meiner Frau anzutaſten! Ich warf mich auf ihn, den Dolch in der Hand; aber man riß uns aus einander, und wir kamen Beide überein, das erſtemal, wo wir uns begegnen würden, uns zu ſchlagen, und nun hat Gott zwiſchen uns gerichtet.“ „Beg,“ fuhr er fort, indem er unſern Helden betrachtete, „Du begibſt Dich ohne Zweifel nach Khounzakh, um dem Khan einen Beſuch zu machen?...“

Nachdem Ammalet ſein Pferd genöthigt hatte, über den Leichnam zu ſetzen, welcher quer über den Weg lag, antwortete er bejahend.

„Dann,“ erwiderte dieſer, „wählſt Du Dir einen ſchlechten Augenblick.“

Bei dieſen Worten fühlte der junge Mann all' ſein Blut im Herzen ſtocken. „Iſt denn dem Hauſe des Khan's ein Unglück zugeſtoßen?“ fragte er zitternd, indem er ſein Pferd anhielt, das er kurz zuvor mit ſeiner Nagaika angetrieben hatte, um ſeinen Lauf ſchnell fortzuſetzen.

„Nein,“ ſagte jener, „nur ſeine Tochter Seltana iſt ſehr krank geweſen, und jetzt.....“

„iſt ſie todt!“ ſagte Ammalet-Beg, erblaſſend und mit zitternder Stimme.

„Es iſt wohl möglich; wenigſtens hörte ich, als ich vorhin an dem Hauſe des Khan's vorbeiritt, aus dem Innern deſſelben ein ſolches Concert von Weibergeſchrei und Seufzern, daß man hätte denken ſollen, die Ruſſen kämen, um Khounzakh im Sturme zu nehmen... Wenn Du unten ankommen wirſt, bitte ich Dich...“

Ammalet-Beg hörte jedoch nichts mehr; er flog wie ein Pfeil dahin, und verſchwand bald aus den Augen des überraſchten Dugden, eingehüllt in eine Staubwolke, in welcher man zahlreiche Funken bemerkte, die der Hufſchlag ſeines Renners erzeugte. Er ſprengte in geſtrecktem Galopp durch die engen und krummen Straßen der Stadt, ſprang mitten im Hofe vom Pferde, durcheilte ſchnell alle Gänge, ſtieß die Frauen und Diener, welche ihm in den Weg kamen, auf die Seite, drang in das Zimmer der Kranken, wo er ſich, ohne nur irgend jemand, weder den Vater noch deſſen Frau zu bemerken, todes-

blaß und außer ſich an das Bett ſtürzte, und faſt beſinnungslos auf die Knie nieder ließ.

Die unerwartete und laute Ankunft Ammalet-Beg's verwandelte die Unruhe der trauernden Anweſenden in ein düſteres Stillſchweigen. Seltana, welche ſchon mit dem Tode kämpfte, erwachte plötzlich aus der Schlafſucht, in welche ſie ein heftiges Fieber geworfen hatte. Ihre Wangen hatten eine unnatürliche Röthe, ihre Augen waren ſtarr, und ſeit einigen Stunden konnte ſie weder ſprechen, noch ſich bewegen, ihr Zuſtand glich dem eines Todten. Der Lärmen, der ſich in dem Zimmer erhob, das Gemurmel der Anweſenden, die tobenden Ausrufungen des troſtloſen jungen Mannes, ſchienen ihren Geiſt, der ſie ſchon zu verlaſſen im Begriffe war, wieder zurückzurufen; ſie erhob ſich plötzlich, und ihre Augen leuchteten in erneuertem Glanze... „Biſt Du es, biſt Du es?“ ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff... „Allah bereket (Gott ſey gelobt), jetzt bin ich zufrieden... ich bin glücklich!“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie auf ihr Lager zurückfiel. Ihr Mund ſchloß ſich wieder mit einem Lächeln, ihre Augenlieder fielen herab, und ihr früherer Zuſtand der Unempfindlichkeit trat wieder ein.

Der unglückliche Ammalet-Beg hörte weder auf die Fragen des Khan's, noch auf die Bemerkungen von deſſen Frau, nichts konnte ſeine Aufmerkſamkeit von der Kranken ablenken, noch ihn auf einen Augenblick aus ſeinem tiefen Schmerz herausreißen. Nur mit großer Mühe konnte man ihn dazu bringen, das Zimmer zu verlaſſen. Er blieb vor der Thüre, den Mund auf die Schwelle gedrückt, ſtieß herzzerreißende Seufzer aus, und flehte bald den Himmel um Hülfe, bald klagte er ihn an. Der Schmerz des feurigen jungen Mannes war zugleich rührend und ſchrecklich.

Indeſſen hatte die Erſcheinung Ammalet-Beg's den heilſamſten Einfluß auf die Kranke; was den Anſtrengungen der Aerzte der Gegend nicht gelang, ward durch dieſen zufälligen Umſtand bewerkſtelligt. Es war nothwendig, durch eine heftige Erſchütterung die übermäßig herabgeſtimmten Lebensgeiſter zu erwecken; außerdem war Seltana verloren, nicht durch die Wirkung ihrer Krankheit ſelbſt, welche ſchon im Abnehmen begriffen war, aber in Folge ihrer außerordentlichen Schwäche, gleich einer Lampe, die nicht durch den Wind, ſondern aus Mangel an Luft erliſcht. Die Kriſis hatte entſchieden, ihre Jugend ſiegte, und das Leben trat wieder in alle Organe der Kranken zurück. Nach einem langen und ruhigen Schlafe kam ſie mit neuen Kräften, mit friſchen Ideen zu ſich. „Ich fühle mich ſo wohl, meine Mutter,“ ſagte ſie, indem ſie zufrieden umherblickte. „Ich habe gut geruht, und Alles um mich her erſcheint mir jetzt heiter! Die Wände ſelbſt ſcheinen mir zuzulächeln. Ich glaube, ich war krank, recht krank; jetzt aber, dem Himmel ſey Dank, fühle ich mich nur noch ſchwach; doch das wird ſchnell vorübergehen, und ich fühle ſo zu ſagen die Geſundheit, gleichſam wie einen wohlthätigen Saft

durch meine Adern dringen. Ich lag wie in einem langen und ſchweren Schlafe, und hatte entſetzliche Träume. Es war mir, als ſey ich in ein Meer ohne Ufer gefallen, deſſen Waſſer gefroren war; der Durſt verzehrte mich, und doch konnte ich ihn nicht ſtillen. In der Entfernung funkelte es, wie zwei Sterne mitten durch den Nebel und die Dunkelheit. Die Finſterniß vergrößerte ſich immer mehr; ich glaubte mit jedem Augenblicke tiefer zu ſinken, als ich mich plötzlich bei meinem Namen rufen hörte, und eine kräftige Hand fühlte, die mich aus der Tiefe des Eismeeres zog... Die Züge Ammalet-Beg's zogen wie ein Blitz an meinen Augen vorüber... Die beiden Sterne glänzten in übernatürlichem Glanze und verlöſchten ſodann... Alles trat dann wieder in Finſterniß. Dieß iſt Alles, was ich mich erinnern kann."

Den andern Tag war es Ammalet-Beg geſtattet, die Geneſende wieder zu ſehen; Sultan Achmet-Khan hatte wohl bemerkt, daß es unmöglich ſeye, nur die geringſte Antwort von ihm zu erhalten, ſo lange er ſolcher Unruhe Preis gegeben war, er gab daher ſeinen dringenden Bitten nach. „Da ich jetzt wieder glücklich bin," ſagte er, „ſo will ich Dich nicht verhindern, es auch zu ſeyn." Und er führte den Gaſt in das Zimmer ſeiner Tochter. Seltana war hierauf vorbereitet, und dennoch fühlte ſie ſich lebhaft ergriffen, als ihre Augen denen Ammalets begegneten, dem Manne, den ſie ſo zärtlich liebte, und deſſen Rückkehr ſie ſo ſehnſuchtsvoll entgegen geſehen hatte. Lange Zeit konnten die beiden Liebenden kein Wort hervorbringen, aber ihre Blicke ſprachen deutlich. Aus ihren blaſſen Wangen ſahen ſie, welche Schmerzen, welche Unruhe ihr Herz in der langen Zeit gequält hatte. Es iſt kein Zweifel, die Friſche und das blühende Ausſehen der Geſundheit verſchönern eine Frau; aber um wie Vieles intereſſanter erſcheint die, welche man liebt, wenn ihre Wangen von Leiden erblaßt ſich zeigen, und wie ſtark dringt dieſer Anblick in das Innerſte der Seele! Welches eiſerne Herz könnte dem ſchmachtenden Auge widerſtehen, in welchem man, ohne einen Schein von Vorwurf, die ſüßen Worte lieſt: „Ich war glücklich in meinen Leiden, denn ich litt für Dich."

Ammalet-Beg vergoß einen Strom von Thränen, aber als er ſich endlich erinnerte, daß noch andere Zeugen dieſer Scene beiwohnten, raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, erhob das Haupt und ſagte mit zitternder Stimme: „Es iſt lange her, daß wir uns nicht geſehen haben, Seltana!"

„Ja," ſagte ſie, „und wir haben gefehlt, uns für immer zu trennen!"

„Für immer!" erwiderte Ammalet-Beg mit einem leichten Tone des Vorwurfs; „kannſt Du das denken? Gibt es nicht ein anderes Leben, wo man keine Leiden kennt, und wo man ſich nie von denen trennt, welche man geliebt hat. Wenn ich den Talisman meines Glücks verloren hätte, mit welcher Geringſchätzung hätte ich mich von der ſchweren und roſtigen Kette des Lebens befreit. Warum ſollte ich dann noch gegen das Schickſal kämpfen."

„In dieſem Falle ſollte ich bedauern, daß ich nicht geſtorben bin," ſagte Seltana lächelnd, „Du gibſt mir ein ſolch' verführeriſches Bild von dieſer unbekannten Welt, daß man wünſchen muß, recht bald dahin zu kommen."

„Ach! nein, lebe, lebe recht lange noch, lebe für das Glück, für.... für die Liebe," wollte Ammalet-Beg hinzuſetzen, aber er erröthete und ſchwieg.

Die Roſen der Geſundheit verbreiteten ſich nach und nach wieder auf den Wangen des jungen Mädchens, welches ſich durch die Gegenwart ihres Geliebten glücklich fühlte, und allmählig bekam Alles in der Familie wieder ſeinen gewohnten Gang. Der Khan unterhielt ſich fortwährend mit Ammalet-Beg über Kriege und Schlachten, und über die Organiſation der ruſſiſchen Truppen, während deſſen Frau ihn über den Anzug und die Gewohnheiten der dortigen Frauen mit Fragen quälte, und nicht ermangelte, Allah anzurufen, ſo oft die Rede darauf kam, daß ſie ohne Schleier ausgingen. Für die Langeweile, die er hiebei ausſtand, wurde er indeß durch die Geſellſchaft der theuern Seltana vollkommen entſchädigt; die geringſte Kleinigkeit, der unbedeutendſte Umſtand, bei welchem ſich ihre Gefühle begegneten, hatte Werth in ihren Augen, und es machte ihnen Freude ſie zu zergliedern, und ſie auf tauſend Arten zu prüfen. Die Liebe gleicht dem Midas, alten Angedenkens; wie er, verwandelt ſie Alles in Gold, was ſie berührt, und nur zu oft ſtirbt ſie wie er aus Mangel an Nahrung.

Aber in dem Maaße, als das junge Mädchen mehr und mehr erſtarkte, häuften ſich die Sorgen auf der Stirne ihres Geliebten. Oft hielt er, im lebhafteſten Geſpräche, mitten inne; ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, und ſchmerzliche Leiden ſchienen ſeine Bruſt zu zerreißen; oder ſein Blick zeigte eine plötzliche Wuth; er erhob ſich, wie außer ſich, faßte den Griff ſeines Dolches; dann fiel er wieder, wie durch eine unſichtbare Hand berührt, in eine Muthloſigkeit und in tiefe Träumerei, aus welcher ſelbſt die Liebkoſungen ſeiner Geliebten ihn kaum reißen konnten.

Als eines Tages die jungen Leute allein waren, fragte ihn Seltana, betroffen von der Traurigkeit ihres Freundes, indem ſie ihren Kopf auf ſeine Schultern lehnte: „Azir, azir (mein Geliebter) was haſt Du denn? woher kann Dein Kummer rühren? Biſt Du nicht glücklich in meiner Nähe?"

„Ach! verleumde den nicht, der Dich mehr als den Himmel ſelbſt liebt," erwiderte Ammalet-Beg; „aber nachdem ich alle Qualen der Abweſenheit erduldet habe, kann ich da ohne heftigen Schmerz an eine neue Trennung denken? Es wäre mir tauſendmal leichter das Leben, als Dich zu verlaſſen, Du theures Mädchen, mit den ſchwarzen Augen!"

„Wie kannſt Du hieran nur denken? ... Du müßteſt nur ſelbſt wollen." ...

„Häufe nicht durch grauſame Zweifel neue Qualen auf mein Haupt, meine Seltana; Du kennſt meine grauſame Lage nicht. Unbekannt mit den

Angelegenheiten dieſer Welt, haſt Du bis jetzt nichts Anderes gewußt, als zu blühen wie eine Roſe und des Lebens Dich zu freuen, wie ein Schmetterling; glücklich und befreit von Sorgen wurden bis daher alle Deine Wünſche erfüllt. Aber ich, ich bin ein Mann; das Schickſal hat mir eine ſchwere Kette auferlegt, eine Kette, die ich nicht zerreißen kann, die der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; und ſie iſt es, die mich gegen meinen Willen, ach! mit widerſtrebendem Herzen nach Derbent zieht."

„Pflicht! Dankbarkeit!" ſagte ungläubig, mit trauriger Miene Seltana; „lauter ſchöne Worte, mit welchen Du die Begierde bemänteln willſt, uns zu verlaſſen. . . Hat die Liebe nicht ältere Rechte als die Freundſchaft? . . . Du wirſt doch nicht über das verfügen wollen, was Dir nicht gehört. . . . Ach! nein Freund, vergeſſe alle dieſe Sachen, vergiß Deinen B***, Deine Freunde die Ruſſen, und die ſchönen Frauen von Derbent! . . . Vergiß den Krieg und dieſen Ruhm, den man doch nur durch Morden erwirbt. Entſetzen erfüllt mich, wenn ich mich erinnere, daß ich Dein Blut fließen ſah; ich kann nicht ohne Schauder daran denken, daß jeder Tropfen dieſes Blutes, das Du ſo leichtfertig vergießeſt, einer Schweſter, einer Mutter, einer Geliebten unverſiegbare Thränen koſtet. Was fehlt Dir denn, um glücklich mit uns in unſern Bergen zu leben? Der Regen fällt nicht durch das Dach unſeres Hauſes; wir haben Reis im Ueberfluß für unſern Pilau; die Ställe meines Vaters ſind mit ſchönen Pferden angefüllt, ſeine Gemächer mit ſchönen Waffen, ſeine Käſten mit Reichthümern, und mein Herz mit Liebe für Dich. Nicht wahr, mein lieber Freund, Du reiſeſt nicht ab, Du bleibſt bei uns?"

„Nein, Seltana, ich kann, ich darf nicht hier bleiben. Mein Leben mit Dir hinzubringen, es bei Dir zu beſchließen, dieß iſt der einzige, der heißeſte Wunſch meines Herzens; aber ſeine Erfüllung hängt von dem Willen Deines Vaters ab. Heilige Bande feſſeln mich an die Ruſſen, und bis der Khan Frieden mit ihnen gemacht hat, iſt eine öffentliche Verbindung zwiſchen uns unmöglich . . . und nicht die Ruſſen ſind es, ſondern Dein Vater iſt's, von dem das Hinderniß kommt."

„Ach! Du kennſt ihn wohl," ſagte traurig Seltana. „Du kennſt ſeine Geſinnungen, und ſeit einiger Zeit hat ſein Haß gegen die Ungläubigen noch zugenommen, und zwar auf einen ſolchen Grad, daß er kein Bedenken tragen würde, ihm Alles aufzuopfern, ſeine Tochter und ihren Freund; und auf Deinen Oberſt iſt es mehr noch, als auf die Andern abgeſehen."

„Und ich habe ſchon mehr als einmal verſucht, mit ihm von meinen Wünſchen, von meinen Hoffnungen zu reden, aber immer war ſeine Antwort: Schwöre ein Feind der Ruſſen zu werden, und ich werde Dich erhören!"

„So bleibt uns denn nichts mehr zu ſagen übrig, als: Lebe wohl, Hoffnung!"

„Warum denn das, Seltana? Warum willſt Du nicht lieber ſagen: Lebe wohl, Gegend von Awarien?“

Das junge Mädchen heftete ihren Blick feſt auf ihn. „Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte ſie.

„Du würdeſt mich wohl verſtehen, wenn Du mich mehr liebteſt, als Deinen Vater, Deine Mutter, Dein Land, wenn Du mich liebteſt, wie ich Dich liebe. . . . Seltana, ich kann ohne Dich nicht leben. . . . Noch einmal, wenn Du mich aufrichtig liebſt, beweiſe es mir . . . wir trennen uns nicht mehr . . . fliehen wir.“ . . .

„Fliehen! die Tochter des Khan! fliehen wie eine Verbrecherin, wie eine Sclavin! . . . Das wäre abſcheulich, das wäre unerhört!“

„Wenn das Opfer von Deiner Seite auch groß iſt, es iſt doch nicht ſo groß wie meine Liebe zu Dir. . . Wenn Du tauſendmal von mir das Opfer meines Lebens verlangen würdeſt, ich würde es Dir eben ſo oft zu Füßen legen, ich würde es eben ſo leicht wegwerfen wie einen Kupfer-Paul *); ich würde ſelbſt meine Seele dem Schaytan überlaſſen, wenn Du es verlangteſt. Du erinnerſt mich, daß Du eine Tochter des Khans biſt; auch ich könnte Dir ſagen, daß mein Vater die Krone von Chamkhal trug, und daß mein Oheim ſie noch trägt; aber wenn ich mich Deiner werth halte, ſo iſt es keineswegs durch meine Geburt, ſondern durch mein Herz, welches Dir ſo ganz ergeben iſt. Wenn es ein Unrecht iſt, dem Schickſal und der Bosheit der Menſchen zum Trotz, ſein Glück zu ſuchen, ſo falle die Schande ganz auf mein Haupt.“

„Und der Zorn . . . und die Rache meines Vaters!“ . . .

„Im Verlauf der Zeit wird ſich dieſer Zorn ſelbſt verzehren. Iſt die Sache einmal abgemacht, ſo wird er ſeine Parthie ergreifen; unſere Liebkoſungen werden ſein Herz rühren, und er wird uns verzeihen. . . . Dann wird uns das Glück mit ſeinen Fittigen bedecken, und wir können mit Stolz ſagen: Wir haben uns ſelbſt es errungen.“

„Mein lieber Freund, ich habe wenig Erfahrung in den Dingen dieſer Welt, aber etwas iſt, das mir ſagt, daß man ſich das Glück nicht durch eine böſe Handlung erwirbt. . . . Warten wir einige Zeit, vielleicht lenkt Allah Alles zum Beſten, und unſere Vereinigung kommt zu Stande, ohne daß wir zum äußerſten Mittel greifen.“

„Seltana! es iſt Allah ſelbſt, der mir dieſen Gedanken eingab! . . Dieß iſt ohne Zweifel ſein Wille. . . . Ich beſchwöre Dich, habe Mitleid mit mir! Fliehen wir, wenn Du nicht willſt, daß der Sarg mich ſtatt des Hochzeit-Bettes aufnehmen ſoll. Höre: ich habe das heilige Verſprechen gegeben,

*) Kupfer-Paul bedeutet eine kleine Münze, ungefähr von dem Werthe eines Liards.

wieder nach Derbent zurückzukehren, und ich muß es erfüllen, ſchnell erfüllen; aber abzureiſen mit dem Gedanken, Dich nicht wieder zu ſehen, Dich vielleicht als die Frau eines Andern zu wiſſen, das iſt abſcheulich, das iſt tauſendmal ärger als der Tod. . . . Willige ein, mein Schickſal mit mir zu theilen, kannſt Du es nicht aus Liebe, ſo thue es aus Mitleiden! . . . Bringe mich nicht zur Verzweiflung, mache mich nicht wahnſinnig vor Schmerz. . . . Du weißt nicht, wie weit eine heftige Leidenſchaft führen kann, wenn ſie ſich betrogen ſieht; in meiner Wuth könnte ich am Ende Alles vergeſſen, die Rechte der Freundſchaft, wie die der Gaſtfreundſchaft; ich könnte die heiligſten Bande mit Füßen treten, mein Blut mit einem mir koſtbaren Blute vermiſchen; ja ich könnte durch meine Verbrechen die Menſchen zittern und die Engel weinen machen. . . . Seltana, bewahre mich vor ihrem Fluche, vor dem Deinigen, vor mir ſelbſt. . . . Meine Noukers ſind brav, meine Renner ſchnell wie der Wind; die Nacht iſt dunkel, fliehen wir; flüchten wir uns nach Rußland, in ein befreundetes Land, bis der Sturm ſich gelegt hat. Ich beſchwöre Dich darum zum letzten Male. . . . In Deinen Händen allein liegt mein Leben, mein Tod, mein Geſchick; ſag' Ja oder Nein." . . .

Eines Theils von der feurigen Beredtſamkeit ihres Geliebten, und von ihrem eigenen Herzen hingeriſſen, und andern Theils durch die Behutſamkeit eines jungen Mädchens zurückgehalten, ſo wie durch ihre Ideen, die Frucht ihrer Erziehung und der Gewohnheiten des Landes, ſchwankte Seltana unentſchieden, wie ein leichter Kork auf bewegten Wellen, hin und her.

Endlich ſtand ſie auf, und ſagte mit ſtolzer und entſchloſſener Miene, indem ſie ihre Thränen trocknete, die in ihren Augenliedern glänzten wie Thautropfen:

„Ammalet-Beg," ſagte ſie, „Du haſt genug geſagt, um meine Vernunft zu überraſchen und zu beſtechen; die Liebe wird mich nicht blind machen, ihr berauſchender Dunſt wird mich nicht ſo ſehr betäuben, daß er die Stimme meines Gewiſſens in mir erſtickt. Ich kann noch das Gute vom Böſen unterſcheiden, ich erkenne vollkommen, wie ſchändlich und undankbar es iſt, das väterliche Haus zu verlaſſen, die Herzen liebender Eltern mit Kummer zu erfüllen; ich weiß dieß Alles. So erkenne denn auch die Größe des Opfers, welches ich Dir bringe. . . . Ja, ich fliehe mit Dir, ich begleite Dich überall hin, ich bin Dein, auf ewig. Nicht Deine Gründe haben mich überzeugt, Dein Herz hat das meinige beſiegt. . . . Es gefiel Allah, daß ich Dir begegnete, daß ich Dich liebte; ſo ſey es denn nicht anders. Seyen wir verbunden, und wäre es durch Bande mit Dornen, wenn es nicht Roſenketten ſeyn können. Jetzt iſt Alles beendigt, und Dein Schickſal wird von nun an das meinige ſeyn."

Wer kann beſchreiben, was Ammalet-Beg bei dieſem gränzenloſen Beweiſe einer ſo zärtlichen und ergebenen Liebe empfand. Der Himmel ſchien ſich ihm

zu öffnen, er fühlte ſich unüberſchwenglich glücklich. Einige Zeit lang äußerten ſich ſeine Gefühle durch Worte ohne Zuſammenhang, durch Ausrufungen der Dankbarkeit. . . . Als ſich endlich die beiden Liebenden ein wenig abgekühlt hatten, berathſchlagten ſie über die hauptſächlichſten Vorkehrungen, welche ſie zur Ausführung ihres Vorhabens treffen wollten. Es wurde beſchloſſen, Seltana ſolle vermittelſt zuſammengeknüpfter Tücher von ihrem Zimmer herabſteigen, bis an die Ufer des Ouzen. Ammalet-Beg ſollte am nämlichen Abend, unter dem Vorwande einer Falkenjagd von Kounzakh ſich entfernen, dann durch Umwege und bei eintretender Nacht, heimlich an die Mauern des Schloſſes zurückkehren, die Geliebte in ſeine Arme aufnehmen, ſie leiſe zu ſeinen Rennern führen, und dort einmal angelangt, fürchteten ſie Nichts und Niemand mehr.

Nachdem Ammalet-Beg den Noukers, welche ihn begleiteten, die nöthigen Befehle ertheilt, und Alles zur Flucht oder zum Gefecht vorbereitet hatte, folgten ſeine Augen mit Ungeduld der Sonne, welche, wie ein eiferſüchtiger Ehemann ihre Stelle und dieſen heißen Himmel nicht verlaſſen wollte, um in die eiskalten Gegenden hinter dem Caucaſus hinabzuſteigen. Welchen Raum mußte ſie noch durchlaufen! Es ſchien ihm, ein ganzes Jahrhundert trenne ihn noch von dem Augenblicke, wo er alle Wünſche erfüllt ſehen ſollte! . . . Hoffſt Du nicht zu viel, unkluger Jüngling? Wer ſteht Dir denn für den Erfolg? Wer bürgt Dir denn dafür, daß nicht alle Deine Schritte beobachtet, und Deine Worte belauſcht wurden? . . . Biſt Du denn ſo ſicher, daß mit dieſer Sonne, deren Niedergang Du kaum erwarten kannſt, nicht auch alle Deine Hoffnungen entſchwinden werden? . . .

Während des Mittageſſens, welches bei den Muſelmännern gewöhnlich gegen vier Uhr Nachmittags Statt findet, ſchien Sultan Akhmet-Khan mehr als gewöhnlich finſter und zerſtreut. Seine Augen ſchienen öfters Blitze unter den dicken Augenbraunen hervorzuſchleudern, und oft verweilten ſie auf ſeiner Tochter, oft auf ſeinem Gaſte; manchmal bekam ſein Geſicht den Ausdruck eines bittern Lächelns, und verwandelte ſich dann wieder in den unterdrückten Zornes. Seine Geſpräche waren kurz und ſchneidend, und alles dieß erzeugte Furcht und Sorgen in der Seele Seltanas, und Unruhe in der ihres Geliebten. Von der andern Seite, war die Gattin des Khans, gleichſam bekümmert von der Vorſtellung einer nahen Trennung, zärtlicher und liebreicher gegen ihre Tochter als gewöhnlich, und dieſe unverdiente Güte erpreßte dem jungen Mädchen Thränen der Reue. Ein Blick, den ſie verſtohlenerweiſe Ammalet-Beg zuwarf, erſchien ihm als ſchneidender Vorwurf.

Sobald die gebräuchlichen Abwaſchungen nach der Mahlzeit Statt gefunden hatten, begab ſich der Khan in den ausgedehnten Hof ſeines Hauſes, und

forderte seinen Gast auf, ihm dahin zu folgen. Sie fanden daselbst gesattelte Pferde, und mehrere Diener, die ihrer warteten.

„Ammalet-Beg," sagte der Khan, „man hat mir gesagt, Du habest eine Falkenjagd vor. Ich will Dir meine Falken zeigen, die ausgezeichnet sind. Die Hitze ist vorüber, es gibt einen herrlichen Abend, machen wir uns auf den Weg, bis auf die Nacht haben wir vielleicht ein paar Vögel gefangen."

Was auch Ammalet-Beg bei diesem Vorschlage denken mochte, er konnte ihm nichts entgegen halten, und so machten sie sich zusammen auf den Weg.

Der Khan und sein Gast ritten einige Zeit neben einander, versunken in tiefes Stillschweigen und ihren Gedanken überlassen, als sie zu ihrer Linken einen Awarier auf Felsen klettern sahen, die unzugänglich schienen. Er trug einen, mit eisernen Spitzen versehenen Stock, welchen er fest in die Spalten des Felsen einstieß, wodurch er seine Schritte sicherte und höher und höher stieg. An seinem Gürtel war eine, mit Waizensaamen gefüllte Mütze befestigt, und eine lange Stutzbüchse hing an seiner Schulter. Akhmet-Khan hielt an, zeigte seinem jungen Begleiter diesen Mann, und sagte zu ihm mit ernster Miene: „Siehst Du diesen Greisen, Ammalet-Beg; mit Gefahr seines Lebens erklettert er diesen Felsen fast bis auf den Gipfel, um daselbst einige Spuren Erde zu suchen, worin er seinen Waizen säe. Ebenso kann er nur mit blutigem Schweiße die Frucht ärndten und sie vor dem Raube der Vögel des Himmels und der wilden Thiere hüten. Es ist dieß gewiß eine harte und beschwerliche Existenz . . . Wohlan denn! frage ihn einmal, ob er sie mit einer andern, und die steilen Felsen, welche ihm diese armselige Nahrung bieten, gegen eure fruchtbaren Felder, eure reichen Weiden der Ebene vertauschen will?... Nein, wird er sagen, ich ziehe mein Land vor, wie es auch sey; da wo ich geboren bin, will ich auch sterben. Hier bin ich frei; Niemand hat ein Recht, weder an meine Person, noch an mein Eigenthum. Diese dürren Berge, diese mit Eis bedeckten Gipfel, welche Dir so abscheulich erscheinen, sie sind die Bollwerke meiner Unabhängigkeit. . . Und wer sind die Feinde dieser mir so theuren Unabhängigkeit? Die Russen sind es, dieselben Russen, denen Du, Ammalet-Beg, Dich als Sclave ergeben hast."

„Khan! Du weißt wohl, daß ich nicht durch die Waffen, sondern durch die Großmuth der Russen überwunden wurde. Ich bin nicht ihr Sclave, ich bin ihr Gefährte, ihr Freund."

„Hundertmal mehr Schande für Dich! . . . Sehen zu müssen, daß der Erbe der Chamkhals die Ehre sucht, die silberne Säbelquaste tragen zu dürfen, hören zu müssen, wie er sich rühmt, der Schmarotzer eines russischen Obersten zu seyn!" . . .

„Mäßige Deine Ausdrücke, Sultan Akhmet . . . ich verdanke B*** Alles, ich verdanke ihm mehr als mein Leben. . . Eine innige Freundschaft verbindet uns jetzt!"

„Und welche Bande können zwiſchen den Giaurs und uns beſtehen? Ihnen auf jede Art zu ſchaden, ſie auszurotten, wenn wir es können, und wenn wir nicht können, ſie zu betrügen, das ſchreibt uns der Koran vor, und das iſt die Pflicht eines jeden Rechtgläubigen.“

„Khan! laß Mahomet bei Seite, und ſuche nicht, mir mit Etwas Furcht einzujagen, was Du ſelbſt nicht glaubſt . . . Du biſt kein Mollah, und ich bin kein Fakir; ich habe über dieſe Sachen nachgedacht, und meine Gedanken über die Pflichten eines ehrlichen Mannes ſtehen feſt.“ . . .

„Wahrhaftig! Ammalet-Beg,“ ſagte der Khan mit bitterm Lächeln; „es iſt nur Schade, daß Du nicht darauf denkſt, dieſe ſchönen Grundſätze unter allen Umſtänden anzuwenden. Doch laſſen wir das. Willſt Du Dein Ohr einem Freunde leihen, dem Du einen elenden Giaur vorziehſt? Willſt Du hier bleiben und für immer bei uns wohnen?“

„Um den Preis dieſes Glückes, welches Du mir anbieteſt, würde ich gerne mein Leben geben; aber ich habe verſprochen zurückzukehren, und ich muß mein Wort halten.“

„Beſtimmt?“

„Ohne Zweifel!“

„Nun denn, je bälder, je beſſer. Höre mich: Wir beide kennen uns, und unter uns bedarf es keiner Winkelzüge und Schmeicheleien. Ich verberge Dir nicht, daß ich Dich ſtets zum Eidam gewünſcht habe, und daß es mich freute, als ich ſah, daß Dir meine Tochter zu gefallen ſchien. Deine Gefangenſchaft verhinderte die Ausführung meiner Plane, und Deine lange Abweſenheit, ſo wie die Veränderung, welche, wie man mir ſagte, mit Dir vorgegangen, betrübte mich lebhaft. Endlich biſt Du wiedergekehrt, und haſt Alles wieder im alten Zuſtande gefunden, aber Du haſt nicht mehr Dein altes Herz mit zurückgebracht. Ich hatte gehofft, Deine beſſeren Geſinnungen Dir in's Gedächtniß zurückzurufen, aber ich habe mich grauſam getäuſcht. Ich bedaure es, aber was läßt ſich machen? . . . Ich kann einen Diener der Ruſſen nicht zum Schwiegerſohn nehmen.“ . . .

„Höre mich, Akhmet-Khan.“ . . .

„Laß mich ausreden. Deine plötzliche Ankunft, die Verzweiflung, welche Du bei dem Anblick meiner kranken Tochter an den Tag gelegt haſt, haben Jedermann über Deine Gefühle und unſere gegenſeitigen Entwürfe aufgeklärt. In allen unſern Bergen ſpricht man nur von Deiner bevorſtehenden Heirath mit Seltana; jetzt, da die Bande zerriſſen ſind, iſt es nothwendig, daß dieſes Geſchwätz aufhöre. Die Ehre meiner Familie, die Ruhe meiner Tochter erfordern, daß Du uns gleich, auf der Stelle verläßt. Dieß iſt nothwendig, unumgänglich nothwendig. Ammalet-Beg, wir wollen als Freunde ſcheiden, aber wir werden uns nie wiederſehen, wenigſtens hier nicht, wenn wir uns nicht durch engere Bande verbinden können. Möge Allah Dein Herz lenken,

und Dich als Den uns wieder zuführen, der Du seyn sollst. Bis dahin . . . Lebe wohl!“

Bei diesen Worten wendete der Khan sein Pferd, und ritt mit verhängten Zügeln, gefolgt von all' den Seinigen davon. Hätte ein plötzlicher Donnerschlag den betäubten Ammalet-Beg auf's Haupt getroffen, er hätte ihn mehr nicht zu Boden schleudern, ihn mehr nicht zernichten können, als diese barsche Erklärung. Der Staub hatte sich schon lange wieder gelegt, den die Pferde des Khans erhoben hatten, als Ammalet-Beg noch immer auf derselben Stelle auf dem Hügel stand, gleich einer schwarzen Wolke auf den Purpurfarben der untergehenden Sonne.

Neuntes Kapitel.

Ammalet-Beg im Lager der Russen. Geheimnisvolle Zusammenkunft.

Um die Einwohner von Daghestan im Zaume zu halten, welche im Begriff waren, einen Aufstand zu erregen, lagerte das vereinte Regiment des Obersten V*** unweit eines Dorfes, Namens Kasir-Koumyk. In dem Zelte Ammalet-Beg's, welches neben dem des Obersten stand, lag Saphir-Ali nachlässig auf einem Teppich, und trank eine Bouteille Champagner, ohne sich um den Propheten und seine Verbote zu bekümmern. Neben ihm saß, blaß und mager Ammalet, den Kopf auf ein Polster gestützt, und rauchte seine Pfeife. Drei Monate waren bereits verflossen, seit er, gleich einem aus dem Paradies Verbannten, mit dem russischen Detachement im Angesichte dieser Berge sich befand, in welche sein ganzes Herz ihn zog, wohin einzudringen ihm jedoch verboten war. Ein starkes Mißvergnügen und eine düstere Traurigkeit hatten sich seines ganzen Wesens bemächtigt, und erzeugten in seinem, sonst so wohlwollenden und lebhaften Charakter Bitterkeit. Der Verbindung mit den Russen hatte er sein ganzes Glück geopfert, ihnen bürdete er die Schuld seines Kummers bei, er fühlte Abneigung gegen die ganze Nation sowohl, als gegen die Einzelnen, ja er haßte sich selbst. Alle seine Bewegungen, jedes seiner Worte offenbarten diese Stimmung.

„Was iſt doch der Wein für eine herrliche Sache!“ ſagte Saphir-Ali, indem er ſein Glas leerte; „es iſt nicht anders möglich, es muß in Arabien, zur Zeit Mahomets, nur ſaure Trauben gegeben haben, ſonſt hätte der Prophet ſich nicht entſchließen können, den Rechtgläubigen den Rebenſaft zu verbieten. In der That, dieſer Wein iſt ſo ſüß, ſo angenehm, daß man glauben könnte, die Engel ſelbſt hätten ihn als Freudenthränen vom Himmel fallen laſſen... Auf! Ammalet-Beg, noch ein Glas, ich bitte Dich; dieß wird Dein Herz leichter machen als eine Seifenkugel.... Erinnerſt Du Dich, was der Dichter Hafiz ſagt?“ ...

„Und ich, ich bitte Dich, laß mich zufrieden, Saphir-Ali, quäle mich nicht mit Albernheiten, ſey es unter dem Namen Saadi oder Hafiz.“

„Nun! wo liegt denn das Uebel? ... Höre mich nur an, es wird Dich immer zerſtreuen.... Wenn Du mir lange Geſchichten von Deiner theuren Seltana erzählſt, horche ich nicht mit offenem Munde zu, wie ich es bei dieſem Zauberer thun würde, der Feuer verſchluckt, und ſich endloſe Bänder aus dem Halſe zieht... Jeder in der Reihe, — ſo iſt es billig ... Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß Dich die Liebe Albernheiten ſagen läßt, mich aber der Wein.... Nun denn: auf die Geſundheit der Ruſſen!“

„Seit wann liebſt Du ſie denn ſo ſehr?“

„Und Du, ſeit wann liebſt Du ſie nicht mehr?“

„Seit ich angefangen habe, ſie beſſer kennen zu lernen, und meiner Treu! ich ſehe jetzt, daß ſie im Grunde nicht mehr taugen, als unſre Leute. Sie ſind eben ſo eigennützig, eben ſo gierig, eben ſo träge, als wir ſelbſt es ſind. Es iſt jetzt lange genug her, daß ſie dieſes Land regieren; nun! was haben ſie denn ſo Gutes gethan, bis jetzt? ... Wo ſind die Geſetze, die nützlichen Anſtalten, die wir von ihnen erhalten? ... Haben ſie uns irgend etwas gelehrt, haben ſie unſere Sitten verbeſſert? ... B*** hat mir die Augen über die Fehler meiner Mitbürger geöffnet, aber dadurch habe ich auch zugleich gelernt, die ihrigen zu erkennen, und ich finde ſie jetzt um ſo weniger zu entſchuldigen, je mehr ſie uns in der Civiliſation überlegen ſind. Aber hier ſcheinen ſie ganz ihren Hauptzweck, eine wohlthätige Wirkſamkeit auszuüben, aus den Augen verloren zu haben; im Gegentheil, ſie überlaſſen ſich der Weichlichkeit, und verfallen in eine moraliſche Nichtigkeit, die ſelbſt der unſrigen nichts nachgibt.“

„Ich hoffe wenigſtens, daß Du Deinen Freund B*** von dieſer allgemeinen Verdammniß ausſchließeſt.“

„Allerdings, ihn und einige Andere noch; aber wie unbeträchtlich iſt auch ihre Zahl!“

„Die Engel im Himmel, ſagt man, laſſen ſich auch zählen! ... und was B*** betrifft, der iſt ein wahrer Engel ... er iſt ſo billig, ſo gut! ...

Gibt es einen einzigen Tataren, der ihm Böses nachſagt, oder einen ruſſiſchen Soldaten, der nicht ſein Leben für ihn ließe?... Abdaul-Hamid, Wein!... Auf das Wohl des B***!"

„Genug, genug! es iſt mir unmöglich, ich kann nicht mehr trinken, und wäre es auf die Geſundheit Mahomets ſelbſt!"

„Wenn Du nicht ſein Herz haſt ſo ſchwarz, wie die Augen Deiner Seltana, ſo ſchlägſt Du es mir nicht ab, auf die Geſundheit des B*** zu trinken; und müßteſt Du Dir alle Jackhountes *) von Tarki, alle Imans **) und alle Chickhs der Welt auf den Hals laden."

„Ich trinke nicht mehr, ich hab' es geſagt."

„Höre, Ammalet-Beg, wenn Du es verlangen würdeſt, ich würde mich nicht bedenken, für den Teufel ſelbſt mein Blut abzuzapfen, und Du ſchlägſt es mir ab, ein einziges Glas Wein zu leeren, um mir eine Freude zu machen!"

„Ja, ich ſchlage es ab, weil ich keinen will, und aus dem Grunde will ich keinen, weil mein Blut gährt, wie ein Faß mit friſchgemachter Bauza***)."

„Sage was Du willſt, mein lieber Freund, es wäre nicht das Erſtemal, daß wir zuſammen getrunken, und unſer Blut ein wenig erhitzt hätten.... Geſtehe lieber, Du haſt es auf den Oberſten abgeſehen."

„Nun, wenn ich es denn ſagen ſoll, — ja."

„Und die Urſache?"

„O! ich habe mehr als eine. Schon ſeit einiger Zeit haben ſich die Tropfen der Bitterkeit mit der Süßigkeit unſerer Freundſchaft vermiſcht. Nichts iſt aber auch mehr gegen meine Natur, als ein lauer Freund!... Was ihn anbelangt, ſo iſt er mit Rathertheilen und moraliſchen Vorleſungen nicht geizig, handelt es ſich aber darum, etwas zu thun, was ihn ein wenig Mühe koſten würde, oder ihn einigen Unannehmlichkeiten ausſetzen könnte, dann iſt es etwas Anderes."

„Ich verſtehe; er hat es abgelehnt, Dich nach Awarien zurückreiſen zu laſſen."

„Ja, ſo iſt es, und könnteſt Du in meinem Herzen leſen, ſo würdeſt Du finden, in welch' hohem Grade grauſam mir dieſe Weigerung erſcheinen mußte. Lange Zeit ließ er mich dieſen Gedanken in mir herumtragen, aber meine inſtändigſten Bitten, meine dringendſten Vorſtellungen waren vergebens; und als hätte er ein Calian ****) von Kriſtall zerbrochen, ebenſo plötzlich hat er alle meine Hoffnungen auf Glück in Staub verwandelt... Er muß jetzt wohl

---

*) Die Bewohner von Tarki ſind Sunniten. Der Jakhounte iſt der erſte unter den Mollahs.

**) Iman heißt ſo viel als heilig, und Chikh Prophet.

***) Bauza nennt man ein gährendes Getränke, das dem Bier ziemlich nahe kommt.

****) Der Calian iſt ein in Perſien und im ganzen Orient allgemein übliches Geräthe zum Rauchen. Der Tabakrauch zieht ſich in demſelben durch's Waſſer und wird dadurch abgekühlt.

etwas milder für mich geſtimmt ſeyn, da er mich zu ſehen wünſcht; und ich kann nicht zu ihm, ich kann nicht zu meiner theuren Seltana fliegen!“

„Setze Dich ein wenig in ſeine Lage, Bruder, und frage Dich, ob Du an ſeiner Stelle nicht ebenſo gehandelt hätteſt?“

„Nein, gewiß nicht. An ſeinem Platze hätte ich ganz einfach geſagt: Ammalet-Beg, erwarte nichts von mir, ich kann Dir keinerlei Hülfe leiſten. Aber nicht einmal ſeinen Beiſtand verlange ich, Alles was ich will, iſt: meinen Planen kein Hinderniß in den Weg zu ſetzen. Aber nein; er ſtellt ſich vor mich, er verbirgt mir die Sonne der menſchlichen Glückſeligkeit, und ſagt mir dann kalt, dieß alles geſchehe zu meinem Beſten, für mein zukünftiges Glück. Iſt das nicht, als verſuchte er mich mittelſt eines einſchläfernden Getränkes zu vergiften?“

„Nein, mein Freund... und ſelbſt wenn es ſo wäre, ſo würde man das Schlafmittel Dir beibringen, wie man es bei einem Kranken thut, welchem man dadurch den Schmerz einer grauſamen aber nothwendigen Operation erſparen will. Du träumſt von nichts, Du, als von Deiner Leidenſchaft; B*** aber iſt genöthigt zu wachen, um Deine Ehre und die ſeinige unverſehrt zu erhalten, denn ihr Beide ſeyd von Leuten umgeben, die Euch nicht beſonders wohl wollen. Glaube mir; er wird Dich auf eine oder die andere Art am Ende heilen.“

„Verlang' ich denn geheilt zu werden?... Dieſes göttliche Uebel, die Liebe, iſt das einzige Band, welches mich noch an's Leben knüpft!... Mich von dieſer Liebe zu befreien, heißt mir das Herz aus der Bruſt reißen, dieſes Herz, das noch nicht gelernt hat, nach dem gleichförmigen Takte des Tambours zu ſchlagen!...“

In dieſem Augenblicke ſahen ſie einen unbekannten Tataren in's Zelt treten, welcher, nachdem er ſich mit einem mißtrauiſchen Blicke umg ſe hatte, vor Ammalet eine tiefe Verbeugung machte, dann ſeine Pantoffeln abnahm und vor ihn hinlegte. Dadurch gab er, nach den Sitten der Aſiaten zu erkennen, daß er um eine geheime Unterredung bitte. Ammalet-Beg machte ein Zeichen der Zuſtimmung, und ſie gingen mit einander aus dem Zelte. Die Nacht war finſter, die Lagerfeuer ausgelöſcht, und die Schildwachenkette war auf eine große Entfernung von ihnen ausgeſtellt. „Hier ſind wir allein,“ ſagte Ammalet-Beg zu dem Unbekannten; „wer biſt Du, und was willſt Du von mir?“

„Mein Name iſt Samid. Ich bin ein Einwohner von Derbent, von der Secte der Sunniten... Was mich aber hieher führt, ſo muß ich Dir ſagen, meine Sendung iſt für Dich allein wichtig... Der Adler liebt die Berge!“

Ammalet-Beg bebte, dieſe Worte machten einen Theil einer geheimen Sprache aus, zu welcher er den Schlüſſel hatte.

„Warum ſoll er ſie nicht lieben?“ antwortete er; „auf den Bergen weiden

viele Lämmer für den Adler, und der Menſch ſelbſt findet daſelbſt Silber im Ueberfluß."

„Und der Krieger harten Stahl zu ſeinen Waffen."

Ammalet-Beg ergriff die Hand des Boten. „Wie befindet ſich Sultan Akhmet Khan?" fragte er mit Haſt. „Welche Nachrichten bringſt Du mir von ihm? Haſt Du ſeine Familie geſehen?"

„Ich wurde nicht hieher geſendet, um auf Deine Fragen zu antworten, ſondern um eine an Dich zu ſtellen.... Willſt Du mir folgen?"

„Wohin? zu welchem Zweck?"

„Du weißt, wer mich ſendet, dieß ſollte Dir genügen; wenn Du kein Vertrauen zu dieſer Perſon haſt, dann kannſt Du auch mir nicht vertrauen. Mir iſt es gleichgültig, ſogar recht, denn ich finde meine Sicherheit dabei. Statt meinen Kopf zu risquiren, wenn ich hier ertappt werde, kann ich es wohl vorziehen, ruhig den Khan aufzuſuchen, um ihm zu ſagen, daß Ammalet-Beg die Erlaubniß nicht habe, das Lager zu verlaſſen."

Dieſe Worte erreichten ihren Zweck. Ammalet-Beg erröthete und rief ſogleich: „Saphir-Ali, komm her zu mir!" Erſchrocken trat Saphir-Ali aus dem Zelte und lief zu ſeinem Herrn. „Laß mir zwei Pferde bringen, geſattelt oder nicht, das iſt mir einerlei, und ſchicke zum Oberſten, und laß ihm ſagen, daß ich mich entfernt habe, um das Terrain außerhalb der Kette zu durchſuchen, und nachzuſehen, ob Niemand die Dunkelheit benützt habe, um durch die Poſten hereinzuſchleichen. Du bringſt mir meinen Säbel und mein Gewehr. Geh', eile ſo viel wie möglich."

In einem Augenblicke waren die Pferde vorgeführt. Der Tatar beſtieg das ſeinige, das in der Nähe angebunden war, und alle Drei eilten im Galopp fort. Bei der Vorpoſtenkette angekommen, gab Ammalet-Beg das Feldgeſchrei, dann wendeten ſie ſich bald links, und ſetzten ihren Weg an dem Ufer des reißenden Stromes Azine fort.

Saphir-Ali, welcher zu ſeinem großen Leidweſen ſeine Flaſche hatte verlaſſen müſſen, murmelte zwiſchen den Zähnen über die Dunkelheit, das Geſtrüppe und die Gräben, welchen ſie bei jedem Schritte begegneten; als er aber ſah, daß Niemand Notiz davon zu nehmen ſchien, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt die Unterhaltung zu eröffnen. „Die Peſt treffe dieſen Führer!" ſagte er; „Gott weiß, durch was für Wege und wohin er uns führt! Wenn er anders nicht uns zuletzt an die Lezguinen um ein paar hundert Piaſter verkauft... Ich traue einem Menſchen, der ſchielt, nicht, und dieſer ſchielt furchtbar."

„Ich auch nicht, aber den Schielenden nicht weniger als allen Andern. Dieſer übrigens iſt mir durch einen Freund zugeſchickt; er iſt unfähig, uns zu verrathen."

„Und wollte er es wagen, ſich ſo Etwas zu erlauben, ſo wäre das Erſte, was ich thun würde, ihn wie eine Melone entzwei zu hauen. He! Freund,"

rief Saphir-Ali dem Führer zu, „es ſcheint, es macht Dir Spaß, wenn mir die Kleider in Stücken gehen. Kannſt Du uns denn keinen breiteren Weg führen? Hältſt Du uns für Faſanen oder Füchſe.“

Der Führer hielt an. „Es iſt wahr,“ erwiederte er, „ich hätte einen ſolchen Weichling wie Du nicht ſo weit führen ſollen. Bleib' jetzt hier, um die Pferde zu hüten, während Ammalet-Beg und ich dahin gehen, wohin unſere Geſchäfte uns rufen.“

„Kannſt Du Dich entſchließen, mit dieſem — Straßenräuber, möcht' ich faſt ſagen, allein in das Gehölze zu gehen?“ fragte Saphir-Ali leiſe ſeinen Gebieter.

„Das will heißen, Du bekümmerſt Dich nicht viel darum, ohne mich hier zu bleiben,“ ſagte Ammalet-Beg, indem er vom Pferde ſtieg und ihm den Zaum in die Hände gab. „Es iſt indeſſen nicht anders und ich bitte Dich nur, Dich nicht gar zu ſehr zu langweilen, mein lieber Freund. Ich laſſe Dich ja in einer ſehr angenehmen Geſellſchaft hier, in der der Wölfe und der Schakals. Hörſt Du ſie ihren nächtlichen Geſang heulen?“

„Wenn ich nur Deinen Leib dieſen ſchönen Sängern nicht ſtreitig zu machen habe!“ antwortete Saphir-Ali.

Sie trennten ſich. Samid führte Ammalet-Beg durch ein enges Gehölze längs des Fluſſes, und nachdem ſie ungefähr eine halbe Werſte gegangen waren, ſtiegen ſie einen ſteilen Rand hinab, was ſie nur mit Gefahr thun konnten, indem ſie ſich an den Zweigen wilder Roſenſtöcke hielten, die hier im Ueberfluſſe wachſen. Nachdem ſie auf dieſe Art ihren Weg einige Zeit fortgeſetzt hatten, gelangten ſie zu dem Eingang einer Höhle in der Höhe des Waſſers und ausgehölt durch den Fall eines Gießbaches, der aber jetzt ausgetrocknet war. Schöne Tropfſteine von kriſtalliſirtem Salpeter hiengen längs den Mauern und glänzten wie Diamanten bei dem Scheine eines, mitten in der Höhle brennenden Feuers. Ammalet-Beg erkannte durch den dicken Rauch, der gegen das Gewölbe wirbelte, Sultan Akhmet-Khan, auf ſeiner Bourka liegend, das Gewehr zwiſchen den Knieen, die Haare ſeiner perſiſchen Mütze vom Winde bewegt, der durch die Spalten der Höhle drang. Höflich erhob er ſich, um die eifrige Begrüßung Ammalet-Beg's zu erwiedern.

„Ich bin ſehr erfreut, Dich zu ſehen,“ ſagte er zu ſeinem Gaſte, indem er gerührt ſeine Hand ergriff; „ich fürchte nicht, Dir ein Gefühl zu zeigen, das ich vielleicht in mir ſelbſt verſchließen ſollte. Doch nicht blos um Dich zu ſehen, habe ich mich durch tauſend Gefahren hieher gemacht, und Dich mitten in der Nacht geſtört. Setze Dich, Ammalet-Beg und laß uns ein wenig plaudern, ich habe Wichtiges mit Dir zu ſprechen.“

„Wichtig? auch für mich, Sultan Akhmet?...“

„Für alle Beide. Du weißt wohl, ich war mit Deinem Vater verbunden, und es war eine Zeit, wo ich auch Dich für meinen Freund hielt...“

„Warſt Du denn deſſen nicht gewiß, Khan?...“

„Nein, ich habe Unrecht, Du warſt es damals wahrhaftig, und wäreſt es immer geblieben, wenn ſich nicht dieſer ſcheinheilige B*** zwiſchen uns geſtellt hätte.“

„Khan, Du urtheilſt über ihn, ohne ihn zu kennen.“

„Ich kenne ihn nicht nur, ſondern Du ſollſt ihn auch bald kennen lernen. Doch ſprechen wir ein wenig von dem, was Seltana betrifft. Du weißt, ſie kann nicht ihr Lebenlang ein Mädchen bleiben, dieß wäre eine Schande für mein Haus, und ich ſage es Dir unverholen, es zeigen ſich ſchon Partien für ſie.“

Ammalet-Beg fühlte, wie ihm bei dieſen Worten das Blut im Herzen ſtockte, er konnte einige Zeit kein Wort hervorbringen. Endlich nahm er ſeine Kräfte zuſammen: „Und wo iſt der Kühne, der es wagt, ſich in die Schranken zu ſtellen,“ fragte er mit bebender Stimme.

„Es iſt Abdoul-Mouſſelim, der zweite Sohn des Chamkhal. Nach Dir iſt er Derjenige, dem ſein hoher Rang die meiſten Rechte auf die Hand meiner Tochter gibt...“

„Nach mir! nach mir! Bin ich denn ſchon todt? und iſt mein Andenken ſelbſt ſchon aus der Erinnerung meiner Freunde verwiſcht?“

„Nein, Ammalet-Beg, weder Dein Andenken, noch die Liebe, die ich ſtets für Dich gefühlt habe, ſind aus meinem Herzen entſchwunden... Aber ſey billig... vergiß auf einen Augenblick, daß Du hier in Deiner eigenen Sache entſcheideſt. Was können wir noch thun, was bleibt uns übrig? Du kannſt Dich von den Ruſſen nicht trennen, und ich, ich könnte mich nie mit ihnen ausſöhnen...“

„Ach! wenn Du nur wollteſt, wenn Du nur ein Wort, nur ein einziges Wort ſagen wollteſt, Alles wäre augenblicklich vergeſſen und verziehen... Ich ſtehe Dir mit meinem Kopfe, bei der Ehre meines Freundes B*** dafür, der mir mehr als einmal verſprochen hat, ſich für Dich zu verwenden. Bei Deinem eigenen Wohle, bei der Ruhe Deines Landes, bei unſerem beiderſeitigen Glücke beſchwöre ich Dich, willige in unſere Ausgleichung, und das Vergangene wird wie nicht geſchehen betrachtet, und Du trittſt wieder in alle Deine Rechte ein.“

„Junger, leichtgläubiger Menſch! — und Du wagſt es, alſo für die Handlungen Anderer einzuſtehen!... Du verbürgſt mir meine Sicherheit, meine Verzeihung!... biſt Du denn ſelbſt ſo ganz Deiner Freiheit, Deines Lebens verſichert?“

„Und wem ſoll denn mit meinem armen Leben gedient ſeyn? Wer verlangt meine Freiheit, mit der ich ſelbſt nichts anzufangen weiß?“

„Wer, Kind? Iſt es denn Dir nie in den Sinn gekommen, daß dem Chamkhal die Ruhe fehlen könnte, und daß es ihm ſchon manche ſchlafloſe

Nacht bereitet habe, Dich, den präſumptiven Erben, in der Gunſt der ruſſiſchen Regierung ſtehen zu ſehen."

„Ich habe nie auf ſeine Freundſchaft gebaut, und nie ſeinen Haß gefürchtet."

„Fürchte ihn nicht, aber verachte ihn auch nicht. Weißt Du wohl, daß er einen Expreſſen an Yermoloff geſendet hat, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, Dich als Verräther mit dem Tode zu beſtrafen. Der Chamkal hat Dich nie beſonders geliebt, aber ſeitdem Du ſeine blinde Tochter zurück gewieſen haſt, kennt ſein Haß keine Gränzen mehr."

„Und was könnte er mir anhaben, ſo lange ich mich unter dem Schutze der Ruſſen und dem des Oberſten V*** befinde?..."

„Höre, Ammalet-Beg, ich will Dir eine kleine Geſchichte erzählen. Ein Hammel flüchtete ſich einſt, um dem Rachen der Wölfe zu entgehen, zu den Metzgern. Er wurde ſo gut genährt und behandelt, daß er ſein Loos glücklich pries. Du erräthſt das Uebrige; nach Verfluß von drei Tagen war er am Spieße. Es iſt Deine eigene Geſchichte, welche ich Dir erzähle!... Es iſt Zeit, Dir die Augen zu öffnen. Der, den Du als Deinen beſten Freund betrachteſt, iſt der Erſte Dich zu verrathen. Von allen Seiten biſt Du mit Fallen umſtellt, und mein Hauptzweck, weßwegen ich Dich zu ſprechen ſuchte, war, Dich zu warnen, auf Deiner Hut zu ſeyn. Es iſt dieß eine Pflicht, die ich erfüllen wollte. Indem man für ſeinen Sohn die Hand meiner Tochter begehrte, gab man mir von Seiten des Chamkhal zu verſtehen, daß es viel leichter für mich ſeye, durch ſeine Vermittlung, als durch die Deinige meinen Frieden mit den Ruſſen zu machen, da Du ſchwach und ohne Kredit ſeyeſt, und daß man Dich bald ganz, auf eine oder die andere Art bei Seite ſchaffen werde, dergeſtalt, daß Deine Anſprüche und Deine Rechte nicht mehr zu fürchten ſeyen. Dieß Alles machte mich bloß mißtrauiſch, aber ich habe ſeither noch viel mehr erfahren, als ich anfangs hätte denken können. Heute erſt iſt mir ein Diener des Chamkhal in die Hände gefallen, der von dieſem an V*** geſchickt wurde. Durch die Folter habe ich dieſem Menſchen das Geſtändniß erpreßt, daß er an den Oberſten abgeſchickt ſeye, um mit ihm zu unterhandeln, und daß der Chamkhal verſprochen habe, fünftauſend Dukaten in Gold zu geben, wenn man Dich aus dem Wege räume... Allein V*** ſchwankt noch... er möchte ſich darauf beſchränken, Dich Lebenslang nach Siberien zu ſenden. Noch iſt die Sache unter ihnen nicht feſt ausgemacht; aber ſie ſind übereingekommen, wenn morgen das Detachement, zu welchem Du gehörſt, abgeht, in Deinem eigenen Hauſe zu Bouniaki zuſammen zu kommen, und dort werden ſie den Handel über Dein Blut abſchließen; dort wird man ſich damit beſchäftigen, die nöthigen Anzeigen gegen Dich vorzubereiten; dort wird Dir das Gift bereitet, indem man an Deiner Tafel ſpeist, dort wird man Deine Ketten ſchmieden, während man Dir goldene Berge verſpricht."

Es hätte Mitleiden erregen müſſen, die Wirkung dieſer treuloſen Mittheilungen auf den nur zu leichtgläubigen jungen Mann zu beobachten. Jedes Wort des Khan drang wie ein ſcharfes Schwert in ſein Herz. Alle edlen und erhabenen Gefühle, die dieſes Herz enthielt, geriethen, gleich angezündetem Weingeiſt, in Flammen und verflüchteten ſich wie dieſer. Die aufbrauſenden und unordentlichen Leidenſchaften, welche V*** zu beſchwören verſtanden, und die er ſelbſt zu überwinden gelernt hatte, entfeſſelten ſich plötzlich, und bemächtigten ſich ſeines ganzen Weſens. Der Unglückliche fühlte ſich plötzlich umgewandelt; die neuen Ideen, die er ſich erworben, Alles, für was er Treu und Glauben hegte, entſchwand in dieſem unſeligen Augenblicke. Einige Zeit lang verſuchte er vergebens zu ſprechen, nur unartikulirte Töne entwanden ſich ſeiner Bruſt; endlich machte ſich ſeine Wuth durch einen Strom von Drohungen und Verwünſchungen Luft. „Rache! Rache!“ ſchrie er, „und Wehe den Heuchlern!“

„Das iſt endlich ein Wort, das Deiner würdig iſt,“ erwiederte der Khan, indem er ſich beſtrebte, die Freude zu verbergen, welche ihm der Erfolg ſeiner treuloſen Liſt einflößte; „lange genug biſt Du wie ein Wurm zu den Füßen der Ruſſen gekrochen; erhebe Dich jetzt, gleich dem Adler in die Wolken, um von einer, ihren Pfeilen unerreichbaren Höhe aus, Deine Feinde zu beobachten. Du mußt Verrath mit Verrath erwiedern, und ihre Treuloſigkeit mit dem Tode beſtrafen.“

„Ja, Tod und Verderben dem Chamkhal, dem Niederträchtigen, der ſich an meiner Freiheit vergreifen will. Tod dem Abdoul-Mouſſelim, der es wagt, ſeine ruchloſe Hand auf den Schatz meiner Seele zu legen.“

„Und was willſt Du mit dem Chamkhal, mit ihm und all' den Seinigen? Sie ſind kaum werth Deinen Zorn zu erregen... Ueberdieß ſind ſie in Tarki wenig beliebt, und wenn wir uns gegen ſie bewaffnen, ſo liefern die Einwohner ſelbſt ſie in unſere Hände. Nein, Ammalet-Beg, mehr in Deiner Nähe mußt Du Deine erſten Streiche führen, Du mußt damit anfangen, Deinen Hauptfeind zu tödten; Du mußt V*** tödten.“

„V***!“ ſagte Ammalet-Beg, indem er unwillkührlich zurückfuhr; „es iſt kein Zweifel, er hat mich verrathen, ich muß ihn haſſen... indeſſen er war mein Freund, er hat mich von einem ſchmachvollen Tode errettet!“

„Und jetzt will er Dich zu einem Leben verdammen, hundertmal ärger als der Tod ſelbſt... Eine ſchöne Freundſchaft iſt das wahrhaftig!... Ueberdieß haſt ja auch Du ihn vor den Hauern des wilden Schweins gerettet, ein würdiges Ende für einen der Schweine frißt... Du haſt Deine erſte Schuld bezahlt, jetzt haſt Du noch die zweite zu entrichten, indem Du ihn für den Antheil beſtrafſt, den er bei der gegen Dich angezettelten Meuterei genommen hat...“

„Ja, ich fühle es, es wäre mehr nicht als gerecht... aber was wird man von mir — was wird mein eigenes Gewissen mir sagen?...“

„Ammalet-Beg, Du bist ein Mann, und solltest erröthen, so vor alten Weiber-Mährchen zu zittern... Kann Dein Gewissen Dich tadeln, Dich zu rächen, wenn Du Deine Ehre zu retten suchst?... Höre; ich sehe wohl, daß Du Dich ohne mich zu nichts entschließen wirst, nicht einmal Seltana zu heirathen, wenn man Dir auch die Mittel dazu gäbe. Ich will frei mit Dir sprechen, und Dir die Sache vereinfachen. Wenn Du mein Schwiegersohn werden willst, so ist der Tod des B*** die erste Bedingung, die Du erfüllen mußt; nur um diesen Preis sey es Dir gestattet, die zu besitzen, welche Du liebst. Nicht anders, als mit dem Kopfe des B*** in der Hand darfst Du Dich vor mich stellen; das ist das einzige Hochzeitsgeschenk, welches ich von Dir annehmen werde. Nicht allein die Rache, sondern die dringendste Nothwendigkeit erheischt den Tod des Obersten. Wenn er stirbt, so ist Daghestan ohne Haupt; die Russen werden, überrascht, bestürzt, nicht wissen, welche Partie sie ergreifen sollen; wir benützen dieß, um über sie herzufallen, während sie in ihren Winter-Kantonirungen zerstreut liegen. Ich steige zu Pferd, setze mich an die Spitze von Zwanzigtausend Awariern und Akouchentser, und wir stürzen von den Bergen bei Tarki mit der Geschwindigkeit einer Lawine auf sie. Dann wird mich Ammalet-Beg als Chamkhal von Daghestan, als seinen Freund, als seinen Schwiegervater umarmen!... Jetzt kennst Du meine Plane, und Deine Bestimmung. Wähle jetzt, auf der einen Seite ewige Verbannung, auf der andern Macht, Ruhm und Ehre. Ueberlege, denke nach, wenn Du willst; aber wisse auch, daß wir nur als Freunde, als Verwandte, oder aber nur als Todtfeinde uns wiedersehen!...“

Der Khan verschwand. Ammalet-Beg blieb lange Zeit auf derselben Stelle, die Beute einer Fluth aufgeregter und grausamer Leidenschaften. Endlich kam Samid und bemerkte ihm, daß es Zeit seye, in's Lager zurück zu kehren. Maschinenmäßig folgte er den Fußtapfen seines Führers, stieg, ohne es zu bemerken, von der Höhe des Gestades herab, fand seine Pferde, sprang, ohne auf die vielfältigen Fragen Saphir-Ali's Antwort zu geben, in gestrecktem Galopp davon, und kam richtig in seinem Zelte an. Hier bemächtigten sich seiner alle Qualen der Hölle. Wenn die erste Nacht des Unglücks grausam, und schwer zu ertragen ist, so erscheint vielleicht die grausamer noch, wo feindselige Gedanken und blutige Plane das Herz bestürmen.

Zehntes Kapitel.

Das Innere einer tatariſchen Hütte.

Letzte Bruchſtücke der Correſpondenz.

„Wirſt Du ſtill ſeyn, Schlange?“ ſagte eine alte tatariſche Frau zu ihrem Enkel, der vor Tage erwacht war, und wegen eines Bedürfniſſes weinte; „ſchweige, ſag' ich Dir, oder ich werfe Dich zur Thüre hinaus.“

Dieſe Frau war einſt Ammalet-Begs Amme. Das Sakle oder Haus, welches ſie bewohnte, lag in der Nähe der Wohnung des jungen Beg und war ein Geſchenk ſeiner Freigebigkeit. Es beſtand aus zwei artigen, weißgetünchten Zimmern, welche mit Binſenmatten belegt waren, die in der Sprache des Landes Haſſil genannt werden. Es hatte kein Fenſter, Luft und Licht kamen durch die offene Thüre, aber viele Niſchen, auf welchen mit Eiſenblech beſchlagene Kaſten ſtanden, und auf denen Kleidungsſtücke, Federbetten und Pelzwerk umher lagen. In der halben Höhe der Wände bemerkte man auf dem Geſimſe Schüſſeln von Porzellain zum Pilau, über denſelben Eiſenblech-Deckel, welche an Haken von Meſſingdraht hingen; endlich kleine, in der Mitte durchbohrte Teller, die daher auch mehr zur Zierde, als zum wirklichen Gebrauch zu ſeyn ſchienen. Das runzelige Geſicht der alten Frau zeigte eine Anlage zur Melancholie, vereint mit fortwährend üblem Humor, eine Frucht ihres einſamen und freudenloſen Lebens, wie ſich dieß bei faſt allen Frauen ihres Alters in dieſem Lande findet. Sie brummte, und zankte das Kind fortwährend unter ihrer Decke hervor: „Keß (ſchweig)!“ ſchrie ſie endlich zornig, „ſchweig! oder ich übergebe Dich den Gaules (Teufeln). Hörſt Du wie ſie kratzen außen, und an die Thüre klopfen? Sie wollen Dich holen.“

Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch. Der Regen, welcher in großen Tropfen auf das platte Dach des Hauſes fiel, und der Wind, der durch das Kamin pfiff, gaben eine würdige Begleitung zu der Stimme der alten Frau ab. Das Kind ſchwieg, öffnete ſeine großen Augen und hörte mit Unruhe zu. Es ließ ſich auch in der That einiger Lärmen außerhalb der Thüre vernehmen. Die Alte fing jetzt auch an ſich zu fürchten. Ihr anderer Gefährte, ein alter Hund mit langen und krauſen Haaren, erhob den Kopf, und fing zu heulen an.

Indeſſen verdoppelten ſich die Schläge an der Thüre, und wurden nach und nach heftiger. Endlich hörte man eine ſtarke und drohende Stimme die Worte rufen: Atch Kapiny, akhyryn akhyririſſi (mach doch einmal auf)!"

Die Alte erblaßte. „Allah bismillah!" ſagte ſie und betrachtete bald den Himmel, bald drohte ſie ihrem Hunde, bald ſuchte ſie das Kind zu beruhigen, welches in ein Weinen ausgebrochen war.

„Ruhig! garſtiges Thier, ruhig! ſag' ich. Wer iſt da? Biſt Du ein ehrlicher Mann, der mitten in der Nacht kommt, um eine arme alte Frau aufzuwecken? Biſt Du der Shaytan (Teufel), ſo geh' zu meiner Nachbarin der Kitchina; ſie iſt von Deiner Bekanntſchaft, und ſie ſollte Dir ſchon lange in die Hölle gefolgt ſeyn. Biſt Du ein Tchaauch (Mann von der Polizei, Einnehmer), was, im Vorbeigehen geſagt, nicht viel mehr taugt, ſo kannſt Du gleichfalls wieder gehen. Mein Schwiegerſohn iſt nicht hier, er iſt Nouker bei Ammalet-Beg, und dieſer hat mich ſchon lange von militairiſcher Einquartirung freigeſprochen. Biſt Du einer von den ehrlichen Vagabonden, die das Land durchziehen, ſo geh' nur gleichfalls Deines Wegs, ich habe nichts, kein Ei, kein Stück Brod, das ich Dir geben könnte. Ueberhaupt ſollte ich meinen, daß ich, die Amme von Ammalet-Beg, dergleichen Zudringlichkeiten überhoben ſeyn dürfte."

„Wirſt Du endlich aufmachen, alter Drache?" rief ungeduldig die Stimme von außen. „Wenn Du noch einen Augenblick länger zauderſt, ſo ſoll nicht ein Brett von Deiner verfluchten Thüre übrig bleiben, das Dir zum Sarge dienen könnte!" Ein neuer Schlag folgte dieſer Aufforderung, und die Thüre zitterte heftig in den verroſteten Angeln.

„Tritt ein, tritt ein, ich bitte Dich," ſagte hierauf die Alte, indem ſie ſich erhob, und den Riegel mit zitternder Hand zurückſchob. Die Thüre öffnete ſich, und ein Mann trat ein, von mittlerer Größe, impoſanter, ſtrenger Geſichtsbildung und in tſcherkeſſiſche Tracht gekleidet. Das Waſſer lief ihm von ſeinem Bachlyk und von ſeiner weißen Bourka; er warf letztere ohne Umſtände auf das Bett der Wirthin, und machte den Bachlyk ab, der ihm die Hälfte des Geſichts bedeckte. Die alte Fatma, welche indeſſen ein Licht angezündet hatte, ſtand zitternd vor ihm, wie ihr Hund, der ſich in den Winkel drängte, den Schweif einzog, und nur von Zeit zu Zeit mit furchtſamer Stimme bellte; der kleine Knabe aber hatte ſich in die Tiefe eines Kamins verſteckt, in welchem ſeit vielen Jahren kein Feuer brannte.

„Nun, Fatma," ſagte der Unbekannte, „es ſcheint Du biſt hochmüthig geworden, da Du Deine alten Freunde nicht mehr kennen willſt."

Dieſe hatte ihn unterdeſſen aufmerkſam betrachtet, und erkannte die Züge des Sultans Akhmet-Khan, welcher in derſelben Nacht ſich von Kaſir Koumyk nach Bouinaki begeben hatte. „Mächtiger Mahomet," ſagte ſie, indem ſie die Hände ehrfurchtsvoll auf der Bruſt kreuzte, „wie war es möglich, meinen

alten Gebieter nicht zu erkennen! . . . Ich bin ganz blind geworden! Ach! meine armen Augen haben so viele Thränen über das Land Awarien, mein theures Vaterland vergossen. . . . Verzeihung, gnädiger Herr, Verzeihung einer alten Frau! . . .

„Aber, meine gute Fatma, Du kannst noch nicht so alt seyn. . . . Hab' ich Dich nicht als junges Mädchen in Khounzakh gekannt? . . . Es ist freilich seit jener Zeit her, wo ich noch Nester ausnahm."

„Ach! gnädiger Herr, man altert schnell, entfernt von seiner Heimath. Würde ich in unsern Bergen geblieben seyn, ich glaube, ich wäre noch so frisch und blühend, wie ein Api-Apfel, aber hier bin ich wie ein Haufen Schnee, der vom Berge in das Thal fiel. Aber willst Du Dich nicht setzen, Khan, und mir sagen, womit ich Dir etwas Angenehmes erweisen kann. . . . Ach! wie kann ich einen solchen Mann würdig empfangen! . . ."

„Ich verlange nur eine Sache, das ist, ein wenig guten Willen, meine Wünsche zu erfüllen."

„Ich bin zu Deinen Diensten, Khan . . . sprich . . . befehle. . . ."

„Höre, Fatma, ich habe keine Zeit mit Worten zu verlieren. . . Ich will Dir sagen, was mich hergeführt hat. . . . Hilf mir ein wenig mit Deiner Zunge, und ich gebe Dir etwas zum Beißen, damit Du in Deinen alten Tagen Staat machen kannst. Gib Deine Einwilligung zu dem, was ich von Dir verlangen werde, und Du sollst zehn wohlgezählte Schaafe haben, und ich laß Dich von Kopf bis zu Fuß in Seide kleiden."

„Zehn Schaafe und ein Kleid! . . . ein seidenes Kleid! . . . O! mein Aga, mein verehrter gnädiger Herr! wie ich keinen gesehen habe, seit diese verfluchten Tataren mich hieher gebracht und an einen Mann verheirathet haben, den ich nicht liebte. . . . Sprich, sprich mein Gebieter, ich bin zu Allem bereit, ich laß mir ein Ohr abschneiden, wenn es seyn muß."

„Nein, Alte, Du brauchst Dir Dein Ohr nicht abschneiden zu lassen, ich bin zufrieden, wenn Du es auf der Lauer hast. Höre, um was es sich handelt: Heute noch wirst Du Ammalet-Beg mit einem russischen Oberst ankommen sehen; der Chamkhal von Tarki seinerseits wird gleichfalls hier eintreffen. Nun hat der Oberst Mittel gefunden, Deinen jungen Beg zu bezaubern, den er bereits gelehrt hat, Schweinefleisch zu essen, und den er zum Christen machen will, was Mahomet verhüte."

Die Alte spuckte mehrmals um sich und hob die Augen gen Himmel.

„Um nun dieß zu verhindern und Ammalet-Beg zu retten, muß man Mittel suchen, ihn mit dem Obersten zu entzweien. Nun höre, was Du in dieser Beziehung zu thun hast. Wenn er hier seyn wird und Du findest einen günstigen Augenblick, so wirf Dich ihm zu Füßen und heule aus allen Kräften. Thränen werden Dir bei Gelegenheit nicht fehlen, und Du wirst nicht nöthig haben, sie bei Deinen Nachbarn zu entlehnen; schwöre bei den großen Göttern,

Du wolleſt die Wahrheit ſagen, und Deine Schwüre werden Dich auch nicht viel koſten, wenn Du bedenkſt, daß Dir jeder derſelben ein ſchönes Schaaf einträgt. Erkläre ihm dann endlich, daß Du eine Unterredung über ihn belauſcht habeſt, die zwiſchen dem Chamkhal und dem ruſſiſchen Oberſten Statt gefunden habe, daß ſich der Erſte lebhaft über die Zurückweiſung ſeiner Tochter beklagt habe, er werde damit endigen, ſich ſeines Fürſtenthums zu bemächtigen, daß er dann den ruſſiſchen Oberſt beſchworen habe, zu erlauben, Ammalet-Beg zu vergiften oder in einem Hinterhalt zu tödten, daß jedoch der Oberſt nur darein gewilligt habe, ihn nach Sibirien, tauſend Meilen von hier zu deportiren. Kurz, bringe dies Alles zurecht, und bediene ihn auf Deine Art. Du warſt ja früher berühmt in Erfindung von Erzählungen, ſorge auch dießmal dafür, Deinem Rufe Ehre zu machen, und ſtütze Dich namentlich auf den Umſtand, daß der Oberſt, wenn er auf Urlaub in ſein Vaterland geht, Ammalet-Beg mit ſich bis nach Georgiewsk*) führen, und ihn ſo von ſeinen Freunden und Dienern trennen wird, um ihn dann ohne Schwierigkeit in Feſſeln zu werfen, und zu allen Teufeln ſchicken zu können."

Sultan Akhmet theilte der Alten noch einige andere Einzelnheiten mit, welche ſie kennen mußte, um dieſer Verläumdung einigen Schein von Wahrheit zu geben, und unterwies ſie, wie ſie dieſe auf eine feine Art in die Unterredung einfließen laſſen könne. „Präge Dir Alles dieß gut in Dein Gedächtniß ein, Fatma," ſagte er, indem er ſeine Burka wieder umwarf. „Vergiß aber eben ſo wenig, daß ich es bin, für den Du zu handeln haſt."

„Wallah billah! möge ich ſtatt Salz nur Aſche haben, möge ich vor Kummer und Schmerz ſterben, möge . . ."

„Laß Deine Schwüre, die für Nichts gut ſind, als nur in das Regiſter der Hölle eingetragen zu werden, und beſchäftige Dich damit, den Dienſt, den ich von Dir verlange, mit Genauigkeit zu vollbringen. Ich weiß, daß Ammalet-Beg ein großes Vertrauen zu Dir hat, und wenn Du zu ſeinem eigenen Beſten dieſe Sache angemeſſen einrichteſt, ſo wird er ſich bei mir niederlaſſen, er wird Dich ſelbſt mitnehmen, und Du wirſt unter meinem Schutze wie eine Prinzeſſin in Deinem eigenen Lande leben. Wiſſe aber auch, daß wenn Du, ſey es durch Zufall, oder aus Abſicht, mich verrathen, oder durch Dein Gewäſch die Sache verderben wirſt, ſo laſſe ich aus Deinem Fleiſch eine Kebaba **) für die Dämonen der Hölle bereiten."

„Sey ruhig, Khan . . . ich werde ſchweigen, wie das Grab, und was Ammalet-Beg betrifft, ſo werfe ich mein Hemd über ihn ***)."

---

*) Stadt und Feſtung der Ruſſen am Fuße des Caucaſus.

**) Kleine Stücke geröſtetes Fleiſch.

***) Tatariſches Sprichwort, welches bezeichnet, ſeine Geſinnungen einem Andern mittheilen

„So iſt es recht, Alte, ſo iſt es recht! Thue Dein Möglichſtes! Und hier nimm ein goldenes Siegel, um es auf Deinen Mund zu drücken.“

„Bach-auſta, queuz-auſta!“ *) ſchrie die Alte, indem ſie gierig nach dem Goldſtück griff, das ihr der Khan hinhielt, und ihm die Hände küßte. Akhmet-Khan warf einen Blick der Verachtung auf ſie, und verließ das Haus, indem er die Worte für ſich hinmurmelte: „Alte Schlange! für ein Schaaf würdeſt Du Alles, den Körper Deiner Tochter, die Seele Deines Sohns, eben ſo gut wie das Geſchick Deines Säuglings verkaufen!“ Er vergaß, daß es von ihm faſt eben ſo unwürdig war, dergleichen Geſchöpfe zu benützen; und zu was? Um ſeinen Freund durch treuloſe Liſt und niedrige Verläumdung zu betrügen, damit er in ſeine Anſichten eingehe, was auch daraus entſtehen, und wie ſehr auch ſeine Ruhe und ſein zukünftiges Wohl darunter leiden möge.

Letztes Bruchſtück der Correſpondenz des Oberſten V*** mit ſeiner Verlobten.

Aus dem Lager am Dorfe Kiafar-Koumik, im Auguſt.

. . . Ammalet-Beg liebt mit einer Wuth, mit einem Wahnſinn, wovon man ſich keine Idee machen kann. Ich ſelbſt wäre nicht im Stande geweſen, mir eine Vorſtellung hievon zu machen, ſey es nun, weil kein aſiatiſches Blut in meinen Adern fließt, oder ſey es, daß Deine ſüßen Tugenden, theure Marie, die geläuterten Gefühle, welche Du einflößeſt, mäßigen. . . Du wirſt Dich wohl noch erinnern, wie wir Othello von Shakſpeare mit einander laſen? Nun ſieh, Othello allein kann Dir einen Begriff von den wahrhaft ſüdlichen Leidenſchaften unſeres Freundes geben. Zuweilen möchte ich ihn mit einem Strome vergleichen, deſſen tiefe und ſchäumende Waſſer einer tiefen Höhle entſtürzen; ein anderes Mal einer brennenden Quelle Naphta von Bakou. Wie ſchön iſt er alsdann? Seine Züge beleben ſich ſeltſam, ſeine Augen ſprühen Flammen, und obgleich ſich das bei ihm nicht zeigt, was wir mit dem Ausdrucke Ideal bezeichnen, ſo tragen doch ſeine irdiſchen Leidenſchaften das Gepräge eines erhabenen und zugleich ſchrecklichen Charakters. Ich ſelbſt, unwillkührlich ergriffen und hingeriſſen, empfange in meinen Armen dieſen, durch die Stärke ſeiner Gemüthsbewegungen erſchöpften Jüngling; nach und

*) Gerne, von ganzem Herzen. Wörtlich genommen heißt es: auf mein Haupt, auf meine Augen.

nach faßt er ſich, ſein Puls wird ruhiger, dann drückt er mir ſtillſchweigend mit niedergeſchlagenen und verſchämten Blicken die Hand, entfernt ſich langſam, und es iſt unmöglich, an einem ſolchen Tage noch ein Wort von ihm zu erhalten.

Seit ſeiner Zurückkehr von Kounzakh iſt er nachdenkender, öfter noch als gewöhnlich, beſonders in dieſen letzten Tagen. Er ſucht mit eben ſo viel Sorgfalt die erhabenſten und edelſten Regungen, welche das menſchliche Herz bewegen können, zu verbergen, wie er die unverzeihlichſte Schwäche oder die verbrecheriſchſten Abſichten verbergen würde. Inſtändig bat er mich, noch einmal ihm zu erlauben nach Kounzakh zu gehen, um einige Zeit neben ſeiner ſchönen Geliebten zu verſeufzen; ich mußte es ihm abſchlagen, und zwar zu ſeinem eigenen Beſten, wie ich gleich darthun werde. Ich ſchrieb ſchon vor einiger Zeit in Beziehung auf meinen verliebten Freund an den General, und dieſer hat mich beauftragt, ihn in das Mineral-Bad mitzubringen, in welches der General ſich ſelbſt begeben wird. Er wird ihm eine Sendung bei Sultan Akhmet Khan anvertrauen, von welcher er Vortheile für das allgemeine Beſte ſowohl, als für ſich ſelbſt ziehen kann. . . Ach wie ſehr wird mich ſein Glück erfreuen, denn ich will, daß er mir mehr als ſein Leben verdanke. . . . Ich werde ihn Dir dann vorſtellen, meine theure Marie, und ihm ſagen: daß ſein Glück Dein Werk ſey! . . . Und ſo iſt es auch, denn nur die Liebe zu Dir gibt mir die Kraft, welche ich anwende, um die ſeinige zu krönen.

Geſtern erhielt ich einen Boten vom commandirenden General; welch' ein großmüthiger Mann! er verſteht es, ſeinen guten Nachrichten Flügel zu leihen. Alles, meine Geliebte iſt nun beſchloſſen und vorbereitet. Ich gehe in's Bad; mein Regiment werde ich nur bis Derbent führen, dann zu Pferde und auf den Weg mich machen. Die Anſtrengung ſcheue ich nicht; ich werde nicht wiſſen was Schlafen heißt, bis ich in Deinen Armen ruhen kann. In der Zukunft werde ich nur Stärke bedürfen, um mein Glück, um unſer Glück zu ertragen, nicht wahr, meine Geliebte? Wenn ich hieran denke, ſo muß ich ſuchen, mein Herz zurückzuhalten, welches mir aus der Bruſt zu ſprengen droht. Vergangene Nacht war es mir lange nicht möglich zu ſchlafen. Eine Menge herrlicher Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopfe, der köſtliche Augenblick unſeres Wiederſehens malte ſich mir in tauſend verſchiedenen Geſtalten, und ich beſchäftigte mich unwillkührlich mit ſcheinbar leeren Sorgen voller Reiz. Ich dachte an die Details unſerer Verbindung, an die Hochzeitsgeſchenke, an Gegenſtände der Toilette, an tauſend Kleinigkeiten, an — was weiß ich alles? . . . Nicht wahr, meine Geliebte, Du kleideſt Dich in meine Lieblingsfarbe, grün?

Dieſe Träumereien entfernten, gleich lebhaftem Roſenduft, den Schlaf von mir. Endlich kam er, und war um ſo herrlicher; ich ſah Dich, ich ſah mich ſelbſt mitten in einem ſanften und glänzenden Lichte, gleich dem der Morgen-

röthe. Unſere unbeſtimmten Geſtalten ſchienen jeden Augenblick ſich zu verändern und ſchöner zu werden. Dieſe Träume gingen an mir vorüber wie die verſchiedenen Blumen einer Guirlande; oder vielmehr, ſie ſtanden in keiner Verbindung zu einander und glichen den Bildern des Kaleidoscops, und waren eben ſo verſchieden und unantaſtbar wie dieſe. Ich weiß nicht, warum ich deſſenungeachtet Morgens mit einer traurigen Stimmung erwachte. Den Tag über verſchwand ſie jedoch bis auf den Eindruck dieſer herrlichen Bilder. — Ich trat in das Zelt Ammalet-Begs . . . er ſchlief noch; ſein Geſicht war blaß und düſter, wahrſcheinlich iſt er gegen mich aufgebracht. . . . Gerne verzeih' ich ihm und genieße zum Voraus den Dank des feurigen Jünglings; ich gleiche dem Schickſal . . . ich bereite ihm Glück ohne ſein Wiſſen.

Heute nahm ich von dieſen Bergen, ohne Zweifel für immer, Abſchied. Gerne, ich muß es ſagen, verlaſſe ich Aſien, dieſen alten Boden, die Wiege des menſchlichen Geſchlechts, das ſelbſt ſeit jener Zeit ſtets in der Kindheit blieb. Dieſes Stehenbleiben der aſiatiſchen Civiliſation während einer ſo langen Reihe von Jahren iſt immer ein bemerkenswerther Umſtand, eine Beharrlichkeit, gegen welche weder die Zeit noch die Macht der politiſchen Ereigniſſe etwas vermochten. Der indiſche Bramine, der chineſiſche Mandarin, der perſiſche Beg, der Ouzden des Caucaſus, ſie Alle haben noch ganz dieſelbe Phyſiognomie, die ſie ſchon vor zweitauſend Jahren hatten. Die Aſiaten gleichen der Natur ihres Landes, immer ſchön, aber ſelbſt in ihrer Schönheit unbeſeelt und gleichförmig. Das Schwert der fremden Eroberer hat nicht mehr Merkmale auf ihrem Charakter zurückgelaſſen, als wenn auf die Oberfläche des Waſſers hätten Eindrücke gemacht werden wollen, und die moraliſche Wirkung der Propheten und der Miſſionäre verſchiedener Länder haben ſie eben ſo wenig reformirt.

Dieſen Morgen beſtieg ich einen ziemlich hohen Berg links von Kaſir-Kaumyk, um den Anblick des, von den erſten Strahlen der Sonne beleuchteten Caucaſus zu haben. Der blaue Himmel ſchien das Gebirge mit Liebe zu umfaſſen. Ach könnte ich mich bis zu jenen Höhen erheben, die der Adler mit ſeinen Flügeln noch nicht berührt hat, wo ſelbſt die Blitze des Himmels nicht hinreichen, wo ſelbſt die Zeit, die mächtige Zeit keine Spuren ihres Daſeyns zurückgelaſſen hat. Die Zeit! was für Namen hat doch der Menſch erdacht, um einen ſo erſtaunlich kleinen Theil der Ewigkeit zu bezeichnen. Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten . . . für Gott iſt dieß nicht vorhanden, er kennt nicht geſtern, nicht morgen . . . für ihn iſt Alles ein heute, und dieſes heute iſt unendlich! Werden wir dieß einſt begreifen? . . . Ja, ich glaube es, und unſere Sehnſucht ſelbſt iſt mir ein Beweis hiefür. . . . Wir werden erfahren, zu welchem Zwecke wir erſchaffen wurden und werden uns

dem höchsten Wesen nähern. Dann werden wir uns Alle lieben, und der höchsten Glückseligkeit theilhaftig werden. . . . Ja die Seele muß aus dieser Quelle des Lebens und der Seligkeit schöpfen, aus welcher uns hier unten kaum einige Tropfen zufließen.

Auch ich werde eines Tages hieraus schöpfen, und dieser Tag ist nahe; denn was will das Leben, selbst das längste heißen? . . . Die unwillkührliche Furcht des Todes verschwindet durch diese Hoffnung, wie der Schnee vor den Strahlen der Sonne! . . . Diese Hoffnung wird in Erfüllung gehen, ich bin dessen gewiß.

Es ist eigen, meine Geliebte, daß mich beim Anblick dieser Berge, des Meeres und des Himmels ein zugleich trauriges und unerklärliches Gefühl ergreift, das mir das Herz abwechselnd beengt und erweitert. Ich denke dann an Dich, doch Dein Bild scheint mich, wie in einem Traume, zu fliehen! Ist dieß ein Vorschmack der irdischen Seligkeit, die ich nur dem Namen nach kenne, oder eine unbestimmte Ahnung der ewigen Freuden? . . .

O meine süße, theure, englische Freundin! . . . ein einziger Deiner Blicke, und alle diese Täuschungen verschwinden augenblicklich! . . . Wie glücklich bin ich, jetzt mit Gewißheit sagen zu können: „auf Wiedersehen!“

Eilftes Kapitel.

Innere Qualen.

Die Seele Ammalet-Begs war eine Beute der grausamsten Gefühle. Die Amme hatte ihm, treu der von Akhmet-Khan erhaltenen Instruction, die verabredete Fabel mit allem Anscheine der Wahrheit und Ergebenheit erzählt. Dieß fand am Abend ihrer Ankunft in Bouinaki statt, wo der Chamkhal, aus Achtung vor dem Obersten, sich zu der Zusammenkunft eingefunden hatte. Dieser Umstand, welcher die Erzählung der Alten zu bestätigen schien, verstärkte noch mehr das Gift in seinem Herzen. Er hätte sich glücklich gefühlt, zweifeln zu können, aber ein schreckliches Licht schien ihn über seine theuersten

Verhältniſſe aufzuklären, und ſie ihm als Täuſchungen darzuſtellen. In der Wuth hätte er augenblicklich mögen ſeine Rache in dem Blute der beiden Schuldigen ſättigen, aber ſie befanden ſich bei ihm, in ſeinem Hauſe, und die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft hielten ſeinen, bereits erhobenen Arm zurück. Die Strafe ſollte ſie ſpäter treffen, aber dieſe grauſamen Gedanken verließen keinen Augenblick ſeine Seele. Die Erinnerungen der Vergangenheit, die Befürchtungen der Zukunft, Haß und Liebe beſtürmten ſein Herz, erzeugten in ihm alle Qualen der Hölle, und brachten ihn in einen, dem Wahnſinne nahen Zuſtand. Das Grauſamſte für ihn war, daß er ſeine Gefühle ſorgfältig verbergen mußte, namentlich gegen den, der einſt ſein Freund war. So verſtrich ein ganzer Tag. Das Detachement hielt und lagerte nahe bei dem Dorfe Bougden, am Eingange eines Engweges, der in das Land Akaucha führt, ein Engweg, welcher durch ein Thor zum Gebrauch der Bewohner des Dorfes geſchloſſen iſt.

Hier folgt, was Ammalet-Beg in der Stille der Nacht ſchrieb, indem er ſuchte, ſein, mit den ſchwärzeſten Gedanken erfülltes Herz auszuſchütten.

Letzter Auszug aus dem Tagebuche Ammalet-Begs.

. . . . „Warum, grauſamer Akhmet, haſt Du meinem Herzen Licht gegeben? . . . Jetzt umgeben mich Verbrechen und Schrecken von allen Seiten! Auf der einen Seite ein Freund, ein Bruder, der ſeinen Bruder, ſeinen Freund verräth, . . auf der andern ein Bruder, der ſeinen Bruder morden will! . . . denn Brüder waren wir!“ . . .

„Ich kann nicht ſchlafen . . . ich kann nicht anders denken. . . . Dieſer Gedanke ſteht unaufhörlich vor mir . . . ich bin gefeſſelt, wie ein an die Mauer geſchloſſener Verbrecher. Mir iſt es, als ſeye ich in einem Meere voll kochenden Blutes, und in einer abſcheulichen Finſterniß, nur von den Blitzen der Rache erleuchtet. . . . Meine Seele gleicht einem von Geiern und unreinen Geiſtern bewohnten Felſen, die daſelbſt ihre Opfer ausſpähen und die blutigen Reſte unter ſich theilen! . . . O! B***! . . . warum willſt Du mir treuloſer Weiſe das höchſte Gut, die Freiheit rauben? . . . mir, der Dich ſo ſehr geliebt hat?! . . . Iſt es recht, ſo im Dunkeln, wie ein Dieb zu ſchleichen, und die ſchwärzeſten Abſichten unter der Larve der Freundſchaft zu verbergen? Hätteſt Du einfach geſagt: „Ammalet-Beg, Du mußt mir Dein Leben opfern,“ ich hätte es Dir ohne Murren überlaſſen, ich hätte es Dir als wie der Sohn Ibrahim (Abrahams) als Opfer angeboten. . . . Ich hätte es Dir verziehen,

hätteſt Du nur auf mein Leben es abgeſehen gehabt. Aber mich meiner Freiheit zu berauben, mich lebendig begraben zu wollen, damit ein Anderer ruhig mein Höchſtes, meine Geliebte, ſie, die ich anbete, beſitze! . . . Ha Verräther! . . . und Du athmeſt noch! . . . Von Zeit zu Zeit erſcheint mir Dein Bild, meine geliebte Seltana, aber in gräßlicher Geſtalt! . . . Warum bin ich nicht, wie ſonſt, glücklich, wenn ich an Dich denke? . . . man will uns trennen, man will Dich in die Arme eines Andern werfen, man will, daß mein Grab Dir als Hochzeitbett diene. . . . Aber nein, das ſoll nicht geſchehen. . . . Wenn es ſeyn muß, gehe ich durch ein Meer von Blut, um zu Dir zu gelangen. . . . Ja, Du wirſt mein ſeyn, ich ſchwöre es bei allen Mächten der Hölle. Aber Deine Gefährten allein werden unſerer Hochzeit nicht beiwohnen, nein, Raben und Geyer will ich dazu einladen . . . und ſie ſollen alle geſättigt werden! . . . Ich werde Dir ein ſehr reiches Geſchenk mitbringen! . . . Ich werde unter Dein Ohr ein blutiges Herz legen, ein Herz, welches ich einſt hoch achtete, höher ſelbſt als das Kiſſen, welches auf dem Throne des Padiſchahs von Perſien ſich befindet *)."

„Welch' ſonderbares Schickſal! für ein unſchuldiges, junges Mädchen werden Ströme Blutes fließen, für Dich, ſo ſanft, ſo natürlich, werden ſich Menſchen, ſonſt Freunde, wie wilde Tiger zerreißen! . . . Aber iſt es auch nur wegen Dir, wegen Dir allein?" . . .

„B***, Du ſagſt mir zuweilen, es ſeye eine ſchändliche, und eines braven Mannes unwürdige Handlung, ſeinen Feind ohne Vertheidigung, gleichſam durch Ueberfall, und wenn er ſich ſicher meint, zu tödten. . . . Aber kann ich anders? . . . Ueberdieß, verdienen Worte Glauben? . . . Schon ſeit lange haſt Du Deine Treuloſigkeit vorbereitet, Du haſt vermuthlich meinen Arm zum Voraus entwaffnen wollen, indem Du mich zu hintergehen, und meine Vernunft zu täuſchen ſuchteſt, . . . aber Du haſt Deine Rechnung falſch gemacht." . . .

„Ich habe mein Gewehr nicht umſonſt bei mir . . . Wie ſchön iſt ſein Lauf, wie ſchön iſt er ciſelirt. . . Dieſe Waffe habe ich von meinem Vater, der ſie von dem ſeinigen erhielt. Ich hörte viele Thaten erzählen, die mit dieſem Gewehre geſchehen, aber nie von einer verrätheriſchen, hinterliſtigen, wobei dieſes Gewehr gebraucht worden wäre, . . . immer im Gefecht, immer Stirne gegen Stirne . . . und jetzt! . . . Aber nein, was ſollen dieſe vergeblichen Bedenklichkeiten . . . Verrath gegen Verrath! . . . Und du, meine Hand, wirſt du nicht zittern, wenn ich ſo den Drücker losdrücke, wie ich es jetzt in dieſem Augenblicke thue? . . . Eine einzige Bewegung mit dem Finger, und Alles iſt vorbei!" . . .

*) Dieſes ganz mit Diamanten und Perlen bedeckte Kiſſen iſt von unſchätzbarem Werthe.

„Eine einzige Ladung? . . . Wie leicht iſt dieſe Ladung, und doch, wie ſchwer wird jedes Körnlein Pulver, aus welcher ſie beſteht, in der Waage Allah's wägen? . . . Auf welch' unermeßliche Entfernung wird dieſes armſelige Blei eine menſchliche Seele ſchleudern? . . . Verflucht ſey der, der dich erfunden, ſchwarzer Staub, der das Leben eines Helden in die Hände des Feigſten gibt, der die Macht gibt, den von Weitem zu treffen, der durch einen einzigen Blick vielleicht uns entwaffnen würde. Welch' unermeßliche Folgen können aus einem einzigen, ärmlichen Schuſſe entſtehen? . . . Er wird mich von Allem trennen, was auf mein vergangenes Leben Beziehung hat; aber er läßt mich ein neues, ein Leben voll Glück beginnen! . . . Mitten in den Bergen, an der Seite meiner theuren Seltana wird mein, jetzt welkes Herz ſich erfriſchen, und wie von Neuem erſtehen. Ich trenne mich von dem Orte, wo ich geboren, ich verlaſſe das Erbe meiner Väter; aber wie die Schwalbe werde ich mein Neſt auf fremder Erde bauen, und wie ſie, werde ich da mein Vaterland finden, wo der Frühling iſt; und hier werde ich, wie der Vogel ſeine Federn abwirft, weit von mir meine heißen Leiden, meine verzehrenden Sorgen wegwerfen!“

„Aber kann man ebenſo auch ſeiner Gewiſſensbiſſe ſich entledigen? . . . Der letzte der kriegeriſchen Gebirgsbewohner findet aus dem Handgemenge ſeinen Gaſt heraus, den, mit dem er das Brod der Freundſchaft gebrochen, er wendet ſein Pferd und ſchießt in die Luft, und ich will die Bruſt durchbohren, an der ich, wie an einer Bruderbruſt geruht habe? Dieſe Freundſchaft war, es iſt kein Zweifel, falſch, trügeriſch, aber hat ſie mich darum weniger beglückt? . . . Ach! warum kann ich mit den Thränen, die ich jetzt vergieße, meinen Zorn nicht löſchen, den Durſt nach Blut nicht ſtillen, der mich verzehrt, warum kann ich nicht ohne Verbrechen zum Beſitz meiner Seltana gelangen?“ . . .

„Warum zaudert der Tag ſo lange anzubrechen? . . . ich fürchte ihn nicht, ich kann dem Blicke V***'s begegnen, ohne zu erblaſſen. Meine Seele wird durch Schwäche, durch Mitleiden in Verſuchung geſetzt . . . iſt es denn zum erſtenmale, daß meine Hand Blut vergießt? . . . Noch einmal Verrath gegen Verrath! . . . Ich bin entſchloſſen . . . ich wollte ſelbſt, der Augenblick wäre ſchon da!“ . . .

Auf dieſe Art ſuchte Ammalet-Beg den Lauf ſeiner ſchwarzen Gedanken abzulenken, indem er ſie in unzuſammenhängenden Ausdrücken, welche den Sturm, der ihn bewegte, ſo deutlich malen, dem Papier vertraute. Aber vergebens bemühte er ſich die Stimme ſeines Gewiſſens zu erſticken, indem er ſich den Verrath, für deſſen Opfer er ſich hielt, in den ſchwärzeſten Farben malte; eine geheime Stimme ſagte ihm, daß das, was mehr als alles Andere ihn auf dieſen blutigen Weg dränge, ſeine raſende Liebe, das unbezähmte Verlangen ſeye, ſeine Geliebte zu beſitzen. Um ſich in ſeinem Beſchluſſe zu beſtärken,

trank er eine große Menge Wein, und ſtürzte erhitzt und außer ſich, das Gewehr in der Hand, gegen das Zelt des Oberſten. Als er aber die beiden Schildwachen bemerkte, die vor demſelben ſtanden, hielt ihn das, bei den Aſiaten immer mächtige Gefühl der Selbſterhaltung zurück, und er entſchloß ſich, ſeine Rache noch um einige Stunden zu verſchieben. Er kehrte in ſein Zelt zurück; da er nicht hoffen konnte, ſchlafen zu können, ergriff er Saphir-Ali, welcher tief ſchlief, am Arm und ſchüttelte ihn heftig:

„Wach' auf," ſchrie er, „wach' auf, Schläfer; die Morgenröthe iſt ſchon da."

Saphir-Ali erhob ſich mit unzufriedener Miene und antwortete gähnend:

„Ich ſehe nichts als die Röthe der Trunkenheit in Deinem Geſichte. Gute Nacht Ammalet-Beg."

„Steh' auf, ſage ich Dir . . . Die Todten ſelbſt verlaſſen ihre Gräber, um ihren neuen Gefährten, den ich ihnen heute noch zuſenden werde, zu empfangen."

„Bin ich denn ein Todter? . . . Mögen ſie ſich erheben, wenn es ihnen Vergnügen macht, . . . ich will ſchlafen." . . .

„Aber Du haſt doch keinen Abſcheu vor dem Trinken Giaur, und ich will, daß Du mit mir trinkeſt!" . . .

„Ah! das iſt etwas Anderes . . . So ſchenk denn ein, aber voll . . . Allah verdy!*) Du wirſt mich ſtets bereit finden, wenn ich trinken ſoll."

„Und Du mich, Rache an einem Verräther zu nehmen! . . . Stoß an, noch einmal. Auf die Geſundheit des Teufels, der aus den beſten Freunden Todfeinde zu machen verſteht."

„Gut denn, wenn Du es willſt, auf die Geſundheit des Teufels! . . . Er wird es übrigens brauchen können, denn er muß die Gelbſucht haben aus Verdruß, daß es ihm nicht gelingt, uns mit einander zu entzweien!" . . .

„Du haſt Recht, Du haſt Recht; die Menſchen brauchen den Teufel nicht, um ſich zu verabſcheuen . . . er miſcht ſich auch in Nichts; ich glaubte mich mit V*** enge verbunden . . . Aber höre: ich hoffe, daß Du mich nicht verlaſſen wirſt, wenn ſich zufällig etwas zutragen ſollte?" . . .

„Ich verſtehe eigentlich nicht, was Du ſagen willſt, Ammalet-Beg. Alles was ich weiß, iſt, daß wir dieſelbe Milch eingeſaugt haben, wie wir jetzt aus einer Flaſche trinken. . . . Ich werde Dir überall hin folgen, ſelbſt wenn Du, wie ein Geier Dein Neſt auf die Felſen von Kounzakh bauen wollteſt. . . Uebrigens rathe ich Dir" . . .

„Ich will keinen Rath, und keine Bemerkungen, Saphir-Ali, es iſt zu ſpät."...

„Ich weiß wohl, daß ein guter Rath bei Dir nichts fruchtet. . . . Auch iſt jetzt nicht der Augenblick, dieß iſt auch wahr; . . . jetzt iſt der Augenblick, zu ſchlafen." . . .

*) Allah verdy: Gott hat es gegeben, oder auch: auf Dein Wohl!

„Schlafen, ſagſt Du, ich ſchlafen? . . . Nein, ich habe dem Schlaf Lebewohl geſagt, es iſt endlich Zeit, daß ich mich erhebe. Haſt Du mein Gewehr gut unterſucht, Saphir-Ali? . . . iſt der Stein gut, und hat das Blut das Pulver nicht feucht gemacht?“ . . .

„Was haſt Du denn, Ammalet-Beg, welch' ſchreckliches Geheimniß drückt Deine Bruſt? Dein Ausſehen iſt fürchterlich, und Deine Worte ſind noch ſchrecklicher!“ . . .

„Ja, und was nachfolgen wird, wird noch ärger ſeyn, als alles Andere... Nicht wahr, Saphir-Ali, meine Seltana iſt reizend? . . . Bemerke wohl, meine Seltana . . . Horch . . . welche Töne laſſen ſich hören? . . . Hörſt Du dieſe Töne? . . . ſind das wohl Hochzeitsgeſänge? . . . Nein, es ſind die Chakals, die ihre Beute verlangen. . . . Wartet nur noch ein wenig, ihr alle, wilden Thiere und Dämonen der Hölle, ich werde Euch ſättigen! . . . Wein her, noch mehr Wein. . . Das Blut wird dann auch kommen. . . . Schnell, ich mag nicht warten!“

Ueberwältigt von ſeinen Gemüthsbewegungen und vom genoſſenen Weine, fiel Ammalet-Beg wie beſinnungslos auf ſein Bett. Schaum floß aus ſeinem Munde und convulſiviſche Bewegungen ergriffen ſeine Glieder; er ſtieß Seufzer und unarticulirte Laute aus. Beſtürzt, entkleidete ihn Saphir-Ali, hüllte ihn warm ein, wachte mit Sorgfalt den Reſt der Nacht bei ihm, und ſuchte vergebens nach einer Auflöſung des Benehmens und der räthſelhaften Worte ſeines Milchbruders.

Zwölftes Kapitel.

Das Attentat.

Ehe ſich das Detachement Morgens in Marſch ſetzte, erſchien der Offizier des Dienſtes bei dem Oberſten B***, um ihm Rapport zu machen und ſeine Befehle einzuholen. Nachdem die Angelegenheiten des Dienſtes abgemacht waren, ſagte der Kapitain mit etwas befangener Miene: „Mein Oberſt, meine Pflicht erfordert, Ihnen einen wichtigen Umſtand mitzutheilen. Ein Soldat meiner Compagnie, der ſich geſtern auf Ordonnanz bei Ihnen befand, hat

während unſeres Aufenthalts in Bouinaki eine Unterredung zwiſchen Ammalet-Beg und einer alten Frau angehört, die ſeine Amme geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieſer Soldat iſt ein Tatar von Kazan, und verſteht die Sprache der Einwohner dieſes Landes ziemlich gut. So viel wenigſtens hat er verſtanden, daß die Alte ſich Mühe gab, Ammalet-Beg glauben zu machen, der Chamkhal und Sie, mein Oberſt, hätten die Abſicht, ihn auf die Galeeren, oder einen ähnlichen Platz zu ſenden! . . . Ammalet-Beg ſpie Feuer und Flammen, als er dieß hörte, und erwiederte, daß ihm der Khan von Awarien dieß auch ſchon mitgetheilt habe, und ſchwur dann, daß Sie von ſeiner Hand fallen ſollen. Der Soldat wollte ſich indeſſen noch mehr Gewißheit verſchaffen, ehe er die Sache zur Anzeige bringe, und nahm ſich vor, alle Schritte Ammalet-Beg's genau zu beobachten. „Geſtern Abend," ſagte er, „hörte ich Ammalet-Beg mit einem tſcherkeſſiſchen Reiter ſprechen, der aus großer Entfernung hergekommen ſchien, und dem er beim Abſchied ſagte: „Melde dem Khan von mir aus, daß morgen nach Sonnenaufgang Alles geſchehen ſeyn werde. Er ſeinerſeits, ſoll alle ſeine Vorkehrungen treffen; wir würden uns ſehr bald wiederſehen."

„Iſt dieß Alles," fragte der Oberſt.

„Alles was ich Ihnen zu melden habe, ja; erlauben Sie jedoch hinzuzuſetzen, daß mir die Sache wichtig erſcheint, und viel zu denken gibt. Ich habe einen großen Theil meines Lebens unter Tataren zugebracht, und habe mich aus Erfahrung überzeugt, daß es ſehr unklug iſt, ſich auch auf den Beſten von ihnen zu verlaſſen. Der eigene Bruder ſelbſt ruht nicht immer mit Sicherheit an der Bruſt ſeines Bruders."

„Das kommt, mein lieber Kapitain, von dem Neide und der Eiferſucht, welche beſtändig die Leute dieſes Landes entzweien, welche Fehler ſich, wie ich glaube, von Kain bis auf unſere Tage fortgepflanzt haben. Aber dergleichen kann zwiſchen Ammalet-Beg und mir nicht Statt finden; wir haben keine Erbſchaft zu theilen; übrigens habe ich ihm nur Gutes erwieſen, und bin wirklich im Begriff, ihm für die Zukunft noch mehr zu erweiſen. Seyn Sie ruhig, Kapitain; ich ſchätze vollkommen den Eifer Ihres Soldaten, aber ich zweifle ein wenig an ſeiner Fertigkeit in der tatariſchen Sprache. Irgend eine Aehnlichkeit in den Ausdrücken wird ſeinen Irrthum erzeugt haben, und nachdem dieſer einmal Fuß gefaßt, ſo glaubte er in Allem nur Beweiſe hiefür zu ſehen. Auch bin ich keine ſo wichtige Perſon, daß ein Khan und ein Beg nöthig hätten, ſich gegen mich zu verſchwören. Ich kenne Ammalet-Beg ſehr gut; er iſt hitzig, heftig ſogar, aber er hat ein gutes Herz, und wäre nicht im Stande, auch nur auf einige Stunden einen Gedanken oder eine böſe Abſicht gegen mich zu verbergen."

„Trauen Sie nicht, mein Oberſt. Ammalet-Beg iſt nichts deſto weniger ein Aſiate, und das will genug ſagen. Es iſt mit dieſen Leuten nicht wie in

unſerm Lande; hier verſteckt ſich Alles, die Seelen wie die Geſichter. Es gibt unter ihnen welche, wo man ſchwören möchte, ſie ſeyen die ehrlichſten Leute auf der Welt, aber haben Sie mit ihnen zu thun, und Sie werden einen Abgrund von Niederträchtigkeit, Verſtellung und Rohheit entdecken.“

„Ich gebe zu, mein lieber Kapitain, daß Sie, nach dem, was Ihnen begegnet iſt, vollkommnen Recht haben, ſo zu denken. Sultan Akhmet-Khan hat ſich gegen Sie in Bouinaki wie ein feiger Meuchelmörder benommen, und gewiß werden Sie es Ihr Lebenlang nicht vergeſſen; ich aber, ich habe auch nicht den geringſten Grund, böſe Abſichten, welchen Namen ſie auch haben mögen, bei Ammalet-Beg zu vermuthen. Und dann, welchen Vortheil hätte er davon, mich zu tödten? ſeine ganze Zukunft, alle ſeine Hoffnungen beruhen auf mir. Er iſt allerdings ein wenig phantaſtiſch, ein wenig ſonderbar, aber er iſt kein Narr; und dann ſteht ja, wie Sie ſehen, die Sonne ſchon hoch, und ich befinde mich recht wohl. Ich danke Ihnen aufrichtig, Kapitain, für die Theilnahme, welche Sie an mir nehmen, aber ich bitte Sie, laſſen Sie Ihren Argwohn gegen Ammalet-Beg hier, und wenn auch die Freundſchaft, die mich an ihn feſſelt, nicht ſo alt iſt, wie die, welche ich für Sie fühle, ſo halte ich doch viel auf ihn und vertraue ihm gänzlich, das verſichere ich Sie.“

Der Kapitain entfernte ſich kopfſchüttelnd. Einen Augenblick ſpäter hörte man die Tambours ſchlagen, und das Detachement ſetzte ſich in Marſch. Der Morgen war friſch und heiter. Der Weg ſchlängelte ſich über den Abhang grüner Berge, hie und da mit Geſträuch und Holz bewachſen. Die lange Linie der Bajonette glich einem Fluß von glänzendem Stahl, der ſich auf den Höhen ſchlängelte, und bald über den Abhang, bald in das Thälchen zu fließen ſchien. Der Nebel lag noch in der Tiefe, und Oberſt B*** konnte ſich nicht enthalten, häufig rückwärts zu blicken, um das fremdartige Schauſpiel zu betrachten, welches ſeine Truppe darbot, welche, ſo oft ſie ſich in eine tiefere Stelle bog, gleich der Armee Pharaons in ein Nebelmeer zu verſinken ſchien; dann ſah man wieder die glänzenden Spitzen der Bajonette aus den Nebelwolken auftauchen, dann nach und nach die Köpfe, dann die Schultern der Soldaten, die ſichtbar zu wachſen ſchienen, um dann von Neuem in der Tiefe des nächſten Thälchens zu verſchwinden.

Ammalet-Beg folgte blaß und düſter dem Detachement, an deſſen Queue er ſich befand, und ſchien mitten im Gedränge und des Lärmens Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt zu ſuchen. Indeſſen ſagte ihm der Oberſt, nachdem er ihn zu ſich gerufen, mit Güte: „Ich muß Dich zanken, Ammalet-Beg; Du fängſt an, die Vorſchriften Deines Lieblingsdichters Hafiz zu buchſtäblich zu befolgen. Vergiß nicht, daß der Wein zwar ein angenehmer Diener, aber auch ein ſchlimmer Herr iſt. Uebrigens werden, das Kopfweh und die allgemeine Unbehaglichkeit, die ſich in Deinen Zügen ausſpricht, ohne Zweifel mehr als

meine Worte wirken. Du haſt, wie ich gehört habe, eine ſchlechte Nacht gehabt?“

„Eine abſcheuliche Nacht, Oberſt! Möchte ich nie mehr eine ähnliche erleben! . . . Ich hatte gräßliche Träume!“ . . .

„Sieh, ſieh! mein Freund, die folgen, wenn man das Geſetz des Propheten übertritt; wahrſcheinlich hat Dich Dein Gewiſſen als Rechtgläubiger ſo gequält.“

„Glücklich Derjenige, dem ſein Gewiſſen keine größere Uebelthaten vorwirft!“

„Ohne Zweifel; aber Du weißt wohl, daß es im Grunde nichts Schwankenderes gibt, als das, was wir Gewiſſen nennen. Jedes Jahrhundert, jede Nation, jeder Grad der Civiliſation hatte hierüber verſchiedene Anſichten, und die Stimme des Ewigen, die unveränderliche Wahrheit wurde immer durch die Macht der Vorurtheile erſtickt. So war es zu allen Zeiten, und ſo iſt es noch. Was geſtern als das größte Verbrechen betrachtet wurde, wird vielleicht morgen als eine rühmliche That angeſehen; was auf dieſer Seite eines Fluſſes als gerecht und ehrenvoll erſcheint, kann auf dem jenſeitigen Ufer auf's Schaffot führen.“

„Nichts deſto weniger ſcheint mir, daß Verrath und Scheinheiligkeit nie und nirgends für Tugenden gehalten wurden.“

„Selbſt dieß iſt ein Gegenſtand des Streites. Gewöhnlich urtheilen die Menſchen nur nach dem Erfolge einer Handlung, und es gibt gewiſſenhafte Menſchen, die im beſten Glauben ſtehen, der Erfolg heilige die Mittel.“

Ammalet-Beg wiederholte bei ſich dieſe Worte, die ſeine Rechtfertigung in ſich zu enthalten ſchienen, und die unrichtig ausgelegten Worte des Oberſten goſſen Oel in's Feuer. „Heuchler!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „Deine Stunde wird bald ſchlagen.“

Unterdeſſen ritt der unglückliche Oberſt, gleich einem unſchuldigen Opfer, das keine Ahnung von dem Loos hat, das ihm bevorſteht, friedlich an der Seite ſeines Mörders. Acht Werſten von Kinkert entfernt, ſahen ſie von der Spitze einer Anhöhe aus die ausgebreitete Ausdehnung des caſpiſchen Meeres. B*** verfiel in Träumereien. . . „Spiegel der Ewigkeit,“ ſagte er, „woher kommt es, daß Dein Anblick mich heute nicht erfreut? . . . Du biſt gewiß ſchön, aber es iſt die Schönheit des Unendlichen, ſie gehört nicht dieſer Welt... Und gerade jetzt erinnert Nichts auf deiner Oberfläche an irdiſches Treiben, kein Fahrzeug, nicht ein einziges Segel; Alles iſt unermeßlich und einſam.“

„Ja, Ammalet-Beg,“ fuhr er fort, „Alles langweilt mich, ermüdet mich. Ich bin dieſes, faſt immer ſtürmiſchen Meeres, ich bin Deines Landes müde, das durch zahlreiche Krankheiten heimgeſucht, und durch Menſchen bewohnt wird, ſchlimmer als alle dieſe Uebel zuſammen. Ich bin müde dieſes ewigen Krieges gegen unſichtbare Feinde, ich bin es ſelbſt mit meinem Zuſtande, und mit den Beziehungen zu meinen Kameraden, von denen ſo wenige mich recht

verſtehen. Ich habe mit Eifer und Uneigennützigkeit meinem Fürſten, meinem Vaterlande und ſelbſt dieſem Lande gedient; ich habe, ein freiwillig Verbannter, Jahre vorüber gehen laſſen, entfernt von allen Annehmlichkeiten des Lebens, ohne Bücher, ohne irgend eine geiſtige Hülfsquelle, meinen Geiſt zur Unthätigkeit, mein Herz zur Einſamkeit verurtheilend, entfernt von Weſen, die mir theuer ſind. Und was war mein Dank?... Ich ſah meine Ideen verkannt, meine Schritte falſch ausgelegt, und meine Handlungen wie meine Geſinnungen verleumdet.... Ach wann wird der Augenblick kommen, wo ich mich in die Arme meiner Geliebten, meiner Gattin werfen kann; wo ich, nach meinen langen Arbeiten, unter dem Dache meiner Väter, an den fruchtbaren Ufern des Dniepers ruhen, wo ich, ein friedlicher Landmann und zärtlicher Familienvater, nichts mehr zu fürchten habe, als den Hagel für meine Erndte, gegen nichts mehr zu kämpfen, als gegen wilde Thiere, um meine Heerden zu vertheidigen. Mein Herz ſeufzt nach dieſem Glücke.... Und dennoch iſt es eigen! mein halbjähriger Urlaub iſt unterzeichnet, meine definitive Entlaſſung zugeſagt; in fünf Tagen werde ich in Georgiewsk in der Nähe meiner Geliebten ſeyn... und doch ſcheint es mir, als ſey ich durch irgend etwas Unermeßliches, durch die Wüſten Lybiens, durch ein Eismeer, durch die Schranken des Todes ſelbſt getrennt!..." B*** ſchwieg, reichliche Thränen floſſen auf ſeine Wangen. Sein Pferd, das den lockern Zaum auf dem Hals ſpürte, ſteigerte ſeinen Schritt, und ſo kamen Ammalet-Beg und er beträchtlich dem Detachement voraus. Es ſchien, als wollte das Schickſal ſelbſt den unglücklichen B*** in die Hände ſeines Mörders liefern.

Indeſſen ſchlich ſich ein unwillkührliches Gefühl von Mitleiden in die Seele Ammalet-Beg's, gleich einem Sonnenſtrahl, der in das Dunkel einer Räuberhöhle dringt. Er war ergriffen von der Traurigkeit und den Thränen des Mannes, den er ſo lange Zeit geliebt hatte, und ſein Entſchluß fing an in ſeinem Herzen ſchwächer zu werden.... „Nein," ſagte er zu ſich ſelbſt, „es iſt unmöglich, ſich bis auf dieſen Grad zu verſtellen!..."

Der Oberſt, welcher jetzt wieder aus ſeinen Träumereien erwachte, richtete ſich auf und ſagte zu ſeinem Freunde: „Haſt Du Deine Vorbereitungen getroffen, Ammalet-Beg?... Du weißt, daß ich Dich mit mir nehme...."

Unglückſelige Worte!... alle guten und edlen Gefühle, welche in der Seele Ammalet-Beg's erwachen wollten, waren plötzlich verſchwunden, und die Gedanken an Verrath und Verbannung ergriffen ihn lebhafter als je, und bemächtigten ſich ſeines ganzen Weſens. „Mit Dir," ſagte er bitterlächelnd, „mit Dir nach Rußland!... O! ohne Zweifel, wenn es Dir gelingt, ſelbſt dahin zu kommen!..."

Mit dieſen Worten ritt er im geſtreckten Galopp weg, um Zeit zu haben, ſeine Waffen zu rüſten, dann kehrte er zurück, indem er ihn immer enger umkreiste. Dieſe heftige Bewegung ſchien ſeiner Wuth neue Nahrung zu

geben. Er glaubte die Luft ſelbſt, welche er in Bewegung ſetzte, blaſe ihm in's Ohr: „tödte, tödte; hier iſt Dein Feind. Denk an Seltana!...“ Er riß ſein Gewehr von der Schulter, lud es, und warf ſich, indem er alle ſeine Wuth in dieſem entſcheidenden Augenblick zuſammennahm, gegen ſein Opfer.

Ohne den geringſten Verdacht hatte unterdeſſen V*** ſeinen Gefährten auf dieſe Art galoppiren ſehen, und glaubte, er wolle, nach der Gewohnheit der Aſiaten, wenn ſie auf der Reiſe ſind, ſein Pferd in den Bewegungen des Djiguid einüben. „Laß ſehen, Ammalet-Beg,“ rief er, „zeige Deine Geſchicklichkeit; wähle ein Ziel und ſchieße.“

„Welch' beſſeres könnte ich finden, als das Herz eines Feindes!“ ſchrie Ammalet-Beg, indem er ſich ihm näherte und auf zehn Schritte losfeuerte... Ohne einen Schrei zu thun fiel der Oberſt langſam vom Pferde. Das erſchrockene Pferd begann mit ſchnaubenden Naſenlöchern und ſträubender Mähne an ſeinem Reiter zu ſchnüffeln, deſſen Hände den Zaum nachließen, während das Pferd Ammalet-Beg's wie beſtürzt vor dem Körper ſtehen blieb. Ammalet-Beg ſprang ſchnell vom Pferde, und betrachtete, auf ſeine noch rauchende Flinte geſtützt mit feſtem Blicke das Geſicht des Oberſten, gleichſam um ſich zu verſichern, daß er ohne Schauer den Anblick dieſer ſtarren Augen, dieſes erlöſchenden Blicks, dieſes allmälig ſtockenden Blutes ertragen könne....

Es iſt unmöglich, ſeinen Seelenzuſtand in dieſem Augenblicke zu beſchreiben. Saphir-Ali, welcher nicht ſehr entfernt war, eilte nun herbei und hielt, indem er ſich neben dem unglücklichen V*** auf die Knie nieder ließ, ſein Ohr an deſſen Lippen... kein Athemzug... er legte die Hand auf ſein Herz... es ſchlug nicht mehr!... „er iſt todt!“ ſchrie Saphir-Ali mit Verzweiflung.

„Todt! ganz todt!“ ſagte endlich Ammalet-Beg, indem er wie aus einem Schlafe erwachte; „gut; ſo iſt mein Glück gegründet.“

„Dein Glück... das deinige, Brudermörder! Wenn Du es je findeſt, ſo ſollte man den Shaytan ſtatt Allah anbeten.“

„Saphir-Ali, vergiß nicht, daß Du mein Richter nicht ſeyn kannſt,“ ſagte Ammalet-Beg mit drohender Stimme, indem er wieder zu Pferde ſtieg. „Folge mir augenblicklich.“

„Deine Gewiſſensbiſſe allein werden Dir folgen; auf mich zähle nicht mehr.“

Dieſer unerwartete Vorwurf von Seiten eines Mannes, mit dem er ſeit ſeiner Kindheit ſo nahe verbunden war, erſchütterte Ammalet-Beg im Innerſten ſeiner Seele, und er antwortete nichts hierauf; nachdem er aber ſeinen Noukers einen Engweg bezeichnet, der ſich vor ihnen öffnete, und er ſich überzeugt hatte, daß man ſchon zu ſeiner Verfolgung herbei eile, flog er wie ein Pfeil davon, und warf ſich in die Gebirge.

Durch den Schuß wurde indeſſen die Truppe allarmirt; die Offiziere und die Koſaken vom Don jagten nach dieſer Richtung, allein Alle kamen zu ſpät, ſie konnten den Mörder in ſeiner Flucht nicht mehr einholen. Nach wenigen

Minuten war der Gefallene von einer Gruppe Offiziers und Soldaten umringt. Bestürzung, Mitleiden, Entrüstung malte sich auf ihren Gesichtern. Man sah aufrichtige Thränen über die gebräunten Wangen, über die grauen Schnurrbärte dieser alten Grenadiere fließen, die, auf ihre Gewehre gelehnt, in düsterem Stillschweigen den Tod ihres vielgeliebten Chefs, ihres braven so treuloserweise ermordeten Obersten beweinten.

Dreizehntes Kapitel.

Entweihung des Grabes. — Ankunft zu Khounzakh.

Während ganzer drei Tage irrte Ammalet-Beg in den Bergen von Daghestan umher. In seiner Eigenschaft als Muselmann war er in den Dörfern, wo er anhielt, selbst in denen, die dem russischen Gouvernement unterworfen waren, vor jeder Verfolgung vollkommen sicher; aber konnte er auch den Qualen seines Gewissens entrinnen?... Ungeachtet der Uebel, die der Oberst nach seiner Meinung ihm hatte zufügen wollen, gelang es ihm doch nicht, die Stimme seines Herzens zu überhören, das die begangene That nicht billigen konnte; gegen seinen Willen trat ihm stets die Erinnerung an Alles, was er seinem alten Freunde verdankte, seine Sanftmuth, seine Güte vor die Seele, und das Bild des sterbenden B*** verfolgte ihn unaufhörlich. Dieser fortwährende Kampf mit sich selbst reizte und erbitterte ihn nur noch mehr. Das Verlangen des Khans, nicht anders als mit dem Kopf des Obersten vor ihm zu erscheinen, kam ihm jetzt in's Gedächtniß und bemächtigte sich seiner ganz. Um dieser neuen Qual zu entgehen, beschloß er sie zu endigen, da er es aber nicht wagte, den Noukers, die ihm folgten, seine Absicht zu vertrauen, noch bei einem solchen Umstande sehr auf ihren Muth zählte, so entschloß er sich, ganz allein und auf dem geraden Wege, welcher hier über die Berge führt, nach Derbent sich zu begeben.

Eine der dunkelsten Nächte hatte ihren schwarzen Schleier über die ganze Natur ausgebreitet, als Ammalet-Beg den Engweg durchzog, welcher hinter

dem befeſtigten Orte Narym-Kale vorbeiführt. Er band ſein Pferd nahe an einen verfallenen Thurm, der noch von der alten Mauer des Caucaſus herſtammte, und welcher auf einem Hügel ſich befand, von welchem aus einſt der General Yermoloff, damals noch Artillerie-Lieutenant, die Stadt Derbent beſchoß. Ammalet-Beg, welcher den Ort genau kannte, wo man die öffentlichen Diener zu begraben pflegte, nahm ſeine Richtung geradewegs gegen den höher gelegenen Theil des ruſſiſchen Kirchhofs. Aber wie ſollte er in dieſer tiefen Finſterniß das Grab des unglücklichen B*** finden? Nicht ein einziger Stern glänzte am Firmament, dichte Nebel bedeckten die Berge, und ein kalter Wind ſchlug, gleich einem Nachtvogel mit ſeinen Flügeln, an die Bäume des Waldes. Ein unwillkührlicher Schauer faßte Ammalet-Beg mitten in dieſer Wohnung der Todten, deren Ruhe er auf ſolche Art zu ſtören wagte. Er lauſchte; er hörte nichts als das dumpfe Geſauſe des Meeres, deſſen Wogen in gemeſſener Bewegung an die Felſen am Ufer ſchlugen, und dann wieder auf ſich ſelbſt zurückfielen; ſodann das Anrufen der auf der Stadtmauer aufgeſtellten Schildwachen, deren „Werda“ (Slouchai) von Einem zum Andern ging und in die Ferne ſich verlor, und endlich das entfernte Geheul der Chakals; dann wurde wieder alles ſtille und vermengte ſich mit dem Toſen des Windes. Unwillkührlich erinnerte er ſich jetzt, wie oft er ſolche Nächte in freundlichem Geſpräche mit B*** durchwacht hatte... Wo aber war er jetzt in dieſem Augenblick?... und wer hatte ihn in das Grab geſtürzt?... Er ſelbſt, der Mörder, der jetzt in der Stille der Nacht ſein Opfer noch zu beſchimpfen im Begriff war, denn er war ja gekommen, um das Haupt von dem todten Körper zu trennen... Eine innere Stimme ſchien ihm zuzurufen: „Willſt Du die Gräber der Todten ſchänden, und den Wölfen und Chakals ihren Raub ſtreitig machen?“

„Schwachheit, nichts als Schwachheit!“ ſagte Ammalet-Beg zu ſich ſelbſt, indem er den kalten Schweiß von ſeiner Stirne trocknete. „Weg, weg von mir ihr phantaſtiſchen Bilder, ihr ſeyd nur leere Erzeugniſſe der Nacht und einer aufgeregten Einbildung. Soll ich mich fürchten, einem Todten den Kopf abzuſchneiden, da ich kein Bedenken getragen habe, ihn in der vollen Kraft ſeines Lebens zu tödten?... Was liegt denn dem Todten daran?... Mir aber iſt dieſer Gegenſtand von unſchätzbarem Werthe... Wohlan denn; die Todten fühlen es ja nicht!...“

Mitt zitternder Hand ſchlug Ammalet-Beg Feuer, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, eine Handvoll trockenes Laub zum Brennen zu bringen. Mit Hülfe dieſer Helle ſuchte er das Grab; lockere Erde und ein großes ſchwarzes Kreuz bezeichneten ihm bald B***'s letzte Ruheſtätte. Er riß das Kreuz heraus, und gebrauchte es, die Erde auszugraben, bald kam er an ein noch nicht feſtes Gewölbe von Backſteinen, welches er ohne Schwierigkeit zerſtörte, und ſo fand er endlich den Sarg, deſſen Deckel er abriß. Das durch Ammalet-Beg

aufgemachte Feuer warf einen ungleichen und bläulichen Schein um ſich. Hingebogen auf den graſſen Gegenſtand, betrachtete ihn der Mörder, bläſſer als der Leichnam ſelbſt, mit ſtarrem Auge, und konnte ſeinen Blick nicht mehr von ihm losmachen. Wie durch eine unwiderſtehliche Gewalt angefeſſelt, blieb er unbeweglich ſtehen, und vergaß die Urſache, die ihn hergeführt, obgleich ihn der Grabesgeruch und das Abſcheuliche des ganzen Anblicks mit Entſetzen erfüllte... Endlich nahm Ammalet-Beg all' ſeinen Muth zuſammen und begann ſeine ſchreckliche Arbeit; aber ſeine zitternde Hand verſagte ihm ihren Dienſt, und er konnte ſeinen Zweck nicht erreichen. Alle Leidenſchaften, die ihn zu dem Verbrechen getrieben, Stolz, Rache, Liebe, jetzt ſchwiegen ſie, und keine von ihnen befeuerte ſeinen Entſchluß. Am Ende jedoch gelang es ihm, mit weggewandten Augen, und kaum wiſſend was er that, den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Von Schauder und Abſcheu durchdrungen, warf ihn Ammalet-Beg in einen Sack, den er zu dieſem Zwecke in Bereitſchaft gehabt hatte, und nun eilte er das Grab zu verlaſſen. Als er aber, mit ſeiner ſchrecklichen Laſt beladen, den Rand des Grabes erreicht hatte, wich die Erde unter ſeinen Füßen, und er ſtürzte auf's Neue auf den Sarg, von Sand und Schutt bedeckt. Bis jetzt war er noch einigermaßen Herr über ſich geblieben, aber in dieſem Augenblicke verlor er den Kopf; er glaubte ſich von rächenden Flammen rings umgeben, und das Hohngelächter der Hölle zu hören. Außer ſich, und tiefe Seufzer ausſtoßend, entriß er ſich, ſo gut er konnte, dieſem ſchrecklichen Ort, und lief aus allen Kräften, ohne es zu wagen, einen Blick rückwärts zu werfen. Als er ſein Pferd wieder beſtiegen hatte, flog er wie ein Pfeil davon, und galoppirte den Reſt der Nacht durch über Schluchten und Felſen; ſo oft nur der Zweig eines Baumes ihn ſtreifte, glaubte er ſich durch die kalte Hand des Leichnams gepackt, und im Sauſen des Windes, im Geheul der Chakals wähnte er die Stimme ſeines alten Freundes zu hören, die ihm über das zweifache Verbrechen, das er an ihm begangen, Vorwürfe mache.

Ueberall, wohin er kam, begegnete Ammalet-Beg zahlreichen Truppen Gebirgsbewohner aus verſchiedenen Stämmen, die ſich beeilten, an die zu ihrer Vereinigung bezeichneten Oerter nahe an der ruſſiſchen Gränze zu gelangen, während ſich die Ouzdens, die Begs und die Fürſten zu Khounzakh verſammelten, um ſich mit Sultan Akhmet-Khan, dem Urheber und Anführer dieſer Schilderhebung, zu berathſchlagen, deren Zweck war, unverſehens den, mit einer Mauer verſehenen Flecken Tarki zu überfallen. Der Augenblick war zu einer ſolchen Unternehmung günſtig; die Erndte befand ſich bereits auf den Speichern, das Heu auf den Schobern, und die ruſſiſchen Truppen lagen, nachdem ſie ſich einiger Geißeln verſichert hatten, ruhig in ihren Winter-Kantonirungen. Der Tod des Oberſten B***, welche Neuigkeit ſich überall ſchnell verbreitet hatte, trug ſehr viel dazu bei, die Gebirgsbewohner zu ihrem Unternehmen zu ermuthigen. Sie ſammelten ſich heiter, indem ſie ſich von den

Gefechten und der Beute unterhielten, welche sie erwarteten, während der Urheber dieser ganzen Bewegung mitten unter ihnen, unbemerkt, wie ein Schuldiger oder ein Fliehender, sich befand, indem er die andern vermied und sich selbst zu entfliehen suchte. Am dritten Tage endlich kam er in Khounzakh an. Zitternd vor Ungeduld, und erschöpft von der Anstrengung, stieg er vom Pferde, und eilte, sein schreckliches Siegeszeichen bei sich tragend, die Treppe hinauf. Die ersten Zimmer waren mit Kriegern angefüllt, welche, mit ihren Panzerhemden bedeckt, kamen und gingen, oder auch an den Wänden herum lagen, und leise unter sich plauderten. Allein ihre gerunzelten Augenbraunen, der finstere Ausdruck ihrer Gesichter, Alles zeigte klar, daß schlimme Neuigkeiten in Khounzakh einzuholen seyen. Die Noukers liefen unruhig hin und her. Niemand richtete das Wort an Ammalet-Beg, Niemand begleitete ihn, es schien sogar, als bemerke man ihn gar nicht. An der Thüre des Schlafzimmers des Khans saß Sourkhai-Khan, genannt Djinka, was so viel heißt, als ein natürlicher Sohn desselben, welcher bitterlich weinte.

„Was bedeutet dieß?“ fragte Ammalet-Beg mit Unruhe. „Du, der Du Dein Leben lang keine Thränen vergossen hast, Du weinst...“

Ohne zu antworten wies Sourkhai mit der Hand nach der Thüre, und bestürzt trat Ammalet-Beg über die Schwelle. Hier zeigte sich seinen Blicken ein herzzerreißendes Schauspiel; auf einer Matratze, mitten im Zimmer, lag Akhmet, welchen plötzlich eine hitzige Krankheit an die Pforten des Todes geführt hatte. Er fand ihn blaß, entstellt, auf seinem Gesichte malte sich schon der Tod und die weit aufgerissenen Augen schienen mit Schrecken der Annäherung des verhängnißvollen Augenblickes entgegen zu sehen. Seine Brust hob sich heftig, er röchelte schrecklich, kurz Alles kündigte den letzten Kampf an, bei welchem die Lebenskraft der Zerstörung unterliegt... Die Organisation gleicht dann einer Maschine, deren Feder bereits gebrochen ist, deren Räderwerk aber, obgleich ungleich, und ein Rad das andere hemmend, noch geht. Nur von Zeit zu Zeit traten, gleich Sternschnuppen in einer dunklen Nacht, einige lichte Augenblicke vor seine Seele. Die Frau und die Tochter des Khans schluchzten, neben seinem Bette kniend; Nautzal, sein ältester Sohn, stand, das Gesicht mit den Händen bedeckt, in stummem Schmerze, unbeweglich neben ihnen. Einige Frauen und eine kleine Anzahl Diener weinten im Stillen, etwas entfernt von dem Krankenlager.

Doch dieß Alles machte nur einen schwachen Eindruck auf Ammalet-Beg und brachte ihn noch nicht recht zu sich, so sehr war er von einem einzigen Gedanken eingenommen. Festen Schrittes näherte er sich Akhmet-Khan und sprach mit lauter Stimme: „Khan, ich grüße Dich... Ich bringe Dir ein Geschenk, dessen Anblick einen Todten erwecken würde. Laß Alles zu

meiner Hochzeit vorbereiten, hier iſt der Preis, den Du für Seltana's Hand gefordert; hier iſt der Kopf des B***." Mit dieſen Worten warf er ihn zu den Füßen des Sterbenden.

Die Töne dieſer bekannten Stimme erweckten für einen Augenblick Achmet's Lebensgeiſter aus ihrem Todesſchlafe. Er erhob ſich mit Anſtrengung; kaum aber hatte er auf dieſen blutigen und entſtellten Kopf einen Blick geworfen, ſo ſagte er mit faſt unvernehmlicher Stimme: „Du magſt Dich ſelbſt daran weiden, Du, der Du es wagſt, einen ſolchen Gegenſtand einem Sterbenden vor die Augen zu bringen... Mir gebührt es jetzt, mich mit meinen Feinden zu verſöhnen, nicht aber... Ach ich brenne!... Waſſer, Waſſer!... Es iſt ſiedende Naphta, was ihr mir da reichet... Ammalet-Beg, ich verfluche Dich!..." Dieſe Anſtrengung hatte den Reſt ſeiner Kräfte erſchöpft, und er fiel leblos auf ſein Lager zurück. Die Frau des Khans hatte einen Blick des Entſetzens und Abſcheues auf den ſchrecklichen Gegenſtand geworfen, der ſich ihren Blicken darbot, als ſie aber ſah, daß die grauſame Gemüthsbewegung das Ende ihres Gatten beſchleunigt hatte, machte ſich ihr Schmerz durch einen Anfall des heftigſten Zornes Luft: „Bote der Hölle," ſchrie mit Zorn-entflammten Augen dieſe ſonſt ſo ſanfte Frau, „genieße die Früchte Deiner Werke. Ohne Dich würde mein unglücklicher Gatte nie daran gedacht haben, das Land gegen die Ruſſen aufzuregen, und lebte jetzt ruhig und glücklich zu Hauſe, nur wegen Dir lief er in die Berge, wo er ſich die Krankheit holte, die ſeinen Tod herbeiführte... Und Du, blutdürſtiges Ungeheuer, Du haſt, ſtatt ihn zu beruhigen, ſtatt den erzürnten Himmel durch Fürbitten und Almoſen zu beſänftigen, meinem Manne den Reſt gegeben, indem Du ihm, wie einem Menſchenfreſſer, den Kopf eines Menſchen zum Verzehren hinbotſt... Und welchen Kopf? den Deines Wohlthäters, Deines beſten Freundes!"

„Ich erfüllte nur das beſtimmte Verlangen des Khans," ſagte Ammalet-Beg mit finſterer Miene.

„Verläumde das Andenken des Todten nicht, indem Du ihn mit einem Blute belaſteſt, das Du allein vergoſſen!" ſchrie die Frau des Khans mit Heftigkeit. „Deinen Freund haſt Du feige ermordet, und nun kommſt Du, ſeinen Kopf in der Hand, von dem ſterbenden Vater ſeine Tochter zu verlangen, und Du haſt gehofft, von Menſchen einen Lohn zu erhalten, da Dich die göttliche Gerechtigkeit verfolgt!... Du gottloſer Menſch!... Nein, ich ſchwöre bei dem Grabe meines Vaters und den Schwertern meiner Söhne, Du ſollſt nie mein Eidam, nie mein Gaſt, nie mein Freund werden. Entferne Dich, geh' weg von hier, Unglücklicher! Ich habe Söhne, die Du vielleicht in der Umarmung ermorden würdeſt, eine Tochter, auf welche Du ein Auge werfen, und die Du mit einem einzigen Blicke vergiften könnteſt. Geh', ſchleppe Dein erbärmliches Leben in dem Gebirge dahin, geh' unterweiſe die

Tiger, ſich unter einander zu zerreißen, ſtreite Dich mit den Wölfen und den Chakals um ihren Raub. Entferne Dich, und vergeſſe niemals, daß meine Thüre ſtets einem Brudermörder verſchloſſen bleiben wird!..."

Ammalet-Beg blieb unbeweglich und wie vom Blitz gerührt. Alles was ihm ſein Gewiſſen undeutlich zugeflüſtert hatte, wurde ihm jetzt auf einmal auf eine ſolch' grauſame und unerwartete Art vorgeworfen!... Er wußte nicht, wohin er ſeine Blicke wenden ſollte... Vor ihm lag der Kopf ſeines Freundes, deſſen Blut ihn anzuklagen ſchien; hier der blaſſe und lebloſe Körper Akhmet's, deſſen Geſicht noch die Miene der Entrüſtung zeigte, dort begegnete er den drohenden Blicken der zürnenden Frau. Nur die, von Thränen überſchwemmten Augen Seltana's ſchienen ihm mitten unter dieſen grauſamen Gegenſtänden einen Zufluchtsort darzubieten. Er entſchloß ſich, ihr näher zu treten, und ſagte mit unſicherer Stimme zu ihr: „Seltana, um Dich zu erlangen, that ich Alles, was man mir jetzt vorwirft. Muß ich Dich verlieren, will es das Schickſal, ſo ſey es! Nur ein Wort aus Deinem Munde: Haſt auch Du gelernt, mich zu haſſen?"

Der Ton dieſer ſo geliebten Stimme drang Seltana in's Herz. Sie richtete ihre Augen auf ihn, in welchen ſich ein tiefer Schmerz ausdrückte, kaum aber hatte ſie Ammalet-Beg's ſchreckliche und entſtellte Geſichtszüge, ſeine Hände, ſeine mit Blut befleckten Kleider bemerkt, als ſie auch ihr Haupt wieder auf die Bruſt ſinken ließ. Doch ſchon nach einem kurzen Augenblick hatte ſie ihre Kräfte zuſammengefaßt und ſprach mit Feſtigkeit, indem ſie auf den Kopf des B*** und auf die Leiche ihres Vaters mit der Hand hinwies: „Ammalet-Beg, lebe wohl für immer! Ich beklage Dich aufrichtig, aber ich kann nicht die Deinige ſeyn!" Mit dieſen Worten verlor ſie ihr Bewußtſeyn.

Ammalet-Begs Blut kochte, und ſein natürlicher Stolz erwachte wieder in ſeiner ganzen Stärke.

„Alſo ſo werde ich hier empfangen," ſagte er, indem er einen Blick der Verachtung auf die beiden Frauen warf; „ſo erfüllt man heilige Verſprechungen! Jetzt ſehe ich klar. Ich habe nur Proben meiner Einfalt und meiner Geduld abgelegt, indem ich auf die Gefühle einer jungen Thörin baute, und die Faſeleien eines unſinnigen alten Weibes anhörte. Jetzt ſehe ich wohl, daß mit Sultan Akhmet-Khan Alles dahin iſt, die Ehre ſo gut, wie die Gaſtfreundſchaft."

Stolz entfernte er ſich mit dieſen Worten. Als er durch die Gemächer ſchritt, ſah er den Ouzden, die ihm im Wege ſtanden, wild in's Geſicht, indem er die Hand an den Griff ſeines Säbels legte, als wollte er ſie zum Gefecht herausfordern; Alle aber wichen ihm aus, ohne ihm ein Zeichen zu machen, oder nur ein Wort an ihn zu richten, und ſchienen ihn mehr zu

fliehen als zu fürchten. Im Hofe angekommen, rief er ſeinen Leuten, ſtieg zu Pferde und ritt langſam und ſchweigend die verlaſſenen Straßen von Khounzakh hinab. Auf einige Entfernung von der Stadt hielt er an, um zum letztenmale einen Blick auf das Haus des Khans zu werfen, das in der jetzt eintretenden Finſterniß einen düſteren Anblick darbot, und hinter deſſen vergitterten Fenſtern ſich zahlreiche Lichter hin und her bewegten. Der Unglückliche!... auch nicht eine Qual ward ihm erſpart. Zu ſeinen Gewiſſensbiſſen, zu der tödtlichen Betrachtung, ein unnützes Verbrechen begangen zu haben, geſellten ſich noch die Qualen beleidigten Stolzes, und die Schmerzen betrogener Liebe, einer jetzt hoffnungsloſen Liebe. Sein Blick fiel auf das Harem, wo ſein Glück begonnen und geendigt hatte. „Und Du, Seltana, auch Du!“ mehr konnte er nicht ſagen, ein Berg von Blei ſchien ihm auf dem Herzen zu liegen. Er war ſehr unglücklich. Die Vergangenheit bot ihm nichts als gräßliche Erinnerungen, und die Zukunft die ſchwärzeſten Ausſichten dar!... Wo ſollte er ſein geächtetes Haupt verbergen?... wo neues Wohlwollen, wo ein neues Vaterland ſuchen?... Nicht mehr auf Liebe, Freundſchaft und Ruhm kann er ſeine Hoffnungen bauen, von jetzt an muß er ſeiner perſönlichen Sicherheit, und den niedrigen Sorgen des täglichen Unterhalts ſein Leben widmen. Seine Augen brannten; er hätte weinen mögen, aber gleich dem unbarmherzigen Reichen, der vergebens nach einem Tropfen Waſſer ſeufzt, ſeinen brennenden Durſt zu ſtillen, verſagte auch ihm der Himmel eine einzige Thräne, ſein gepreßtes Herz zu erleichtern.

Was war ſein ferneres Schickſal?... Wo brachte der unglückliche Mörder des B*** ſein ferneres Leben zu?... Niemand weiß es. Nach unbeſtimmten Sagen, die ſich in Dagheſtan verbreitet hatten, irrte er lange Zeit unter den Tchetchentſen umher, und hatte ſeine Geſundheit und ſeine ſo ſeltene Schönheit eingebüßt. Folgendes erzählte man ſich, ohne daß jedoch Jemand mit Sicherheit es hätte verbürgen können. Nach und nach ſprach man nicht mehr von ihm, obgleich das Andenken an ſeine That ſich in dem Lande lebendig erhielt. Bei den Muſelmännern wie bei den Ruſſen, und auch jetzt noch wird ſein Name nie ohne Tadel genannt.

Vierzehntes Kapitel.

Acht Jahre ſpäter.

Anapa, dieſer Waffenplatz der Räuber in dem Gebirge, dieſer Markt, wo ſchon ſo lange Zeit mit dem Schweiße und den Thränen chriſtlicher Sclaven Handel getrieben wurde, dieſer Heerd aller aufrühreriſchen Bewegungen der Völker des Caucaſus, Anapa ſah ſich im Jahre 1828 zu Land und zur See belagert. Die Kanonier-Schalluppen, die Bomben-Schiffe und alle ruſſiſchen Fahrzeuge, die ſich auf einen kleinen Kanonenſchuß nähern konnten, beſchoſſen die Werke auf dieſer Seite heftig.

Anapa iſt von einem ſumpfigen Fluß umgeben, welcher ſich, nachdem er ſich um die Außenwerke herumgeſchlängelt, auf der nördlichen Seite in's ſchwarze Meer ergießt. Nachdem die Landtruppen dieſen Fluß paſſirt hatten, begannen ſie ihre Werke gegen die Veſtung, wobei die Bruſtwehren dieſer Werke wegen der Beſchaffenheit des Bodens von Balken und Dielen gemacht wurden, zu welchen die angränzenden Wälder Holz im Ueberfluß darboten. Dieſe Werke rückten ſehr ſchnell vorwärts, und nach jeder Nacht konnte man bemerken, wie ſie ſich mehr und mehr den Wällen näherten. Viele Häuſer im Innern der Stadt geriethen durch die Bomben in Feuer, die von den Kugeln erſchütterten Mauern ſtürzten von allen Seiten ein, aber die, von einer zahlreichen Truppe Gebirgsbewohner unterſtützte türkiſche Garniſon vertheidigte ſich mit Nachdruck, machte häufige Ausfälle, und antwortete auf die wiederholt an ſie ergangenen Aufforderungen zur Uebergabe nur mit Kanonenſchüſſen. Zugleich wurden die Belagerer durch die Plänkler der Gebirgsbewohner ſehr beunruhigt, die, wie die Chakals durch den Geruch des Blutes und der Beute angezogen, ſich in großer Zahl von allen Seiten eingefunden hatten.

Um ſich vor ſolchen Neckereien zu ſichern, mußten die Ruſſen rückwärts Verſchanzungen anlegen, und dieſe doppelte Arbeit, welche unter dem Kanonenfeuer der Feſtung und unter fortwährendem Klein-Gewehrfeuer aus dem nahe gelegenen Walde auf einem ungleichen und ſumpfigen Boden vorgenommen werden mußte, verzögerte beträchtlich die Einnahme der Stadt.

Nachdem es endlich den Ruſſen gelungen war, einen tauglichen Platz zu wählen, wo ſie eine Batterie aufſtellen und Breſche ſchießen konnten, ſo war die Wirkung eben ſo ſchnell als ſchrecklich.

Auf den fünften Schuß waren die Schießlöcher der Mauern und die Bruſtwehren der Wälle zerſtört und umgeſtürzt, und die Kanonen demolirt. Die Kugeln, welche an die Verkleidung anſchlugen, verurſachten Splitter, welche die oberhalb der Breſche ſtehenden Vertheidiger tödteten und verwundeten. Demungeachtet widerſtanden die Steine durch ihre Solidität lang dem heftigſten Kanonenfeuer, und der durch die Trümmer gebildete Abſatz war noch zu ſteil, um einen Sturm zu erlauben.

Nach einem anhaltenden Feuer von mehren Stunden machte die Ermüdung der Artillerie einige Ruhe nöthig, und die Kanonade wurde auf der ganzen Ausdehnung der Linie, ſowohl zu Lande als zu Waſſer, nach und nach ſchwächer. Von Zeit zu Zeit bemerkte man auf den Mauern der Feſtung Kanonen aufblitzen, und ſogleich nach den Schüſſen, deren Nachhall in den Bergen dem Rollen des Donners glich, flogen einige Kugeln mitten in die Arbeiten . . . Indeſſen trat endlich eine gänzliche Stille, ſowohl in der Stadt, als in den Laufgräben ein. Nicht ein Bajonet erſchien hinter Letzteren, nicht ein Turban wurde hinter den Schießſcharten bemerkt. Man hörte nichts mehr als die wohlklingende Stimme der Muezzins, welche die Muſelmänner zum Mittagsgebet riefen.

In dieſem Augenblicke ſah man einen Reiter auf einem Schimmel von der Spitze der Breſche, gerade gegenüber der Batterie, ſich an Seilen ſammt ſeinem Pferde herunterlaſſen. Als er den Boden erreicht hatte, ſetzte er über den halbangefüllten Graben, und indem er wie ein Pfeil gegen die Batterien hinflog, hatte er ſie ſchnell hinter ſich gelaſſen, und war bald im Walde verſchwunden, nur von einigen Kugeln verfolgt, welche ihm die Soldaten in der Eile nachſendeten, die auf ein ſolches Unternehmen nicht gefaßt waren, und hinter ihren Werken ruhig geſchlafen hatten. Alles dieß ging ſo ſchnell vor ſich, daß auch nicht Einer der Koſaken von der Tranſche-Wache nur Zeit hatte, den Reiter wahrzunehmen, und noch weniger ihn zu verfolgen; nur Ausrufungen des Erſtaunens und des Aergers konnten ſie hervorbringen. Durch eine ſehr lebhafte Kanonade, welche in dieſem Augenblicke von der Feſtung ausging, und die wahrſcheinlich in der Abſicht Statt hatte, dem kühnen Boten Zeit zu verſchaffen, das Gebirge zu gewinnen, entſtand indeſſen eine ſolche Bewegung unter den Truppen, daß dieſer Vorfall wieder vergeſſen war.

Gegen Abend hatte die Breſche-Batterie, welche fortwährend in Thätigkeit geblieben war, ihr Werk der Zerſtörung vollbracht. Die eingeſtürzte Mauer bildete eine Art Brücke für die Belagerer, und dieſe rüſteten ſich eben mit der Ungeduld des Muthes zu einem Sturme, als ein unerwarteter Angriff der Tſcherkeſſen, die, nachdem ſie unſere Poſten aufgehoben, ſich mit Blitzesſchnelle auf uns warfen, die Artillerie nöthigten, das Feuer der Ver-

ſchanzungen auf ſie zu richten. Einem allgemeinen Rufe von Allah! il Allah! mit welchem die Gebirgsbewohner von den Wällen von Anapa aus begrüßt wurden, folgte ein ſehr lebhaftes Artillerie- und Kleingewehr-Feuer.

Indeſſen hielten einige gut gerichtete Chargen von Kartätſchenſchüſſen den ungeſtümen Lauf der Reiter und der tſcherkeſſiſchen Infanteriſten auf, welche ſich mit dem Säbel in der Hand auf die Artilleriſten geſtürzt, und Unordnung in die vorher ſchon verwirrte Maſſe gebracht hatten. Mit den Schimpfworten: Giaur, Giaur! kehrten ſie ſchnell um und zogen ſich kämpfend, doch eilig, zurück. Im Augenblicke war die Ebene von ihren Todten und Verwundeten bedeckt, welch' letztere ſich noch zu retten ſuchten, mit aller Anſtrengung fortkrochen, und, wieder von Kugeln und Kartätſchen niedergeſchmettert wurden, während die Bäume des Gehölzes krachend, von den Kugeln und Haubitz-Granaten zerſplitterten.

Vom Beginne des Gefechtes an bis zu dem Augenblicke, wo alle Feinde das Schlachtfeld verlaſſen hatten, ſahen die Ruſſen nicht ohne Erſtaunen einen Tſcherkeſſen von hoher Geſtalt, auf einem Schimmel reitend, vor ſich, der getroffen, gegenüber von ihren Batterien langſam hin und her ritt.

Alle erkannten in ihm wieder denſelben Krieger, den man an dieſem Morgen hatte über die Laufgräben ſetzen ſehen, wahrſcheinlich um die Tſcherkeſſen zu einer Diverſion zu veranlaſſen, welche den Ausfall der Garniſon unterſtützen ſollte, der jedoch ohne Erfolg unternommen wurde. Kartätſchen pfiffen von allen Seiten um den unerſchrockenen Reiter, und wühlten die Erde um ihn her auf; ſein Pferd zeigte ſich ungeduldig, er ſelbſt aber ſchien die Batterien mit einer Kaltblütigkeit zu betrachten, als würden ihm aus ihren Mündungen nur Blumen zugeſendet.

Die Artilleriſten ballten die Fäuſte vor Unwillen, ſo viel Kühnheit unbeſtraft zu ſehen. Ein Schuß folgte dem andern, aber vergebens, der Reiter blieb, als wäre er durch ein Zaubermittel beſchützt, unverwundbar mitten unter dem Kugelregen, der gegen ihn gerichtet war.

„Schicke ihm eine Kugel," ſagte zu dem erſten Artilleriſten ein junger Offizier, der kaum erſt aus der Artillerieſchule getreten war, und der aufgebrachter als die andern über den geringen Erfolg des Feuers zu ſeyn ſchien. „Es verlohnt nicht der Mühe, nach einem Einzelnen mit Kartätſchen zu ſchießen; der Schuß mit Kartätſchen iſt auch ungewiß, aber eine Kugel findet immer ihren Mann. Ich habe noch nie eine ſolche Luſt gefühlt, recht genau zu ſchießen, als in dieſem Augenblicke, wo es ſich davon handelt, dieſen Prahlhans zu treffen." Indem er dieſes ſagte, zielte er ſcharf, indem er mit Genauigkeit den Augenblick berechnete, wo der feindliche Reiter ihm ins Viſir kommen würde, dann ſtellte er ſich rückwärts und commandirte „Feuer!"

Einige Augenblicke lang konnte man wegen des Rauches Nichts unterscheiden; sobald dieser aber verschwunden war, bemerkte man das erschrockene Pferd, den blutigen Körper seines gefallenen Reiters mit sich schleppend, dessen Füße in den Steigbügeln hingen.

„Getroffen, getödtet!“ schrie man von allen Seiten in den Laufgräben, und der junge Offizier sprang eilig von der Batterie, um das Resultat seines Schusses zu sehen, und, wenn es möglich wäre, Hülfe zu leisten. Es gelang ihm bald, das Pferd des Tscherkessen am Zaume zu ergreifen, das eben eine Wendung machte, indem es seinen Reiter immer noch nachschleppte. Dem Unglücklichen war der Arm nahe an der Schulter mit fortgenommen, aber er athmete noch und seufzte vernehmlich. Von Mitleid ergriffen, rief der Offizier Soldaten herbei, denen er befahl, den Verwundeten mit Sorgfalt wegzutragen; dann ließ er den Chirurgen rufen, und er selbst wollte der Operation und dem Verbande beiwohnen.

In der Stille der Nacht saß unser junger Offizier neben seinem sterbenden Gefangenen und betrachtete mit Theilnahme die Züge desselben bei dem Scheine einer im Zelte aufgehängten Laterne. Der Ausdruck moralischer Leiden auf seinen eingefallenen Wangen, die Falten seiner Stirne, die augenscheinlich nicht die Zeit, sondern die Heftigkeit seiner Leidenschaften gefurcht hatte, und tiefe Narben entstellten sein Gesicht, dessen Züge merkwürdig schön waren. Es lag in seinem ganzen Wesen ein Ausdruck, peinlicher als ihn der körperliche Schmerz erzeugte, und schrecklicher als die Annäherung des Todes ihn verursacht, und unwillkührlich mußte der junge Offizier schaudern.

Der Gefangene stieß einen tiefen Seufzer aus, brachte die Hand, welche ihm blieb, mit Anstrengung an die Stirne, und bediente sich ihrer um seine schweren Augenlieder aufzuziehen, indem er einige unzusammenhängende und undeutliche Worte murmelte. . . „Blut,“ sagte er, seine Wunde betrachtend, „immer Blut . . . Warum hat man mir sein Hemd angezogen? . . . Ich schwimme fast ganz darin. . . Wie kalt ist es jetzt, dieses Blut, das mich früher brannte! . . . Ich glaube zu ersticken auf der Erde, aber wie kalt wird es nicht auch im Grabe seyn? . . . Wie ist es doch so schrecklich, ein Leichnam zu werden! . . . Ich Unsinniger! ich suchte den Tod! . . . Ach! könnte ich wieder erstehen . . . leben! . . . leben, nur einen Tag . . . nur eine Stunde! . . . Was ist das? Was sagst Du? ich hätte Dich in's Grab gestürzt? . . . jetzt sey die Reihe an mir, den Tod kennen zu lernen? zu erfahren, was sterben sey?“ . . .

Eine convulsivische Bewegung unterbrach dieses Delirium; ein schmerzlicher Seufzer löste sich von der Brust des Verwundeten, er verfiel in jenen

ſcheinbaren Zuſtand der Unempfindlichkeit, wo die Seele allein noch fühlt, und nur noch fühlt um zu leiden.

Der im Innern ſeiner Seele ergriffene Offizier erhob den Kopf des Unglücklichen und bemühte ſich, ihn zu ſich zu bringen, indem er ihm einige Tropfen Waſſer in's Geſicht ſpritzte und ihn an ſtarken Salzen riechen ließ.

Er öffnete allmählig die Augen, ſchüttelte mehrmals den Kopf, als ſuche er, ſich von dem Nebel zu befreien, den er vor den Augen hatte, und betrachtete dann den Offizier, deſſen Züge in dieſem Augenblicke von einem ſchwachen Lichte beleuchtet waren. Plötzlich, wie von einem electriſchen Schlage getroffen, ſtieß er einen durchdringenden Schrei aus, und erhob ſich von ſeinem Lager . . . ſeine Haare ſtanden zu Berge; ſeine convulſiviſch zitternde Hand ſchien einen entſetzlichen Gegenſtand zurückſtoßen zu wollen, und ein unausſprechlicher Schrecken malte ſich in ſeinem Geſichte . . . „Dein Name?“ ſchrie er endlich, indem er ſich an den Offizier wendete; wie iſt Dein Name? . . . Biſt Du wirklich dem Grabe erſtiegen?“ . . .

„Ich heiße B * * y!“ antwortete dieſer.

Dieſes Wort ſchien dem Gefangenen einen Stich mitten in's Herz zu geben; die Erſchütterung war ſo heftig, daß der an der Hauptader befindliche Verband plötzlich ſich löste, und das Blut heftig herausſpritzte . . . Er machte einige convulſiviſche Bewegungen, ein leichtes Lächeln ſtellte ſich ein, und nach einer Minute erſtickte die kalte Hand des Todes den letzten Seufzer in der Bruſt des Verwundeten, und drückte auf ſeine Stirn das ſchreckliche Siegel des letzten Todeskampfes, des entſetzlichen Augenblickes, wo alle Reue eines langen Lebens ſich auf einen einzigen Punkt concentrirt, des furchtbaren Augenblickes, wo die Seele, indem ſie ſich ſchwer von ihren Banden löst, zugleich die Schmerzen des Seyns und der Vernichtung, die Reue über die Vergangenheit und die Schrecken der Zukunft fühlt. Die entſtellten Züge des Leichnams hatten einen ſchrecklichen Ausdruck.

„Dieſer Unglückliche muß ſich einer ſchweren Schuld bewußt geweſen ſeyn,“ ſagte unwillkührlich ſchaudernd B*** zu dem, neben ihm befindlichen, Dollmetſcher.

„Ich denke es auch,“ antwortete dieſer, „und ich möchte faſt glauben, er war ein ruſſiſcher Renegat. Ich habe noch niemals unſere Sprache ſo rein ſprechen hören, wie von dieſem Gefangenen. Wir wollen doch ſeine Waffen unterſuchen, vielleicht tragen ſie ein Zeichen ſeiner Herkunft.“ Indem er dieß ſagte, nahm er den Dolch des Unbekannten, zog ihn aus der Scheide, näherte ſich dem Lichte, und las auf demſelben folgende Inſchrift: “Zögere zu beleidigen, aber eile Dich zu rächen.„

„Das iſt wahrlich der Sinnſpruch eines Räubers!“ ſagte B***; „mein armer Bruder Euſtach! Du wurdeſt auch das Opfer eines ſolchen Grundſatzes!“ . . . Die Augen des jungen Mannes füllten ſich mit Thränen . . . „Findet ſich ſonſt Nichts?“ fragte er.

„Hier, glaube ich, ſteht der Name des Eigenthümers.“

„Und wie heißt er?“

„Ammalet-Beg!“

Kleinere Genrebilder.

Digitized by Google

Rundjit Sing und die Sikhs *).

Rundjit Sing hat keinerlei Art von Unterricht erhalten. Er liest und schreibt keine Sprache. Allein durch die Gewohnheit, eine Menge Schriften in persischer und indischer Sprache, in der des Penjab vorlesen zu hören, und die geringsten Details mit angestrengter Aufmerksamkeit zu verfolgen, versteht er den größern Theil der Dinge, die ihm vorgelegt werden, ohne große Mühe. Ist er daher auch außer Stande, das Verdienst eines guten Styls zu würdigen, oder dasjenige zu dictiren, was er geschrieben haben möchte, so macht er doch die Geschäfte mit Schnelligkeit ab; er ist stets bereit, bestimmte Entscheidungen über Memoiren und Reclamationen, welche man ihm vorliest, zu ertheilen, und erkennt gleich aus einer ihm vorgelegten Schrift, ob seine Ansichten richtig aufgefaßt wurden. Seine Privat-Secretaire sind fortwährend um ihn; oft werden sie in der Nacht aufgeweckt, um Befehle auszufertigen, welche eine plötzliche Erinnerung, oder die Laune des Maharadja in ihm aufregten. Sein Gedächtniß ist vortrefflich; es hält sowohl Dinge von Wichtigkeit, als unbedeutendere Details fest. Sein Geist ist immer thätig, seinem lebhaften, forschenden Auge entgeht nichts. Sein Scharfsinn in Würdigung der Charaktere, in Erforschung der Beweggründe der Handlungsweise Anderer, verschafft ihm Macht und Einfluß über Alle, die sich ihm nahen, und die er als Werkzeuge seiner so reißend angewachsenen Macht benützte. Er verbindet große Feinheit mit einer äußerst lebhaften Einbildungskraft, und obgleich er den

*) Aus H. T. Prinsep's Werk: Ursprung und Fortschritte der Sikhs im Penjab.

Zweck, den er beabsichtigt, nie aus den Augen verliert, so ist ihm doch in der Unterhaltung eine gewisse Offenheit und anmuthige Unbefangenheit eigen. Seine Beobachtungen und Bemerkungen drückt er gewöhnlich in kurzen, klaren, unvollendeten Phrasen, in Gestalt von Fragen aus. Immer aber sind diese so treffend, daß sie sich dem Gedächtniß dessen, an den sie gerichtet waren, vermöge ihrer sonderbaren Originalität tief einprägen. In der Verstellung ist er Meister; unter dem Scheine der größten Offenheit, und selbst im vertrauten Umgange weiß er seine treulosen Absichten zu verfolgen. Auf dem Schlachtfelde hat er sich stets persönlich tapfer und entschlossen gezeigt. Dem Zufall überließ er nie etwas in seinen Planen. Gewandtheit, Geschicklichkeit und selbst Bestechung zog er stets als Mittel des Erfolges den glänzenden Unternehmungen vor, welche Bewunderung erregen, oder Schrecken einflößen. Sein Reichthum an Auskunftsmitteln ist kaum glaublich, und nie, selbst in den gefahrvollsten Lagen, war er über neue Hülfsmittel in Verlegenheit. Manche seiner Handlungen verrathen jedoch Laune und Wandelbarkeit seiner Absichten, und nicht immer lassen sich die leitenden Beweggründe derselben nachweisen oder aufsuchen. In allen Lagen seines Lebens beweist sein Benehmen, daß er interessirt, sinnlich und den Ausschweifungen höchst ergeben ist. In Verfolgung seiner ehrgeizigen oder Vergnügungs-Plane nimmt er keine Rücksicht, weder auf die Bande der Zuneigung, noch auf die der Freundschaft und des Blutes. Er ist von unmäßigem Geize beherrscht; und ohne Mitleid und Erbarmen hat er Wittwen, Waisen und Familien in's Unglück gestürzt, welche Rechte auf seinen Schutz und seine Berücksichtigung hatten, und die er, wenn auch nur aus Politik, hätte anerkennen sollen. In seiner Jugend war er verschwenderisch gegen seine Günstlinge, und freigebig bei allen Gelegenheiten; allein im Alter hat ihn der Geiz beschlichen, und die Gier, Schätze anzuhäufen, hat alle andern Leidenschaften in ihm erstickt; daher nähert sich ihm auch Jedermann, und selbst die Offiziere, welche bei ihm in Gunst stehen, nur mit der Furcht, Opfer irgend einer Erpressung zu werden. In jüngern Jahren war seine körperliche Beschaffenheit trefflich, heutzutage läßt er sich aber häufig durch eine nervöse Reizbarkeit, die Folge einer untergrabenen Gesundheit, hinreißen. Vom Zorn überwältigt, sah man ihn so weit sich herabwürdigen, daß er sich thätlich an den Gegenständen seiner Wuth vergriff. Doch hat er sich niemals Grausamkeiten erlaubt, und nie hat je das Leben irgend eines Menschen selbst die schwersten Beleidigungen gebüßt.

Rundjit Sing ist von kleinem Wuchse, und der Verlust eines Auges durch die Blattern benimmt ihm etwas von seiner Würde, denn seine Physiognomie ist voll Ausdruck und Leben; sie wird noch verschönert durch einen stattlichen weißen Bart, der bis auf seine Brust herabfällt. In seiner Jugend war er sehr kräftig und thätig, heutzutage ist er jedoch so geschwächt, daß er, wenn er zu Pferde steigen will, zu einem sonderbaren Mittel seine Zuflucht nehmen

muß. Ein Mann läßt ſich vor ihm auf die Knie nieder, worauf er ſich auf deſſen eine Schulter ſetzt. Sofort erhebt ſich der Mann mit ihm; das Pferd wird herbeigeführt, und Rundjit Sing ſetzt den rechten Fuß in den Steigbügel, faßt die Mähne und ſchwingt den linken Fuß über den Kopf des Mannes und über den Rücken des Pferdes, worauf er in den andern Steigbügel tritt. Seine Leidenſchaft für ſeine Pferde iſt ſehr groß. Stets ſind ſie, mit Kleinodien und reichen Schabraken bedeckt, um ihn, und werden von ihm geliebkoſet. Er ſelbſt iſt einfach in ſeinem Anzuge und in ſeinen Gewohnheiten. Seine Regierung beſteht in mächtigen Reizmitteln, die er ohne Mäßigung anwendet. Paraden und militairiſche Schauſpiele liebt er ſehr, und bringt den halben Tag damit zu, über die Truppen Heerſchau zu halten, Ausrüſtungs-Gegenſtände zu beſichtigen, oder über irgend ein Mittel zur Vermehrung der Macht ſeines Heeres nachzudenken. Auch ſcheint er es gerne zu ſehen, wenn ſeine Offiziere und Höflinge mit Edelſteinen und prachtvollen Gewändern geziert ſind, und man muß geſtehen, daß ſie hierin viel Geſchmack zeigen, denn der Pomp des Durbar's von Lahore iſt in der That merkwürdig.

Rundjit Sing iſt kein Frömmler; er hat bewieſen, daß er den Eifer und Fanatismus der Akali's und anderer religiöſer Secten zu bändigen weiß; gleichwohl unterwirft er ſich mit großer Gewiſſenhaftigkeit allen Gebräuchen des religiöſen Glaubens der Sikhs; alle Tage läßt er ſich den Grauth durch die Gourou's vorleſen. Er iſt freundlich und freigebig gegen die Fakirs und gegen diejenigen, welche im Rufe der Heiligkeit ſtehen. Endlich iſt er überaus abergläubiſch, und gibt ſich ſonderbaren Einbildungen über ſein Schickſal hin. Ehe er etwas Wichtiges unternimmt, verſäumt er nie, ſeine Aſtrologen vorher zu Rathe zu ziehen.

Die merkwürdigſte Thatſache der Politik und inneren Regierung Rundjit Sings iſt der gänzliche Mangel irgend eines Syſtems und Prinzips in der Verwaltung. Seine Laufbahn iſt diejenige eines Uſurpators, der unaufhörlich um ſich greift, und ſich alles deſſen bemächtigt, was ſich in ſeiner Nähe befindet. Was er jedoch auf dieſe Weiſe gewonnen hat, wird nie einem Adminiſtrationsſyſteme unterworfen. Das Ganze iſt Pächtern anvertraut, mit voller Gewalt über das Leben und Eigenthum der produzirenden Claſſen, wobei Rundjit Sing ſich auf ſeine militairiſchen Streitkräfte verläßt, um die Rechnungen dieſer Pächter zu controlliren, und ſie zur Herausgabe jedes etwaigen unerlaubten Gewinnes zu zwingen. Nichts deſto weniger ſind ſeine Plackereien hauptſächlich gegen die alten Familien der Sikhs und gegen ſeine eigenen Offiziere gerichtet. Kaufleute und Reiſende werden beſchützt. Die Abgaben und Taxen, denen ſie ſich unterwerfen müſſen, ſind im Allgemeinen mäßig. Rundjit Sing hat zwar die Abſicht ausgeſprochen, den Handel mit einigen Artikeln, z. B. mit Shawls, Salz ꝛc. ausſchließlich für ſich zu behal-

ten, gleichwohl darf man annehmen, daß der größere Theil ſeiner Reichthümer von Erpreſſungen oder andern unlauteren Quellen herrührt.

Bis jetzt hat Rundjit Sing dem Penjab weder eine Verfaſſung, noch eine beſtimmte Regierungsform gegeben. Es beſteht in dieſem Lande weder ein geſchriebenes, noch ein mündliches Geſetz, noch ein Gerichtshof. Der Gourou-Mata, oder ehemalige Rath der Sikhs hat aufgehört, wie alle andere Inſtitutionen, welche vor der jetzigen Regierung beſtanden. Die letzte Verſammlung dieſes Rathes fand ſtatt, als Holkar, von der engliſchen Armee verfolgt, ſich in das Penjab warf. Es handelte ſich damals darum, einen Beſchluß über die Partei zu faſſen, welche die Sikhs als Nation unter jenen Umſtänden ergreifen ſollten. Rundjit Sing, obgleich zu jener Zeit der einflußreichſte Häuptling, weigerte ſich, die Obergewalt der Verſammlung anzuerkennen, indem er behauptete, die Frage gehe die geſammte Nation an, und könne nur durch allgemeine Abſtimmung entſchieden werden. Heutzutage ſcheint die Regierung eine rein despotiſche zu ſeyn. Das ſtehende Heer, ſtets zum activen Dienſt bereit, gegen die Pflichtvergeſſenen und Bedrücker, bildet die einzige Feder in der Maſchine der Verwaltung. Dieſes allein füllt den Schatz, controllirt die Handlungen der öffentlichen Beamten, welchen große Gewalt eingeräumt iſt, und regiert jede Volksclaſſe. Der perſönliche Einfluß und die Befehle des Staats-Oberhaupts ſind das einzige Band der Disciplin und Anhänglichkeit der Truppen. Demnach iſt die ganze Gewalt und Autorität in den Händen eines Individuums concentrirt, den das Glück und eigene Talente an die Spitze des Staates geſtellt haben. Tritt dieſes einſt von dem Schauplatze ab, und findet ſich nicht ein Anderes, das deſſen Stelle mit gleicher Energie und gleicher Gewalt über die kleinen Fürſten des Landes ausfüllt, was ſich von dem Charakter Kharak Sings nicht erwarten läßt: ſo muß nothwendig Alles in Verwirrung gerathen.

Die Territorial-Beſitzungen Rundjit Sings begreifen gegenwärtig den ganzen Theil des Penjab, der zwiſchen dem Indus und dem Satledj liegt. Auch Cachemir und das ganze Gebirgsland bis zur Schneekette, ja ſelbſt Ladk jenſeits des Himalaya gehört ſein; denn obgleich einige Rajas jener Gegenden ſich in ihrer Regierung behauptet haben, ſo wurden ſie doch in den Zuſtand von Unterthanen verſetzt, ſie zahlen einen ihren Einnahmen angemeſſenen Tribut, und ſtellen, wenn es verlangt wird, ihre Contingente zu dem Heere von Lahore. Außer dem eben bezeichneten Landſtriche beſitzt Rundjit Sing noch gegen fünfundvierzig Talouks, theils eigen, theils gemeinſchaftlich miteinander, an der engliſchen Seite des Satledj. Weſtlich vom Indus beſitzt er Kheicabad, Akona und Peſhaver, Darra-Gazzi-Khan, welches an den Nabob von Bahavalpur, und Parra-Ismael-Khan, welches an Hasfiz-Ahmed-Khan von Maukera verpachtet iſt. Ueberdieß erhebt er Tribut von den beloutchiſchen Häuptlingen von Touk und Sagur im Süden.

Hauptmann Murray ſchlägt die Geſammt-Einkünfte und den erhobenen Tribut aller dieſer Beſitzungen jährlich an

	Zu:	12,403,900 Rupien *)
Die Zölle des Penjab tragen Rundjit Sing ein . .	1,900,600	—
Der Moharana, oder die Stempel-Gebühr der ſeinem Siegel unterworfenen Papiere beträgt	577,000	—
Alles dieß zuſammen bildet den Khalſa oder die directen Einkünfte im Betrage von	14,881,500	Rupien.
Derſelbe Offizier ſchlägt die Einkünfte der Djagirs oder Lehen, welche den alten Familien der Sikhs überlaſſen ſind, und der Etabliſſements, welche nicht in dem Khalſa begriffen ſind, an, zu:	10,928,000	Rupien.
Demnach betragen ſämmtliche Einkünfte des der Herrſchaft Rundjit Sing's unterworfenen Landes die Geſammt-Summe von	25,809,500	Rupien.

General Allard iſt der Anſicht, dieſe Schätzung ſey weit unter ihrem wahren Werthe. Er gibt die Einkünfte des Staates Lahor zu etwa fünf Cror Rupien, oder zu 125,000,000 Franken an.

Obige Ziffer von 25,809,500 Rupien kommt derjenigen nahe, welche in den Büchern der mogoliſchen Regierung als das Produkt des Souba's von Lahor aufgezeichnet iſt. Wenn man bedenkt, daß Cachemir und das Gebiet ſüdlich vom Satledj dabei inbegriffen iſt, ſo läßt ſich aus der Uebereinſtimmung der Totalſumme zu Gunſten der Genauigkeit der Angaben Murray's ſchließen, denn unmöglich kann das Land unter den Sikhs eben ſo viel eintragen, als zur Zeit der friedlichen Tage des mogoliſchen Reiches.

Rundjit Sing hat ſeit einigen Jahren einen Schatz angehäuft, und das Fort Gorindgarh, das von ihm in einer vortheilhaften Lage erbaut wurde, iſt der Hauptpunkt ſeiner Depots. Hauptmann Murray, der möglichſt genaue Nachrichten eingezogen hat, die jedoch immer nur unvollſtändig ſeyn können, ſchlägt den Werth der von Rundjit Sing aufgehäuften Reichthümer, ſowohl in gemünztem Gelde, als in Kleinodien, Pferden und Elephanten auf nicht weniger als zehn Cror Rupien oder zehn Millionen Pfund Sterling (250,000,000 Franken) an. Andere Perſonen ſchätzen jenen Werth ungleich höher; allein dieſe Berechnungen ruhen nur auf unſicheren Annahmen, und werden in der Regel allzu ſehr übertrieben.

*) Die Rupie iſt 2 fr. 30 Cent. nach franz. Gelde. Ein Lak Rupien iſt gleich 100,000 Rupien oder 250,000 Franken. Der Cror Rupien iſt gleich 100 Lakh oder 25,000,000 Franken.

Derſelbe Offizier hat uns einige Angaben über die Stärke des Heeres von Lahor mitgetheilt; ſeine Autorität iſt die beſte, welcher wir daher folgen.

1. Regelmäßige Truppen.

Reiterei, disciplinirt durch den General Allard und ſpecielle Waffengattungen, auf Koſten des Staates beritten gemacht, Ghorchars und Kchas *)	12,811 Mann,	
Infanterie; disciplinirte Bataillone, Nadjibs und dreſſirte Truppen unter der Oberaufſicht des Maha-Radja	14,941 Mann,	
Geſammtzahl der regelmäßigen Truppen		27,752 M.
Garniſonstruppen mit Inbegriff derjenigen, welche in Cachemir verwendet ſind. Reiterei . . .	3,000 Mann.	
Infanterie, verſchieden ausgerüſtet und bewaffnet		26,950 —
Contingente der Serdars, im ebenen Lande meiſt aus Reiterei, im Gebirgsland aus Infanterie beſtehend		27,312 —
Geſammtzahl des Heeres, Infanterie und Reiterei		82,014 M.

Rundjit Sing's Artillerie beſteht aus 376 Kanonen **) und 370 Wallbüchſen, welche entweder auf Kameelen, oder auf leichten, ihren Calibern angemeſſenen Wagen transportirt werden. Es gibt kein beſonderes organiſirtes Artillerie-Corps, wie in den europäiſchen Heeren. Eine Darogha befindet ſich an der Spitze eines großen Etabliſſements, das, wenn Rundjit Sing Anſtalten zu einer Belagerung trifft, wenigſtens 4—5000 Mann begreift. In Friedenszeit, oder wenn man ſich nicht zu großen Operationen rüſtet, wird dieſe Zahl bedeutend reducirt. Einige Cavallerie-Corps und alle Infanterie-Bataillone haben Artillerie-Compagnien bei ſich, die ihnen zugetheilt ſind; die Zahl der Kanoniere ſteht im Verhältniſſe zu der Stärke der verſchiedenen Corps. Die Djinſi oder die ſchwere Artillerie bildet allein ein von dem übrigen Heere getrenntes Corps.

Dieſe ganze Macht, nebſt ſämmtlichen Hülfsquellen ſind das Werk des Maha-Radja. Sein Vater hinterließ ihm nichts als ein ſikh'ſches Reiter-Corps, das nur um wenig ſtärker war, als diejenigen ſeiner Nachbaren; und jetzt ſind dieſe alle ſeine Unterthanen. Rundjit Sing hat bei der Schaffung ſeiner Militair-Macht ganz beſonders jene ſeltene Thätigkeit, jene Aufmerkſamkeit,

*) Nach General Allard 10,000 Mann.

**) Hundert vollſtändig ausgerüſtete Feldgeſchütze. Der Reſt wird zur Vertheidigung feſter Plätze verwendet.

welche ſich um die Details bekümmert, jene Ausdauer in Vorfolgung ſeiner Plane entwickelt, welche Peter den Großen in ſo hohem Grade auszeichneten. Im Vergleiche mit Allem, was man von Fürſten hört, welche ſich aus eigenen Mitteln auf eine hohe Stufe der Macht geſchwungen haben, verdient Rundjit Sing eine Stelle unter denjenigen, welche die ehrenwertheſten Mittel zur Erreichung ihres Zweckes anwandten. Seine Laufbahn ward durch keine blutige Hinrichtung oder durch einige jener Handlungen bezeichnet, welche das Andenken der meiſten Begründer von Dynaſtien entweihen. Es fehlt ihm jener Geiſt der Verallgemeinerung, welcher die Dinge auf beſtimmte Grundſätze zurückführt, und ein Syſtem zu begreifen und anzunehmen lehrt. Dieſer Fehler der Intelligenz, der von einem Mangel der Erziehung und des öfteren Umgangs mit Menſchen von Geiſt herrührt, iſt zugleich der größte Fehler ſeines Charakters, und wird Urſache ſeyn, daß die Regierung Rundjit Sing's, welche auf gänzlich unvollkommene Formen und Inſtitutionen baſirt iſt, ſich in ihrer ganzen Blöße zeigen wird, wenn derjenige, der die Maſchine bis jetzt geleitet hat, einmal von dem Schauplatze abgetreten iſt. Aber hat Rundjit Sing nicht das Mögliche geleiſtet, indem er in einer Geſellſchaft ſikh'ſcher Banditen, dem Abſchaume der ackerbautreibenden Volksclaſſe, die Verzweiflung und Elend zum Diebshandwerke trieb, die Elemente zu einem neuen Staate zu finden wußte? Wer irgend einige Erziehung erhalten hatte, war noch vor der Geburt Rundjit Sing's aus dem Penjab verſchwunden. Das natürliche Reſultat der Vereinigung der Autorität in ſeiner Perſon war die Bildung eines Hofes, an dem einſt mit der Zeit die Wiſſenſchaft und der gute Geſchmack, ſollten ſie auch erſt von den Nachbar-Ländern dahin gebracht werden, wieder erſcheinen können, wenn der Luxus und die Gewohnheiten des Friedens an die Stelle der fortwährenden Thätigkeit des Krieges und der militairiſchen Unternehmungen getreten ſeyn werden.

Wer Rundjit Sing einmal den Ruhm des Begründers eines Reiches und einer Dynaſtie zugeſteht, wird auch zugeben, daß er trotz der geringen Ausdehnung ſeines Reiches den Vergleich mit andern Eroberern aushalten könne. Die Verhältniſſe ſeiner Lage und die engliſche Macht, welche von ſeiner Seite anzugreifen Thorheit geweſen wäre, einerſeits; das fanatiſche Volk der Muhammedaner von Afghaniſtan andrerſeits, ſind Schranken, welche er nicht überſchreiten konnte, und die ihm jede Hoffnung benehmen mußten, die Herrſchaft der Sikh's über die gegenwärtigen Gränzen auszudehnen. Allein das Uebergewicht, das er jetzt ſchon über die Afghanen zu gewinnen wußte, und die Geſchicklichkeit, mit der er unter mancherlei Verhältniſſen die tapfern und bigotten Muſelmänner mit der Regierung einer feindlichen, ja ſogar verachteten Secte auszuſöhnen wußte, ſichern den Ruhm ſeiner Regierung und Politik nur um ſo mehr.

Den Engländern gegenüber hat er in seinem Benehmen einen nicht geringern Scharfsinn bewiesen. Stets besorgt, jeden Bruch zu vermeiden, wußte er aus dem Zeitpunkte selbst Vortheil zu ziehen, in welchem die englische Regierung ihm den Satledj als Gränze vorschrieb, indem er den ganzen Landstrich zwischen diesem Fluß und der Jumna, der damals den Sikh's angehörte, und den sie als ihr rechtmäßiges und sicheres Eigenthum betrachteten, seinen Gesetzen unterwarf.

Es bleibt uns nunmehr noch übrig, unsern Lesern einige nähere Umstände über die Sitten und Gebräuche dieser Secte mitzutheilen, damit sie im Stande seyen, den Charakter des Volkes und die Züge zu würdigen, durch welche es sich von den andern Völkern Hindostans unterscheidet. Diese Aufgabe hat Hauptmann Murray gelöst, indem derselbe in einem Anhange zu dem an Lord W. Bentink eingereichten Memoire das Resultat seiner Beobachtungen während eines mehr als achtzehnjährigen Aufenthaltes unter den Sikh's niedergelegt hat, innerhalb welcher Zeit er in häufige Berührung mit den Individuen aller Classen kam, und sich in der Nothwendigkeit befand, sich genau zu unterrichten, um als Schiedsrichter bei ihren Zwisten aufzutreten. Die Bemerkungen des Hauptmanns Murray, so wie die Thatsachen, welche er gesammelt hat, enthalten eine Menge kostbarer Notizen. Wir theilen sie hier wörtlich mit.

Lesen und Schreiben sind Kenntnisse, welche bei den Sikh's nur wenig verbreitet sind. Beinahe ausschließlich in dem Besitze dieser Kunst sind die Hindus und die muselmännischen Moutsaddis oder Schreiber, deren ganzes Wissen sich auf etwas Persisch beschränkt, um die Rechnungen und Correspondenz der Serdars (Häuptlinge) führen zu können. Das Gourmoukha, oder die Schriftsprache des Penjab ist nur einer kleinen Zahl von Sikh's bekannt. Im Allgemeinen haben sie eine Art von Widerwillen vor der persischen und arabischen Sprache, die hauptsächlich von den Begriffen und Vorurtheilen herrührt, die sie von Kindheit auf gegen Alles einsaugen, was in der geringsten Beziehung zu der Religion und Erziehung der Muselmänner steht.

Geschäfte werden mittelst mündlicher Zeugnisse und wörtlicher Zusagen abgemacht. Die Rechtswissenschaft besteht nur in der Erinnerung der Greise irgend eines Ortes. Die alten Gebräuche erhalten sich durch Tradition. Lüge, Betrug und Meineid sind die natürlichen Folgen dieser Art, die Geschäfte zu leiten. Geld, Furcht, Interesse sind eben so viele Mittel, einen Eid zu erhalten, einen Bürgerkrieg zu entzünden, die Entdeckung eines Verbrechers zu verhindern, oder ihn vor der Strafe zu schützen. Unter gewissen Umständen kann ein Angeklagter ein Dibb oder Gottesgericht verlangen; er muß seine Finger in siedendes Oel tauchen, oder eine weißglühende Pflugschaar 50 Toisen

weit in den Händen tragen, wobei er seine Gegner auffordert, sich der Wasserprobe zu unterwerfen; kommt er mit heiler Haut davon, so ist seine Unschuld dargethan und wird öffentlich anerkannt.

Die Zauberei und die Magie (Djadou und Mout) haben den größten Einfluß auf das Benehmen und die Handlungen sowohl der Häuptlinge, als der übrigen Bewohner der Sikh'schen Staaten. Ein plötzliches Erkranken, Blutspeien, oder ein Uebelbefinden, wovon der Indier sich keinen richtigen Begriff zu machen vermag, werden meistens der Bosheit eines Gliedes der Familie zugeschrieben, das gegen den Kranken übel gestimmt ist. Ein Bild aus Wachs, oder irgend einem andern Stoffe, Schnüre von gewissen Farben, menschliche Gebeine, welche man in der Wohnung oder an der Person eines verdächtigen Individuums entdeckt, sind unwidersprechliche Beweise des Verbrechens und der Bosheit *).

Gute und schlimme Vorzeichen **), glückliche und unglückliche Tage, besonders passende Stunden des Tages und der Nacht, um eine Reise anzutreten, oder nach Hause zurückzukehren, werden von den Sikh's und den andern Bewohnern des Penjabs jedesmal gewissenhaft beobachtet, so oft sie ein wichtiges Geschäft unternehmen, oder sich dem Laufe des gewöhnlichen Lebens überlassen. Vor einem Feldzuge ***), nach einem feierlichen Besuche bei einem

*) „Die unschuldige Flamme," sagt Gibbon, „welche ein Wachsbild allmählig verzehrte, konnte vielleicht eine mächtige und verderbliche Kraft aus der geschreckten Einbildungskraft derjenigen Person ziehen, welche man durch dieses Bild vorzustellen suchte." Einer der Gründe des Radja Djaswant Sing von Nabah, wegen deren er seinen ältesten Sohn enterben wollte, war, weil er sich mit einem gewissen Bhai Dighanon in bösartige Zauberkünste eingelassen hatte, welche die Gesundheit seines Vaters untergraben sollten. Der Serdar Bhou Singh von Roupour brachte eine ähnliche Klage gegen seinen Oheim Darva Singh vor, und dennoch hatten diese Männer einen ungleich gebildetern Geist, als ihre Nachbarn. Ratan Kounwar, Wittwe Mehtab Singh's, des Hauptes von Thanesar, hatte ein armes krankes Kind adoptirt, dem sie sich außerordentlich ergeben zeigte und dem sie dereinst ihre Güter zu vererben hoffte. Dieses Kind starb im Jahr 1828 und Ratan Kounwar erhob im Uebermaaße ihres Schmerzes eine förmliche Klage gegen ihren Neffen Djamera Sing, den sie beschuldigte, durch Zauberei den Tod des Kindes bewirkt zu haben. Sie konnte keine anderen Beweise vorbringen, als einige Kleider und einen angeblichen Befehl, ihren Sohn bis in den Tod zu verfolgen. Die Klage wurde als abgeschmackt beseitigt, und Ratan Kounwar tröstete sich, indem sie ein anderes Kind adoptirte. Im September 1829 hing ein Thanadar den Rani von Thanesar, einen der Zauberei verdächtigen Brahmanen, auf; die Rani sprach den Thanadar von aller Verantwortung frei.

**) Zur rechten Seite den Ruf eines Rebhuhns hören, wenn man eine Stadt betritt; Kraniche, welche von der Linken zur Rechten fliegen, — einer entschleierten Person begegnen, — einer Elster beim Eingang in ein Dorf oder eine Stadt; einem Hunde, der den Kopf und die Ohren bewegt, wenn man ein Haus verläßt; — einer Leiche oder einem Brahmanen begegnen; — in der Nacht einen weiblichen Schakal heulen hören; — Niesen beim Ausgang oder der Heimkehr ꝛc. sind eben so viele schlimme Vorzeichen. Geschieht das Gegentheil, so bedeutet es Glück. Ein reicher indischer Kaufmann kam von Amristar, um mich in Geschäften zu sprechen; er starb zu Loudiana an der Cholera. Seine Diener versicherten mich alles Ernstes, alle Mittel wären wirkungslos gewesen, weil der Kranke bei seinem Einzuge in die Stadt einem Menschen von der Kaste Goudjar mit entblößtem Kopfe begegnet sey.

***) Diebe, welche im Jahr 1819 mir vorgeführt wurden, hatten (ohne Zweifel, um die üblen Vorzeichen zu beschwören) zwei Stücke gefärbter Mousselins zurückgelassen, weil sie,

entfernten Freunde oder einer Pilgerſchaft muß der Mahourat, oder der günſtige Augenblick der Abreiſe oder der Rückkehr durch einen Pandit vorhergeſagt werden; der Pandit wird hiebei durch die Djomers oder Winde, je nach der Richtung, von welcher ſie wehen, geleitet. Um unglückliche Folgen zu vermeiden, welche auf unheilvolle Vorzeichen, oder ſchlimme Träume ſich ereignen könnten, iſt Almoſengeben das beſte Mittel, das bei ſolchen Gelegenheiten von reichen Leuten im Allgemeinen angewendet wird. Dieſer Aberglauben und hundert andere Vorurtheile haben ſich bei den feierlichſten Staatsgeſchäften eingeſchlichen.

Wenn Rundjit Singh eine wichtige Unternehmung vor hat, ſo läßt er gewöhnlich auf den Granth Sohil (das heilige Buch der Sikh's) zwei Zettel legen, auf deren einem das Verſprechen eines glücklichen Erfolgs, auf dem andern der eines ungünſtigen Ausgangs geſchrieben ſteht *). Ein Kind wählt zwiſchen beiden, und welchen Zettel es auch zurückbringt, ſo iſt Seine Hoheit damit ſo zufrieden, als ob er vom Himmel unmittelbar die Antwort erhalten hätte. Die Kenntniß dieſes Aberglaubens iſt nützlich und ſogar nothwendig. Unter verſchiedenen Formen leitet derſelbe im Oriente die Meinungen, die öffentlichen und Privat-Angelegenheiten aller Stände der Geſellſchaft vom Deſpoten bis zum Taglöhner, vom Soldaten auf dem Schlachtfelde bis zum Verbrecher auf dem Schaffotte herab. Für öffentliche Beamten wäre es wahre Pflicht, ſich das Vertrauen und die Neigung der Häuptlinge und des Volkes des eroberten Landes durch Nachgiebigkeit gegen dieſe Sonderbarkeiten und Vorurtheile zu erwerben. Bei Leitung der Angelegenheiten iſt dieſe Kenntniß von größtem Nutzen, um das Volk zu gewinnen und auf daſſelbe zu wirken. Um nicht gegen dieſe Meinungen anzuſtoßen, muß man in allen vorkommenden Fällen mit großer Umſicht, Zartheit und Beurtheilungskraft zu Werke gehen. Gelingt dieß jedoch, ſo iſt es leicht, durch gute Behandlung und eine gewiſſe geſchickte Ueberredungsgabe, den unwiſſenden Menſchen aus ſeinen Irrthümern und alten Gebräuchen zu ziehen, und ihm die Vortheile einleuch-

---

als ſie Karnal verließen, wo der Diebſtahl begangen wurde, einen Schakal zu ihrer Rechten heulen hörten. Die Deſſa ſoul, oder ſchlimmen Tage ſind der Samſtag und Montag, bei Oſtwind; der Sonntag und Freitag, bei Weſtwind; der Dienſtag und Mittwoch bei Nordwind; der Donnerſtag bei Südwind. Weht der Wind von der entgegengeſetzten Seite, ſo ſind es glückliche Tage oder ſiddh djog.

*) Als die Diviſion von Sirhing, die ganz aus Seapay's beſtand, im Jahr 1814 unter dem Kommando Sir David Ochterlony's gegen die Gourkha's marſchiren mußte, verlangte Raud Singh, der accreditirte Agent Rundjit Singh's, der erſte Marſch ſolle an einem Tage des Garrah geſchehen. Man entgegnete ihm, dieß ſey zu frühe; allein er beſtand darauf, daß man wenigſtens das Gepäcke und einige Mannſchaft an dieſem Tage in Bewegung ſetze. Man entſprach ſeinem Wunſche, und die beſtändigen Erfolge, welche dieſe Diviſion in allen ihren Operationen erhielt, wurde weit mehr der glücklichen Wahl der günſtigen Stunde, als der Klugheit und Tapferkeit des Kommandanten, ſeiner Offiziere und Soldaten beigemeſſen.

tend vor Augen zu ſtellen, welche aus den intellectuellen Fortſchritten und den Wohlthaten der Wiſſenſchaft und der Moral erwachſen.

In den Sikh'ſchen Staaten iſt die bürgerliche und Kriminal-Gerichtspflege dem Serdar oder Oberhaupte zugeſchieden. Vergehen gegen Perſonen können wie im Mittelalter durch Geld gebüßt werden. Die Geldſtrafen ſind durch kein Geſetz beſtimmt; in den meiſten Fällen richten ſie ſich verhältnißmäßig nach den Mitteln des Verurtheilten, deſſen Vermögen eingezogen und deſſen Familie eingekerkert wird, um ihn zur Zahlung zu zwingen. Dieſe Geldſtrafen machen einen Theil der Einkünfte des Serdan's aus, und ſind eine fruchtbare Quelle des Reichthums für ſeine Beamten, die oft zu den grauſamſten Mitteln ſchreiten, um unter dem Vorwande angeblicher oder wirklicher Vergehen Geſtändniſſe und Geld zu erpreſſen. Derjenige, welcher ſeinen Prozeß gewinnt, zahlt ein Shouwarona oder Dankgeſchenk; der Verurtheilte erlegt die Strafe oder ein Djarimana. Mit Geld läßt ſich die Juſtiz beſchwichtigen, aber der Arme vermag keine Gerechtigkeit zu erhalten. Derjenige hat die meiſten Ausſichten auf einen glücklichen Ausgang, welcher die beträchtlichſten Geſchenke macht. Im Falle das Recht klar und unwiderſprechlich iſt, zieht man die Sache in die Länge, um die Geſchenke zu vermehren. Alle Offiziere und Beamten in den Diſtrikten folgen dem Beiſpiele des Serdans, bis ſie endlich in ein Bora oder Gefängniß geworfen und genöthigt werden, einen Theil ihres Raubes herauszugeben. Haben ſie die Habgier ihres Vorgeſetzten befriedigt, ſo treten ſie ihr altes Amt wieder an, nachdem ſie einen Schawl als Zeichen der wiedergekehrten Gunſt erhalten haben. Die Todesſtrafe findet ſelten ſtatt. Unverbeſſerliche Verbrecher werden mit dem Verluſt einer Hand, der Naſe oder der Ohren beſtraft. Uebrigens kommt auch dieſe Verſtümmelung ſelten vor, denn ſo oft ein Schuldiger die Mittel beſitzt, zu bezahlen, oder eine hinreichende Caution zu ſtellen, ſo büßt er die größten Verbrechen durch Geld.

Wird ein Daka (Diebſtahl mit Einbruch) oder ein Kazzaki*) (Straßenraub) begangen, ſo wendet man ſich, um Gerechtigkeit zu erhalten, an den Serdan, in deſſen Bezirk das Verbrechen begangen wurde. Wird ſie verweigert, ſo nimmt der Serdan, deſſen Unterthan beraubt worden iſt, ſeine Zuflucht zu dem Wiedervergeltungsrechte; er treibt einige hundert Stücke Vieh hinweg, oder rächt ſich auf andere Weiſe. Dieſe ſummariſche Methode, ſich für alle mit erſchwerenden Umſtänden begleiteten Diebſtähle zu entſchädigen, iſt unvermeidlich in einem Lande, wo kleine Häuptlinge, ihre Beamten und Zemindars ohne zu erröthen den Dieben Schutz gewähren, und an dem Gewinne ihrer ſtrafbaren Induſtrie Theil nehmen.

---

*) Ein arabiſches oder türkiſches Wort; nach dem Dialekt des Penjab heißt es dhaval.

Iſt ein Diebſtahl erwieſen, durch ein Maharkhai (Eingeſtändniß eines der Diebe) oder durch Vorzeigung eines Mouddo (Antheil des geſtohlenen Gegenſtandes), ſo muß der Kläger vorerſt den Tchaharam (oder vierten Theil des Werthes des geſtohlenen Gegenſtandes) als Ehrenſold für den Serdan oder für ſeinen Thanedar bezahlen, ehe er ſeinen Verluſt erſetzt erhält. Ueberdieß ſtipulirt der Mahor-Khai (Dieb, welcher eingeſteht) für ſeine Angabe, daß jede weitere Unterſuchung gegen ihn eingeſtellt werden muß, und ihm von ſeinem Antheil an dem Diebſtahl nichts abgenommen werden darf. Dieſen Antheil müſſen die übrigen Diebe zu gleichen Theilen erſetzen.

Bei einem Viehdiebſtahl iſt es hergebrachte Sitte, daß, wenn die Souraghkadj oder Fußtapfen gegen den Eingang eines Dorfes führen, die Zenindars dieſes Dorfes nachweiſen dürfen, daß dieſe Fußtapfen wieder aus ihren Gränzen hinausführten. Es ſteht ihnen frei, das Dorf durchſuchen zu laſſen, oder den Werth des geſtohlenen Viehes zu bezahlen *).

Die Erbſchafts-Geſetze hinſichtlich des Grundeigenthums ſind in dem Lande der Sikh's theils willkührlich, theils von den Gebräuchen, Intereſſen und Vorurtheilen der Familien abhängig, ſo daß es nicht möglich iſt, dieſelben auf feſte Grundſätze zurückzuführen. Bei den Mandjhis gelten andere Geſetze, als bei den Malwa Sikhs oder Singhs. Die erſtern werden ſo genannt von dem zwiſchen dem Ravi und dem Biah gelegenen Lande, von wo ſie zur Eroberung des Penjabs und der Provinz Sirhind ausgiengen, in welchen ſie ſich vermöge ihres kriegeriſchen Charakters bald feſtſetzten. Die Radjas von Patiala, Djhind und Nuba und der Bhai von Kheithal werden Oberhäupter der Mulwa's genannt. Die drei erſtern waren Abkömmlinge von Phoul, der Tchoudari eines Dorfes in der Nähe von Ballenda war; von dieſen nennt man ſie zuweilen mit dem Collectiv-Namen Phoulkians. Ein Vorfahre des Bhai's von Keithal, der einem ſikh'ſchen Gourou einige Dienſte erwieſen hatte, erhielt den Titel eines Bhai oder Bruders, als Beweis einer beſondern Auszeichnung.

Die Erbſchaft von Grund- und beweglichem Eigenthum geſchieht bei den Mandjhi-Singhs nach der Art Bhaikand oder Tchoundaband. Erſtere beſteht in der gleichen Vertheilung des Bodens, der Lehen und der beweglichen Gegenſtände unter die Söhne. Unter gewiſſen Verhältniſſen erhält der älteſte Sohn einen doppelten Antheil, wie dieß auch im moſaiſchen Geſetze vorgeſchrieben iſt. Der Tchoundaband beſteht in einer gleichen Theilung unter den Müttern für die Knaben, welche ſie geboren haben **).

*) Hume ſagt von den Angel-Sachſen: Wenn ein Mann die Fußtapfen des ihm geraubten Viehes bis in das Eigenthum eines Andern verfolgen konnte, ſo mußte dieſer leztere beweiſen, daß dieſe Spuren wieder aus ſeinem Eigenthum hinausführten, oder den Werth des geraubten Viehes bezahlen.

**) Die Anwendung des Tchoundaband gründet ſich auf das indiſche Geſetz. Beiara ſagt: „Sind mehre Söhne von verſchiedenen Müttern, aber von einem Vater da, ſind ſie der Zahl

Bei dem Tode eines Mandjhi Singh, der keine Kinder männlichen Geſchlechts hinterläßt, haben ſeine Brüder oder Neffen Anſpruch auf die Erbſchaft, in Gemeinſchaft mit ſeiner Wittwe oder ſeinen Wittwen. Nach den Saſtras (wofern man dieſe als Vorſchrift für das öffentliche Eigenthum und die Domänen der Oberhäupter betrachten kann) haben die Anſprüche der Wittwen den Vorzug *). Die Sikh's haben jedoch, um nicht das Geſetz offen zu verletzen, den Gebrauch Karawa oder Tchadar-dala angenommen, der in allen Familien, ausgenommen die Bhai's, beobachtet wird. Der älteſte der Brüder gibt der Wittwe des Verſtorbenen ein weißes Kleid und den Hith oder Ring: dadurch wird ſie ſeine Frau.

Dieſer Gebrauch iſt gemäß dem indiſchen und jüdiſchen Geſetze, und zugleich ein Schutzmittel gegen die Unfügigkeit der Frauen. Wollte man freilich die Wünſche der Wittwe berückſichtigen, ſo würde ſie den Beſitz der Macht und die Reize der Freiheit dem Zwange vorziehen, ihre Rechte einem Schwager zu opfern, und eine ſeiner Frauen zu werden. Allein der Mangel an Beſcheidenheit und Ehrgefühl, welcher dem Charakter der indiſchen Frauen eigen iſt, hat die Männer zu der Nothwendigkeit gezwungen, einen Gebrauch zu adoptiren, dem in den meiſten Fällen ihr Gefühl widerſtrebt.

Sind weder Brüder noch Neffen da, ſo iſt es in den meiſten Fällen Sitte, das geſammte Vermögen unter die Wittwen der Mandjhis Singhs zu vertheilen.

Wittwen dürfen keine Kinder annehmen; die weibliche Linie iſt von allen Succeſſionen ausgeſchloſſen. Durch dieſes Geſetz wird vermieden, daß das Vermögen nicht an eine fremde Familie übergehe.

Die Nachtheile und Mißbräuche, welche bei den Familien der Mandjhis aus der unendlichen Theilbarkeit des Eigenthums hervorgehen, die noch durch den gemeinſchaftlichen Beſitz ſchwieriger gemacht wird, ſind auffallende, mit jedem Tage drückender werdende Uebel, denen nicht ſo leicht abzuhelfen ſeyn dürfte.

Bei den Malwa Singh's beſteht das Recht der Erſtgeburt; den jüngern Söhnen werden Djagirs oder Parzellen von Grundeigenthum zu ihrem Unterhalte angewieſen. Auf dieſe Weiſe wird den Nachtheilen begegnet, welche die Geſetze oder die Sitte bei den Familien der Mandjhis eingeführt haben.

---

und dem Range nach gleich, ſo muß das Vermögen, gemäß den Brihaſpari, unter die Mütter getheilt werden." Sind gleich viel Söhne und von gleichem Range, von einem Vater, aber von verſchiedenen Müttern da, ſo wird das Erbe nach dem Geſetze unter die Mütter vertheilt.

*) In Bengalen und dem größern Theile der Provinzen, welche die Saſtras beobachten, ausgenommen Mithila, iſt die Wittwe von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, und erhält nur eine Penſion.

Die Malwa Singh's, mit Ausnahme der Bhai's, haben den Gebrauch des Karawa angenommen, wodurch ſie den Erbſtreitigkeiten zwiſchen den Brüdern, Neffen und Wittwen des Verſtorbenen zuvorkommen.

Die Bhai's von Keithal haben zwar den Karawa angenommen, nehmen jedoch keine Rückſicht auf die Reclamation der Wittwen; die Rechte gehen auf die Brüder oder Neffen der ohne männliche Kinder geſtorbenen Oberhäupter über. Die Wittwen der Bhai's erhalten einen Djagit für ihren Unterhalt.

Die mohametaniſchen Familien in den Sikh'ſchen Staaten, welche glücklich genug waren, ihr Vermögen und einen Schatten von Macht zu erhalten, verwerfen die Verordnungen ihres Geſetzgebers und richten ſich nach beſondern Gebräuchen. Die Erbſchaft des Grundeigenthums folgte den indiſchen und mohametaniſchen Geſetzen, ſo wie dieſe in dem Shara und Metakshara enthalten ſind.

Nachdem das von den Sikh's eroberte Land auf ſolche Weiſe getheilt ward, wie es noch jetzt beſteht, ward die erſte Eintheilung in Bezirke, wie ſie von den Kaiſern von Delhi angeordnet war, und wie ſie in den Kanoungos oder Geſetzbüchern ſich aufgezeichnet fand, gänzlich aufgehoben; es erhoben ſich heftige Zwiſte hinſichtlich der Gränzen jedes Dorfes, und des unangebauten Bodens. Die Ackerbau treibende Klaſſe begann den Streit, der in den meiſten Fällen zum Ergreifen der Waffen und zum Blutvergießen führte, ehe die Parteien vernommen, und der Streit durch die benachbarten Zemindars geſchlichtet werden konnte, welche mit Abgrenzung des Bodens beauftragt waren und den feierlichen Eid der Unparteilichkeit geleiſtet hatten *).

Jede der Parteien ernannte eine gleiche Zahl von Schiedsrichtern oder Mounſifs, meiſt einen, oft auch zwei bis drei. Dieſe zogen die Sache ganze Monate hindurch in die Länge, denn ſie waren von den Parteien unterhalten und beſoldet, von ihren Vorgeſetzten Freunden und Verwandten geſchmeichelt oder bedroht, von dem Parteigeiſte und der Furcht beherrſcht, und rechtfertigten gewiſſermaaßen das unter ihnen vorbereitete Sprüchwort: pentch men parmeſar. Meiſtens nahm man, um die Zwiſtigkeiten auszugleichen, zu einem der fünf folgenden Auskunftsmittel ſeine Zuflucht: 1) Gleiche Vertheilung des ſtreitigen Territoriums. 2) Die Kommiſſion beauftragte das älteſte und ehrwürdigſte Mitglied, die Grenzen zu ziehen, mit dem Verſprechen, ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. 3) Eine Hälfte der Demarkationslinie ward durch die Schiedsrichter der einen Partei, die zweite Hälfte durch die der andern gezogen. 4) Die Kommiſſion unterwarf ſich in letzter Inſtanz

*) Der den Schiedsrichtern abverlangte Eid war für einen Hindu der Ganga-djab, der Tchour, oder bei der Haut der heiligen Kühe, oder bei dem Haupte ſeines Sohnes. Die Mohametaner leiſteten den Eid auf den Coran, oder auf das Haupt ihres Sohnes. Der letztere ward als der bindendere betrachtet.

einem Greiſe der Nachbarſchaft, deſſen Lokalkenntniſſe und Erfahrung am meiſten Vertrauen einflößten. 5) Zuweilen überließ die Kommiſſion die Theilung der Weisheit einer der beiden Parteien, deren Rechtlichkeit und guter Ruf bekannt waren.

Zwiſtigkeiten hinſichtlich der Grenzen der Dörfer ſind ſehr häufig und führen oft zu ſchwierigen Verwicklungen zwiſchen den Häuptlingen und Bauern der angrenzenden Diſtrikte. Das Recht auf das geringſte Stückchen Land wird mit einem Eigenſinne beſtritten, der in gar keinem Verhältniſſe zu dem Werthe des ſtreitigen Gegenſtandes ſteht. Die Häuptlinge und ihre Unterthanen ſind nichts weniger als gewiſſenhaft hinſichtlich der Gerechtigkeit und Legitimität ihrer Sache. Nach den Begriffen, welche die Sikh's von der Juſtiz haben, reicht es hin, daß eine Reklamation eingereicht werde, um einige Ausſicht auf Erfolg zu erhalten. Ueberdieß haben ſie nichts zu verlieren bei dem Urtheile von Schiedsrichtern, welche kein anderes Intereſſe haben, als ihren Ausſpruch nach den Wünſchen und Bedürfniſſen Derjenigen einzurichten, von welchen ſie gewählt wurden.

Findet bei einem dieſer Grenzſtreite ein Todtſchlag ſtatt, ſo wird er häufig durch die Zemindars mit einer Heirath oder mit Entrichtung einer Summe von 150—200 Rupien oder endlich mit Abtretung von 125 Bigahs Land gebüßt. Im Allgemeinen greifen ſie jedoch zum Wiedervergeltungsrecht, und der Khoun-baha oder Blutpreis erſcheint eine ungenügende Buße, beſonders wenn durch das Verbrechen eine Mutter ihres Lieblingsſohnes, oder eine Frau und ihre Kinder der Stütze des Mannes beraubt worden iſt.

Reklamationen hinſichtlich angeſchwemmter Inſeln und Bänken an Flüſſen, zwiſchen zwei Wohnſitzen werden nach einem Herkommen, genannt Katchmatch oder Kishti banna, entſchieden. Dieſer Gebrauch ſcheidet das Land dem Eigenthümer des Ufers zu, auf welchem ſich die Anſchwemmung gebildet, und von welchem das Waſſer ſich entfernt hat. Bildet ſich eine Inſel mitten in dem Fluſſe, und iſt das Waſſer rings umher tief genug, um Schiffe zu tragen, ſo gehört ſie den Eigenthümern der beiden Ufer. Dieſer Gebrauch iſt nicht nur bei den Sikh's, ſondern überhaupt in ganz Indien eingeführt. Entſchiedene Feindſchaft zweier Häuptlinge hält ſie nur ſelten ab, ſich einem Gebrauche zu unterwerfen, von welchem jeder einen Vortheil erwartet. Die Ströme und Flüſſe ſind in Indien ſo häufigen Veränderungen unterworfen, daß eine Regenzeit wieder einbringt und noch mehr dazu, was man in der verfloſſenen verloren hat. Eben ſo verurſacht auch die Hitze im Sommer, wo die Flüſſe austrocknen, nicht minder häufige Veränderungen in dem Eigenthume.

Die oft mißbrauchte Sitte des Privilegiums der Zemindars, den Lauf der Gewäſſer zu ſtauen, und in künſtliche Kouls abzuleiten, oder Einſchnitt

zu machen, unter dem Vorwande ihr Land zu bewäſſern, erzeugt blutige Streitigkeiten. Das gewöhnliche Reſultat iſt in der Regel ein Vergleich, der für alle Parteien den Genuß der Geſchenke der Natur regelt. Zuweilen kommen bei angränzenden Gütern die Parteien überein, das Waſſer ſtunden- oder tageweiſe, oder nach dem Volumen mit einander zu theilen. Oft nimmt die eine Partei zwei Drittel, die andere ein Drittel in Anſpruch, je nach dem Bedürfniſſe. Die Grundeigenthümer, deren Land an die Berge gränzt, wo die Gewäſſer ihre Quellen haben, reclamiren einen größern Theil des Waſſers, das ſie mittelſt einer Menge geſchickt gezogener Gräben über ihr Erdreich verbreiten. Diejenigen, welche weiter entfernt von den Quellen, und in trockenen Gegenden wohnen, dringen darauf, daß das Waſſer nicht in ſeinem natürlichen Bette geſtört werde, weil es in dieſem Falle zur Bewäſſerung ihres trockenen Landes hinreichen würde.

Es iſt eine bis jetzt noch nicht entſchiedene Frage, bis zu welchem Punkte ein Gutsbeſitzer das Recht hat, einen natürlichen Waſſerlauf zu hemmen, und ſich, zum Schaden ſeiner Nachbarn, den ausſchließlichen Vortheil deſſelben zuzueignen.

Am billigſten möchte es ſeyn, das Waſſer, ſo weit es die Umſtände erlauben, zu theilen, d. h. wenn die höher wohnenden Güterbeſitzer ihr weſentliches Bedürfniß befriedigt hatten, das Waſſer in ſein natürliches Bett zu leiten und den weiter unten wohnenden Gutsbeſitzern zuzuſenden, damit dieſe daſſelbe, theils zur Bewäſſerung ihres Bodens, theils zum Verbrauch für ihre Heerden verwenden. Die Waldbäche ſind des Sommers wenigſtens einen Monat lang ausgetrocknet, während die Flüſſe, welche vom Himalaya herabfließen, unausgeſetzt durch den ſchmelzenden Schnee genährt werden. In Ländern, welche von dieſen Flüſſen nicht berührt werden, iſt der Waſſermangel zuweilen ſo groß, daß ſelbſt Einwohner, welche ſich ganz in der Nähe jener Waldbäche aufhalten, oft nicht genug Waſſer finden, als zu den erſten Bedürfniſſen des Lebens nöthig iſt, während die weiter unten wohnenden unaufhörlich über das gänzliche Verſchwinden des Waſſers klagen.

Nach der Regenzeit werden Schleuſen erbaut, um das Waſſer in gleiches Niveau mit dem Boden zu bringen und die Bewäſſerung zu erleichtern. Unterließe man dieſe nützliche Maaßregel, ſo würde man bald große Räume ſehen, die zum Anbau nicht mehr ſich eigneten. Die Dörfer würden zum Schaden ihrer Eigenthümer entvölkert, die Zemindars in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden. Um dem Unglück vorzubeugen, das aus Waſſermangel in trockenen Landſtrichen entſteht, erſetzt man die Schleuſen durch hydrauliſche Räder von äußerſt einfacher Conſtruction; mittelſt dieſer wird das Waſſer zu einer Höhe hinaufgetrieben, daß es ſich leicht in die Wäſſerungs-Gräben vertheilen läßt. Die Scharras oder Schöpf-Eimer von Leder, welche

durch Ochsen in Bewegung gesetzt werden, sind allgemein eingeführt, um das Wasser aus den Brunnen herauf zu schaffen, und leisten treffliche Dienste. Alle diese Mittel ersetzen jedoch den Nutzen und die Vortheile mit Schleusen versehener Behälter nur unvollständig, besonders wenn es sich darum handelt, das Wasser einige Meilen weit zu leiten. Jeder Koul oder Wässerungsgraben ist eine Art von Kanal im Kleinen.

Die Kinder werden schon in früher Jugend versprochen. Die Heirathsverträge werden von den Aeltern oder nahen Anverwandten geschlossen, wobei sich diese mehr von Geldspeculationen und unlautern Beweggründen, als von dem Wohl ihrer Kinder leiten lassen. Schwierigkeiten bei Ehe-Verlöbnissen finden sehr häufig statt, und nur allzu oft werden in allen Classen der Gesellschaft Ehe-Versprechungen (Nata oder Nisbat) gebrochen. Bald führt eine der contrahirenden Parteien wirkliche oder eingebildete Krankheiten, und körperliche Gebrechen als hinreichenden Grund auf, den geschlossenen Vertrag aufzuheben. Bald ist es ein Flecken, der auf der Familie haftet, oder die Entdeckung, daß das junge Mädchen zwei, drei, bis vier Familien versprochen war, von denen ihre Verwandten Geld, Kleinodien und Gegenstände des Schmucks zu erpressen wußten. Sind beide Parteien Unterthanen eines Serdars, so erscheinen sie vor ihm, worauf er entweder selbst oder durch seine Beamten den Streit schlichtet, oder die Parteien vor ein Pentchayt schickt, dessen Mitglieder derselben Standesclasse angehören, wie die Parteien. Wohnen Kläger und Beklagte in verschiedenen Jurisdictions-Bezirken, und verweigert einer der Serdare die in solchen Fällen übliche Genugthuung, oder verwirft er die Entscheidung der Pendchyats, so schreitet die verletzte Partei zur Selbst-Entschädigung (Gaha); sie nimmt das bewegliche Eigenthum, die Heerden des Gegners und behält sie so lange, bis die Genugthuung erfolgt ist. Meistens rächt sich die andere Partei, und somit erwachsen aus diesem verderblichen System eine Menge Frevel und ernstliche Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit *).

Der Fall ereignet sich häufig, daß ein Vater oder Vormund verurtheilt wird, weil er seine Tochter oder Mündel an einen Mann verheirathete, obschon er sie vorher mit einem Andern verlobt hatte. Der Serdar oder das Pentchyat entscheidet in diesem Falle meistens, daß dem Kläger das Recht zusteht, sich eine andere Frau aus derselben Familie zu wählen; oder, wenn sich keine findet, daß die Verwandten oder Vormünder diejenige, über welche sie pflicht-

*) Es ward eine Klage gegen den Staat Patiala von einem Unterthanen des Radja von Nabah eingereicht, der den Preis eines zu 15 Rupien angeschlagenen Ochsen reclamirte. Allein die Ausübung der Selbstentschädigung hatte die Gesammtsumme bis auf 900 Rupien gesteigert. Zwischen denselben Staaten und unter gleichen Umständen erhob sich eine Reclamation um einen Gegenstand im Werthe von 1 Rupie in einigen Jahren zu einer Summe von 1500 Rupien.

widrig verfügt haben, zu erſetzen ſuchen müſſen; oder als letztes Mittel, zu welchem die verletzte Partei nur ungern greift, daß das von Letzterer ausgebene Geld mit den Zinſen zurückgegeben werden ſoll.

In den Familien der Djats *), ſo wie in einigen niedern Claſſen des Penjabs ermächtigt die Sitte einen Bruder, die Wittwe ſeines Bruders zu heirathen, mittelſt Anwendung des Karawah oder Schadardalna. Die aus dieſer Ehe hervorgehenden Kinder ſind legitim, und zur Erbſchaft beweglicher und unbeweglicher Güter fähig **). Die Wittwe hat die Wahl zwiſchen dem ältern und jüngern Bruder. Das letztere Bündniß wird im Allgemeinen vorgezogen und für ſchicklicher gehalten. Will die Wittwe ſich von dem Vergnügen der Welt zurückziehen, und in dem Hauſe ihres Schmerzes keuſch bleiben, ſo ſteht es ihr frei, dieß zu thun. Es muß übrigens bemerkt werden, daß ein ſolcher Entſchluß ſelten vorkommt, beſonders von Seiten junger Frauen, und daß man bei einer Nation, die wegen ihrer leichten Sitten und geringer Moral bekannt iſt, keinen großen Werth darauf legt.

In Ermanglung überlebender Brüder, ordnet der Sitte gemäß, die Familie ihres Schwiegervaters das Loos der Wittwe; denn von dem Augenblicke, in welchem ſie das älterliche Haus verlaſſen hat, wird ſie als das Eigenthum eines Andern betrachtet und hört auf, einen freien Willen zu haben. Wo die Heirathen auf ſo robe Weiſe geſchloſſen werden, darf man ſich nicht wundern, wenn die ſchwache Bande und niedern Obliegenheiten, welche eine Frau an ihren Mann feſſeln, ihr keine aufrichtige Neigung einflößen. Jeden Tag erſcheinen Frauen vor dem Serdar oder ſeinen Beamten, wegen Verletzung der ehelichen Treue, oder weil ſie ſich durch die Flucht der Reclamation eines Vaters oder einer Schwiegermutter entzogen. Wenn ſie ſich auf das Gebiet eines fremden Serdars begeben, ſo hält es oft ſehr ſchwer, ihre Auslieferung zu erhalten. Freilich führen die Forderungen eines Pentchayts, oder das noch wirkſamere Gewicht der Selbſt-Entſchädigung, wenigſtens die gewünſchte Wirkung herbei, und in dieſem Falle iſt die Unglückliche, wofern ſie nicht in einem Anfalle von Verzweiflung, Opium nimmt, oder ſich in einen Brunnen ſtürzt, in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich einem barbariſchen Geſetze zu unterwerfen, das ſie bei der nächſten Gelegenheit abermals überſchreitet. Ehrgefühl

*) Zwiſchen den Familien der ſikh'ſchen Djats und denen von Alounwala und Ramgarh beſtehen keine Heirathen, indem die letzten Katais und Thokas (Diener und Zimmerleute) ſind, und ſomit einer niedern Rangclaſſe angehören.

**) Der jetzige Radja von Nabah, Djawant Sing und ſechs Serdare von Singhpur ſind auf dieſe Weiſe verheirathet. Rundjit Sing ging noch weiter: er heirathete mittelſt Karawah eine mit ſeinem Vater Maha Sing verlobte Frau und ferner Deia Kaunwar und Ratan Kounwar, die Wittwe Sehab Singh's, ſeines Oheims von mütterlicher Seite.

und Schaam ſind den Djats *) und den niedern Claſſen unbekannte Empfindungen. Sie ſtellen thätige Unterſuchungen an, um ihrer entflohenen Weiber wieder habhaft zu werden, ſie verfolgen dieſelbe ſo lange, als ſie noch etwas dabei zu gewinnen hoffen; ſie ſtreiten ſich ſogar um die Entſchädigung, die ihnen gebührt, wegen der Kinder, die mittelſt Ehebruchs in ihr Haus gekommen ſind; ſo wie ſie ſich die zeitweiſe Abweſenheit ihrer Frauen, und die Unkoſten bezahlen laſſen, welche die Aufführung derſelben veranlaßt.

Schuldner und Bankerutmacher, welche ſich ihren Gläubigern durch die Flucht entziehen, finden Schutz in den benachbarten Staaten. Ihre Auslieferung wird nur ſelten verlangt, und geſchieht dieß auch, ſo wird derſelben doch niemals entſprochen. Man verſpricht, den Schuldner, wenn er Mittel beſitzt, zur Bezahlung anzuhalten, und ſeine Rechnungen durchzuſehen, um ausfindig zu machen, was er ſchuldig iſt. Es geſchieht nicht ſelten, daß eine Deputation aus den angeſehenſten Einwohnern einer Stadt oder eines Dorfes, aus welchem ſich ein Schuldner von ſeinen Gläubigern geflüchtet hat, ſich zu dem Serdar begibt, von welchem der Flüchtige aufgenommen wurde, und mit dieſem einen Vergleich abſchließt, wegen der perſönlichen Sicherheit des Schuldners und ſeiner Rückkehr in den Schooß ſeiner Familie, wofern er etwa dahin zurück zu kehren verlangt.

In den ſikh'ſchen Staaten gibt es keine zur Unterſtützung der Armen beſtimmte Auflage. Der größere Theil der Fakirs gehört zu einem Pant oder einer Secte, und jede Secte hat ihre Tempel, die durch die Eigenthümer der Dörfer (Oudons und Pouras genannt) dotirt ſind, und durch Gläubige, mittelſt Gaben in natura oder in Geld unterhalten werden. In größern Städten ſind durch die Serdare und reicheren Einwohner Hoſpitäler gegründet worden. Man nennt ſie Sada Rirs und alle Fremden werden eine gewiſſe Anzahl von Tagen hindurch unentgeldlich darin verpflegt. Jeder indiſche Tempel hat ſeinen Mahant, oder Vorſteher, dem mehre Tchelas oder Akolythen untergeordnet ſind, welche das Land, Städte und Dörfer durchſtreifen und Almoſen ſammeln, was ihre Haupt-Erwerbsquelle iſt. Uebrigens theilen ſie ihre Vorräthe gern mit andern Fremden oder Reiſenden, welche an ihre Pforte pochen, und in dem Thakour Dwara Unterkunft verlangen.

Die Muſelmänner mit ihren Pirjades erwerben ihren Unterhalt durch ihre Mourids oder Schüler, von denen ſie alle ihre Niaz oder Gaben empfangen, die dieſe aufzutreiben vermögen. Seit dem Verfall der Muſelmänner und der Erhebung der Sikh's haben die Pirjadas wenigſtens die

*) Der alte Serdar Tara Singh Gheiba ſagte oft, daß ein Djat, der wegen irgend eines Verbrechens die Naſe verloren habe, ſich nichts daraus mache, in der Gegend zu bleiben, wo er dieſe Strafe erlitt. Er wollte damit ausſprechen, wie ganz unzugänglich die Djats dem Gefühle der Schande ſeyen.

Hälfte ihrer Dotationen in den Dörfern verloren. Gleichwohl beſitzen ſie noch einen Theil der Ländereien, die ihnen von den Kaiſern von Delhi verliehen worden ſind. Ihr Einkommen und die Gaben der Gläubigen ſind ſo unbedeutend, daß ſie denjenigen Familien, welche den Dienſt in den heiligen Gebäuden verſehen, kein anſtändiges Auskommen mehr gewähren.

In jedem Dorfe beſtehen außer den beſtimmten Abgaben für den Schmied, den Zimmermann, den Wäſcher und Gaſſenkehrer noch beſondere Malha's oder außerordentliche Ausgaben, welche die Bauern zu tragen haben, und die für die Fakirs und wandernden Bettler beſtimmt ſind. Die Pentch oder Orts-Vorſteher, welche den Malha einzuziehen haben, erheben denſelben zweimal des Jahres in Geld. Hiebei finden von Seiten der Pentch mannigfache Unterſchleife ſtatt. Die indiſchen und muhammedaniſchen Fakirs haben ihre beſonderen Wohnungen in den Dörfern, zu welchen einige Stücke Landes gehören, die ſie von den Zemindars als Geſchenke erhalten, welche Letztere überhaupt vielfach für die heiligen Brüderſchaften ſorgen, um deren Segen zu erhalten.

Die Djinſi oder Erndte wird berechnet nach dem Kan (der Schätzung) oder dem Batai (der Probe nach der Ausdehnung des Bodens). Es gehört große Geſchicklichkeit und Uebung dazu, um das Maaß des Getreides zu ſchätzen, das auf einem Felde wächſt. Der Batai iſt eine mühſame und drückende Operation; ſie erfordert die Hülfe von Beamten, welche die verſchiedenen Getreide-Schober beaufſichtigen, die man auf dem Lande findet. Häufig tragen die Bauern während der Nacht dieſelben hinweg; auch Stürme und Regen beſchädigen ſie oft, ehe man Zeit findet, ſie in den Scheunen unterzubringen. Manche Serdare nehmen die Hälfte der Erndte, Andere zwei Fünftheile, wieder Andere, deren Zahl jedoch klein iſt, ein Viertel. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Mohn, ſo wie alle Ländereien, welche mit dem Namen Zabti bezeichnet werden, ſind beſtimmten Abgaben unterworfen, die in Geld erhoben werden.

In den ſikh'ſchen Staaten iſt das Land von Seiten der Städte oder Dörfer in Pattis, Tavafs, oder in Stücke zwiſchen den Pentch und Zemindars abgetheilt, welche dem Sirkar oder Fiscal verantwortlich ſind. In einigen Gegenden, wo es keinen beſondern Serdar gibt, wird der Boden nach der Zahl der Halfaris oder Pflüge geſchätzt. Finden ſich in einem Dorfe fünfundzwanzig Pflüge, ſo wird das Land unter die Aſamis oder verheiratheten Leute zu gleichen Theilen vertheilt. Im Durchſchnitte beſitzen die Pentch's ſelbſt einiges Grundeigenthum, und erhalten fünf Procent von den eingezogenen Steuern, als Beſoldung.

Das Syſtem des Kan oder Batai eignet ſich für die ackerbautreibenden Gemeinden und für die Serdars, welche ihre Soldaten alle Halbjahre in natura bezahlen. Nur ein kleiner Theil des Soldes wird in Geld entrichtet. Man

nennt denſelben Poshaki (Unterhalt). Mit den ökonomiſchen Gebräuchen ſteht dieſes Syſtem im Einklang. Für ein großes, ausgedehntes Reich würde daſſelbe jedoch nicht paſſen *).

Die Haupturſachen der Unterdrückung des Volkes ſind erſtens die Plackereien der Sirai-Djama, oder außerordentlichen Auflagen, welche in jedem Dorfe unter einer Menge von Namen in Gelde erhoben werden; zweitens die unmenſchliche Sitte des Karbegar oder die umſonſt verlangten Frohnen von den Bauern; drittens die Gewaltthätigkeiten, welchen das ganze Volk von Seiten der Soldaten ausgeſetzt iſt, welche in verſchanzten Forts und Thürmen durch das ganze Land verbreitet ſind.

Alle Serdare, ſie ſeyen groß oder klein, üben das Recht aus, den Handel zu beſteuern; es iſt dieß ein durch den Gebrauch eingeführtes Recht. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß dieſe Steuer, obwohl ſie ſich alle zehn bis zwanzig Meilen erneuert, nur unbedeutend iſt. Ein Herkommen, das man Hounda bara nennt, iſt unter dem Handelsſtande verbreitet. Ein Kaufmann vertraut die Führung ſeiner Caravane einem Nanakpoutra an, der ſich anheiſchig macht, ſie gegen eine gewiſſe Summe von Djaghabri nach Amriſtar, der Niederlage der ſikh'ſchen Staaten, zu geleiten. Die Nanakpoutras genießen in Folge der Ehrerbietung, welche ſich an ihre Perſonen, als Nachkommen Nanaks, des Stifters der ſikh'ſchen Secte, knüpft, einer gewiſſen Befreiung von Abgaben und ſind weniger, als Andere, den Plackereien der Douanen ausgeſetzt. Es kann auch ein Bima oder Verſicherungs-Vertrag mit den nouhariſchen Kaufleuten für ganz Indien geſchloſſen werden. Ein Serdar, der ſich gegen die Handelsleute Plackereien erlaubt, läuft Gefahr, einen Theil ſeiner Einkünfte zu verlieren. Die Handelsſtraße würde ſogleich abgeändert und durch den Bezirk eines andern Serdars geführt werden.

Die Frauen der Sikh's beſteigen den Scheiterhaufen mit dem Leichnam ihrer Männer nicht. Eine einzige Ausnahme fand ſtatt im Jahre 1805 in der Stadt Bouriah beim Tode des Serdars Rai Singh. Die Wittwe opferte ſich freiwillig und verweigerte die Annahme des ihr ausgeſetzten Witthums. Gleichwohl beſtehen keine Geſetze gegen die Suttis; ſie werden ſtets als freiwillige Opfer betrachtet, und ſowohl die öffentlichen Beamten als ihre Freunde und Bekannten wenden Alles an, ſie von dieſem traurigen Entſchluſſe abzubringen. Es iſt weder Neigung noch Pflichtgefühl, welche dieſen Selbſtmord herbeiführen; und doch wären dieſe allein im Stande, ihn zu entſchuldigen

*) So oft Rundjit Singh von ſeinen Offizieren beſtürmt wurde, an der Stelle des Pachtſyſtems dasjenige des Kan und des Botai einzuführen, antwortete er, er könne ſeine Zeit und Aufmerkſamkeit nicht darauf verwenden, das Getreide nach den Scheunen bringen zu laſſen.

und dem Aberglauben einen edeln Anſtrich zu verleihen. In den meiſten Fällen iſt es nicht nur die Favoritin, ſondern alle Frauen, welche ſich zu Opfern auf den Scheiterhaufen ihrer Männer darbieten. Doch muß bemerkt werden, daß die Einwilligung des Opfers dieſem meiſtens in einem Augenblicke der Verwirrung und des Uebermaaßes im Schmerze entriſſen wird. Alsbald verſammelt ſich das Volk um das Haus des Schlachtopfers; Geſchrei und Lärm ſteigen immer höher und gönnen der Ueberlegung keinen Raum mehr. Ehre, Furcht, Aberglauben vereinigen ſich, um das Opfer in ſeinem unheilvollen Entſchluſſe zu beſtärken, der eben ſo übereilt ausgeführt wird, als er gefaßt wurde *).

Ueber die in neuerer Zeit unternommenen Reiſen um die Erde.

Das neunzehnte Jahrhundert hat nicht Verzicht geleiſtet auf jene großen Entdeckungen, welche für alle Zweige menſchlichen Wiſſens ſo nützlich waren und auf die Geſchichte der Schifffahrt des verfloſſenen Jahrhunderts einen ſo ſchönen Glanz warfen. Mit merkwürdigem Scharfſinn verſtanden es die gleichzeitigen Schifffahrer, aus der Vervollkommnung der exacten Wiſſenſchaften Nutzen zu ziehen. Blieb auch in der großen Lotterie unbekannter Länder nur noch eine kleine Zahl glücklicher Looſe übrig, ſo gelang es ihnen doch, die Lücken auszufüllen, welche zwiſchen bereits entdeckten Punkten noch beſtanden, die bisher noch unbeſtimmte Lage ſolcher Länder näher zu bezeichnen, und jene Punkte, welche für die Schifffahrt die wichtigſten waren, mit mathemati-

*) Als im Jahr 1826 Ambata in die Hände der Compagnie fiel, faßte die junge Frau eines Brahmanen, untröſtlich über den Verluſt ihres Gatten in fremdem Lande, den Entſchluß, ſich in vollem Schmucke zu verbrennen. Das Volk ſtrömte haufenweiſe herbei in größter Ueberſpannung. Der Mounski, der Tharadar und der Saubadar, drei Hindus der erſten Claſſen nahmen es über ſich, das Opfer zu vereiteln. Ich war damals abweſend. Sie zerſtreuten das Volk und nöthigten die Wittwe, die Antwort auf eine an mich abgeſchickte Depeſche abzuwarten. Die Drohung, die Anſtifter zu verfolgen und einzuſperren, und eine monatliche Penſion von drei Rupien retteten das Opfer. Sie lebt noch jetzt im Schooße ihrer Familie, geehrt als eine Satti, wodurch die allgemein verbreitete Meinung widerlegt ward, als folge Schande und Verachtung der Wortbrüchigkeit. Bei dem Tode des Radja's von Balaspar im Jahre 1824 und Nahan's im Jahre 1827 fand ſich keine Satti. Dieſe Sitte iſt abgekommen, ſeit die ſikh'ſchen Staaten unter engliſchem Schutze ſtehen.

ſcher Schärfe zu beſtimmen. Unſerem Zeitalter war die Ehre vorbehalten, die früheren Entdeckungen näher auszukundſchaften.

Rußland, von dem man es kaum hätte erwarten ſollen, iſt zuerſt in dieſe ehrenvolle Bahn eingetreten. Seit dem Jahre 1804 führte Kruſenſtern die Flagge der Zaaren um die Erde. Zwar hatte ſeine Reiſe allerdings mehr einen politiſchen als wiſſenſchaftlichen Zweck; allein ſein Zögling Kotzebue, der den Rurik befehligte, verfolgte dieſelbe Bahn und ward, glücklicher als ſein Vorgänger, durch die Entdeckung einiger neuen Inſeln für ſeinen Eifer und ſeine Ausdauer belohnt. — Der Krieg zwiſchen England und Frankreich hatte die Anſtrengungen dieſes letzteren Landes gelähmt. Der Frieden von 1814 geſtattete den Franzoſen, ihre militäriſche Thatkraft zum Dienſte der friedlichen Eroberungen der Wiſſenſchaft zu verwenden. Vom Jahre 1819 bis 1833 ſah man die franzöſiſche Flagge unter Freycinet, Duperry und Dumont d'Urville auf der Reiſe um die Erde, wobei ſie den wohlbegründeten Ruf eines Lapeyrouſe und Entrecaſſaux glänzend aufrecht erhielt. — Die Arbeiten mehrer fremden Schifffahrer gehören gleichfalls dieſer für die franzöſiſche Marine ſo ehrenvollen Periode an. Die ruſſiſchen Expeditionen unter Billinghauſen und Kotzebue vermehrten unſere ausgebreiteten Kenntniſſe über das große Weltmeer durch mehre Entdeckungen, wie z. B. diejenigen des gefährlichen Archipels und des Archipels der Carolinen. Einige minder wichtige Inſeln wurden in denſelben Gewäſſern von amerikaniſchen Schifffahrern entdeckt, welche das Intereſſe des Handels mehr als das der Wiſſenſchaft jenen Weg um die Erde führte. Hievon macht die amerikaniſche Fregatte Potamak unter dem Commodore Downes mit Recht eine ehrenvolle Ausnahme, wegen deſſen gelehrten Beobachtungen und hydrographiſchen Arbeiten.

Während dieſer Zeit legten unſere Schifffahrer eine Vorliebe für ſpezielle Richtungen an den Tag. Die Küſten von Afrika, die arctiſchen Meere, die verſchiedenen Archipele des Südmeeres reizten ihre Aufmerkſamkeit. Doctor Wilſon's Reiſe um die Erde bietet ein großes Intereſſe dar, wegen der Sorgfalt, mit welcher er alle Küſten Auſtraliens und insbeſondere die Niederlaſſung am Swan-River unterſucht hat. Wenn ein anderer engliſcher Weltumſegler, Lieutenant Bolman, die Geographie auch nicht mit neuen Ländern bereichert hat, ſo beſchrieb er dagegen die afrikaniſchen Küſten, die Inſel Ceylon, die Küſte Coromandel, Calcutta und Auſtralien und einige Archipele des großen Weltmeeres mit einer Genauigkeit, die um ſo mehr in Erſtaunen ſetzt, da Lieutenant Bolman blind iſt.

Die Reiſe um die Erde des preußiſchen Schiffes Prinzeſſin Louiſe hat, obwohl in einer commerziellen Abſicht unternommen, dennoch in Folge der Arbeiten des Doctors Meyer, des Arztes, Naturforſchers und Geſchichtſchreibers der Expedition, eine reichliche Erndte neuer Thatſachen in Bezug

auf Naturgeſchichte und Geologie gegeben. Die Beſchreibung dieſer erſt vor Kurzem bekannt gemachten Reiſe verdient unſere Aufmerkſamkeit.

Im Allgemeinen ſtellen ſich Thatſachen, welche von Reiſenden verſchiedener Nationen bei ſo entfernten Expeditionen beobachtet werden, unter verſchiedenen Farben dar. Es iſt nicht mehr daſſelbe Criterium, daſſelbe Anſchauungsvermögen, welche wirken. Der engliſche Reiſende beobachtet nicht wie der deutſche; was dem Einen entgeht, wird von dem Andern glänzend herausgehoben. Man glaubt ſich in eine neue Welt verſetzt, wenn man dieſe verſchiedenen Berichte durchliest. Unſere Leſer werden dieſelbe Bemerkung zu machen Gelegenheit haben, bei dem Abriſſe, welchen wir von der Reiſe des Doctors Meyer mittheilen.

„Am 28ſten Juli 1830 Abends um 9 Uhr verließen wir Berlin, begleitet von den zärtlichen Wünſchen unſerer Anverwandten, Bekannten und Freunde. Der Gedanke, alle Regionen der Erde zu ſehen, welche an das ſchöne Eden erinnern, die ſteilen Gipfel der Cordilleren und ihre rauchenden Krater zu erklimmen, die unſchuldigen und einfachen Völker des ſtillen Oceans zu beſuchen, und ſogar in das unermeßliche Reich der Chineſen einzudringen, hatte für uns den größten Reiz. Alle dieſe Ideen und reichen Hoffnungen bemächtigen ſich der Einbildungskraft, ſo daß man erſt im Augenblicke des Scheidens und des letzten Lebewohls den Schmerz fühlt, vermöge des langen Zwiſchenraumes die Bande des Blutes, der Freundſchaft und Zärtlichkeit gewiſſermaßen zu löſen, welche zuſammen den Begriff des Vaterlandes bilden. In ſolchen herben Augenblicken regen ſich traurige Vorgefühle im Herzen, welche ſich nicht leicht beſchwichtigen laſſen. Wir alle verließen unſern heimathlichen Heerd, und in Folge eines widrigen Zufalls fügte es ſich, daß wir auch nicht Einen Brief während der langen Dauer unſerer Reiſe erhielten. Und doch, welche drohenden Unruhen hätten nicht während der Abweſenheit Europa beinahe umgekehrt.“

Die ſentimale Traurigkeit der deutſchen Schiffahrer war kein günſtiges Vorzeichen; ihre Reiſe ward gleich im Anfange unterbrochen. Die Prinzeſſin Louiſe mußte neun Tage lang nördlich vom Kanal von Calais verweilen, und erſt nach manchen Gefahren jenſeits des ſtürmiſchen und treuloſen Kanals war es dem Doctor Meyer vergönnt, wie allen Schiffahrern ſeiner Schule vor und nach ihm, die vulkaniſchen Spitzen der canariſchen Inſeln zu begrüßen. Anfangs fiel ihm die beträchtliche Menge von Sternſchnuppen auf, welche man unter dieſen Breitegraden ſieht, und die häufig einen ungeheuren cometenartigen Schweif haben. Später machte Doctor Meyer eine merkwürdige Beobachtung an dieſen Körpern. Während er zu Pferde an den Abhängen der Cordilleren hinzog, verſichert er, eine Sternſchnuppe geſehen zu haben, welche ſich mit ſolcher Schnelligkeit der Ebene des Horizontes näherte, daß es ſchien, als ſteige ſie aus dem dunkeln Grunde der entfernten

Berge auf. — Nachdem Doctor Meyer die Gewässer von Teneriffa verlassen hatte, fand er das Schiff durch jene Massen von Seegras, welche auf der Meeresfläche schwimmen, und die schon von den Matrosen des Columbus mit Erstaunen wahrgenommen worden waren, umgeben und gleichsam in seiner Bahn aufgehalten. Dieses Gras diente einer Menge sonderbarer Thiere zum Aufenthalt und zur Nahrung, unter andern auch einer Art von Physalia, deren Arme oder Fühlfäden eine Blasen ziehende, heftige Wirkung auf der Haut des Menschen hervorbringen. Doctor Meyer erzählt in dieser Beziehung folgende sonderbare Anekdote:

„Während der ersten Reise der Prinzessin Louise sah die Mannschaft in der Nähe des Aequators einen dieser Physalien von größter Schönheit, die sich am Rande des Schiffes bewegte. Unverzüglich wirft sich ein muthiger, entschlossener junger Matrose in die See, um das Thier zu fangen. Allein dieses setzt sich in Vertheidungsstand und umfaßt den nackten Körper seines Angreifers mit seinen langen Saugewerkzeugen, welche eine Ausdehnung von wenigstens drei Fuß hatten. Der Matrose ward vom heftigsten Schrecken ergriffen und rief um Hülfe. Noch im Wasser fühlte er den brennenden Schmerz, den die giftigen Saugewarzen des Thieres auf seinen ganzen Körper hervorbrachten, und kaum hatte er Kraft genug, um das Schiff zu erreichen. An Bord gebracht, riß man den Physalia los, der sich festgesaugt hatte, und rieb die entzündeten Theile ein; allein der Schmerz und die Entzündung nahmen in einem solchen Grade zu, daß er in ein Fieber mit Irrereden verfiel und mehre Tage in Todesgefahr schwebte."

Nach Maaßgabe, als unser Reisender sich den heißen Breitegraden näherte, zeigte sich das Meer immer bevölkerter. Ganze Haufen Delphinen umschwärmten das Schiff, und selbst die Luft ward durch eine Menge fliegender Fische belebt. Von allen diesen Geschöpfen setzte keines die Offiziere der Expedition mehr in Erstaunen, als jener sonderbare Fisch, dessen Existenz und Instinct von den Naturforschern lange Zeit in Zweifel gezogen wurde, und der gleichwohl den großen Haifischen als Pilot und Lieferant zu dienen scheint. „Der Pilot schwimmt gewöhnlich dem Haifisch voraus. Wir beobachteten drei unbezweifelbare Beispiele dieser Thatsache. Wenn sich ein Haifisch unserm Bord näherte, so hielt sich der Pilot stets in der Nähe seines Rachens, oder er begab sich unter eine seiner Brustflossen. Häufig gewahrten wir, daß der Pilot mit Schnelligkeit rechts oder links schoß, gleichsam als ob er auf Entdeckungen ausginge, worauf er treulich wieder zu dem Haifische zurückkehrte. Eines Tages warfen wir, um uns von der Wahrheit dieser Beobachtung noch mehr zu überzeugen, eine Angel aus, an dem ein dickes Stück Speck befestigt war. Etwa zwanzig Klafter von dem Schiffe befand sich ein Haifisch. Mit Blitzesschnelle schoß der Pilot auf die Lockspeise los; er schien sogar daran zu versuchen und kehrte hierauf zu dem Haifische zurück, dessen Rachen er zu

wiederholten Malen umschwamm, während er das Wasser mit seinem Schwanze peitschte, als wollte er seinem Gebieter das Mahl, das ihn erwartete, verkündigen. Unmittelbar darauf setzte der Haifisch seine schwere Masse unter der Leitung des Piloten in Bewegung, und in wenigen Minuten war der Speck nebst der Angel verschlungen. Ein anderes Mal bemerkten wir einen Piloten, der dem Kiele unseres Schiffes mehre Tage lang folgte. Die Matrosen versicherten uns, es sey dieß ein Pilote, der seinen Haifisch verloren habe, und einen andern aufsuche. Später, in den chinesischen Gewässern gelang es uns, einen schönen Haifisch zu fangen, der von zwei Piloten begleitet war, die ihn nicht verließen."

Diesen merkwürdigen Beobachtungen aus der Naturgeschichte folgt das glänzende Gemälde der Ansicht der brasilianischen Küsten. „Unser Schiff ankerte in der Bucht von Rio-Janeiro, allein die Entfernung und Nebel verdeckten uns das Ufer. Während der Nacht ward der Wind stärker, unser Schiff konnte sich dem Lande mehr nähern und der Stadt gegenüber legen. Die lange Nacht schien kein Ende nehmen zu wollen. Nur mit Mühe konnten wir uns entschließen, uns bis zum Morgen zu gedulden. Endlich brach der Tag an, aber zu unserm Leidwesen zeigte sich an der Küste ein dichter Nebelschleier; über denselben ragte jedoch der Kamm der Gebirge hervor, die mit einem frischen Grün bedeckt waren. Nach Maaßgabe als der Nebel allmählig verschwand, zeigten sich unsern Blicken unzählige lachende Landschaften, bis endlich das ganze Land klar und lebendig vor uns lag. Die Bucht, in deren Hintergrunde die Hauptstadt von Brasilien erbaut ist, bildet einen Circus, der von hohen, mit dichtem Laubwerk bedeckten Bergen eingeschlossen ist. An manchen Stellen tauchen aus den grünlichen Gewässern Gruppen kleiner Inseln auf, deren Hügel mit hohen Palmen bedeckt sind, während den Hintergrund dieses prächtigen Amphitheaters die Stadt einnimmt, die sich über eine Stunde weit ausdehnt. Die unzähligen Kirchen dieser Stadt, ihre Spitzen und Thürme, prachtvolle Klöster, erbaut auf den Bergabhängen, deren weiße Farbe lebhaft gegen den dunkelgrünen Teppich der Pflanzen des Aequators absticht, machen den Anblick von Rio zu einem der schönsten Gesichtspunkte der Welt.

Unglücklicher Weise war der Sclavenmarkt der erste Ort, welchen wir besuchten. Mehre hundert gänzlich nackte Neger waren hier in dunklen und ungesunden Boutiken auf einander gedrängt. Den meisten waren die Köpfe geschoren. In langen Reihen saßen sie auf kleinen Bänken oder auf dem Boden. Die schlechte Nahrung, welche sie an Bord erhalten, und die Entbehrungen aller Art, denen sie unterworfen sind, setzen sie den schrecklichsten Krankheiten aus. Der Scorbut hat die Glasur ihrer Zähne beinahe ganz hinweggefressen, und ihre schwarze glänzende Haut bedeckt sich mit schwammigen Auswüchsen und beißenden Geschwüren. Der gänzliche Mangel aller Haare,

das hagere und jämmerliche Aussehen ihres Gesichtes gaben diesen armen Wesen einen zurückstoßenden Anblick. Da jedoch der Käufer höchlich dabei interessirt ist, daß sie nicht traurig und niedergedrückt aussehen, so gibt man ihnen gewöhnlich aufregende Getränke, ehe man sie auf den Markt bringt. Häufig gehen die Eigenthümer solcher Sclavenboutiken dem Fremden auf die zuvorkommendste Art entgegen, drücken ihm die Hände und preisen ihm die Güte und Frische ihrer Waare. Sofort lassen sie die Neger aufstehen und nöthigen sie, mit der Peitsche in der Hand, ihre Formen und ihre Gelenkigkeit zu zeigen. Wenn jedoch diese eckelhaften Verkäufer von Menschenfleisch entdecken, daß nur Neugier den Fremden herbeigelockt hat, so gibt es keine Art von Schimpfwörtern, die sie sich nicht erlauben, besonders gegen die Engländer, von denen sie behaupten, sie mischen sich in ihre Geschäfte, um sie um ihren erlaubten Gewinn zu betrügen.

Mit Anbruch der Morgenröthe und den ganzen Tag hindurch begegnet man Tausenden von Sclaven, welche in der Stadt umherirren und Arbeit suchen. Am Hafen, in den Straßen kann man nicht einen Schritt thun, ohne von denselben angesprochen zu werden. Diese Schwarzen sind genöthigt, sich selbst zu erhalten und ihrem Herrn jeden Abend eine gewisse Summe nach Hause zu bringen; kommen sie ohne diese Summe, so erwartet sie die Peitsche; gewinnen sie dagegen mehr, als die festgesetzte Summe, so gehört der Ueberschuß ihnen. Während unseres Aufenthaltes zu Rio sahen wir manche Sclaven, welche ihren Herrn täglich einen preußischen Thaler überbrachten. Viele Herren senden ihre Sclaven zur Arbeit in die benachbarten Steinbrüche und Bergwerke. Andere und zwar die meisten schicken sie auf den Insektenfang; dieß ist auch der Grund, warum die schönsten Insekten zu Rio so wohlfeil erkauft werden. Die Gewinnsucht hat sich jedoch auch noch andere Quellen eröffnet. Häufig zieht man die Negerinnen in derselben Absicht auf, wie bei uns die Stuten, um nämlich aus ihrer Fruchtbarkeit Nutzen zu ziehen. Eine schwangere Negerin wird um fünfzig Piaster (250 Fr.) theuerer verkauft, als im gewöhnlichen Zustande. Unmittelbar nach der Geburt entreißt man ihr das Kind, um es zu verkaufen. Sogar die Milch der Negerinnen bildet noch einen Handelsartikel.

Nachdem die Prinzessin Louise sich einige Zeit in Brasilien aufgehalten hatte, umsegelte sie das Cap Horn nicht ohne große Mühe. Doctor Meyer benützte diese Verzögerung, um mitten auf einem gefahrvollen Meere mehre merkwürdige Beobachtungen anzustellen über die Delphinen und den Albatros, jenen berühmten Vogel, dessen Geschlecht die europäische Habgier beinahe vernichtet hat. „Eines Tages," erzählt der Doctor, „harpunirten wir einen schönen Delphin, der zwar stark blutete, uns aber dennoch entschlüpfte. Gleich darauf sahen wir einen ganzen Schwarm von Delphinen über ihren verwundeten Gefährten herstürzen. Was war wohl die Ursache dieser Er-

ſcheinung? — Stritten ſie ſich um das Blut deſſelben, oder kamen ſie ihm zu Hülfe? — Die Entwicklung dieſes Schauſpiels zeigte ſich bald; in wenigen Augenblicken war der verwundete Delphin, von denen, die ihn umgaben, in Stücken zerriſſen. In den Cordilleren hatten wir Gelegenheit über die Albatros eine ähnliche Beobachtung anzuſtellen.“

Es war nicht nöthig, nach den Anden zu reiſen, um ſich von dieſer Thatſache zu überzeugen. Die Raben in Altengland, und ohne Zweifel auch diejenigen aus des Doctors Vaterlande, machen ſich kein Gewiſſen daraus, über einen unglücklichen verwundeten Kameraden herzufallen. Den Albatros anlangend, ſo erhielt der Doctor einen ſehr überzeugenden Beweis von deſſen Gefräßigkeit. In der magellanſchen Meerenge ward einem derſelben der Magen geöffnet, in welchem ſich der Kopf und der Hals eines andern Albatros fand. Wir kehren zum Berichte unſeres Reiſenden zurück.

„Sobald man das Cap umſchifft hat, ſo wird das Meer ruhiger; die ungeſtümen Winde legen ſich, und die Schiffe laufen weniger Gefahr. In der Bucht von Valparaiſo ſcheint es, als habe das Meer ſeine Natur geändert; der Wellenſchlag iſt langſam und gleichförmig, der Himmel rein und der Zug der Luft kaum fühlbar. Nur gegen Mittag rauſchen die Gewäſſer der Bucht auf, während ſie in der Nähe des Schiffes ruhig und durchſichtig bleiben. Abends regt ſich kein Lüftchen, Alles ſcheint in tiefſter Ruhe zu ſchlummern; aber bald weht ein ſehr friſcher Wind von den Gipfeln der Cordilleren herab und belebt die hinwelkenden Kräfte des Menſchen wieder. Nichts kommt der Schönheit einer Sommernacht zu Valparaiſo gleich. Die Ruhe der Natur wird nur noch durch das Geräuſch der Wogen, welche an die Ufer plätſchern, unterbrochen, welches das Echo in der Ferne wiederholt.“

„Um dieſe köſtliche Zeit verlaſſen die Einwohner ihre Häuſer ſchaarenweiſe, um die friſche balſamiſche Luft zu genießen. In langen Reihen bewegen ſie ſich über die Unebenheiten des Ufers, während die lärmende Muſik der fremden Kriegsſchiffe weithin über die Gewäſſer der Rhede erſchallt. Allenthalben herrſcht Leben und Bewegung. Die Märkte ſind mit köſtlichen Früchten und Vorräthen bedeckt, und auf den öffentlichen Plätzen findet ſich das Volk haufenweiſe ein und ſchlägt ſeine Zelte auf, um darunter zu ruhen. Nach Mitternacht erhebt ſich ein ſtärkerer Wind. Leichtes Gewölk wird dichter, ſo daß es bis zu Tagesanbruch den ganzen Himmel verdeckt. Ein dichter Nebel ſchwebt über dem Horizonte und fällt gegen 7 Uhr als ein Duft nieder, der die Wirkung eines ſtarken Regens vertritt. Während dieſer Zeit iſt die Bucht vollkommen ruhig; ſie trägt jene Kryſtallfarbe, welche man in den nördlichen Meeren ſo ſelten gewahrt. Um dieſe Stunde ſtechen eine Menge Schifferbarken in See, die nur mit der Leine fiſchen. Sobald der Nebel gefallen iſt, verſchwinden alle Wolken, welche bisher den Himmel einhüllten; die Sonne erhebt ſich, und bald wird die Luft brennend heiß. Bei Sonnenuntergang

erſcheint der friſche Wind aufs Neue, und auf ſolche Weiſe erfüllt ſich periodiſch der Kreis dieſer Erſcheinungen, welche die Luft der heißen Zone mäßigen.

Chili ſcheint das Lieblingsland der Erdbeben zu ſeyn. In dem Diſtrikte von Valparaiſo wiederholen ſich kleine Erdbeben regelmäßig alle 3 Wochen *). Dann gibt es einen allgemeinen Aufſtand; die Einwohner verlaſſen ihre Häuſer und rufen mit kläglicher Stimme: „Miſericordia, Miſericordia, el temblor!“ In dem Pertido de Copiapo ſind Erdbeben ſo häufig, daß ſie als ganz gewöhnliche Ereigniſſe betrachtet werden. Die Einwohner ſcheinen ſich ganz vertraut mit dieſer ſchrecklichen Geißel gemacht zu haben und bleiben die ganze Nacht hindurch ruhig zu Hauſe, während ihre Häuſer wanken und die Bäume ſich nach allen Richtungen beugen.

Der Anblick der großen Naturerſcheinungen und der üppigen Vegetation der Tropenländer hielten den Doctor nicht ab, zahlreiche Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche zu machen, die er mit Feinheit auffaßt und wieder erzählt. Ehe wir ihm zur Schilderung des geſelligen Tons von St. Jago folgen, einer Stadt, die wenigſtens 60,000 Seelen zählt, wollen wir ein kleines Genrebild mittheilen, wie es ſich ihm auf der Straße nach der Hauptſtadt darbot. „Am Fuße des Berges Cueſta del Prado erhebt ſich das Poſthaus, wo wir anhielten. Wir fanden daſelbſt eine zahlreiche Familie, welche uns empfing, als wären wir alte Freunde. Die jungen Damen hatten ihre ſchönen Kleider nach der neueſten chileſiſchen Mode an und trugen als Kopfputz ungeheure ſeidene Tücher. Nachläßig rauchten ſie ihre Cigarren und ſchlürften hierauf mit ſilbernen Röhren einen Aufguß von Mate (Thee aus Paraguay). Eine derſelben lag auf einem Bette, genau in der Stellung, wie die büßende Magdalena, nur ſchien ſie uns ungleich ſchöner, als alle Magdalenen Raphaels. In dem Saal, in welchen wir geführt wurden, befanden ſich vier große Betten, auf welchen Männer und Frauen lagen und von ihren Strapatzen auszuruhen ſchienen, obgleich ſie den ganzen Tag über nichts gearbeitet hatten. Im ganzen Saale befand ſich nicht ein einziger Stuhl, um ſich zu ſetzen. Die Magdalena bemerkte dieß und lud uns ein, auf ihrem Bette auszuruhen. Rauchen iſt hier das Lieblings-Vergnügen, und mitten durch dieſe dichte Atmoſphäre entſchlüpfen den Damen ihre Witzworte und Ausfälle. Um ſich auf unſere Koſten luſtig zu machen, ließ das ſchöne Mädchen, neben dem wir Platz genommen hatten, ein kleines Thier aus den Falten ihrer Bettdecke hervorſchlüpfen; es war ein Cuy (lepus minimus), ein

*) In dem Kriegsgerichte, das ſich den 19. October 1835 zu Portsmouth vereinigte, um den Kapitain Sigmour der Fregatte Challenger zu richten, welche an der Küſte von Chili Schiffbruch erlitt, wurden einige Notizen des Kapitain Fitzroy verleſen, aus welchen erhellt, daß in Folge des Erdbebens im Februar 1835 die Strömung von der Inſel Moche bis gegen Conception ſich nahmhaft verändert, daß die Inſel St. Maria um 10 engliſche Fuß ſich gehoben hat.

ganz kleiner Haſe von der niedlichſten Geſtalt. Wir wollten ihn auf der Stelle kaufen, aber ſeine ſchöne Herrin ließ ſich durch kein Gebot bewegen. Auch bei einigen andern Gelegenheiten ſuchten wir ſolche kleine Privatlieblinge käuflich an uns zu bringen, aber nie gaben die Damen ihre Zuſtimmung, uns dieſelben abzutreten.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die reiſenden Engländer, welche dieſes Land beſuchten, häufig dieſes liebenswürdige Volk in ihren Tagebüchern auf eine empörende Art dargeſtellt haben. Jene Reiſenden gefielen ſich darin, ihren Haß gegen die Frauen zu erſchöpfen, ſie haben ſogar manche hie und da namentlich bezeichnet, welche Unbeſonnenheit den ſpäter Kommenden theuer zu ſtehen kam. Schon verſchwindet die Sitte, Fremde in die Familien aufzunehmen, allmählig. Die Damen von Chili haben einen wahren Abſcheu vor dem ſteifen Weſen und dem gebieteriſchen Tone engliſcher Beſucher, die ihrerſeits wieder die Offenheit und das Gehenlaſſen der erſtern nicht begreifen können. So ſtellt ſich z. B. der Engländer vor, daß eine Dame, welche ihm Blumen anbietet, ihm beinahe eine Erklärung mache, während dieß zu Chili nichts als eine einfache Höflichkeit iſt, die als Einleitung zur Unterhaltung nach gutem Tone nie fehlen darf.“

Man ſieht, daß der Doctor Meyer ſich den Sitten der Länder, welche er beſuchte, anzuſchmiegen weiß, und daß er weit entfernt iſt von der Anmaaßung, ſie zu reformiren. Gebe Gott, daß ſeine Beobachtungen unſeren Reiſenden von einigem Nutzen ſeyn mögen! Einſtweilen begleiten wir ihn nach Santjago.

„Die Damen von Santjago ſtehen früh auf und begeben ſich hierauf in großer Toilette, d. h. in ſchwarzen Atlaskleidern und blonden Mantillen, in die Meſſe. Ihre Zofen folgen ihnen mit reichen Schemeln nach, damit das Pflaſter der Kirchen die zarten Knie ihrer ſchönen Herrinnen nicht ermüde. Nach dem Gottesdienſte kehren ſie nach Hauſe zurück und nehmen entweder Caffee, Chokolade oder chineſiſchen Thee; der Mate iſt aus allen guten Häuſern verbannt. Die Männer bekümmern ſich nicht viel um ihre religiöſen Pflichten; während ihre Frauen beten, ſieht man ſie nachläßig auf den öffentlichen Plätzen und Märkten umherſpazieren. Nach dem Frühſtücke ſtatten die Damen ihre Beſuche zu Wagen ab; dieſe ſind kleine zweiräderige Cabrioletten, mit Füllungen von Kryſtall, und gezogen von zwei Pferden, auf deren einem der Kutſcher reitet. Es wäre gegen alle Sitte, wenn ſich ein Herr in dieſen Equipagen neben den Damen zeigte. Nach Maaßgabe, als die Hitze des Tages zunimmt, verſchwindet das Leben und die Thätigkeit. Man ſpeist gewöhnlich um zwei Uhr zu Mittag, und nach der Mahlzeit feſſelt die Sieſta, welche bis ſechs Uhr dauert, alle Einwohner an das Bett. Während dieſes Zeitraumes herrſcht tiefes Schweigen in den gleichförmigen Straßen von Santjago. Alle Läden werden geſchloſſen. Man begegnet keiner Seele außer einigen neugierigen Fremden, oder Soldaten, welche auf die Wache ziehen.

Es bedürfte nichts geringeres, als eines Erdbebens, um die Bewohner von Santjago aus der tiefen Lethargie zu reißen, in welche die unerträgliche Hitze, oder vielmehr ihre Gewohnheiten sie begraben haben. In Folge eines eigenen Zufalls zeigte sich dieses schreckliche Weckungsmittel einmal während unseres Aufenthaltes gegen Nachmittags um drei Uhr. Von allen Seiten erscholl der Ruf: Misericordia! un temblor, un temblor. Die geängsteten Einwohner stürzten aus ihren Häusern, theils gar nicht, theils höchst komisch bekleidet, denn die Erdstöße hatten sie mitten in ihrem Schlummer überrascht. — So bald die Hitze nachläßt, werden die Läden wieder geöffnet, die Kaufleute stellen ihre Waaren aus, und die Plätze bedecken sich mit Arbeitern.

Bei Sonnenuntergang erschallen die Glocken, als Zeichen zum Gebet. Alle Häupter entblößen sich, die Männer zu Fuße oder zu Pferde, die Damen in ihren Wägen, machen plötzlich wie vom Schlage gerührt Halt und knien nieder, um während der Dauer eines Augenblicks ihre gemeinschaftlichen Gedanken zum Himmel zu erheben. Während dieses kurzen und pittoresken Gebetes erschallt der harmonische Klang der Glocken bis zu dem Augenblick, wo die Stunde ausschlägt, worauf die lebendige Masse sich wieder in Bewegung setzt. Der Lärm der Menge scheint sich zu verdoppeln, als wolle sie die verlorne Zeit wieder einholen, und von allen Seiten begrüßen sich die Spaziergänger laut mit den Worten: Buenas noches! buenas noches!

Besuche werden von 10 Uhr Abends bis Mitternacht abgestattet. Nie wird man namentlich eingeladen; ist man aber einmal in einem Hause vorgestellt, so hat man eben dadurch die Erlaubniß, wieder zu kommen. In den Gesellschaften sind die Damen stets mit großer Sorgfalt angekleidet; sie tragen natürliche Blumen in den Haaren. Die Unterhaltung ist lebhaft und glänzt hauptsächlich durch Epigramme und eine Menge zweideutiger Scherzreden. Musik, Gesang und Tanz sind jedoch die Hauptbelustigungen der Abendgesellschaften zu Santjago. Man vereinigt sich in denselben wahrhaft, um sich zu unterhalten, und nicht um zu essen und zu trinken, wie in Europa, wo häufig die Tafel mit ihren Freuden den Hauptwitz der Feste bildet. Zu Chili werden in den Abendgesellschaften nur eingemachte Früchte (dulces) angeboten. In den größern Häusern werden die Dulces auf krystallenen Unterschalen präsentirt. In andern Häusern wird nur ein großes Gefäß angeboten, aus welchem sich jeder nach Gefallen nimmt. Häufig bietet man den Damen Blumen an, welche auf der Stelle mit vielem Geschmacke sehr hübsche Sträuße daraus binden und diese unter die Herren vertheilen. Gewöhnlich bleiben die Damen auf ihren Sitzen und beschäftigen sich mit dem graziösen Spiel ihrer Fächer, worin sie es zu einer Eleganz und Vollkommenheit gebracht haben, wovon man bei uns in Europa kaum einen Begriff hat. Es scheint, daß die Handhabung des Fächers von der zartesten Kindheit an die Hauptsache der Erziehung des schönen Geschlechtes in Santjago bildet."

Man ſieht aus dieſen umſtändlichen Details, daß der Doctor Meyer ſich nicht ausſchließlich mit der Naturgeſchichte beſchäftigte, und daß er ſtets als wahrer Philoſoph zu beobachten verſtand. Ehe wir den wiſſenſchaftlichen Theil ſeiner Reiſe wieder aufnehmen, wollen wir noch eines ſeiner Sittengemälde und die hieran geknüpfte Kritik mittheilen, aus welcher auch die Bewohner der großen Städte der alten Welt einigen Nutzen ziehen könnten.

„Ich habe die Bemerkung gemacht," ſagt er, „daß der Luxus die vorherrſchende Leidenſchaft der Frauen in Südamerika iſt. Man kann ſich in Europa keine Vorſtellung von den thörichten Ausgaben machen, zu welchen die Koketterie ſie hinreißt. Weder durch die bewegliche Laune des Geſchmacks, noch durch das Gefühl der Eleganz, weder durch den Wechſel der Kleidungen, noch durch die plötzliche Aenderung der Moden werden die Ausgaben der Damen zu St. Jago zu ſolcher Höhe geſteigert. Ihre Kleidung iſt gewiſſermaßen unveränderlich, ſie hat immer denſelben Schnitt, immer dieſelben Farben. Der Reichthum der Stoffe, die allzuhäufige Erneuerung der Ausſtattung, der Mangel an Ordnung, und vor allem eine unbegreifliche Verſchwendung ſind die Haupturſachen dieſer zweckloſen Ausgaben. Die Frauen von Chili, ſelbſt diejenigen der Mittelklaſſe tragen nie andere Strümpfe und Schuhe, als von Seide. Ihre Kirchentoilette beſteht aus einer Miſchung von Spitzen, von Atlas und von Seide. Sie befeſtigen ihre Haare mit großen Schildkrot-Kämmen, aus den berühmteſten Fabriken Frankreichs und Englands, von denen ſie manchmal aus Eitelkeit zwei bis drei aufſtecken. Selbſt im Innern ihrer Wohnungen ſieht man ſie ſtets mit den reichſten Stoffen Europa's und China's gekleidet. Aus dieſem Grunde unterblieben manche Verbindungen, welche in jeder andern Beziehung glücklich ausgefallen wären. Es iſt dieſer ungemeſſene Aufwand eine tiefe Wunde, welche allmählig das Wohl des Staates untergräbt und jeden Tag weiter um ſich greift. Wollte ich hier der vertraulichen Mittheilungen erwähnen, welche mir von manchen ehrwürdigen Familienvätern gemacht wurden, ſo würden meine Beobachtungen ohne Zweifel großes Gewicht erhalten. Ich ziehe jedoch vor, dieſelben zu verſchweigen. Um dem Uebel abzuhelfen, müßte man darauf denken, gute Mädchenſchulen zu errichten, wie ſie in Europa beſtehen, aber nicht wie das Inſtitut Mora zu Santjago, welches weit entfernt, den Hang der jungen Damen zum Luxus zu bekämpfen, im Gegentheil denſelben zu wecken und zu beleben ſcheint."

Der erſte Berg, welchen Doctor Meyer beſtieg, war der Vulkan von Maipu, der jede Nacht eine unermeßliche Helle von ſich gibt, ohne daß man bis jetzt die Urſache davon entdecken konnte. Wahrſcheinlich liegt ſie in dem weißglühenden Zuſtande des entflammten Kraters. Nach Santjago beſuchte der Doctor Copiapo, einen reizenden Aufenthalt, an den die Natur ihre Schätze verſchwendet hat, doch iſt die Stadt nicht vor Erdbeben geſchützt, ſie ſind

vielmehr ſo häufig daſelbſt, daß ein neues Haus kaum die Dauer von einem Monate hat. Nach der Abreiſe aus Chili durchzog der Doctor mehre Theile von Peru. Im Allgemeinen ſtieß er auf große Schwierigkeiten, um genaue Nachrichten über die metallhaltigen Regionen einzuziehen. So viel ſcheint gewiß, daß das Erzeugniß aller peruaniſchen Minen ſeit der Unabhängigkeit des amerikaniſchen Feſtlandes beträchtlich abgenommen hat. Das Vertrauen fehlt, und ſobald dieſes ſich zurückzieht, folgen die Capitalien von ſelbſt nach. Die einzige Mine, welche man zu Puno ausbeutet, hat einen Engländer zum Pächter. Uebrigens iſt Puno wegen des Reichthums ſeiner Erzadern beinahe eben ſo berühmt, als Potoſi.

Während der Erſteigung der Anden hatte Doctor Meyer viel von einer Art von Lungenübel zu leiden, welches alle Reiſenden in dieſen hochgelegenen Gegend befällt. „Wir wurden," ſo erzählt er, „von einem brennenden Durſte gepeinigt, den nichts zu löſchen vermochte; einige Stücke einer Waſſermelone waren unſere einzige Nahrung, bei der wir uns noch am beſten befanden, während unſere Führer Knoblauch aßen, den ſie mit Branntwein anfeuchteten, wobei ſie behaupteten, dieß ſey das einzige Mittel gegen das oben angezeigte Leiden. Wir ſtiegen lange Zeit bergan und hatten beinahe den Gipfel des Vulkans von Araquipa erreicht; ſchon unterſchieden wir deutlich die höchſten Felſen, als wir plötzlich von dem Sorocco ergriffen wurden. Ein nervöſes Fieber, deſſen Stärke ſich fortwährend vermehrte, verzehrte uns. Die Beengung unſerer Bruſt ward mit jedem Augenblicke heftiger. Dieſe Symptome endigten ſich mit einem plötzlichen Anfall von Ohnmacht und Betäubung, mit Erbrechen und Naſenbluten. Längere Zeit lagen wir auf der Erde unter dem Einfluſſe dieſer unangenehmen Empfindung. Die Ruhe verſchaffte uns jedoch Erleichterung, worauf wir langſam den Berg wieder hinabſtiegen."

Zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung bedienten ſich die Indier dieſes Einfluſſes der hochgelegenen Punkte mit Erfolg, um ſich von ihren Feinden zu befreien. Garcilaſo de la Vega berichtet, daß Diego de Almagro, als er an der Spitze ſeiner Truppen gegen Chili marſchirte, abſichtlich von ſeinen Führern nach den Hochebenen von Tacora geleitet wurde, wo er in kurzer Zeit durch den ſchädlichen Einfluß des Windes und des Sorocco's, 10,000 verbündete Indier, 180 Spanier und eine Menge Pferde verlor. In dieſer ſchrecklichen Lage machten ſich die Soldaten einen Wall aus den Leichnamen ihrer Kameraden, um ſich gegen den mörderiſchen Hauch des Sturmes zu ſchützen.

Den Eindruck, welchen der Anblick der peruaniſchen Anden auf den Doctor Meyer machte, beſchreibt er folgendermaßen:

„Zuvörderſt entdeckten wir den großen Pampa, eine rauhe Küſtenkette, welche den höhern Bergen des Innern zum Wiederlager dient. Der Pampa iſt nichts anderes, als eine koloſſale Anhäufung von Sand, auf welchem weder Pflanzen noch Thiere zu exiſtiren vermögen. Allein wie einförmig dieſe ſandige

Einöde uns auch erschien, so flößten uns doch wenige Gegenstände während des ganzen Verlaufes unserer Reise ein solches Interesse ein. Sobald wir die obere Hochebene der Pampa's erreicht hatten, welche etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, entdeckten wir im Osten die ganze Kette der Cordilleren, deren höchste Pic's mit leichten, weißen Wolken verschleiert erschienen. Nach Maaßgabe, als der Tag vorrückte, strahlte von den Spitzen der Berge ein goldener Reflex hernieder, und ihr ewiger Schnee nahm eine Rosenfarbe an, während unsere aus Reitern bestehende Carawane in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Als die Sonne am Horizonte erschien, beleuchtete sich der westliche Abhang der großen Pampa, auf der wir uns befanden, plötzlich, und große Massen von Duft, welche einem Meere glichen, und die wir für eine unermeßliche See hielten, benetzten den Fuß der Cordilleren, deren höchste Spitze bis in die transparenten Regionen des Himmels sich erheben. Die Spiegelung war so außerordentlich, daß es uns schien, als nähere sich das Meer, und die Spitzen der Berge strahlten aus seinen Gewässern wieder. Bald jedoch machte die höher steigende Sonne alle diese Scheinbilder verschwinden. Die Nebelmassen erhoben sich mit ihr, der Fuß der Berge ward frei, und ihr Gipfel hüllte sich in Wolken, bis endlich die große Kette der Cordilleren ihre düstern und zusammenhängenden Massen unserem Auge darbot.

Es gibt nichts Majestätischeres und zugleich Traurigeres, als der Anblick der großen Pampa, einer unermeßlichen Wüste von Sandhügeln, die sich auf sehr große Strecken ausdehnen. Merkwürdig ist dabei, daß sich die Sand- oder Quarzkörner gleichförmig in kegelartige leichte hohe Aufwürfe von etwa 25 Schritten Grundfläche vereinigen. Wir durchzogen diese Einöde bei Nacht, oder Morgens sehr frühe, um den zurückprallenden Sonnenstrahlen zu entgehen. Um diese Zeit herrscht hier vollkommene Ruhe, später jedoch, wenn die Erde erhitzt ist und eine kalte Luft von den Bergen herabkommt, erhebt sich ein ziemlich starker Wind und wird den Reisenden lästig. Zu welcher Epoche haben sich alle diese Sandhügel gebildet? Ohne Zweifel ist dieß das Werk von Jahrhunderten; auffallend ist es jedoch, daß keiner der spanischen Schriftsteller etwas darüber sagt. Zwar spricht General Miller in seinen Memoiren von Staubwirbeln, welche die Pampa's mit großer Schnelligkeit durchziehen; allein diese Wirbel haben durchaus keine Beziehung zu den Quarzhaufen, von welchen wir oben sprachen."

Doctor Meyer und seine Gefährten bestiegen ihr Schiff wieder zu Islay, einem Hafen der Provinz Arequipa, der im Jahr 1827 eröffnet wurde, und segelten hierauf nach Callao, wo die prächtige Rhede ganz mit Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffen bedeckt war. Der Doctor besuchte die Hauptstadt Lima, wo er die öffentlichen Anstalten in Folge der häufigen Revolutionen in größtem Verfalle fand. Die Verbannung des Herrn Rivero, Directors der peruanischen Minen, scheint von dem nachtheiligsten Einflusse auf die Wissenschaften und die

öffentlichen Sammlungen gewesen zu seyn. Man behauptete sogar, ein Kapitain von der kaufmännischen Marine sey kürzlich mit der Regierung von Peru wegen des Ankaufs der öffentlichen Bibliothek von Lima in Masse so ziemlich übereingekommen. Glücklicher Weise ging der Kauf, wegen einer der hundert politischen Umwälzungen, welche in diesen jungen Staaten so häufig sind, wieder zurück.

Am 21. Mai lichtete die Prinzessin Louise die Anker und nahm ihre Richtung nach den Sandwichs-Inseln. Die Lootsen von Callao hatten bereits das Schiff verlassen, als man die Schaluppe einer Fregatte der vereinten Staaten mit einem Flüchtling anlangen sah, der Allen unerwartet kam. Es war der General Miller, ehemaliger Oberbefehlshaber des peruanischen Heeres, der mit der Administration des Vice-Präsidenten La Fuenta gestürzt ward, und sich nach den Sandwich-Inseln bringen lassen wollte, um weiter von seinen politischen Feinden entfernt zu seyn. Das deutsche Schiff beeilte sich, ihm diesen Dienst zu erweisen, und am 24. Juni befand sich die Expedition dem Berge Mouna Toa, dem großen Vulcan der Insel Owhyee, gegenüber. „Kaum hatten wir vor der Stadt Honoruru, der Hauptstadt dieses Archipels, geankert, als mehre Kaufleute zu uns an Bord kamen, um uns gleich alten Bekannten zu begrüßen. Kurz darauf erhielten wir einen Besuch von Kualzini, dem Gouverneur der Insel Aohou, der für gut gefunden hatte, sich den Namen John Adams beizulegen. Wir erstaunten nicht wenig über den riesenhaften Wuchs und das häßliche Gesicht dieses Mannes; die Dicke seines Körpers belästigt ihn so sehr, daß es ihm unmöglich ist, einen Augenblick aufrecht zu stehen; entweder muß er sich setzen, oder irgendwo anlehnen. Wir mußten ihn mit Seilen an Bord heraufwinden. Auf dem Verdeck angelangt, betrachtete er Alles mit der gleichgültigsten Miene und war beinahe nicht zum Sprechen zu bringen. Sein ungeheures dickes Gesicht, die rothe Haut, die vorspringenden Lippen, die breite Nase, die blutrünstigen Augen machten seinen Anblick zu einem wahrhaft scheußlichen.

Wir hatten bereits länger, als eine Stunde geankert. Die Visitation, die Kaufleute und der Gouverneur waren zurückgekehrt; aber jene zahlreichen mit Früchten und Lebensmitteln beladenen Pirogen, welche ehemals neu angelangte Schiffe umschwärmten, erschienen noch immer nicht. Nur eine einzige Barke mit zwei Indianern zeigte sich in einiger Entfernung. Erst nach öfterem Zurufe näherte sie sich. Die Indianer hatten Cocosnüsse und Melonen an Bord und boten sie uns zum Kaufe an. Wie groß war jedoch unser Erstaunen, als sie hartnäckig auf der Forderung von drei Piastern für drei Melonen und sieben Cocosnüsse beharrten und das Gebot von zwei Dritteln dieser übermäßigen Summe geradezu von der Hand wiesen. Noch hatten wir das Land nicht betreten, noch war uns nichts bekannt von dem Treiben der Missionaire, welche diese Inseln beherrschen; aber schon aus diesem unerhörten Preise der

Lebensmittel konnten wir den Schluß ziehen, daß ſich die Angelegenheiten auf den Sandwich-Inſeln bedeutend verſchlimmert hatten. Jetzt war leider keine Rede mehr davon, ihre Produkte gegen Eiſen oder Glaswaaren einzutauſchen. Geld, gutes ſpaniſches Silbergeld, war das einzige, den armen Inſulanern erlaubte Tauſchmittel.

Die gegenwärtigen Sitten der Bewohner der Sandwichs-Inſeln, die Gebräuche und Etiquette des Hofes, und insbeſondere der Einfluß auf das geſellige Leben, welchen die Miſſionaire bei dieſem Volke ausüben, Alles dieß gibt dem Verfaſſer Stoff zu ſehr intereſſanten Gemälden, von denen wir einige hier im Auszuge mittheilen.

„Unſer erſter Ausgang war dem Beſuch der Stadt Honoruru gewidmet. Von dort gelang es uns, durch Vermittlung eines ſpaniſchen Kaufmanns, dem berühmten Miſſionair Bingham vorgeſtellt zu werden. Indem wir uns ſeiner Wohnung näherten, waren wir Zeugen eines Schauſpiels, das unſere Achtung für die Miſſionaire um vieles verminderte; wir gewahrten nämlich zwei ihrer Frauen in einem leichten, von Menſchen gezogenen Wagen. Vielleicht finden es mehre Leſer nicht ganz paſſend, daß ich einige Züge aus dem Privatleben der Miſſionäre hier zur Sprache bringe, allein ſolche Thatſachen ſcheinen mir wichtig, weil ſie dazu dienen, ihren Charakter kennen zu lernen. Die Miſſionaire der Südſee-Inſeln dürfen nicht mehr als einfache Privatleute betrachtet werden. Ihre Handlungsweiſe hat die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt erregt, die ſie für die Folgen derſelben verantwortlich erachtet. Meiner Anſicht nach haben ſie den moraliſchen Zuſtand und die Wohlfahrt ihrer Inſulaner eher erſchüttert, als befeſtigt. Sie haben die Gaſtfreundſchaft, die ſchönſte Tugend dieſer Naturkinder, verdrängt, und ihre Unbefangenheit, ſo wie den ſorgloſen Frohſinn durch ſtrenge Gewohnheiten und eine Religion erſetzt, von der jene ſich keinen richtigen Begriff zu machen im Stande ſind. Als wir bei Herrn Bingham eintraten, bemerkten wir in ihm ſogleich den ſtolzen Geiſtlichen, der, voll von dem Gefühle ſeiner Macht, ſogar die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit außer Augen ſetzt. Doch war er ſo artig, uns zu erlauben, Alles in Augenſchein zu nehmen, und der Wundarzt der Miſſion erbot ſich, uns zu begleiten; wir hielten es jedoch für angemeſſen, dieſes Anerbieten auszuſchlagen, indem wir es vorzogen, in vollkommener Freiheit den Einfluß der von den Miſſionairen in's Leben gerufenen Einrichtungen zu beobachten.

Kauike-Aouli, der junge König der Sandwich-Inſeln, kam am Abende unſerer Ankunft in ſeine gewöhnliche Reſidenz zurück, und befragte Hrn. Bingham auf der Stelle, wie er ſich zu benehmen habe. General Miller ward noch vor uns dem Prinzen vorgeſtellt, der ſich ſehr eifrig bei ihm erkundigte, welche Geſchenke wir ihm mitbrächten, und hauptſächlich, ob ſich ein Säbel darunter befinde. Von Herrn Bingham zurückgekehrt, ſchickte der König einen ſeiner Diener zu uns, um uns zu benachrichtigen, daß er bereit ſey, den Brief des

Königs von Preußen aus unseren Händen in Empfang zu nehmen. Kapitain Wendt und ich begaben uns sogleich in den Palast Sr. Majestät, in Begleitung eines nordamerikanischen Kaufmanns, der das Amt eines Dolmetschers versah. In einem großen offenen Raume vor dem Palaste des Königs bemerkten wir zwei hübsche kleine indianische Häuser; es war dieß die Wohnung der verwittweten Königin Kaakaumana, der letzten noch lebenden der Frauen Tamameah's. Vor einem der Thore des Palastes standen der König Kauike-Aouli, die verwittwete Königin, und die vier Wittwen Riho-Rihas, des Vaters des regierenden Königs, der zu London starb.

Kauke-Aouli, der jetzt Tamameah III. heißt, ist etwa siebzehn Jahre alt; er ist von mittlerem Wuchse; sein von den Blattern furchtbar entstelltes Gesicht, ist dermaßen von kupfrigen Stellen aufgedunsen, was vom Uebermaaße genossener geistiger Getränke herrührt, daß es schwer ist, sich ein häßlicheres Bild vorzustellen. Weder sein Alter, noch seine Haltung und sein Aeußeres verkündigen den Erben jenes kühnen Charakters, der seinen Vater so berühmt machte. Er trug ein weißes Hemd und weiße Beinkleider, eine bunte Weste und einen weißen Strohhut, den er vor uns abnahm, und in welchen er das Schreiben des Königs von Preußen legte, das Capitain Wendt ihm überreichte. Er blieb stehen während der ganzen Audienz. Obgleich er etwas englisch spricht, bediente er sich doch beständig eines Dolmetschers. Die erste Frage, die er an uns richtete, war die, ob wir die für ihn bestimmten Geschenke bei uns hätten; als er erfuhr, daß wir auch einige für die Königin, seine Gemahlin, mitbrächten, rief er aus: „Es ist Zeit, daß ich mich verheirathe, weil mein Freund, der König von Preußen mir es räth!“ Zugleich empfahl er uns die größte Discretion über die Bestimmung der Geschenke, aus Furcht, sie möchten den Neid der Damen seines Hofes rege machen. Während meiner Unterhaltung bat mich Einer aus dem Gefolge, ich möchte ihm meinen großen, aus Schaafwolle gefertigten peruanischen Hut aufzusetzen erlauben; er schmückte sich damit, was das Gelächter der ganzen Versammlung in hohem Grade, besonders von Seiten einiger Frauen von riesenhaftem Wuchse, erregte, welche auf Matten lagen und sehr begierig schienen, uns zu betrachten. Hierauf wurden wir der verwittweten Königin Kaakoumana vorgestellt. Diese Fürstin war dergestalt in einen chinesischen Schleier eingehüllt, daß wir Mühe hatten, ihre Züge zu entdecken. Anfangs hielten wir sie für ein lebloses Götzenbild, sie zog uns jedoch aus diesem Irrthum, indem sie sich selbst mit den Worten vorstellte: Meine Königin, meine Königin! Vielleicht wollte sie damit sagen, daß sie die legitime Königin, und Kauike nur ihr Schwiegersohn sey. Damit endigte sich unsere erste Vorstellung, und man kam überein, daß die Ueberreichung der Geschenke erst am folgenden Tage in dem Palaste des Königs statthaben sollte.

Am 25. Juni ließen wir die Kiſten an's Land bringen, welche die Gaben des Königs von Preußen enthielten. Die Truppen präſentirten das Gewehr vor uns, und wir mußten durch zwei Reihen eingeborener Soldaten ziehen, welche gleich engliſchen Matroſen gekleidet waren. Wir fanden alle Staatsbeamten in einem großen Saale verſammelt, wo ſie unbeweglich, gleich Bildſäulen an den Wänden ſtanden. Alle auf Oahou wohnenden fremden Kaufleute wohnten der Ceremonie bei. Der König empfing uns ſitzend auf einer Bank; an ſeiner Seite befand ſich John Adams, der Gouverneur. Beide waren nach europäiſcher Art auf die poſſierlichſte Weiſe gekleidet.

Der Palaſt des Königs iſt nach Art der indianiſchen Hütten gebaut, nur iſt er viel größer; im Vergleich mit der Wohnung der Miſſionaire zu Honoruru iſt er nur eine einfache Scheune. Der Palaſt iſt 140 Fuß lang; ein Raum von 120 Fuß bildet ein einziges Gemach, in deſſen Mitte ſich einige Pfeiler erheben, um das Dach zu tragen. Dieſe Pfeiler beſtehen aus Palmenſtämmen, welche mit langem Rohr bedeckt und mit hohem Farrenkraut verziert ſind. Die Rückſeite des Saales iſt durch große Vorhänge geſchloſſen, welche verſchiedene kleine Zimmer bergen, in denen eine Menge über einander gelegter ſehr feiner Matten ein weiches Lager bilden. Zwei Bildniſſe, das eine von der zu London geſtorbenen Königin, das andere von dem jetzigen König, ſind in dem großen Saale aufgehängt; auch ein Gemälde des verſammelten Congreſſes zu Waſhington befindet ſich daſelbſt. Sobald wir in den Saal eingetreten waren, erſchienen die Damen. Die Königin Wittwe trat mit gemeſſenem Schritte und wenig Würde auf; ihr folgten die Schwägerinnen des Königs, die Wittwen von Riho-Riho, die Prinzeſſinnen Kinau, Kekau-Ruohi und Kekau-Onohi; endlich die Wittwe des erſten Miniſters Naraimoku, der ſich den Namen William Pitt beigelegt hatte. Bei ihrem Eintritte boten uns die Damen die Hand zum Kuſſe; die alte Königin benahm ſich überhaupt mit vieler Schicklichkeit. Alle trugen große ſeidene Gewänder, die hoch hinauf gingen, und die man auf der Inſel Miſſions-Kleider nennt; ſie trugen ferner Schuhe und ſeidene Strümpfe und in ihren gelockten Haaren glänzten die prachtvollen Blumen Edwarſia oder Chryſophylla, die erſt kürzlich von Otaheiti eingeführt worden waren.

Sobald die Damen ſich niedergelaſſen hatten, befahl der König, man ſolle die Geſchenke herbei bringen, die Kapitain Wendt und ich dergeſtalt ausgepackt und gelegt hatten, daß ſie die größtmöglichſte Wirkung hervor brachten. Bei dem Anblicke ihrer großen Zahl zeigte die Verſammlung ein lebhaftes Erſtaunen; nur der König betrachtete ſie, ohne ſich zu erheben, mit ſolcher Kälte, daß wir ſogleich merkten, ſie ſey einſtudirt. Die kleinen in Eiſen gegoſſenen Statuen Friedrichs II., des Kaiſers Alexander, Napoleons und Blüchers, erregten große Bewunderung, und der König ließ ſich dieſelben bringen. Eine

vollständige Militair-Uniform, wohl versehen mit Stickereien und Federn, und vor Allem ein glänzender Säbel schien ihm am meisten zu gefallen.

Wir legten den prachtvollen Sattel, den wir mitgebracht hatten, auf ein Pferd, wo er allgemeinen lauten Beifall fand; was jedoch dem Hofe noch mehr zu schmeicheln schien, waren die beiden wohlgetroffenen Bildnisse des Königs von Preußen und Blüchers, um die wir gebeten wurden. Mit gleicher Neugier empfingen sie die Sammlung der Uniformen des preußischen Heeres. Unter Ausrufungen der Freude gingen diese von Hand zu Hand. Unter den für die Gemahlin des Königs bestimmten Geschenken befand sich ein hübscher mit Blumen gestickter Hut nach der neuesten Mode. Sobald dieses Kleinod ausgepackt war, entriß es uns die junge Königin Kinau, welche, ungeachtet ihres Riesenwuchses, für hübsch gelten kann; mit Coketterie setzte sie den Hut auf und empfing die Complimente sämmtlicher Mitglieder der Versammlung. Die Halsbänder in nachgemachten Steinen schienen auch ganz nach dem Geschmacke der Prinzessin zu seyn, indem sie uns auf der Stelle bat, ihre Reize damit zu schmücken. Hierdurch kamen wir nicht wenig in Verlegenheit, weil die Weite der Halsbänder in gar keinem Verhältnisse zu den üppigen Formen der Prinzessin stand. Endlich gelang es uns dennoch, sie zu befestigen. Der König wollte auch nicht zurückbleiben; er legte die preußische Uniform an, allein kaum war der Anzug beendet, als er ausrief: „Da kommen die Missionaire!“ und alsdann begann die arme Majestät sich eiligst auszukleiden. Als er bemerkte, daß seine Schwester sich einiger Garnituren gefärbter Steine bemächtigt hatte, sagte er in rauhem Tone zu ihr: „Diese Kleinodien sind nicht für Dich bestimmt,“ worauf die unglückliche Prinzessin sie nicht ohne Seufzen zurückgab. Das schöne damascirte Tafelzeug, die Seidenstoffe, die Gewänder und Mode-Artikel behielt der König alle für sich und wollte trotz der begehrlichen Blicke der Damen durchaus nichts davon abtreten. Die alte Königin ward beinahe ohnmächtig aus Neid. Zwei Mädchen aus ihrem Gefolge mußten ihr mit Fächern Luft zuwehen, was sie jedoch nicht abhielt, sich eine Metall-Harmonika anzueignen und auf derselben sogleich eine Probe ihres musikalischen Talentes abzulegen. Sobald wir unsere sämmtlichen Geschenke übergeben hatten, beeilten wir uns um somehr, uns zu beabschieden, da man nach einer vierstündigen Dauer der Ceremonie während einer drückenden Hitze uns nicht die geringsten Erfrischungen hatte reichen lassen. Der König ließ uns sagen, die Missionaire hätten ihm diese Artigkeit verboten.

Unsere Geschenke schienen den größten Eindruck auf den König und sein Gefolge zu machen, obgleich Alle eine große Gleichgültigkeit affectirten, in Folge der Rolle, welche die Missionaire ihnen einstudirt hatten. Der König versicherte uns, es sey schimpflich für ihn, daß er dem Könige von Preußen nur einen Mantel von Federn gesendet, und dafür so viele kostbare Gegenstände empfangen habe. Die Ursache dieses Austausches verdient erwähnt zu

werden. Bei dem ersten Aufenthalte der Prinzessin Louise zu Honoruru entbrannte König Kauike, nachdem er die Thaten der Preußen gegen Napoleon erfahren hatte, in lebhafter Begeisterung für den Fürsten Blücher und legte ein heftiges Verlangen an den Tag, dessen Bildniß zu erhalten. In dieser Absicht bot er dem Könige von Preußen einen Feder-Mantel von glänzenden Farben dar, welches Geschenk durch die Uebersendung all' der schönen Dinge erwidert wurde, welche wir Sr. Majestät von Sandwich überbrachten.

Die Gelehrten der Prinzessin Louise und in'sbesondere der Doctor Meyer beschränkten sich auf diese offiziellen Audienzen; sie durchstreiften die Insel, studirten die merkwürdigsten Lagen und Erzeugnisse derselben, maßen die Höhe der Berge und stellten mehre meteorologischen Beobachtungen an. Während dieser verschiedenen Arbeiten hatten sie Gelegenheit, einige von den tausend Sonderbarkeiten der von den Missionairen auf den Sandwich-Inseln eingeführten politischen Einrichtungen kennen zu lernen, von denen wir nur ein Beispiel anführen: Der Doctor und seine Gefährten waren eines Sonntag-Morgens zum Botanisiren ausgegangen. Von einem plötzlichen Regen überfallen, sahen sie sich genöthigt, eine Zuflucht gegen das Wetter zu suchen. Von Anstrengung erschöpft, verlangten sie von den Insulanern, die sie aufgenommen hatten, ein warmes Frühstück. „Der Gebrauch warmer Nahrungsmittel ist uns am Sonntage untersagt," antworteten treuherzig die Insulaner. Der Doctor fand es höchst lächerlich, den Menschen der Wohlthaten der Natur zu berauben, ließ sich Holz herbeischaffen, und bereitete sich seinen Kaffee auf gewöhnliche Weise. Sobald die Indianer das Feuer knistern hörten, stießen sie ein Freudengeschrei aus, nährten das Feuer, so gut sie konnten, und bekümmerten sich nicht weiter um das Interdict der Missionaire, ja sie tadelten sogar laut das Verbot derselben, das sie zwang, am Sonntag kalt zu speisen. Uebrigens ist auf allen Sandwich-Inseln die Haltung des Sonntags strenge angeordnet. Man zwingt die Bewohner, dem Gottesdienste zweimal anzuwohnen. Bis zu Sonnenuntergang sind alle Vergnügungen untersagt, ebenso auch jeder Spaziergang zu Fuß oder zu Pferde. Das Sonderbarste ist jedoch, daß diese Verordnungen auch auf Fremde ausgedehnt werden. Während das preußische Schiff hier vor Anker lag, verlangte der Kapitain Wendt eines Tages von der Regierung die Erlaubniß, sich seinen Gefährten, welche botanisirten, anschließen zu dürfen, und wie geschickt er es auch angriff, die Erlaubniß ward ihm bestimmt verweigert.

Nach Maaßgabe, als die Civilisation sich auf den Sandwichs-Inseln verbreitet hat, ist die alte Gastfreundschaft der Indianer immer mehr verschwunden. Kein Zeichen der Zuvorkommenheit von Seiten der Bewohner ist mehr sichtbar. Der König selbst machte weder dem Kapitain, noch dem Doctor Meyer, noch den Offizieren der Expedition irgend ein Geschenk. Indessen hielt es der Kapitain Wendt für seine Pflicht, den König Kauike und seinen Hof

an Bord ſeines Schiffes einzuladen. Das Auffallendſte war bei dieſer Gelegenheit, daß der König ſich von mehren Dienern, welche nach Landesart bereitete Speiſen trugen, begleiten ließ, nicht etwa, um die Gäſte daran Theil nehmen zu laſſen, ſondern zu ſeinem eigenen Gebrauche. Der König erſchien in der preußiſchen Uniform, jedoch ohne den Säbel, den Federbuſch und die Sporen, gegen welche profanen Gegenſtände die Miſſionaire nachdrücklich proteſtirt hatten. So oft eine neue Speiſe aufgetragen wurde, verfolgten ſie dieſelbe mit den Augen, baten ihre Nachbaren um ihre Zubereitung und aßen dann, bis nichts mehr übrig war. Von dem Weine und den gebrannten Waſſern genoſſen ſie nur mäßig, obwohl ſie beide gut zu führen verſtanden.

Die Beobachtungen der Gelehrten des preußiſchen Schiffes hinſichtlich der natürlichen Erzeugniſſe des Archipels der Sandwich-Inſeln ſind ſehr mannigfaltig, und enthalten mehre für die phyſiſche Geographie wichtige Reſultate. Es ſcheint, die Botaniker der Expedition brauchten ſich nur zu bücken, um neue Species aufzuleſen. Es iſt auffallend, daß die Natur bei der Vertheilung ihrer Geſchöpfe ſich ſo zu ſagen an gewiſſe Localitäten gebunden und ſich ſelbſt gewiſſe Gränzen vorgeſchrieben hat. So wimmeln z. B. Braſiliens Wälder von häßlichen Amphibien und von unzähligen Inſectenarten, während auf Oahu, ſo wie auf den andern Inſeln dieſes Archipels die Inſecten äußerſt ſelten ſind. „Vergebens unterſuchten wir beide Seiten der Blätter, vergebens ſchüttelten wir die Zweige der Bäume mit größter Heftigkeit, kein Inſect fiel herab, nur Schnecken fanden wir von ſchöner grüner Farbe in großer Menge, allein ſobald ſie ſtarben, verloren ſie dieſe Farbe, ein Beweis, daß ſie nur von der grünen Subſtanz der Blätter herrührt.“

Doctor Meyer verließ dieſe Gegenden erſt, nachdem er die ſchönen Beſitzungen eines Spaniers und ehemaligen Miniſters Tamaneah's I., Don Francisco de Paulo Marini beſucht hatte, den man als den Wilhelm Penn dieſes Archipels betrachten kann. Ohne eine glänzende Erziehung erhalten zu haben, aber mit einem offenen Herzen begabt, führte dieſer nützliche Bürger auf den Sandwichs-Inſeln die vortheilhafteſten Pflanzen aller Welttheile ein. Er war der Erſte, der den Palmbaum von Guatimala, die Caffeeſtaude, Limonen, Orangen, Tamarinden, Ananas und die ſchöne Purpurtraube hieher verpflanzt hatte. Die Indigopflanze ward durch Herrn Ferrière nach Sandwich gebracht. Auffallend iſt es, daß die Miſſionaire ſich dem allzu häufigen Anbau des Indigos, des Zuckers und Kaffees widerſetzt haben. Doctor Meyer ſchreibt dieſes Benehmen der Unwiſſenheit, ihrer mangelhaften Erziehung und ihren geringen Kenntniſſen über die wahren Grundſätze der politiſchen Oeconomie zu. Sie hätten ein Beiſpiel nehmen können an dem Spanier Marini, der ſeinen eigenen Vortheil nicht vergaß, während er den Inſulanern weſentliche Dienſte leiſtete. Doctor Meyer ſchildert die ſchlechte Adminiſtration und den übeln Einfluß der Miſſionaire offen. Er ſchöpft ſogar aus der ſcandalöſen

Chronik der Sandwichs-Inseln und erwähnt sehr erschwerende Gerüchte, welche auf ihre Rechnung im Umlauf sind, wobei er seine Philippica mit folgenden Worten schließt: „Da diese Insulaner mit den glücklichsten Anlagen begabt, und noch sehr wenig civilisirt sind, so stehen ihre Gemüther allen Eindrücken offen. Ehemals ließen sie sich von ihren Priestern auf den Altären ihrer Götzen schlachten, heutzutage lassen sie sich bis auf den Tod geisseln, um die unbedeutendste Lüge zu büßen. Möchten doch alle Lügen, welche die Missionaire ihnen aufgehängt haben, eines Tages mit minderer Strenge bestraft, und alle Fehler, die sie ohne üble Absicht begingen, ihnen gänzlich vergeben werden."

Es scheint, daß die Missionaire zur Zeit der Anwesenheit der Prinzessin Louise, obwohl ihre Wohnungen denen der Einwohner, ja selbst denen der K. Familie überlegen waren, sich ein neues Haus aus Stein erbauten, ein Luxus, den man auf der Insel nicht kannte. Ihre Häuser haben gefirnißte Parketböden und schöne Möbeln; sie sind mit hübschen Gemälden verziert und haben sogar elegante Flügel für die Damen.

„Wer verschaffte den Missionairen," so fragt Doctor Meyer, „die äußerst arm auf der Insel anlangten, die nöthigen Mittel, um sich alle diese Annehmlichkeiten eines bequemen Lebens anzuschaffen? — Ich will schweigen von den Summen, welche, wie die Sage geht, von jenen Herrn gesammelt und nach den vereinten Staaten geschickt worden seyn sollen; nur das läßt sich folgern, daß jene Summen von dem Volke erpreßt wurden, zu dessen Unterrichtung und Bekehrung die Missionaire abgeschickt wurden."

Es scheint indessen, daß das theocratische Joch, welches auf den Sandwich-Inseln lastete, durch den im Juni 1832 erfolgten Tod der verwittweten Königin Kaakoumana einen starken Stoß erlitten habe. Sobald sie die Augen geschlossen hatte, verschwand die puritanische Strenge, der König ward unter dem Namen Tamameah III. gekrönt, und in dieser Eigenschaft von der englischen Regierung anerkannt. Dieser Fürst beeilte sich, den größern Theil der kostspieligen Gesetze der alten devoten Königin aufzuheben; er gab den Insulanern ihre alte Spiele und Lieblings-Belustigungen wieder zurück; er rieth allen seinen Unterthanen, die Kirche zu besuchen, gab ihnen das Beispiel, aber er zwang Niemand dazu; endlich wurde von der Regierung dem Volke erlaubt, am Sonntag, wie an andern Tagen, Warmes zu essen. Tamameah III. hat sich als ein philosophischer König benommen.

Das preußische Schiff verließ die Sandwich-Inseln am 22. Juli 1832, um die Philippinen und Canton zu besuchen. Vielleicht werden wir in der Folge auf die Reise-Skizzen des Doctors Meyer über die Civilisation und die Natur des weiten chinesischen Reiches zurückkommen.

Missionairreise nach der Nordostküste von China.

Die Londoner Missionair-Gesellschaft beschloß den Versuch zu machen, das Christenthum und die heilige Schrift auf der Küste von China zu verbreiten, und verwandte zu diesem Zwecke Herrn Medhurst, der die letzten achtzehn Jahre seines Lebens der chinesischen Mission in Batavia und an andern Orten im indischen Archipelagus gewidmet und sich Kenntnisse von verschiedenen Dialekten der chinesischen Sprache erworben hatte. Dieser ehrenwerthe Mann langte demnach am letzten Juni in Canton an, konnte aber kein Schiff für seine Zwecke bekommen, bis er endlich im August die amerikanische Brigg Huran auf drei Monate miethete. Es war dieß ein Schiff von 211 Tonnen, mit einer Equipage von zwölf Mann, bewaffnet mit zwei Kanonen. Einige Säcke Reis wurden an Bord genommen, um sie zu verkaufen oder nicht zu verkaufen; die Ladung bestand aber aus 20,000 Bänden Büchern über theologische Gegenstände; einige Abschriften der Bibel mit einbegriffen. Herr Medhurst nahm einen Amerikaner (einen Missionair, wie wir glauben) Namens Stevens mit sich, der dem Chinese-Repository eine Abschrift seines Reisetagebuches geliefert hat, wovon Folgendes den Hauptinhalt bildet.

Das Fahrzeug segelte am 16. August von Cum-sinp-moon ab, umschiffte vierzehn Tage, nachdem es aus der Lima-Straße gekommen war, die östliche Spitze des Shan-tung-Vorgebirges, welche 37° 25′ nördl. Br. 122° 45′ östl. Länge liegt, und ging in dem trefflichen Hafen von Wei-han-wei 37° 50′ nördl. Br. 122° 12′ östl. L. vor Anker, an welchem Orte das Werk beginnen sollte. Man erblickte weder ein Segel, noch irgend eine Bewegung, nur einige geladene Böte sah man von der Insel Lew-kung-taru (welche den Hafen im Norden und Nordosten beschirmt) gegen die Stadt Wei-hae absenden. Um allen Verdacht abzuwenden, der durch die Erscheinung eines auswärtigen Schiffes erregt worden seyn möchte, landeten die Missionaire in einem Dorfe auf der Insel. Die meisten Leute flohen vom Ufer; nur einige von den ältesten und kühnsten blieben, und luden Herrn Medhurst, als sie sich von ihm in ihrer Sprache anreden hörten, mit seinem Gefährten in ein Haus ein, weil eben ein starker Regen fiel. Als man ihnen den Grund des Besuches genannt hatte, nahmen sie vorsichtig eine oder zwei Abschriften der Bücher an, wobei sie vorgaben, wenige von den armen Leuten könnten lesen. Das Haus war wie die andern von Granit gebaut und mit Schief gedeckt; es hatte weder Estrich noch Sitze, ein Bett ausgenommen, neben welchem sich die

Feuerstelle befand. Bald war es mit Menschen gefüllt, die sich in keiner Beziehung unhöflich benahmen.

Am Nachmittage des nächsten Tages (den 12. September) kam ein Boot zur Brigg mit drei Schiffsoffizieren und ihrem Gefolge, um Herrn Medhurst um seinen Namen, sein Land und die Absicht seiner Reise zu befragen. Er theilte ihnen mit, er sey gekommen Bücher zu vertheilen, welche die Religion Jesu lehrten, mündliche Belehrung über das Christenthum zu geben und den Kranken Heilmittel zu bieten. Sie fragten nach den Büchern, nahmen eine bedeutende Anzahl davon mit, und sagten, der oberste Beamte von Weih-hae sey nur durch das schlechte Wetter abgehalten worden, seine Aufwartung zu machen.

Als die Witterung am folgenden Tage freundlich wurde, so schickte sich die Gesellschaft zu einem zweiten Besuche an der Küste an. Man versah sich mit einer Anzahl von Büchern und dem Arzneikasten, und wandte sich westlich nach einem entfernten Dorfe, das man für Wei-hae hielt. Man gab Bücher an Bord der Junken *), an denen man vorüberkam, und landete inmitten einer Volksmenge, unter welche man alsbald Bücher zu vertheilen begann. Ein Offizier, der die Gesellschaft begrüßt hatte, so lange sie sich im Boote befand, suchte nun ihr Fortschreiten zu verhindern, zuerst durch Bitten, dann dadurch, daß er Herrn Medhurst an den Armen ergriff. Man drang indessen vor, bis man zu dem Dorfe gelangte, wo der Oberoffizier (welcher einstweilen zum Besuche nach der Brigg abgegangen war), nachdem er von seinem Junk an das Land gestiegen, die Angekommenen empfing. Er trug einen blauen Knopf und war ein Tsang-tseang oder Unter-Oberster. Einer seiner Lieutenants, der Hauptsprecher, fragte mit aufgebrachter Miene und zorniger Haltung, woher man komme und was man für ein Geschäft habe. Herr Medhurst antwortete, er sey ein Engländer und in der Absicht gekommen, durch Vertheilung von Büchern und Arzneien Gutes zu wirken. Der Offizier verlangte nun, sie sollen an Bord eines Junks gehen, wo man mit ihnen über den Gegenstand verhandeln wolle, Herr Medhurst bestand vorerst aber auf einem Spaziergange durch die Stadt. Die Offiziere stellten sich hierauf vor die Gesellschaft und behaupteten, die Gesetze des himmlischen Reiches verböten Fremden, dasselbe zu betreten. Herr Medhurst bemerkte dagegen, diese Gesetze können sich nur auf Feinde beziehen, und nicht auf ihn und seine Gefährten, die in guter Absicht gekommen seyen; er schlage ihnen deshalb vor, die Sache bei einer Kanne Thee näher zu erörtern. Der Oberoffizier aber trug, gegen den Rath des Lieutenants, darauf an, man möge sich in den zunächstliegenden Tempel begeben, wohin sich sofort die ganze Versammlung verfügte. Als man aber den Tempel erreicht hatte und Herr Medhurst und seine Gefährten keinen

*) Kleine chinesische Schiffe.

Menſchen trafen, der ihnen ein Hinderniß entgegenſetzte, ſo beſchloſſen ſie jetzt hier nicht ſtille zu ſtehen, ſondern wanderten über Berg und Thal vorwärts, bis ſie am Ende eine Anhöhe erreichten, welche eine weite Ausſicht über das Land und den Meerbuſen von Chih-le bot. Dann kehrten ſie zum Tempel zurück, wo die Offiziere ihrer harrten. Es war ein reinlicher, der Himmelskönigin geweihter Bau. Die Offiziere empfingen die Geſellſchaft ſtehend und boten Herrn Medhurſt den oberſten Platz an. Man brachte Thee herbei, der Zweck des Beſuches wurde abermals erörtert und hiezu eine kurze Auseinanderſetzung der Hauptlehren der heiligen Schrift gegeben. Die Offiziere gingen mit aller Artigkeit zu Werke; ſie ſagten, ſie ſeyen von der freundlichen Geſinnung der Beſuchenden verſichert; aber ihren Befehlen zufolge könnten ſie keinen Umgang mit dem Volke geſtatten; aus keinem anderen Grunde widerſetzten ſie ſich der Vertheilung der Bücher, die ſie geleſen, denn wenn ſie ſich in manchen Beziehungen von ihren eigenen claſſiſchen Werken unterſcheiden möchten, ſo enthielten ſie doch vieles Gute. Sie boten Unterſtützung an Mundvorrath an, was man aber ablehnte. Herr Medhurſt erklärte, er ſey nicht zum Handel gekommen, welchen man, wie er wohl wiſſe, auf Canton beſchränkt habe, und wenn die Regierung wirklich ſo thöricht ſeyn könnte, gute Menſchen von einer Unterredung mit ihren Mitgeſchöpfen abhalten zu wollen, ſo hielten wir es gegen alle ſolche Verbote für Pflicht, eher Gott als den Menſchen Folge zu leiſten. Auf dieſe Erklärung erhielt man einige höfliche Redensarten zur Antwort, wonach ſich die Verhandlung ſchloß.

Die Volksmenge hatte nun beträchtlich zugenommen; ſobald man wieder zum Geſtade gelangt war, beſchloß man einige Bücher unter das Volk zu vertheilen. Man brachte einen Korb voll aus dem Boot, ein Offizier aber befahl ihn wieder zurückzunehmen; man hatte denſelben indeſſen nicht ſobald geöffnet, als ſich das Volk darüber herſtürzte und gegen die Polizeiverordnung ſich der Bücher bemächtigte.

Am Nachmittag deſſelben Tages landete man mit einem neuen Büchervorrath an der Inſel Lew-kung-taou, wo man auf kein weiteres Hinderniß ſtieß. Man ruderte wieder über den Meerbuſen, legte abermals am Feſtlande an, begab ſich nach einem Dorfe, wanderte von Haus zu Haus, vertheilte Bücher und ließ ſich in vertrauliche Geſpräche mit den Bewohnern ein. Schüchtern entfernten ſich die Weiber; zuweilen aber mußten ſie ſich auch auf Befehl der Männer in das Innere der Wohnungen oder auf die Felder begeben.

Baumgruppen bezeichneten die Dörfer in Schan-tung. Viele Berge waren angebaut, und beinahe alle mit grünem Raſen bedeckt. Die Dörfer liegen in den fruchtbaren Thälern zwiſchen den Hügeln dieſes ſehr bergigen Landes. Die Häuſer ſtehen nie allein, ſondern ſie ſind in Klumpen von 25 bis 500 zuſammengebaut.

Durch die günstige Stimmung des Volkes ermuthigt, beschlossen die Missionaire die Südseite des Hafens zu besuchen, wo sie zahlreiche Dörfer unterscheiden konnten. Begleitet von einem einzigen Matrosen, welcher die Bücher tragen mußte, landeten sie an einer kleinen Anhöhe, auf welcher ein Wachthurm stand, und begaben sich geraden Wegs nach dem nächstgelegenen Dorfe. An einer öffentlichen Dreschtenne begegneten sie einer bedeutenden Anzahl von Menschen, den Schulmeister an der Spitze, denen sie ihre Sendung verkündeten und Bücher übergaben, welche auch gerne angenommen wurden. Wie sie über die Hügel nach andern Dörfern wanderten, wurden sie von den emsig mit dem Ackerbau beschäftigten Landleuten freundlich begrüßt und auf die rechten Wege geführt. Bald war der Vorrath erschöpft, und man mußte nach dem Boote senden, um noch eine Anzahl kommen zu lassen. In diesen zwei Tagen vertheilte man 1000 Bände von je hundert Seiten. An einigen Orten nahm man sie mit argwöhnischen Blicken an; an andern zeigten die Leute eine solche Begierde danach, daß sie die regelmäßige Vertheilung nicht abwarten wollten. „Zuweilen," sagt das Tagebuch, „fanden wir sie ganz heißhungrig nach Büchern, zuweilen fürchteten sie sich, überhaupt nur eines anzunehmen. In einem von den Dörfern entsprang die Gier des Volkes nach Büchern nicht aus der Werthschätzung derselben, insoferne sich die Wahl einzig nach den Farben der Decken bestimmte."

Während der Abwesenheit der Missionaire besuchten die Brigg zwei Junken mit vielen Soldaten, da sie aber aus einer Charte, die Herr Medhurst am Bord gelassen hatte, ersahen, daß er sich nach der Küste begeben hatte, so begnügten sich die Offiziere, die sich überhaupt sehr freundlich benahmen, Alles auf dem Schiffe zu untersuchen und einige Bücher mitzunehmen.

Am 15ten lichteten sie die Anker und gelangten nach zwei Tagen in den weiten Meerbusen von Ke-shan-so, ungefähr siebenundvierzig Meilen westlich von Wei-hae. Dieser Meerbusen wird im Nordwesten von dem hohen, kühn emporragenden Vorgebirge Zeu-oo-taou im Nordosten von der Kung-kung-taou-Inselgruppe gebildet, und dehnt sich auch einige Meilen südlich in das Festland aus, er leitet seinen Namen von dem an der Westseite gelegenen Dorfe gleichen Namens her, welches durch seinen Standpunkt an einem offenen Hafen, den viele Junken auf ihrem Wege nach dem Norden berühren müssen, ein gewerbreicher Ort geworden ist. Die von Roß bearbeitete Hafenkarte ist gut ausgeführt, nur daß die östliche Sandbank, wie er sie gezeichnet hat, sich nicht genug von der Insel ausdehnt. Auf der ganzen Küste des weit ausgebreiteten Meerbusens erblickte man Dörfer mit weiß gemauerten Häusern unter Baumgruppen, während das Ende der Stadt Ke-shan sich im Hintergrunde einer andern mehr westlich gelegenen Bai zeigte.

Als sie hier, wie an andern Orten durch die Städte wandern wollten, widersetzte sich das Volk, das zwar die Bücher mit Vergnügen annahm, den

Miſſionairen aber den Eintritt in die Dörfer verwehrte. Einer ſagte, Fremden ſey der Eintritt in das Land durch die Geſetze verboten; ein anderer Mann, ein älterer aus einem der Dörfer, prägte ſeinen Dorfgenoſſen den Glauben ein, die Fremden ſeyen gekommen, von dem Lande Beſitz zu ergreifen, weshalb nur Wenige ein Buch anzunehmen wagten. Hierauf beſchloß die Geſellſchaft ſich ſchleunig nach Ke-ſchan-ſo zu begeben. Sie landeten inmitten eines Volkshaufens, der, als er die Abſicht ihres Beſuches vernahm und die Bücher erblickte, den Matroſen, welcher ſie trug, mit verletzender Rohheit niederwarf und ſich der Bände mit Gewalt bemächtigte. Die Behörden eilten zur Vermittelung herbei und verordneten, ergrimmt über den Aufſtand, die Baſtonade für die Schuldigen; zwei oder drei arme Schelme wurden ergriffen und zur Beſtrafung herbeigezogen, da trat Herr Medhurſt hinzu und bat im artigſten Tone, man möchte ihnen vergeben; der Offizier dagegen wünſchte ganz kalt, Herr Medhurſt möge ſich um ſeine Geſchäfte bekümmern; dieſer aber meinte, es ſey ſein Geſchäft, ſich in das Mittel zu ſchlagen, denn er habe die unſchuldige Veranlaſſung zu dieſem Aufſtande gegeben und müſſe die Beſtrafung dieſer Leute als eine abſichtliche Beleidigung ſeiner Perſon betrachten. Die Offiziere verſprachen endlich die Leute zu entlaſſen, wenn er abreiſen würde; als Herr Medhurſt aber einen kräftigen Ton anſtimmte und ihnen erklärte, er werde ſich nicht eher von der Stelle bewegen, als bis er die Leute freigelaſſen ſehe, ſo wurden die Officiere artiger und willfahrten im Augenblicke. Dieſe Nachgiebigkeit, die man in der Regel der Furcht zuſchreibt, iſt doch mehr als eine Folge der Höflichkeit anzuſehen.

Am andern Tage landeten ſie an der Weſtſeite der Bai und wanderten durch alle Dörfer dieſer Landſchaft; wenn ſie ſich auch nicht gerade einer unfreundlichen Behandlung ausgeſetzt ſahen, ſo konnte es ihnen doch nicht entgehen, daß man ſie überall mit Argwohn betrachte. Beim Eintritte in ein Dorf wurden ſie von zwei Aeltern mit den Worten angeſprochen: „Wir haben Euere Bücher geſehen; wir hegen kein Verlangen darnach und können ſie auch nicht billigen, wir haben genug an den Lehren unſeres Weiſen, die hoch über den fremden Lehren ſtehen, die Ihr uns bringen könnt; wir brauchen Euere Bücher nicht; da iſt der Weg — geht.“

Bei ihrer Rückkehr bemerkten ſie zum erſten Male einen Kriegsjunk, der von Weſten um das Vorgebirge Zeu-do-taou ſegelte.

Während die Miſſionaire ſich am folgenden Tage an der Küſte befanden, um die Dörfer zu beſuchen, welche um die Bai herlagen, erſchienen mehre Offiziere mit beträchtlichem Gefolge auf der Brigg, benahmen ſich ſehr artig und ließen eine Karte zurück, auf der ſie bemerkten, „ſie haben dem Schiffsaufſeher ihre Aufwartung machen und ihn einladen wollen, den General des Diſtrikts in Ke-ſchan-ſo am nächſten Tage zu beſuchen, um die Angelegenheiten

auf angemeſſene Weiſe zu ordnen.“ Am 21. September leiſteten die Miſſionaire dieſer Einladung Folge.

An dem Gedränge und Getöſe mußte man beim Landen gewahr werden, daß es kein gewöhnlicher Tag war. Unter dem Vorwande, einige Offiziere ſeyen noch nicht angekommen, verſuchte man es, die Reiſenden im Regen zurückzuhalten; als ſich Herr Medhurſt aber über dieſe Unart gegen Gäſte beſchwerte, führte man ſie in das Zollhaus und ſetzte ihnen bequeme Staatsſtühle. Da Herr Medhurſt während der Zeit, daß man ſie auf den großen General hier warten ließ, einige Menſchen vom Fuh-keen Volke unter dem ungeheueren Haufen neugieriger Zuſchauer entdeckte, redete er ſie in ihrer eigenen Sprache an, was ihnen eben ſo ſehr gefiel, als es den Offizieren mißfiel, weil ſie Nichts davon verſtanden. Einige Stunden vergingen, ehe die Audienz gehörig angeordnet war; die Erörterungen über die Ceremonien dauerten nicht lange; als man den Miſſionairen ſagte, es ſey gebräuchlich, beim Erſcheinen vor ſolch' erhabenen Perſonen „den Kopf aufzuſtoßen“, ſchnitt Herr Medhurſt den Handel durch die Erklärung kurz ab, daß ſie ſich ein ſolches Niederwerfen für ein höheres Weſen allein vorbehalten hätten, und daß ſie ihre Ehrfurcht auf nationale Weiſe ſo kund geben würden, wie es ſich in Gegenwart von Perſonen hohen Rangs gezieme. Herolde und Reiter eröffneten den Zug, der ſie zum Audienzſaale geleitete, und zwei hübſche Offiziere führten ſie in die Halle ein. Wir laſſen jetzt das Tagebuch ſprechen:

„Niemand trat mit uns ein, aber auf dem gepflaſterten Wege zum Tempel waren auf jeder Seite fünf und zwanzig unbewaffnete Soldaten im Halbkreiſe aufgeſtellt — ohne Vergleich die ſchönſten Soldaten, die ich je in China geſehen habe — von einem wahren Grenadiermaaße und zur Verwunderung ſchmuck in ihren Uniformen. Vor den Gottheiten ſaßen zwei Offiziere, die, wie wir uns näherten, die regungsloſeſte Starrheit der Glieder, Muskeln und Augen beobachteten, und weder rechts noch links ſchauten. Sobald wir die Schwelle ihnen gegenüber betraten, nahmen wir unſere Hüte ab und begrüßten ſie mit achtungsvoller Verbeugung. Sie erwiederten den Gruß, indem ſie die vereinigten Hände langſam bis zur Höhe des Kinns erhoben und den Kopf leicht neigten. Einer von den Dienern, von denen ſechs oder acht auf jeder Seite aufgeſtellt waren, bot uns Sitze an. Der im Grade niederer ſtehende Offizier nahm den Sitz rechts ein; er war der Che-foo von Tang-chow-foo, und trug einen blauen Kryſtallknopf. Seine Dienerſchaft war gut gekleidet. Der Offizier, welcher linker Hand ſaß, wurde Chow und ein Thung-chin oder Militär-General genannt; er trug einen rothen Knopf vom höchſten Range, und war mit einer Pfauenfeder und einer Perlenſchnur geſchmückt. Seine Diener ſprachen nur mit gebeugtem Knie zu ihm. Der Che-foo war der Hauptſprecher, er ſtellte ſeine Fragen wie ein geſetzkundiger Unterſuchungsrichter. Seine Anfragen waren gerade an Herrn Medhurſt gerichtet und be-

trafen vor Allem deſſen Vaterland und die Abſicht ſeiner Reiſe an dieſen Ort. Dabei blieb der Che-foo nicht ſtehen; in einem ſchwer verſtändlichen Shangtung-Dialekte, der durch ſein raſches Sprechen und ſeine Kehllaute durchaus nicht an Deutlichkeit gewann, dehnte er ſeine Forſchungen auf alle möglichen Gegenſtände aus. Folgende Bemerkungen über dieſe Zuſammenkunft ſind den Worten des Herrn Medhurſt entnommen: „Seine Frage, wer dieſer Jeſus wäre, und was man unter dem Worte Chriſt verſtünde, das er in unſern Büchern finde, gab mir Gelegenheit, ihm das Evangelium unſeres Heilandes zu erklären. Darauf entgegnete der General mit ſeiner rauhen Stimme: „Wie! Ihr kommt alſo nach China, um das Volk zum Guten zu ermahnen? Glaubt man vielleicht, in China gebe es keine guten Menſchen?“ „Allerdings“ erwiederte ich, „gibt es bis auf einen gewiſſen Grad gute Menſchen, ſie ſind aber nicht alle ſo, Allen aber iſt Jeſu Seligmachung fremd geblieben.“ „Wir haben Confucius“, ſprach der Che-foo, „und ſeine Lehren, die uns ſo lange Zeit genügten; wir bedürfen keiner anderen Weiſen.“ „Confucius“, erwiederte ich, „lehrte allerdings Sittlichkeit und die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens, aber er offenbarte Nichts über Göttliches und Ewiges und that Nichts für die Seligmachung des Menſchengeſchlechtes; darum war ein anderer Lehrer und ein Heiland, wie man ihn der Welt geboten hat, durchaus nicht überflüſſig.“ „Euerer Meinung nach kann das gut ſeyn, unſerer nach iſt es vom Uebel; dieſe Lehren zielen bloß auf das Verderbniß des Volkes ab, darum kann ihre Verbreitung durchaus nicht geſtattet werden. Wir brauchen und wollen Euere Bücher nicht, und ihr ſolltet nicht wider das Geſetz von Ort zu Ort gehen, um ſie auszutheilen.“ „Welches Geſetz, wenn ich bitten darf?“ entgegnete ich. „Ich habe die Geſetze der gegenwärtigen Regierung geleſen, erinnere mich aber keiner Stelle gegen Austheilung von guten Büchern?“ „Das Geſetz gegen Verbreitung verderblicher Lehren.“ Nun ſprachen ſie ſo ſchnell und eifrig durch einander, daß ich ihnen das Wort überlaſſen mußte. Der Che-foo fragte endlich wieder, ob das Schiff mir gehöre, was das Privilegium gekoſtet habe, ob das Geld mein eigenes ſey, oder ob es die Regierung geſpendet habe?“ Ich bedeutete ihm, das Geld ſey von einer Geſellſchaft chriſtlicher Privaten in meiner Heimath zuſammengeſchoſſen worden; dieſe Geſellſchaft ſende aber das Evangelium nicht allein nach China, ſondern wie es das Gebot des Erlöſers heiſche, auch nach manchen andern Theilen der Welt. Dann fragten ſie, wo die Bücher gemacht worden ſeyen, und wo ich das Chineſiſche gelernt habe. Ich antwortete, viele ſeyen unter meiner Aufſicht in Batavia gemacht worden, wo ich die Sprache unter den chineſiſchen Auswanderern erlernt habe. Sie erkundigten ſich ſodann nach der Anzahl dieſer Auswanderer, nach den Provinzen, aus denen ſie gekommen und ob ſie alle in fremden Ländern römiſch-katholiſch würden. Hierauf entgegnete ich, ſie behalten in der Regel ihre Religion bei; Römiſch-katholiſche kenne ich nur wenige. Nun unterbrach der

alte General das Gespräch mit dem Ultimatum: er rathe mir, sobald als möglich in mein Vaterland zurückzukehren, und denen, die mich gesandt haben, zu sagen, alle Mühe sey vergebens und das Geld nur hinausgeworfen, würde man ferner versuchen, Bücher in China einzuführen, denn außer ein paar Landstrichen auf der Küste wolle und könne sie Niemand annehmen; es seyen zwar Befehle da, Fremde artig und freigebig zu behandeln, keineswegs aber ihnen den Aufenthalt und die Verbreitung ihrer Meinungen zu gestatten. Sie hätten deßhalb für ein beträchtliches Geschenk gesorgt, mit dem wir hoffentlich zufrieden abreisen könnten; wir sollten aber keinen andern Theil der Küste berühren, wir möchten sonst keine so gute Behandlung zu erfahren haben, und die daraus entspringenden nachtheiligen Folgen hätten wir uns selbst zuzuschreiben; daß sie uns freundlich behandelt, sollten wir durch Vermeidung jedes Ortes in Schan-tung lohnen. Ich dankte ihnen für ihre Gastfreundlichkeit, da ich aber bemerkte, daß sie eine Wohlthätermiene annehmen wollten, sagte ich ihnen, es könne durchaus nicht von Annahme eines Geschenkes ohne Gegengeschenk die Rede seyn. Das würde nie zugegeben werden, meinten sie.

Unter Anderem erkundigten sie sich, aus welchem Lande Herr Stevens sey, und als ich ihnen Neu-England nannte, so richtete der Che-foo eine weitere Reihe von Fragen an mich: „Wie", sprach er, „gibt es so gut ein Neu- als ein Alt-England." „Ja, wie es auch eine alte und eine neue Welt gibt." Ich erzählte nun die Entdeckung Amerika's durch Columbus und die Colonisirung eines Theils davon durch Engländer. „Unter welcher Regierung steht dieses neue Land und wer ist der König?" Da erstaunten sie nun nicht wenig, als ich ihnen erklärte, das Land habe keinen König, sondern zwei große wählbare Versammlungen, und einen ebenfalls vom Volke erwählten Präsidenten, des Volkes Wünsche werden bei allen Dingen, welche die Regierung betreffen, zu Rathe gezogen; der Präsident müsse nach vier Jahren wieder gewählt oder ein neuer an seine Stelle berufen werden, worauf der Abtretende in den Privatstand zurückkehre. Sie fragten nun, was aus dem Präsidenten werde, und ob er nicht, wenn er von seinem Amte abgetreten sey, seine Macht benühe, um Aufstand zu erregen und eine Partei zu seinen Gunsten zu bilden. Ueber alle diese Neuigkeiten zeigten sie sich fortwährend im höchsten Maaße erstaunt. Es war ihnen unfaßlich, wie ein Alt-Engländer mit Herrn Stevens, einem Neu-Engländer, sich so gut vertragen konnte; aus dieser Veranlassung erörterte ich die Aehnlichkeitspunkte zwischen beiden Nationen und die Uebereinstimmung unserer Ansichten und Gefühle. Außer diesen und ähnlichen Gegenständen berührte der Che-foo auch die Aufnahme oder vielmehr Verwerfung der Gesandtschaft des Lord Amherst, wobei er uns darthun zu wollen schien, welch' geringen Werth der Kaiser auf fremde Einmischung lege. Er spielte auch auf die Herren Lindsay, Gutzlaff und Gordon an, und schien, so

weit man aus chineſiſchen Erzählungen ſich belehren konnte, gut mit dieſen Expeditionen bekannt. Es war bereits dunkel geworden, als wir uns unter denſelben Ceremonien, unter denen wir eingetreten, wieder entfernten. Beim Abſchiede machte ſich zwar keine Unfreundlichkeit, eben ſo wenig aber auch eine Herzlichkeit bemerkbar.

Die Geſellſchaft berathſchlagte nun, ob es vernünftiger wäre, weiter nach Weſten zu reiſen, oder um das Vorgebirge von Schan-tung zurückzukehren. Verſchiedene Rückſichten, namentlich die, daß man ſich der Gefahr eines Nordoſtwindes ausſetzen könnte, ſprachen für das Letztere; und da man überdieß vermuthen mußte, daß der Entwickelung einer ferneren Thätigkeit in der Nachbarſchaft unüberſteigbare Hinderniſſe entgegen geſetzt werden würden, ſo ging man von dem erſten Plane, ſich nach Tangchow-foo zu begeben, ab, und kehrte nach Wei-hae zurück. Am 23ſten umſchiffte ſie das Vorgebirge und ſegelte nun in geringer Entfernung vom Geſtade auf der öſtlichen Seite des Landes an der Küſte hin. Es zeigten ſich bei dieſer Fahrt mehre geräumige Baien, an deren Ufern zahlreiche Dorfſchaften zerſtreut lagen. Die Geſellſchaft landete in Tſing-har-war, einem ummauerten Orte von einiger Bedeutung. Stadt und Vertheidigungswerke zerfallen indeſſen in Trümmer, wie dieß überhaupt die Küſte von Schan-tung entlang der Fall iſt. Ueberall ſieht man auf den Bergen halb zertrümmerte Warten, der Mauern beraubte Forts, lange Reihen verwitterter Feſtungswerke, welche viele Morgen Land in ſich ſchließen; manche von dieſen werden zum Feldbau benützt, manche umfaſſen ein kleines Dörfchen, den elenden Ueberreſt einer Feſte, von der man ſonſt vielleicht den Feinden des Landes Widerſtand leiſtete? Hier theilten die Miſſionaire wieder Bücher aus und wollten eine Wanderung in das Innere unternehmen, aber ſie wurden auf beleidigende Weiſe von einem Offiziere zu Pferde zurückgewieſen, der das Volk vor jeder Gemeinſchaft mit ihnen warnte. Sie mußten ſich auf ihr Boot flüchten, und eine tiefere, mehr landeinwärts gelegene Bai zu gewinnen ſuchen, wo ſie der Verfolgung entgingen und einen ganzen Tag ungeſtört unter den Dorfbewohnern zubringen konnten. Die Leute betrugen ſich, wenn auch freundlich, doch ſtets ſehr vorſichtig und zurückhaltend und nahmen nur wenige Bücher an. Viele hatten nie Fremde geſehen, kannten England nicht einmal dem Namen nach und wußten daher auch nicht, was ſie aus den Büchergeſchenken aus den Händen ſolch' fremdartig ausſehender Männer machen ſollten. Das Volk ſchien, wie an andern Orten ſo auch hier, in voller Thätigkeit. Die Einen pflügten, die Andern ärnteten, wieder Andere trugen Dünger hinaus, während ein Theil mit dem Einheimſen beſchäftigt war; auf den Dreſchtennen wurde abgezählt, Reis, Hirſe geſchwungen, geſiebt, verpackt, und Mais oder indianiſch Korn getrocknet. Zuweilen wandten ſich die Leute kaum von ihrem Geſchäfte ab, um die Fremden anzuſchauen. In ihrer Pflugbeſpannung entwickelten ſie alle möglichen Combinationen.

Bald waren eine Kuh und ein Esel, bald eine Kuh, ein Ochse und ein Esel, oder eine Kuh und zwei Esel oder vier Esel zusammengejocht. Die Weiber hatten zwar alle schmale kleine Füße, sie sahen aber durch ganz Shan-tung blaß und kränklich aus, was mit dem gesunden kräftigen Bau der Männer in starkem Widerspruche stand. Sie arbeiteten nicht viel weniger als die Männer, benahmen sich minder schüchtern, dennoch aber fühlte man sich durch ihre Häßlichkeit und schlechte Kleidung zurückgestoßen. Zuweilen bemerkte man wohl junge Frauen, welche in buntseidene Kleider gehüllt auf Eseln ritten, die mit einem den ganzen Rücken des Thieres einnehmenden Sacke bedeckt waren. Stets führte ein Mann den Esel bei der Hand.

Die folgenden zwei Tage brachten die Reisenden auf dem Schiffe zu. Am 29sten begaben sie sich wieder in das Land und wanderten in den Dörfern umher. Die Furcht vor irgend einer Gemeinschaft mit den Missionairen schien immer mehr zuzunehmen. Zwei verkleidete Polizeibeamte folgten ihnen nach und beunruhigten die Leute durch Worte und Zeichen dergestalt, daß sie sich meistens Bücher anzunehmen weigerten. In ein paar Dörfern nahm kein Mensch ein Buch an. Am folgenden Tage segelten sie zwanzig Meilen westlich und gingen in einem mit schönem Land umgebenen Hafen vor Anker, von wo aus sie zur Stadt gelangen zu können glaubten. Nachmittags verließen sie das Schiff zu diesem Ende, fanden indessen keine Stadt, sondern nur einige große Dörfer. In einem derselben hatte sich bereits ein Volkshaufen gesammelt, als ein junger gut gekleideter Mann hinzutrat und sich mit Geschrei und heftigen Geberden in die Sache mischte. Herr Medhurst fragte ihn, ob er ein Buch haben wolle. „Nein," rief er, „ich kann nicht lesen." „Gut, wenn Du nicht lesen kannst, so bin ich nicht daran schuldig, aber Andere können lesen; bist Du so unwissend oder albern, so sollen Andere Deiner Tölpelhaftigkeit wegen nicht leiden." Das Volk weidete sich an seiner Verlegenheit und nahm die Bücher um so lieber an. Herr Medhurst wurde nun in das Schulhaus eingeladen; die Leute wünschten etwas Näheres über die Anzahl der Schiffe an der Küste zu erfahren, weil sie von einem sehr großen Schiffe an der Nordseite mit 200 Mann am Bord gehört hatten. Die Missionaire wanderten noch durch mehre Dörfer, fanden aber keine Stadt, und erfuhren am Ende, daß Har-yang-heen noch dreißig Meilen entfernt liege.

Bei der Rückkehr zum Schiffe fanden wir unser Boot auf dem Trockenen, weil beinahe alles Wasser aus der Bai zurückgewichen war. In der Zeit, bis die Fluth wieder eintrat, besuchten wir das Fort. Es war aus Backsteinen etwa fünfzig Fuß im Gevierte erbaut, nirgends aber erblickte man einen Soldaten, eine Kanone, eine Thüre oder sonstiges Geräthe, und die nackten Mauern zerfielen in Trümmer. Wir stiegen wieder zur See herab und untersuchten die Felsen am Fuße des Berges. Nie habe ich so deutliche Spuren einer Natur-Erschütterung gesehen, wie hier. Die ursprünglichen Schichten

ſind aufgebrochen und in allen möglichen Geſtalten gebreht und gewunden, die Spalten ſind mit einer dunkeln Steinart, wie es ſcheint, Baſalt, angefüllt, welche durch gewaltſame Anſtrengung von unten in flüſſigem Zuſtande empor geſtoßen ſich einen gekrümmten Weg durch die obenliegende Urgebirgsmaſſe gebahnt zu haben ſcheint. Als wir uns zum Rückzuge anſchickten, ſahen wir einen Offizier raſch auf uns zureiten und hörten von einem alten Chineſen, der uns begleitete, es ſey der Gouverneur des Fort mit ſeiner Garniſon, der uns beſuchen wolle. Er ritt auf einem kleinen, aber hübſchen Pferde; hinter ihm kamen ein Soldat und ein anderer Nachzügler, welche zuſammen die ganze Garniſon bildeten! Er ſtieg ab und ließ ſich in ein ernſthaftes Geſpräch ein, wobei er uns Verſchiedenes über die Unſicherheit des Hafens vorſpiegelte, in welchem unſer Schiff lag.

„Dieß war unſer letzter Ausflug nach den ungaſtlichen Küſten von Shantung; die Ungaſtlichkeit der Bewohner hatten wir bereits durch Sagen kennen gelernt, unſere eigene Erfahrung diente zur Beſtätigung. Die Leute benahmen ſich argwöhniſch und zurückhaltend, einer Feindſeligkeit oder Verrätherei machten ſie ſich aber nicht gerade ſchuldig. In ihrem Betragen gegen Fremde unterſcheiden ſie ſich weſentlich von der leichten Herzlichkeit ihrer ſüdlicheren, verſchlagenern Landsleute. In dieſer Provinz liegt der Geburtsort ihres verehrten Weiſen, des Confucius; die Menſchen aus allen Klaſſen ſprechen den reinſten Hofdialekt, der ärmſte Bettler übertrifft hier den Schüler aus dem Süden an Eleganz der Ausſprache. Die Anzahl derer, welche zu leſen verſtanden, war viel geringer, als ich zuvor geglaubt hatte; wir ſahen nicht ein Weib, das leſen konnte, und nur wenige von den armen Landleuten in den Dörfern waren im Stande, eine Zeile verſtändlich zu leſen. Die Städte, welche man auf den alten Karten verzeichnet ſieht, fanden wir noch in ganz unverbeſſertem Zuſtande. Lebensbequemlichkeiten darf man hier nicht ſuchen; die Häuſer ſind in der Regel aus feſtem Granit gebaut, aber in den Wohnungen der ärmeren Klaſſen trifft man weder Tiſche, noch Stühle, noch andere Geräthſchaften. Jeder Mann hatte jedoch ſeine Pfeife, und beinahe bei allen Familien bemerkten wir eine gewiſſe Gattung Thee. Bei dem elenden, ſchmutzigen, kränklichen Ausſehen der Weiber vermochten wir uns eines unüberwindlichen Gefühls von Mitleid über das harte hülfloſe Geſchick dieſer Menſchen nicht zu erwehren.“

Nachdem die Miſſionäre drei Wochen an der Küſte von Shan-tung zugebracht hatten, ſtachen ſie am 1. Oktober wieder in die See, um Shang-hay zu beſuchen. „Die ſüdliche Küſte von Shan-tung unterſcheidet ſich nicht im mindeſten von der nördlichen; Berge und Thäler folgen ſich fortwährend in regelmäßigem Wechſel. Auf dieſer Seite fanden wir keinen bedeutenden Ort; wären wir einige Meilen mehr gegen Weſten geſegelt, ſo würden wir wohl Keaou-chow, der Beſchreibung nach eine Haupthandelsſtadt dieſer Provinz,

geſehen haben. Die Küſte gegen Süden iſt den Fremden mehre Grade weit gänzlich unbekannt; um daher die unſichern Gränzen der Sandbänke des großen Gelben Fluſſes und des Yang-tſze-kiang zu vermeiden, hielten wir uns öſtlich in einer Entfernung von 90 Meilen vom Lande."

Den 8ten Morgens mußten wir, von einem Nordoſt-Sturme in die Mündung des Woo-ſung Fluſſes getrieben, zwiſchen zwei Forts vor Anker gehen. „Alsbald gab man uns eine Salve, obgleich der Zuſtand des auf dem weſtlichen Ufer gelegenen Forts ſo erbärmlich war, daß ich glaubte, jeder Schuß müſſe die baufälligen Mauern vollends umſtürzen. Starke Regengüſſe hatten dieſes Fort unterhöhlt, und beinahe die Hälfte davon lag bereits auf dem Boden. Das Waſſer des Fluſſes war faſt ſo trübe, als das des Miſſiſſipi, nur hatte es eine dunkele gelbe Farbe, welche das Kupfer an unſerem Schiffe dermaßen überzog, daß das Anſchlagen der Wellen die Farbe bis zu unſerer Rückkehr nach Lintin nicht mehr wegbringen konnte." Das Tagebuch gibt nun folgende Erzählung von dem Beſuche an dieſem Orte.

„Im höchſten Maaße überraſchend war der Kontraſt zwiſchen der Provinz, die wir ſo eben verlaſſen hatten, und den reichen Gefilden von Kiang-ſoo. Ueberall erblickte man Bäume und Laubwerk im Ueberfluſſe, und der Boden ſchien die Anbauer verſchwenderiſch mit ſeinen Gaben zu lohnen. Von dem berühmten Markte für den Handel der Eingeborenen ſahen wir verhältnißmäßig nur wenig, die Ungunſt der Witterung und andere unabwendbare Ereigniſſe verbargen die Erſcheinungen der Handelsthätigkeit vor unſeren Blicken. Der heftige Sturm hinderte alle Schiffe ein- und auszulaufen, und eine zahlreiche Flotte wartete, mehr als eine Meile weit über uns angereiht, auf beſſer Wetter, um in die See zu gehen. Trotz dem Ungeſtüm der Atmoſphäre beſchloſſen wir Nachmittags zu landen, um mit dem Volke in Gemeinſchaft zu treten, ehe die Nachricht von unſerem Erſcheinen irgend einen Widerſtand hervorrufen würde. Eine Volksmenge erwartete unſere Ankunft bei der Stadt Woo-ſung. Die Behörden luden uns in ein Haus ein, da wir uns aber hauptſächlich mit dem Volke in Verbindung ſetzen wollten, ſo lehnten wir die Einladung ab, bis Herr Medhurſt mittelſt einiger Fuhkäenmänner, die ſich ſtets zu Bewillkommung Fremder geneigt zeigen, und durch Austheilung von Büchern ein gutes Einverſtändniß mit der Menge gegründet hatte. Hierauf erſt beſuchten wir die Offiziere in einem Tempel, wo man uns die gewöhnlichen Fragen vorlegte, ohne im geringſten Widerſtand oder Mißbelieben kund zu geben. Der Regen hatte die Straßen dieſer von Natur ſchmutzigen Stadt ungangbar gemacht, weßhalb wir den Rückweg antraten. Das Gedränge am Boote hatte indeſſen bedeutend zugenommen; Jeder ſuchte ein Buch zu erhaſchen, ſtieß, drückte und griff nach dem, was er erwiſchen konnte; dieſe Eigenthums-Verletzung brachte die Offiziere in Harniſch; ſie ließen zwei lärmende Burſche verhaften, um ſie mit dem Bambus zu beſtrafen. Als dieß Herr

Medhurſt ſah, bat er, man möchte ihnen vergeben. Der Offizier antwortete, ſolche Roheit gegen uns, die wir nur um Gutes zu thun gekommen, ſey ganz unverzeihlich, aus Achtung für Herrn Medhurſt's Fürbitte wolle er ſie jedoch frei laſſen. Das geſchah dann; die armen Burſche liefen vergnügt weg, und das Volk ſchenkte uns ſeinen vollen Beifall. Obgleich der Sturm nicht nachgelaſſen hatte, beſtiegen wir doch am andern Morgen das große Boot, um den Fluß aufwärts nach Shang-hay zu fahren. Kaum bewegte ſich ein Boot auf dem Strome; keiner von den zahlreichen Junks ſchien uns zu bemerken und Niemand widerſetzte ſich unſerer Fahrt. Der Woo-ſung iſt ein ſchöner Fluß, der in beinahe gleicher Breite von mehr als einer halben Meile und in einer Tiefe von acht bis drei Faden hinſtrömt. Beide Ufer bilden gut bebaute, ſehr bevölkerte Ebenen. Die Entfernung der Stadt von der Mündung des Fluſſes ſchätzte man auf fünfzehn bis zwanzig Meilen; von Wind und Fluth getrieben, gelangten wir in drei Stunden dahin. Ein Wald von unzähligen Maſten bezeichnete uns ſowohl die Nähe der Stadt, als die Wichtigkeit ihres Handels. Die Zahl der den Eingeborenen zugehörenden Schiffe in Canton beträgt ſelbſt in der beſten Jahreszeit nie die Hälfte der jetzt vor Shang-hay liegenden. Vor dem Tempel der Himmelskönigin, wo die Herren Lindſay und Gutzlaff bewirthet worden waren, begrüßte uns eine luſtige Volksmenge von der Küſte, den Junks und Böten. Herr Medhurſt theilte wie gewöhnlich, ſobald er das Ufer betreten, ſeine Bücher aus, aber ſchon nach ein paar Augenblicken hörte man das Geräuſche nahender Offiziere, deren Diener, um den Weg zu ſäubern, das Volk rechts und links unbarmherzig mit ſtarken Bambusprügeln bearbeiteten. Die Offiziere hießen uns freundlich willkommen und luden uns in den Tempel ein. Wir mußten uns durch einen ungeheuern Haufen drängen, der ſich zur Beſchauung der theatraliſchen Ceremonien und fremdartigen Erſcheinungen verſammelt hatte, und ließen uns ſofort in einem abgeſonderten Gemache mit mehren Offizieren nieder. Nach einer kurzen Unterredung reichte man uns Thee und Kuchen. Die Offiziere wünſchten unſere Bücher zu ſehen, nahmen für ſich nicht wenige davon, verlangten aber, wir ſollten ſolche unter dem Volke nicht eher austheilen, als bis der Regen nachgelaſſen hätte. Ich begriff ihre Abſicht und begab mich, während Herr Medhurſt die Offiziere in der Halle durch Geſpräche zurückhielt, begleitet von mehren Polizeibeamten und Offizieren von niederem Grade nach dem Boote. Nun brach ich eine Kiſte mit Büchern auf, blieb im Boote ſtehen und händigte ſie einzeln den Leuten ein, welche ſich am Ufer drängten. Von Stelle zu Stelle fortfahrend vermochte ich dieſe Maaßregel glücklich durchzuführen, bis die Kiſte geleert war. Jetzt flehten die Offiziere mit aufgehobenen Händen, keine weitere Kiſte mehr zu vertheilen; da ich aber eine ſolche Menſchenmenge ſich verſammeln ſah, daß von fünfzigen nicht einer ein Buch bekommen konnte, und überdieß auf keine fernere Gelegenheit mehr hoffen durfte, ſo mußte ich unerbittlich

bleiben und die letzte Kiste erbrechen. Bald wurde aber das Drücken gegen das Boot so stark, daß ich mich am Ende genöthigt sah, die Bücher auf das Gerathewohl über ihre Köpfe hin in die aufgehobenen Hände zu werfen, bis tausend Bände unter die Tausende von Shang-hay vertheilt waren.

Herr Medhurst blieb unterdessen im Tempel. Die Offiziere sprachen von den Herren Gutzlaff und Lindsay und fragten, wo sie sich jetzt befänden. Da vernahm er außen ein starkes Geräusch durch die Ankunft des Che-heen veranlaßt, zu welchem ihn alsbald ein paar Offiziere geleiteten. „Ich traf ihn," erzählt Herr Medhurst, „in einem anstoßenden Gemache sitzend; um ihn her standen mehre Offiziere; sobald ich mich nach der Begrüßung ihm gegenüber gesetzt hatte, schrien diese: Steh auf, steh auf! und der Che-heen gab mir, ganz außer Fassung gebracht, durch Zeichen zu verstehen, ich sollte mich an seine Seite stellen. Ich fragte, ob es mir nicht erlaubt sey, während der Unterredung zu sitzen, und als man das verneinte, stand ich sogleich auf und verließ das Zimmer. Mehre Offiziere folgten und suchten mich eine halbe Stunde lang durch alle möglichen Gründe zur Rückkehr zu bewegen, aber ich gab nicht nach, weil ich wußte, daß mehre private Ausländer in dieser Stadt mit Offizieren von höherem Range, als dieser Che-heen, zusammengekommen waren, ohne zum Stehen genöthigt gewesen zu seyn. — — Nach einer Stunde zog sich der Offizier zurück (heißt es in dem Berichte, der hier einen Sprung macht), ohne eine Audienz zu verbürgen. Nun wurden die zurückbleibenden Offiziere vertraulicher und versprachen uns die Vorräthe zu verschaffen, von denen wir ihnen eine Liste einhändigten. Nach diesen Vorgängen versuchten wir in die Stadt zu kommen, aber die militärischen Beamten und Lictoren setzten uns einen so bestimmten Widerstand entgegen, daß jedes weitere Vordringen, ohne Gewalt zu gebrauchen, unmöglich schien. Ließen wir aber vom Versuche ab, so hatten wir es nur zu bereuen, denn die Offiziere wurden durch unser Nachgeben durchaus nicht geschmeidiger. Gegen unseren früheren Plan schickten wir uns nach einem hastig eingenommenen Mahl zur Rückkehr nach unserer Brigg an, weil wir unsere Wirthe nicht im mindesten zu einem herzlicheren, freundlichern Benehmen geneigt fanden. Auf dem Werft aber stießen wir auf einen Gegenstand, der uns keinen Zweifel mehr über die Gesinnung der Offiziere gegen unseren Plan übrig ließ. Man hatte auf unsern Weg einen halb mit lockerem Stroh gefüllten und mit Ueberresten zerrissener Bücher bedeckten Korb gestellt. Durch diese augenscheinliche Mißachtung verletzt, befahl Herr Medhurst die verschiedenen Vorräthe aus dem Boote zu schaffen, womit man dasselbe zum Geschenke vollgepfropft hatte; während dieß bewerkstelligt wurde, ergriff einer von den Polizeibeamten eine Fackel und legte sie an das Stroh. Man wollte dem Publikum die Verachtung kund geben, die man für unsere Bücher hege; ich hielt es daher für das Beste, die Geschenke

des Kaisers auf eine eben so verächtliche Weise zu behandeln und warf ein paar Stücke in den lodernden Korb; dieß wiederholte ich, bis der arme Polizeimann lärmend abzog. Bei dieser Gelegenheit ergab sich ein charakteristisches Beispiel von der Geneigtheit der Chinesen, sich auf geschickte Weise aus der Schlinge zu ziehen. Als Herr Medhurst sich bei dem Oberoffiziere beklagte, sagte dieser: „Mein Herr, diese Bücher sind im Tumulte zerrissen worden, und damit Niemand darauf trete — denn wir halten es für eine Sünde, auf geschriebenes Papier zu treten — habe ich den Befehl ertheilt, dieselben zu verbrennen.“ Unglücklicher Weise aber hatte Herr Medhurst mit eigenen Ohren gehört, wie derselbe Offizier befohlen, man solle Bücher zerreißen, um sie hernach zu verbrennen. So verließen wir die Stadt und erreichten Huran um zehn Uhr des Nachts, nachdem wir fünf Stunden lang gerudert und vergebens am Bord zweier Junks nach Wohnungen gefragt hatten.“

Während der Sturm in den zwei folgenden Tagen unabläſſig brauste, besuchten wir die Junken im Flusse, die sich auf hunderte beliefen. Dann kehrten wir nach Woo-sung zurück und machten alle nothwendigen Einkäufe und zwar mit Genehmigung der Offiziere, obgleich man überall einen Befehl angeklebt hatte, dem zu Folge aller Handel mit den Barbaren untersagt war. Die Missionaire besuchten auch die beiden Forts, wo die Soldaten ihre Geschenke an Büchern mit freudigem Danke empfiengen. Die langen Kanonen liegen noch auf den Plattformen bei den Forts, wie zur Zeit, da Lindsay sie gesehen, aber man feuerte keine von diesen bei den Salven ab. Obgleich die Anzahl der Zelte für die Soldaten an der Küste zunahm, so erschien doch bis zum 10ten kein Kriegsfahrzeug, an welchem Tage ein Junk mit der Admiralsflagge nebst fünf und zwanzig Segeln von Kriegsschiffen aller Art von Tsung-ming kam. Wie ein Junk an der Brigg vorübersegelte, hielt er nahe an den Wind und gab je eine oder zwei Salven. Die Soldaten waren mit langen Speeren oder Schwertern, oder mit kurzen Speeren und einem Schilde, oder mit alten Musketen oder gar nicht bewaffnet.

Am andern Morgen kam ein Offizier mit einem Krystallknopfe, vom General abgesandt, wie er sagte, auf unsere Brigg, um seine Aufwartung zu machen. Tsaou (so hieß er) erklärte, er habe die Bücher gesehen und finde ihren Inhalt sehr gut. Er gab uns zu verstehen, Lindsay habe ihm ein Fernglas und ein Stück feines Tuch geschenkt, all' dergleichen Andeutungen gingen unberücksichtigt an den Ohren seiner Zuhörer vorüber.

Um nicht bemerkt zu werden, brachen die Missionaire am 12ten vor Tagesanbruch nach der Insel Tsung-ming auf; aber ein starker Westwind und die Ebbe trieben ihr Schiff bis zwei Meilen östlich vom Woo-sung Flusse zurück, wo sie einen halben Tag vergnüglich unter den zahlreichen Dörfern zubrachten. Jedermann benahm sich freundlich. Alle verlangten Bücher. Auf dem frucht-

baren Felde gewahrte man reiche Reisärnten und reifende Baumwolle. Die Weiber waren viel weniger schüchtern und viel hübscher, als die von Shan-tung. Bei jedem Hause erblickte man ein paar Gräber, welche entweder die Lebenden einst aufzunehmen bestimmt waren, oder die Ueberreste der vorangegangenen Verwandten enthielten. Ist das Fleisch ganz abgezehrt, so werden die Gebeine in reihenweise aufgestellte Urnen niedergelegt. Die Sprache, die man hier spricht, ist ein unreiner Hofdialect; Herr Medhurst aber wußte wohl damit umzugehen, denn seine Leichtigkeit im Sprechen war so groß, daß, während das Volk in Shan-tung, welches die reine Nationalsprache spricht, auf ihn als einen der Seinigen Anspruch machte, die Bewohner von Fuh-keen es sich nicht nehmen ließen, er sey ihr Landsmann. An allen Orten forschte man nach Opium, und die feinen Tuchgewänder der Reisenden zogen allgemein die Aufmerksamkeit auf sich; aber nur in diesem Hafen kam es zu einem Handelsanerbieten; hier schienen die Leute ein besonderes Verlangen danach zu tragen. Am 12. Okt. segelten die Missionaire, sobald sie ihre Brigg wieder erreicht hatten, nach Kin-tang ab.

Am 15ten gelangten sie zum NW.Ende des Hafens von Kin-tang (30° N. Breite, 122° O. Länge) und erhielten am folgenden Morgen Besuch von den Kapitänen verschiedener in der Nähe der Brigg vor Anker liegender Kriegsböte, welche ihrem Zusammentreffen mit dem Volke kein Hinderniß in den Weg legten. Einen der ergötzlichsten Tage während der ganzen Reise brachten sie auf der Insel Kin-tang zu; hier fühlte man sich unter freundlichen Gesichtern alles Zwanges entbunden, und das zuvorkommende Wesen der Bewohner erhöhte die Schönheit dieser romantischen Insel. Von ihren Höhen genoß man die Aussicht über den Ningpo (Takeä) Fluß, die Stadt Chin-hae und die zahlreichen Inseln in der Chusan-Gruppe.

Bei einer Wanderung nach dem Ningpo hatte man nur Plackereien zu erwarten, deßhalb segelten die Reisenden am andern Morgen nach der Insel Poo-to, welche zur östlichen Chusan-Gruppe gehört. Eine Flotte von Kriegsschiffen, an die sich andere von Kin-tang und Groß-Chusan anschlossen, folgte der Brigg bis zum Abende, die Missionaire hielten einen Tag an, besuchten die Stadt und viele andere Dörfer am Großen Chusan, wo sich das Volk bereitwillig zeigte, Bücher anzunehmen. Am andern Morgen (19. Okt.) kamen sie wohlbehalten durch eine schlimme Durchfahrt von nur drei und ein viertel Faden bei halb Fluth, welche zwischen der Südost-Spitze von Chusan und einem eine Viertelsmeile entfernt liegenden Felsen durchführt, und gingen eine halbe Meile von der Südwest-Küste von Poo-to vor Anker. Die kaiserliche Flotte folgte immer noch nach, ohne jedoch irgend einen Widerstand zu leisten. Die Missionaire wanderten den Tag hindurch über die felsigen Berge und schattigen Thäler von Poo-to. Sie trafen Tempel und Priester in Masse;

die ärmeren Prieſter arbeiteten mit ihren Dienern auf dem Felde. Die Thäler ſind nicht ſehr durch den Ackerbau in Anſpruch genommen, und die Hügel bleiben ganz unberührt, wenn nicht zuweilen zwiſchen den Felſen ein Buddhiſten-Tempel gebaut wird.

Bei unſerer Rückkehr zur Brigg fanden wir den Commodore der chineſiſchen Flotte und einen Kapitain, die ihre Aufwartung machen wollten. Der Oberoffizier war ein Yew-keih, und trug einen blauen Knopf; er war ein freundlicher, gutmüthiger Mann, der wenig ſprach und nichts that. Der Kapitain trug einen Kryſtall-Knopf, war ſehr lebhaft, zuvorkommend und geſprächig. Auf unſere Frage, warum ſie uns immer nachfolgten, antwortete er, ſie wollten uns nur den Weg durch dieſe ſchwierigen Durchfahrten weiſen, hätten aber das Unglück, immer hinter unſerem Schiffe zu bleiben. Unſere Beſuche nahmen die Einladung zu einem Mahle bei uns an, und als ſie etwas heimiſcher wurden, beklagten ſie ohne Rückhalt die unpolitiſchen Beſchränkungen ihrer Regierung, welche eine für beide Länder wohlthätige Ausdehnung des Handels verhinderten. Mit Vergnügen hörten wir die Aeußerungen dieſer chineſiſchen Offiziere, die aus Verſtand oder Gefälligkeit viele mit unſern Wünſchen im Einklang ſtehende Anſichten entwickelten.

Am andern Morgen (20. October) ſteuerten ſie gegen Oſten, bis ſie ſich jenſeits der zahlreichen Inſeln und Felſen um Poo-to befanden, und legten am 25. vor der größten von der Nan-jeih- (Lam-yet) Inſeln an, vor Hing-Hwa-Pro, wo ſie ſofort landeten und Bücher austheilten. Am 27. gingen ſie abermals unter Segel, wobei ſie ſich weit von der Küſte hielten, während ſie an Tſeuen-chow (Chin-chew) und Heä-mun (Amoy) vorüberkamen, und ankerten dann in dem ſchönen Hafen von Tung-ſchan (Tang-ſoä). Die Brigg lag ſo, daß man ſie von der Stadt Tung-ſchan nicht ſehen konnte und Niemand ihre Annäherung gewahr wurde, bis die Miſſionaire am Ufer bei den Vorſtädten landeten. Aber ſchon nach fünf Minuten hatten ſich Hunderte verſammelt, und nach einer halben Stunde waren mehre hundert Bände ausgetheilt. Ein weiterer Ausflug am andern Tage zehrte den Ueberreſt der Bücher vollends auf. Die Stadt Tung-ſchan iſt nicht ſehr groß, ſelbſt die Vorſtädte mit eingeſchloſſen. Eine weit ausgedehnte Mauer und Thürme umſchließen ein großes Feld auf der Höhe eines felſigen Berges, aber der umgürtete Raum iſt nicht halb mit Wohnungen gefüllt. Verſchiedene Kaufmannsjunks lagen an der Nordſeite der Stadt vor Anker, und im Verlaufe eines Tages langten mehre Kriegsjunks von Nan-pnou (Manwa) an.

Am nächſten Tage ſegelten ſie durch den weſtlichen Eingang zum Hafen ab und gelangten, ſich außerhalb haltend, am 31. October nach einer Abweſenheit von zwei Monaten und fünf Tagen nach Lintin zurück.

Dieſe Reiſe ſcheint bei Hofe ſehr großes Mißfallen erregt und ein großes Edict veranlaßt zu haben, welches auswärtigen Schiffen in die Gewäſſer einer Provinz einzulaufen und in der Abſicht, auf unſinnige Weiſe Zweifel und Verwirrung anzuregen, Bücher auszutheilen auf das Strengſte verbietet.

(S. die Miscellen).

Lima.

Man reiſet von Callao nach Lima, welches zwei Stunden davon entfernt liegt, auf einer guten Straße, welche man den patriotiſchen Bemühungen des Don Ambroſio O'higgins, Marquis d'Oſorno, verdankt, der aber leider vor ihrer Beendigung ſtarb. Nach ſeinem Plane ſollte dieſe Straße zugleich einen von Weiden beſchatteten Spaziergang bilden, an beiden Seiten mit fließendem Waſſer verſehen und mit Steinbänken beſetzt. Zur Rechten erblickt man die Ruinen eines alten Dorfes, welches vor Entdeckung Süd-Amerika's erbaut wurde. Man erblickt noch einige alte Mauern von Thon, zwei Fuß dick und ſechs Fuß hoch; links liegt die Stadt Bella-Viſta, von welcher das Kirchſpiel von Callao abhängig iſt, und die ein Spital für kranke Seeleute beſitzt. Auf halbem Wege zeigt ſich eine hübſche Capelle mit einem kleinen Kloſter, Unſerer lieben Frau vom Karmel geweiht, und daneben eine Pulperia (Schenke), die unbeſtritten das beſuchteſte dieſer beiden Inſtitute iſt. Wenn man ſich der Stadt nähert, wird der Boden beſſer. Man erblickt große Küchengärten, ſo wie auch Klee- und Maisfelder, und unter den Mauern von Lima liegen große Obſtbaumpflanzungen, welche die Canäle, die der Rimac mit Waſſer verſieht, bewäſſern. Das Eingangsthor zeigt einen ſchönen dreifachen Bogen aus Ziegeln, mit Pfeilern von Stein. Das ſpaniſche Wappen ruht noch auf dem Thore, jedoch halb zertrümmert.

Beim Eintritt in die Stadt ſieht ſich der Reiſende unangenehm überraſcht von dem Contraſte, den das Innere mit einem grandioſen Aeußern bildet. Er befindet ſich in einer langen und ſchmutzigen Straße, die von niedrigen Häuſern gebildet und von kleinen Läden eingefaßt wird, deren Waaren auf Tiſchen ausgelegt ſind. Die Fenſter ſind ohne Glasſcheiben. Eine Volksmenge von allen Farben, vom ſchwarzen Afrikaner bis zu dem rothbackigen Biscayer, treibt ſich in den Straßen umher. In einigen Theilen der

Stadt ſieht man jedoch eine kleine Anzahl von Magazinen, wo franzöſiſche Seiden- und Gold-Waaren neben den Hervorbringungen britiſcher Induſtrie glänzen; überall ſieht man franzöſiſche und engliſche Moden vermiſcht; nur die ſchönen Limennas haben ihr eigenthümliches Coſtume. Alle Straßen zeigen übrigens die charakteriſtiſche Bewegung einer großen Stadt. Wenn aber eine Prozeſſion oder irgend ein anderes Schauſpiel die verſchiedenen Claſſen der Einwohner auf einem Punkt verſammelt, ſo macht dieſes den ſeltſamſten Eindruck. Prieſter in reichen Meßgewändern, Franciscaner, Dominikaner und Benedictiner, Männer, die wie Nonnen gekleidet ſind, im ſchwarzen Schleier und mit Masken vor dem Geſichte, welche kleine Figuren von der heiligen Jungfrau in Wachs verkaufen; Frauen von allen Ständen, bald in Shawl und Hut, bald in der Saya und dem Manto von ſchwarzer Seide, welche das Geſicht verdecken, aber die Formen des Körpers ſehen laſſen; Weiße und Mulatten, Indianer von Ekel erregendem Anſehen, die keine Spur mehr von ihren liebenswürdigen Vorältern an ſich tragen, den freundlichen Kindern der Sonne; Maulthiere und Eſel, welche die Zambos aus dem Hafen herauf treiben; Bauern und Bäuerinnen zu Pferde, Wagen auf ſpaniſche Art bemalt; Reiter von allen Nationen, Offiziere in glänzender Uniform zu Pferde und zu Fuß, welche bemüht ſind, die Augen der ſchönen Limennas auf ſich zu ziehen; Eis- und Chica-Verkäufer, die ſich überall herum treiben; endlich Bettler, welche im Namen der heiligen Jungfrau und aller Heiligen mitleidige Chriſtenſeelen anflehen — alle dieſe verſchiedenartigen und maleriſchen Gruppen bieten für den Europäer ein eben ſo anziehendes als neues Schauſpiel.

Lima wurde von Francisco Pizarro den 6. Januar 1535 gegründet und erhielt von ihm den Namen Ciudad de los Reyes, das heißt Stadt der Könige oder Magier, zum Gedächtniß an den Tag ſeiner Gründung. Die Stadt liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, die ſich ſanft nach dem ſtillen Ocean ſenkt. Die große Anden-Kette liegt ungefähr zwanzig Stunden davon; aber Zweige derſelben reichen bis auf drei Viertelſtunden vor die Stadt und bilden ein Amphitheater, welches Lima einſchließt. Dieſe Sierra's, welche ſich von 1300 bis 2650 Fuß erheben, ſchützen die Stadt vor den Nord- und Oſt-Winden. Sie breitet ſich auf dem linken Ufer des Rimac aus, der aus dem Gebirge kommt und ſich in's Meer ergießt, nachdem er einen Theil der Stadt durchſtrömt. Eine Brücke verbindet die Vorſtadt San Lazaro, die von der ärmern Claſſe bewohnt wird, mit der eigentlichen Stadt.

Die Straßen von Lima ſind alle rechtwinklig angelegt und mit kleinen Steinen bepflaſtert, welche das Gehen ſehr ermüdend machen. Die Straßen bilden 157 Quadras und ſind faſt alle 25 Fuß breit und von einem kleinen Bache bewäſſert. Die Stadt erſtreckt ſich auf zwei Meilen von Oſt nach Weſt und hat eine Meile und ein Viertel in der Breite von der Brücke zu der Mauer, die mit Baſtionen und einer ſchönen Promenade verſehen iſt. An

dem Südwestende der Stadt befindet sich eine kleine Citadelle, Santa Catalina, worin die Artillerie, die Casernen und ein militairisches Depot. Die Plaza oder der Hauptplatz liegt 500 Fuß über dem Meere. Hier steht die schöngebaute Cathedrale. Die ungeheuern Summen, welche hier verschwendet worden sind, erinnern an den Reichthum der Stadt, welche vormals eine ihrer Straßen bei der Ankunft eines neuen Vice-Königs mit Silber-Barren pflastern ließ. Die Balustraden um den Chor-Altar, so wie die Pfeifen der Orgel sind von Silber. Nördlich auf demselben Platze steht der Cabildo oder das Stadthaus im chinesischen Geschmack. Die Südseite nimmt eine Reihe Privathäuser ein, vor denen sich eine Gallerie befindet, unter welchen Tuchhändler und andere Kaufleute ihre Waaren feil halten. Dieser Platz dient zugleich als Hauptmarkt, und zu jeder Stunde des Tages findet man hier ein lebhaftes Gedränge, das besonders von einer großen Menge von Wasserträgern hervorgebracht wird, die hier ihren Bedarf aus einer schönen Fontaine holen, welche im Jahr 1653 errichtet wurde.

Die Kirche San Pedro ist wegen ihrer Bauart bemerkenswerth. Auch besuchen die Reisenden die kleine Kirche, welche Pizarro erbaute und die bis jetzt von den Erdbeben verschont geblieben ist. Die zahlreichen Klöster besitzen große Reichthümer. Die Kirche von Santo Domingo, die nahe an der Plaza liegt, ist sehr prächtig, und ihr Thurm ist der höchste der Stadt. Das Kloster der Franciscaner ist zwar nicht so prächtig, aber dennoch imposanter. Es nimmt den höchsten Theil der Stadt ein und bildet fast selbst eine kleine. Man bemerkt hier die Capelle del Milagro (des Wunders), wo man eine Madonna sieht, welche sich während des Erdbebens von 1630 in bittender Stellung nach dem Hauptaltar gewendet haben soll und so die Stadt vor gänzlicher Zerstörung beschützte. Außerdem verdient noch der überaus prächtige erzbischöfliche Palast Erwähnung; die Münze ist in dem Palaste befindlich, den die Inquisition inne hatte, als sie noch in Peru bestand. Das vormalige Jesuitenkloster ist in ein Findelhaus umgewandelt. Auf dem rechten Ufer des Flusses ist eine öffentliche Promenade, genannt el Paseo del Agua, an dessen Ende sich der Circus für die Stiergefechte befindet. Auch das Pantheon wird gewöhnlich von den Fremden besichtigt, welches für einen Theil der Einwohner als Begräbnißplatz dient. Es ist von Mauern umgeben, welche Blenden enthalten, worin die Todten eingemauert werden. In der Mitte steht ein mit einem Dache bedeckter Altar, um die Seelenmessen zu lesen. Auch Frauenklöster giebt es hier, barmherzige Schwestern und Casas de ejercicio, wohin junge Damen sich zwei bis drei Wochen zurückziehen, um sich ungestört einer außerordentlichen Andacht hinzugeben. Auch fehlt es nicht an Klöstern, die sich mit der Erziehung beschäftigen.

In einem schönen Gebäude, das große Säle und eine treffliche Bibliothek enthält, befindet sich die Universität, die älteste in der neuen Welt, da sie

bereits 1551 gegründet wurde. Da die Spanier, welche nach Lima geſchickt wurden, immer von höherer Bildung waren, als die, welche man nach Buenos-Ayres, nach Chili oder Neu-Granada ſchickte, ſo wurden dort die Wiſſenſchaften immer mehr als anderwärts gepflegt. Einige in Lima erſchienene Werke ſind von großem Werthe, und wenn die Einwohner nicht unterrichtet ſind, ſo liegt die Urſache nicht darin, daß ihnen die Mittel hiezu fehlen.

Die Bevölkerung von Lima wird auf 60—70,000 Seelen angenommen, doch iſt dieſe Berechnung von den Epochen, wo man ſie anſtellte, ſtets abhängig.

Vor einigen Jahren wurde befohlen, die Kirchthürme nur von Holz und gemalter Leinwand zu bauen, um die Unglücksfälle zu verhüten, welche die in dieſem Theile von Peru ſo häufigen Erdbeben veranlaſſen. Das Volk pflegte bei ſolchen Ereigniſſen in die Kirchen zu fliehen und kam dort in Maſſe um. In neuerer Zeit baut man die Thürme aus einer Art von Thonerde, die mit der Zeit die Härte des Steines gewinnt. Aus demſelben Grunde haben die Häuſer ſelten mehr als ein Erdgeſchoß, und wo ſie ein oberes Stockwerk haben, iſt dieſes mit einem Balkon geziert. Alle ſind von an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut und ſchließen einen Hof und Garten ein. Die Mauer des Hofes und die Eingangsthüre ſind mit ſchönen Gemälden verziert. Die Zimmer ſind reich mit Gold und Silber decorirt und parkettirt. Eine Eſtrade oder langer Divan nimmt die eine Seite des Gemaches ein, die zugleich mit einem Teppich belegt iſt. Die Dächer ſämmtlicher Häuſer ſind flach. Da es hier nie regnet, ſo beſtehen ſie nur aus Latten und Erde. Man beſetzt ſie aber mit Blumen und Geſträuchen in Töpfen. Das Seltſamſte, was uns in Lima zu allererſt in die Augen fällt, iſt das Coſtume, welches die Damen auf der Straße tragen. Man glaubt ſich nach Conſtantinopel oder irgend einer andern muhammedaniſchen Stadt verſetzt. Die Limennas ſind ſehr ſchön; ihr Geſicht iſt voll, welches der unzweideutigſte Beweis blühender Geſundheit in einem heißen Clima iſt; ihre Füße ſind von unbeſchreiblicher Zartheit und Kleine. Am liebſten zeigen ſie ſich in ihrem Promenaden-Coſtume, der Saya und dem Manto. Die Saya iſt ein anliegender Rock von einem ſehr feinen halbſeidenen Zeuge, entweder ſchwarz, braun oder grün, der ſie vom Halſe bis zu den Füßen bedeckt. Eine Schnalle hält dieſes Gewand am Gürtel zuſammen, und es zeichnet den Bau der Glieder noch reizender und beſtimmter als die feuchten Drapperien der Bildhauer. Viele Damen tragen ihre Saya ſo enge, daß ſie nicht im Stande ſind, über den kleinſten Straßenbach zu ſchreiten. Der Manto iſt ein Stück von ſchwarzem Zeuge, welches mitten auf dem Körper befeſtigt iſt, dann über den Kopf genommen wird und auf das Geſicht hernieder fällt, das davon ganz verdeckt wird und nur ein Auge ſehen läßt. Es ſcheint faſt unmöglich, eine Dame in dieſem Coſtume zu erkennen, aber die Gewohnheit kommt dabei den Leuten zu Hülfe.

Dieß iſt die Straßen-Toilette aller Claſſen mit Ausnahme der Sclavinnen. Während des Sommers tragen die Damen unter der Saya und dem Manto nur ein geſticktes Hemd und ein Halstuch. In dieſem Coſtume nennt man ſie Tapadas.

Der Gebrauch, ſolche Schleier zu tragen, oder tapada zu gehen, hat vor langer Zeit ſchon die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Geſetzgeber auf ſich gezogen, welche dadurch die Moral gefährdet ſahen. Durch vier Staatsgeſetze (1586 bis 1639) wurde dieſes Schleiertragen verboten. Aber Alles war umſonſt, und nur die Kirche konnte es dahin bringen, daß die Damen bei der Charfreitags-Proceſſion ohne Schleier erſchienen. Uebrigens haben ſie gute Gründe für ihren Gebrauch, die Sonne bräunt ihre Geſichtsfarbe, und ſie können nicht ungekannt Kranke beſuchen und Wohlthaten üben.

Im Innern bedecken ſich die Limennas nie den Kopf und laſſen ihr Haar in einer langen Flechte niederfallen. Sie tragen alsdann ein einfaches Kleid, von weißem oder farbigem Mouſſelin, das einen Theil der Bruſt bloß läßt, und begnügen ſich, einen Shawl nachläſſig über die Schultern zu hängen. Sie empfangen die Fremden mit einer verführeriſchen Anmuth und ſind gut und gefällig; würden ſie hiezu die Vorzüge einer weniger vernachläſſigten Erziehung geſellen, ſo könnten ſie die Zierde einer jeden aufgeklärten Geſellſchaft werden und zu ihrem Fortſchritte beitragen. Allein alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind in Lima faſt gänzlich unbekannt. Man kennt dort nicht die Tertulias, die in Buenos-Ayres ſo unterhaltend ſind; auch hat man Mühe, die Elemente eines europäiſchen Balls zu erkennen, wo die Limennas keinen Anſtand nehmen, ſich mit ihren Schleiern zu zeigen. Oft verlaſſen ſie den Ball zwiſchen einem Tanze und dem andern, und die Herren müſſen ihre Tänzerinnen ſuchen, die in einem finſtern Winkel ſich dem Vergnügen hingeben, eine Cigarre zu rauchen. Beide Geſchlechter aller Stände rauchen. Beim Erwachen ſteckt man eine Cigarre in den Mund und ſchläft damit ein, und ſeit der Revolution mußte der Protector einen Befehl erlaſſen, um das Rauchen im Theater zu verbieten.

Das Spiel wird in Lima übermäßig geliebt, ſowohl von Männern als Frauen; die reichſten Familien richten ſich oft damit zu Grunde. Das Erſte, was jungen Mädchen gelehrt wird, bevor ſie in die Welt treten, iſt das Kartenſpiel. Alle Reiſenden kommen darin überein, ſelbſt die vornehmſten Häuſer, wie offene Spielbanken zu bezeichnen.

Man muß die ſchweren Irrthümer, worin die Frauen von Lima ſich befinden, dem gänzlichen Mangel an Erziehung zuſchreiben; denn ſie entbehren keineswegs der guten Eigenſchaften, die ſich leicht in Tugenden verwandeln ließen. Um ihr Hausweſen nehmen ſie ſich niemals an; ſie überlaſſen die Sorge dafür einem vertrauten Sclaven oder Major-domo.

Mein Verweilen in dem Hauſe einer vornehmen Familie hat mich in den Stand geſetzt, einige Notizen zu ſammeln über die Art und Weiſe, wie die reiche Bürgerclaſſe ihren Tag hinbringt. Nach dem Frühſtück, welches unveränderlich aus einer Taſſe Chocolade mit Brod beſteht, worauf eine reichliche Libation Waſſer folgt, geht die Familie in die Meſſe. Eine Sclavin trägt den Teppich nach, worauf die Damen während des Amtes knieen; denn in der Kirche gibt es weder Bänke noch Stühle. Nach der Meſſe iſt es gebräuchlich, in ein Bad zu fahren, welches etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt iſt, und wohin eine ſchöne Alameda (Promenade) längs den Ufern des Rimac führt. Im Sommer kommen hier viele Damen zuſammen, welche den Männern erlauben, mit ihnen an der Thüre zu ſprechen, während ſie im Bade ſitzen. Gegen Mittag verſammelt ſich die Familie in der Sala (Geſellſchaftszimmer), um die Beſuche zu empfangen. Die Herren nehmen den Hut ab, grüßen jedes Glied der Familie beſonders und ſetzen ſich auf Sopha's, die an der einen Seite des Gemaches befindlich ſind. Die Damen werden von den Damen des Hauſes umarmt. Dieſe letzteren haben ſtets ein Körbchen mit Blumen oder Zuckerwerk bei ſich, wovon ſie ihren Gäſten anbieten. Zugleich überſchütten ſie ſich und ihre Freunden mit wohlriechendem Waſſer. Gegen zwei Uhr beurlauben ſich die Beſuche; die Eßglocke ertönt, und die Thüren des Hauſes werden geſchloſſen. Jetzt laufen die Sclavinnen in die Pulperias, um Salz, Butter, Gewürze und Weineſſig zu holen. Von allem dieſem iſt nichts im Hauſe, und man denkt erſt daran, ſich dieſe Dinge zu verſchaffen, wenn man ſie nöthig braucht.

Die Mahlzeit beſteht aus einer Menge kleiner Schüſſeln, worunter nur zwei nachhaltige, der Chupe (eine Miſchung von Fiſchen, Eiern, Käſe und Erdäpfeln) und die Olla con garbanzo (die man in Peru Puchero nennt); ſie beſteht aus Ochſenfleiſch und Speck mit Reiß, Kohl, Erbſen, ſüßen Erdäpfeln, und Gurken zuſammengekocht. Das Ganze iſt ſtark gewürzt. Nach geendeter Mahlzeit fahren die Damen nach der Alameda, dort fahren ſie ein oder zweimal auf- und ab und reihen ſich dann zur Seite, um die Spaziergänger zu betrachten und die Begrüßungen der Reiter in Empfang zu nehmen, welche auf ihren ſchönen Pferden paradiren. Etwas ſpäter begibt man ſich nach der Brücke, um dort des friſchen Luftzugs von dem Meere zu genießen, und das ſtille Thal von Lima zu bewundern, welches von einer Seite der Ocean, von der andern die rieſenhaften Cordilleren begränzen. Dieß iſt einer der maleriſchſten Effecte beim Mondſchein. Auf dem Heimwege hält man auf der Plaza ſtill, um ſich zu erfriſchen. Man trinkt Eiswaſſer, oder ißt Früchte, welche von reinlich gekleideten Negerinnen feil gehalten werden. Es gehört zum guten Ton, hier ein Stündchen zu plaudern und zu lachen; aber Alles geht ſehr ehrbar hiebei zu.

Während die Familie ſich ſo außerhalb des Hauſes vergnügt, vergnügt ſich die Dienerſchaft in demſelben. Guitarre und Harfe müſſen herbei; man tanzt, man ſingt und ſpielt Blindekuh. Die Neger in Lima ſind von Natur Muſiker, die Negerinnen ſingen größtentheils richtig und mit Geſchmack; Liebesliedern geben ſie den Vorzug. Die Sclaven ſind in Lima ſehr glücklich. Jedes Haus hat ihrer ſo viele, daß ſie faſt nichts zu thun haben. Die Männer ſtehen während der Mahlzeit hinter ihrer Herrſchaft, und die Weiber nähen. Die Art und Weiſe, wie die Spanier ihre Sclaven behandeln, gereicht ihrem Charakter zur größten Ehre und ſticht gegen die Art ab, wie die Portugieſen mit den ihrigen umgehen. Ich habe während meines Aufenthalts in Peru und Buenos-Ayres keinen Sclaven züchtigen ſehen, während in Rio-Janeiro, ſo wie in ganz Braſilien, das geringſte Verſehen Peitſchenhiebe nach ſich führt.

Wenn die Familie Abends zu Hauſe bleibt, um Beſuche zu empfangen, ſo hält ſie eine eben ſolche Sitzung wie am Morgen bei einer einzigen Kerze in einem ungeheuren Saale. Karten, Schachſpiel und leichte Muſik ſind die Hauptvergnügungen in Lima. Hiezu kommen noch Stiergefechte. Das Amphitheater (Circo de toros) liegt mitten auf der Alameda auf dem halben Wege zu dem Bade. Der große Circus kann 10,000 Zuſchauer beherbergen. Zur Zeit der Eroberung konnten dieſe blutigen Schauſpiele mit jenen in Sevilla wetteifern, die bekanntlich die berühmteſten ſind; aber im Jahr 1822 wurden ſie von San-Martin abgeſchafft, wie dieſes ſchon früher von den Regierungen zu Buenos-Ayres, Rio-Janeiro und Chili geſchehen war. Als Bolivar nach Lima kam, wurden ſie jedoch wieder eingeführt, weil dieſer Held ein leidenſchaftlicher Liebhaber derſelben war. Die Limennos ſind zu jeder nützlichen Beſchäftigung unfähig. Sobald ſie ihre Cigarre rauchen können, ſcheinen alle ihre Bedürfniſſe befriedigt zu ſeyn. Wenn ſie Unglück haben, ſo überlaſſen ſie ſich der Verzweiflung und allen Schreckniſſen der Armuth, weil ſie eben ſowohl der nöthigen Energie entbehren, den Schlag des Schickſals zu pariren, als der Seelenſtärke, ihn zu ertragen. Es iſt faſt unglaublich, daß bei der beträchtlichen Einwohnerzahl und dem ausgedehnten Handel von Lima nur zwei bis drei peruaniſche Magazine dort angetroffen werden. Der ganze Handel befindet ſich in den Händen der Fremden. Begegnet man in den Straßen von Lima einem Menſchen mit einem langen Ueberrocke, der eng an den Leib ſchließt, mit einer Papier-Cigarre in dem Munde und einem kleinen Hut auf dem Kopfe, ſo kann man ihn, ohne ſich zu täuſchen, für einen Limenno halten. Im Hauſe ziehen ſie den Oberrock aus, den ſie im Winter und Sommer auf der Straße tragen. Sie haben übrigens die alten Moden nicht aufgegeben und tragen geſtickte Kleider, ſeidene Strümpfe und dicke Stöcke mit goldenen Knöpfen. Ihr Mangel an phyſiſcher und moraliſcher Energie muß zwei Urſachen zugeſchrieben werden: dem Mangel an Bildung und dem

Clima. Peruaner, die in Europa gebildet wurden, zeigten dieſelben Fähigkeiten, wie andere civiliſirte Menſchen, und mehrere Geiſtliche, die außerhalb des Landes ſtudirten, entfalten großen Eifer und Thätigkeit. Die ſpaniſche Politik hat ſich immer der Verbreitung der Aufklärung unter den weltlichen Einwohnern Südamerikas entgegengeſetzt, aber dieſer Obſcurantenſinn mußte in Peru mehr um ſich greifen, als in andern Ländern, weil er hier noch vom Clima befördert wurde; nicht etwa daß ein hoher Grad von Hitze das Nervenſyſtem zu ſehr reize und die Maſchine unfähig mache, denn der Thermometer erhebt ſich ſelten über 82° Fahrenheit; aber es finden ſich in der Atmoſphäre ſchwächende Theile, welche zu allen Jahreszeiten der Natur ihre Energie rauben.

Die Bevölkerung von Lima beſteht aus Weißen, Meſtizos, Schwarzen und Mulatten. Die Weißen ſtammen in gerader Linie von den erſten Eroberern des Landes ab, und zu dieſer Claſſe gehören die reichſten und angeſehenſten Familien in Lima; die ſpaniſchen Einwanderer betrachten jedoch die Weißen als unter ihnen ſtehend und ſelbſt die Kinder, die von ſpaniſchen Eltern in Amerika geboren werden, werden von ihnen ſo angeſehen, als hätten ſie ihren Rang in der Geſellſchaft verloren. Die Meſtizos ſind Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten. Man bezeichnet ſie im Allgemeinen mit den Benennungen Commerciantes und Arteſanos; ſie ſind höflich und fleißig und bilden den nützlichſten und beträchtlichſten Theil der Einwohnerſchaft. Man findet unter ihnen Schneider, Schuhmacher, Goldſchmiede, Cigarren- und Chokolade-Fabrikanten. Die Schwarzen und Mulatten ſind Sclaven oder treiben die beſchwerlichſten Handthierungen. Afrikaniſche Schwarze ſind in Lima ſelten und ſehr theuer. Die Mulatten ſind ſehr ſchöne Leute, ſtark, aber träge, weil ſie ihren Lebenswandel leicht verdienen. Sie ſtehen in dem Rufe, arge Diebe zu ſeyn, und beſuchen Wirthshäuſer (Chinganas), wo ſie ſich den geräuſchvollſten Vergnügungen überlaſſen. Sie ſpielen Guitarre und das Tambourin ſehr geſchickt und führen ſchlüpfrige Tänze auf, denen oftmals dem Scheine nach ſehr achtungswerthe Damen beiwohnen.

Spuren des Urvolkes werden erſt drei Stunden von der Hauptſtadt angetroffen. Es ſind dieß Indianer in dem Flecken Chorillo, die vom Fiſchfange leben und ſich von Fiſchen, Mais und Zucker ernähren. Sie ſind über allen Ausdruck ſchmutzig und eckelhaft, haben kleine Augen, breite Plattnaſe, hervorſtehende Backenknochen, ſchwarze ſtruppige Haare und eine kupfrige Geſichtsfarbe. Sollte man es wohl glauben, daß die ihrer Schönheit wegen gerühmten Sonnenjungfrauen derſelben Raçe angehörten, oder ſollte man nicht eher geneigt ſeyn, was man von ihrer Schönheit erzählt, für Uebertreibung zu halten.

Der Revolution zum Trotze, die überall große Veränderungen in dem Geiſtigen hervorgebracht hat, ſind die Einwohner von Lima, mehr als die

andern Amerikaner ihrem Aberglauben treu geblieben. Die Stadt hat eine Art von ſprichwörtlicher Berühmtheit hinſichtlich ihres Hanges zur Verſchwendung erlangt. Man nennt ſie den Himmel der Frauen, das Fegfeuer der Männer und die Hölle der Eſel. Faſt alle Reiſende haben die Limennas der tiefſten Verworfenheit und der frechſten Coquetterie angeklagt. Allein finden die Frauen nicht zum Theil ihre Rechtfertigung in ihrer vollſtändigen Unwiſſenheit? Dann wird auch eine groſse Schuld auf die Mönche geſchoben. Was die Weltgeiſtlichen betrifft, ſo finden ſich viele aufgeklärte Männer darunter, deren Frömmigkeit und ſtrenger Wandel als Beiſpiel dienen könnte. Die Limennas ſind ſehr eitel und lieben den äußeren Glanz über Alles. Beſonders zeigt ſich dieſer Hang bei den geiſtlichen Prozeſſionen. Ich ſah einen ganzen Blumenregen von allen Balkonen auf den Heiligen fallen, und wie das Volk ſich um dieſe Blumen, wie um Reliquien ſchlug. Auch die letzte Oelung gibt Veranlaſſung zu beſonderem Aufwande. Gehört der Kranke einem hohen Range an, ſo wird ihm das Hochwürdigſte in einem reichen Wagen mit vier Pferden gebracht, dem eine Prozeſſion mit Kerzen und Fackeln folgt, welche von Soldaten zur Aufrechthaltung der Ordnung begleitet wird. Die Begräbniſſe ſind nicht minder glänzend; allein die Gottesäcker hauchen beſtändig beſtialiſche Dünſte aus, weil man ſich damit begnügt, den Körper nur gleichſam zu verſcharren. Bei der untern Claſſe herrſcht der Gebrauch, die Leichen der Kinder neben eine Kirche zu legen, um die Koſten eines Begräbniſſes zu erſparen. Hier bleiben ſie liegen, bis der Leichenwagen, der deßhalb die Runde bei allen Kirchen macht, vorüberfährt und ſie aufnimmt; da nie der Urſache des Todes nachgeforſcht wird, ſo darf man wohl beſorgen, daß in einer ſo unmoraliſchen Stadt wie Lima Kindermord nichts Seltenes ſey. Das ewige Glockenläuten iſt betäubend: es könnte melodiſcher klingen, wenn man ſich die Mühe nähme, die Glocken zu reguliren, da in dem Erze viel Silber iſt. San-Martin hatte auch hier Verbeſſerungen im Sinne, allein ſie wurden unterdrückt, weil man ſie für irreligiös hielt.

Das Clima von Lima iſt eins der beſten auf der Erde. Die Sonnenhitze wird durch beſtändige Wolken gemildert, die man jedoch wegen der Höhe der Gebirge nicht wahrnimmt. Während der Wintermonate, oder vom Mai bis November, herrſchen feuchte Nebel (Garuas), welche ſich in den andern Jahrszeiten nur bei dem Mondwechſel einſtellen. Dieſe Nebel kommen mit dem Morgenwinde, der aus Weſten bläst und werden im Sommer durch die Sonnenwärme bis Mittag vertrieben. Im Winter bleibt die Sonne oftmals mehre Tage von ihnen verfinſtert. Ein eigenthümliches Phänomen iſt es, daß in der benachbarten Sierra heftige Regengüſſe und Gewitter herrſchen, während in dem Thale des Rimac nur dieſen feuchten Nebeln die Fruchtbarkeit des Bodens zu befördern überlaſſen bleibt. Dieſe Eigenthümlichkeit gehört jedoch

Nieder-Peru an, wo die Cordilleren-Kette ſich dem Ocean nähert. Im Norden, wo die Entfernung der Berge von dem Meere beträchtlicher iſt, finden häufige Regen Statt, während die Nebel ſehr ſelten ſind. Deßhalb iſt das Thal des Rimac mit den verſchiedenſten Bäumen und Pflanzen angefüllt, wie ich mich bei meinen Ausflügen in der Gegend überzeugte. Zucker, Reiß, Tabak, ſüße Erdäpfel (Batatas oder Camotes) und Cacao wachſen in den heißeſten Strichen; Wein und Quinoa in kälteren; die Papa amarilla oder gelbe Kartoffel gedeiht gut in der Sierra, etwa dreißig Stunden von der Hauptſtadt. Die Ebenen ſind mit Luzernklee (Alfalfa), Caſſave (Yuca) und Bohnen (Frijoles) angefüllt, wovon die ärmeren Claſſen ſich ernähren; auch Oliven werden gebaut, aber ihr Oel iſt mit dem europäiſchen nicht zu vergleichen. Aepfel und Birnen ſind in geringer Menge vorhanden; Pfirſiche, Aprikoſen, ſehr große Quitten, Feigen, Granaten, verſchiedene Arten von Melonen, worunter Waſſermelonen (Sandia's) von ſehr gutem Geſchmacke, finden ſich häufig. Der Bananenbaum (Vicuri), der Brodbaum, der 1769 von Tahiti hieher verpflanzt wurde, die Lucuma, deren Frucht ſo groß wie eine Orange iſt, die Palta, ein großer und ſchöner Baum, und viele andere noch zieren die Gegend. Allein die merkwürdigſte aller tropiſchen Früchte, ſüß und ſauer zugleich iſt die Chirimoya, welche die Geſtalt eines Herzes hat und in Lima bis drei Pfunde wiegt. In den Wäldern von Huanoco findet man deren, die fünfzehn, zwanzig und mehr Pfunde wiegen. Bei dem großen Luxus, der mit Blumen getrieben wird, iſt es kein Wunder, daß man ſich viel mit ihrer Cultur beſchäftigt. Es iſt auffallend, daß die meiſten Blumen um Lima gelb ſind, während ſie in den Gebirgen weiß ausſehen. Dieſes hat zu dem Sprichworte Veranlaſſung gegeben: **Oro en la costa, plata en la siera** (Gold auf der Küſte, Silber in den Bergen). Unter den Blumen iſt der Floripodio (Datura) anzuführen, der wie Lilien riecht, aber Kopfſchmerzen verurſacht; der Suche mit glockenförmigen Blüthen und der Aroma (Accacia), der ſeinen Namen ſeines Wohlgeruches wegen mit Recht verdient.

Zwar iſt Lima den fürchterlichen Orkanen nicht ausgeſetzt, deſto mehr aber den Erdbeben. Man ſpürt ſie in jedem Jahre zur Zeit, wo die Nebel der Sonnenhitze weichen. Sie finden gewöhnlich zwei oder drei Stunden nach Sonnenuntergang oder kurz vor ihrem Aufgange Statt. Ihre Richtung iſt von Süden nach Norden. Das Erdbeben von 1678 war in Lima und der Umgegend beſonders heftig, die Feldfrüchte wurden alle vernichtet, und die Erde brachte mehre Jahre lang nichts hervor.

Auf die großen Erdbeben von 1687 und 1786 folgten heftige Regen, und nach dem fürchterlichen Erdbeben von 1806 wurden viele Straßen in Lima längere Zeit überſchwemmt. Während der Monate März und April und zu Anfang des Herbſtes gibt es intermittirende Fieber (Tercianas); außerdem

iſt die Stadt aber den Epidemien nicht unterworfen. Wer hier die Fünfzig erreicht hat, gelangt gewöhnlich bis zu achtzig, weshalb man Lima das Paradies der Greiſe genannt hat. Catarrhe und Bruſtkrankheiten ſind jedoch nicht ſelten.

Feldzüge und Kreuzfahrten in den Staaten Venezuela und Neu-Granada.

Vom Oberſt *** *).

— — Freyre, der neue Präſident von Chili, beabſichtigte zu jener Zeit eine Expedition nach Chiloe. Er ſandte die Independencia nach Talcahuano, um einige Recruten an Bord zu nehmen, die man in der Provinz Concepcion verſammelt hatte. Obgleich wir von dieſem Hafen in Valparaiſo in vierundzwanzig Stunden angelangt waren, ſo brauchten wir doch damals nicht weniger als fünf Tage zu derſelben Ueberfahrt.

Die Eingeborenen nennen dieſen Hafen gewöhnlich Penco. So hieß ehemals die Stadt, welche im Jahre 1750 durch ein Erdbeben zerſtört wurde; den Boden, auf dem ſie ſtand, verſchlangen ungeheuere Fluthen. Der alte von Ulloa beſchriebene Hafen, auf den dieſer Schriftſteller in ſeiner Araucana von Ercilla oft anſpielt, beſteht nicht mehr als Hafen, und eine unter dem Waſſer verborgene Felſenkette, die an einigen Stellen bei Eintritt der Ebbe ſichtbar wird, nimmt den Platz ein, wo alle ſpaniſchen Schiffe vor Anker legten, die Cap Horn zu umſegeln pflegten. Dieſe Schiffe bedurften nach ihrer Größe mindeſtens vier Faden Waſſer, um in den Hafen einlaufen zu können. Der Grund der See hat ſich aber ſo bedeutend erhoben, daß er an der Mündung der Penco-Bejo eine anderthalb Meilen lange Sandbank bildet.

Die Stadt Talcahuano liegt am ſüdöſtlichen Ende der Bai, die durch die fruchtbare, aber unbewohnte Inſel Quiriquina beinahe vom Meere getrennt iſt.

*) Dieſes Fragment iſt einer noch nicht gedruckten höchſt intereſſanten Reiſebeſchreibung entnommen, die man der Feder eines engliſchen Obriſten verdankt, der ſehr viel zum Triumphe der Heere der Eingeborenen in Südamerika beitrug.

Die nördliche Einfahrt in die Bai iſt gegen den Ocean offen; die See wird darum auch im Winter, wenn die Nordwinde herrſchen, zu Zeiten ſehr bewegt; indeſſen gehen hier ſelten Schiffe verloren, weil ſie ſich bei der geringſten Anzeige von herannahender ſchlechter Witterung ſeitwärts unter dem Winde von Quiriquina halten, wo ſie ſich vollkommen in Sicherheit befinden. Der Ankerplatz in der Nähe der Stadt wird von einem, nur durch ein halb Dutzend Kanonen vertheidigten, Fort beherrſcht. Die Stadt ſelbſt beſteht aus einigen hundert hölzernen Häuſern, die alle nebſt der Kirche bedeutender Ausbeſſerung bedürfen.

Die Einwohner von Talcahuano ſind viel ärmer und ſchlechter gekleidet als die Einwohner von Santiago und Valparaiſo. Sie nähren ſich hauptſächlich von Fiſchen und Chorras. Durch letzteres Wort bezeichnet man eine Art von Muſchelthieren, die man nur dort und in Chiloe trifft, hier aber viel kleiner. Sie ſind an der Küſte ſehr geſchätzt und bilden für die Stadt einen der wichtigſten Handelszweige der Ausfuhr. Auch verſendet man von Talcahuano Bretter und Zimmerholz, Weizen und vortrefflichen Wein von den Ufern des Rio-Clavo, wo Lord Cochrane Ländereien beſaß. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens ſind die Bewohner in der Nachbarſchaft ſo arm, daß ſich die meiſten ſtets geneigt zeigen, ihre Kinder zu verkaufen oder zu verſchenken. Kinder von acht bis zehn Jahren werden öffentlich für drei bis vier Dollars verkauft. Die Sclaverei iſt zwar in Chili verboten, die Regierung ergreift aber keine Maaßregeln gegen dieſen Handel, wahrſcheinlich in Betracht, daß den Kindern ein Vortheil entſprießt, wenn ſie den Händen ihrer Eltern entzogen werden, die ſelbſt Mühe genug haben, ihre perſönlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, und zu unwiſſend und ſorglos ſind, ihre Sprößlinge zu unterrichten. Die Perſonen, welche die Kinder kaufen, bringen ihnen wenigſtens die Pflichten der Hausgenoſſenſchaft bei, und wenn ſie groß werden, können ſie ſich ſtets die Freiheit wieder verſchaffen, denn ſie dürfen ſich nur an den Alcalden wenden, ſollten ſie mit ihren Herren unzufrieden ſeyn.

Benancio, der berühmte Araucano-Führer, befand ſich eben mit einer Abtheilung ſeiner Krieger in Talcahuano, als wir ankamen. Seine Nation hatte kürzlich Geſchenke von Chili erhalten und ſtand jetzt in friedlichem Verhältniſſe zu dieſem Staate; das war aber nur eine temporäre Ruhe, die jeden Augenblick von den Araucanos ſelbſt geſtört werden konnte, die ſich ſehr ſinnreich in Auffindung von Vorwänden zeigten, den jüngſt geſchloſſenen Waffenſtillſtand zu brechen.

Die Araucanos ſind von den Spaniern unterworfen worden, obgleich viele ihnen benachbarte, ſonſt mächtige Stämme beinahe gänzlich vertilgt wurden. Alle ſind Krieger vom Augenblicke an, da ſie eine Lanze halten können, und leben, wie die Tataren, vom Fleiſche ihrer Pferde, obgleich ſie in ihren weiten Savannen zahlreiche Viehheerden beſitzen. Durch dicke, dichte

Haare gegen Sonne und Regen geschützt, reiten sie ohne Kopfbedeckung aus. Alle tragen einen schmalen Streifen Band, den sie gerade über den Augbraunen um das Haupt binden, damit ihre langen Haare nicht über die Augen fallen können. Ihre Kleidung besteht bloß aus einem viereckigen Stücke blauer Boy's, welches ihre Hüften umschließt und bis zu den Knien herabfällt, und einem Poncho von grobem schwarzen Zeuge. Diesen Poncho wickeln sie um den Körper, wenn sie sich zum Kampfe rüsten, um sich damit gegen den Angriff scharfer Gewehre zu schützen. Der Stock, an den sie das Eisen ihrer Lanzen befestigen, ist nicht weniger als vierzehn Fuß lang. Sie formen ihn aus Coliniholz-Stangen, welche in den Ebenen von Arauco wachsen. Im Verhältniß zu seiner Länge ist er sehr dünn, aber so stark und elastisch, daß sie nicht selten in der Schlacht einen Reiter auf der Spitze ihrer Lanzen aus dem Sattel heben.

Der Boique, ein Baum, der die Cortex Winteriana liefert, findet sich in den meisten Wäldern im Innern dieser Provinz. Die Araucanos betrachten ihn als heilig und tragen Zweige davon an Festtagen und bei gewissen, dieser Nation eigenthümlichen Ceremonien, in der Hand. Solche Zweige sieht man auch als Zeichen der Freundschaft in ihren Händen, wenn sie zu einer Zusammenkunft einladen, oder wenn sie Fremde besuchen, gerade wie die Bewohner der polynesischen Inseln Wegerich-Blätter tragen. Dieser Baum wächst bis zu einer Höhe von vierzig und fünfzig Fuß; er treibt weiße wohlriechende Blüthen, und seine Blätter gleichen denen des gewöhnlichen Lorbeerbaumes.

Bei großen Mahlen trinken sie ein beträchtliches Quantum Chicha, ein Getränk, dessen Hauptbestandtheil, Mais, der einzige Gegenstand ihres Landbaues ist. Die alten Weiber des Stammes bereiten den Trank, indem sie Mais zermalmen, den sie sofort in einen kahnförmigen Trog legen; dann fügen sie Wasser und Wurzeln bei und lassen das Ganze zusammen gähren. Ehe zum Mahle geschritten wird, das nothwendig Trunkenheit zur Folge haben muß, übergeben die Männer freiwillig ihre Lanzen und Messer den Weibern, die diese Waffen in den Wäldern verbergen, weil sie ihre Neigung zum Streite wohl kennen, wenn ihre Köpfe einmal durch Trinken erhitzt sind. Zuweilen mischen sie das Blut ihrer Pferde in den Trank und glauben hiedurch übernatürliche Kraft und Behendigkeit zu erlangen.

Als Benancio die Neugierde bemerkte, mit der wir Sitten und Gebräuche seiner Nation beobachteten, so hieß er seine Leute ein Scheingefecht zu Pferde mit stumpfen Lanzen ausführen. In ihren Manövers zeigte sich durchaus keine Regelmäßigkeit; sie handelten Alle getrennt; aber die Geschicklichkeit, die sie an den Tag legten, sowohl im Pariren als Ausweichen, wobei sie beinahe unter dem Bauche ihrer Pferde verschwanden, und dann wieder auf dem Sattel erschienen, war in der That bewunderungswürdig. Einige von ihnen

hatten den Zaum an die Zügel gebunden und lenkten auf dieſe Weiſe ihre Pferde, wobei ſie dann beide Hände zu Führung der Lanze frei hatten.

Kapitän Wilkinſon, der von der chiliſchen Regierung den Befehl erhalten, Benancio mit vieler Auszeichnung zu behandeln, wahrſcheinlich weil die Araucanos ein im Punkte der Etikette ſehr kitzelige Raſſe ſind, lud nach dieſen Uebungen den Häuptling an Bord ein.

Benancio erſchien begleitet von ſeinen zwei Söhnen und einigen Kaziken von niedrigerem Range. Benancio's Converſation war ſehr belebt; er bezeugte ſeine Zufriedenheit mit dem, was er ſah, eben ſo ſein jüngerer Sohn, der im Collegium von Santiago erzogen worden war und äußerſt beſcheiden und unterrichtet ſchien. Der ältere Sohn von Benancio und die Kaziken gaben auf Nichts Achtung, als auf das eingeſalzene Fleiſch und den Wein von Penco, den wir ihnen reichen ließen. Sie wandten ſich durch ihren Dolmetſch, einen bei ihnen anſäßigen Europäer, nur an uns, um ihr Regalo und das übliche Geſchenk zu fordern. Wir gaben ihnen Allen farbige Tücher, die ſie, Benancio und ſeinen jüngeren Sohn ausgenommen, welche beide ziemlich ſtattliche Uniformen und aufgeſtülpte Hüte trugen, um den Kopf wickelten. Bei dieſen und andern Gelegenheiten bemerkten wir, daß ſie es im Gebrauche hatten, durch Geberden und Bewegungen groſſe Verachtung für die Geſchenke auszudrücken, wie ſchön und koſtbar ſie auch ſeyen und wie ſehr ſie ihnen ſonſt auch gefallen mochten. Dieſe Verachtung war aber, wie uns der Dolmetſch verſicherte, bloß erheuchelt, und ſollte den Fremden ihre Unabhängigkeit darthun und ihnen einen hohen Begriff von dem Reichthume der Nation beibringen.

Die Araucanos rühmen ſich allerdings, ihr Land enthalte Minen von beſonders glänzendem und reinem Golde. Wären dieſe Minen ausgebeutet worden, ſo möchten ſie productiv genug geweſen ſeyn, um zwei Münzſtätten, eine in Valdivia und eine andere in Ozornos zu erfordern. Als aber die Araucanos zu ihrer Unzufriedenheit bemerkten, daß die Fremden, durch die Producte des Bodens angezogen, ihnen zuſtrömten, verſtopften ſie ihre Minen, und verboten bei Todesſtrafe, dieſelben wieder zu öffnen.

Der alte Häuptling ſagte uns in Gegenwart ſeiner Söhne, er habe den jüngeren von beiden zu ſeinem Nachfolger, als Oberhaupt des Stammes gewählt; er tauge viel beſſer für dieſen Poſten als ſein Bruder, weil er eine gute Erziehung genoſſen, während dieſer Nichts wiſſe und die Chicha ſo ſehr liebe, als er ſie nur ſelbſt lieben könne. Als Benancio das Schiff verließ, wurde er mit fünf Kanonenſchüſſen begrüßt, was ihm groſſe Freude zu gewähren ſchien. Die Bedeckung, welche er am Ufer gelaſſen, beantwortete unſere Höflichkeit mit wildem Freudengeſchrei.

Die von uns erwarteten Rekruten trafen von Concepcion und mehren anderen benachbarten Orten ein. Obgleich ſie als Freiwillige bezeichnet waren, entging uns doch nicht, daß man ſie durch eine Abtheilung Cavallerie hatte,

an die Küſte bringen laſſen, und daß Viele von ihnen an einander gebunden waren, damit ſie nicht durchgehen konnten; es wurde uns am Ende klar, daß wir nur Ausreißer, aus den Gefängniſſen entſprungene Verbrecher und Vagabunden aller Art erhalten hatten. Die Meiſten waren ganz nackt und Alle halb verhungert und krank. Dabei befand ſich auch ein Dutzend Waiſenkinder, welche der Gouverneur Benevente an Bord geſandt hatte, um ſie nach Valparaiſo führen, auf den verſchiedenen Schiffen vertheilen oder Privaten als Diener übergeben zu laſſen. Es ſchifften ſich ungefähr vier hundert ſolcher Leute im ſchmutzigſten Zuſtande ein. Man mußte ſie nothwendig mittelſt ſpaniſcher Wände aus dichtem Linnenzeug, die man quer über an das Zimmerwerk in der Wohnung der Matroſen nagelte, von der Schiffsmannſchaft trennen; aber trotz dieſer Vorſicht brachen die Pocken und ein Fieber aus, das man im Lande Chavalongo nannte, und theilten ſich bald auch unſeren Leuten mit. Unglücklicher Weiſe verzögerte ein Nordwind in Talcahuano unſere Abreiſe um drei oder vier Tage, und die Ueberfahrt wurde ſodann wegen der Wechſelwinde im höchſten Grade ermüdend. Daher rührte es, daß bei unſerer Ankunft Mehre geſtorben waren, und eine große Anzahl von ihnen ſogleich nach dem Hoſpitale gebracht werden mußte. Alle Kinder am Bord unſeres Schiffes wurden von den Pocken ergriffen, und mehr als die Hälfte ſtarb. Wir verloren ebenfalls Einige von unſerer Mannſchaft durch das Chavalongo, und zu unſerem großen Schmerze erkrankte ſelbſt Kapitän Wilkinſon am Tage unſerer Ankunft und verſchied in ſechs und dreißig Stunden.

Die Independencia wurde bald darauf unter dem Befehl des Kapitän Delano nach Coquimbo geſchickt. Sie führte den Kapitän Forſter dahin, dem man das Kommando über das Geſchwader mit mehren anderen Offizieren übertragen, welche den Befehl erhielten, ſich mit dem Lautaro zu vereinen, der wie der Montezuma dort beigelegt hatte. Es iſt dieß ein ſicherer Hafen, nicht ganz eine Meile von der Stadt Serena, der Hauptſtadt der Provinz Coquimbo, entfernt. In den letzten Jahren hat die Stadt durch die große Menge von Fremden Bedeutung erhalten, welche ſich der dort befindlichen Silber- und Kupfer-Minen wegen nach dieſem Theile von Chili begaben.

Nachdem der Lautaro und die Independencia die Truppen an Bord genommen, die in Coquimbo bereit ſtanden, gingen ſie nach Talcahuano unter Segel, wo Freyre mit dem Reſte ſeiner Armee wartete. Dann ſtießen die Corvetten Voltaire und Chacubco nebſt der Brigg Galvarino und fünf Transportſchiffen zu uns. Nach Verlauf einiger Tage, deren wir um Waſſer und Mundvorrath einzunehmen und zu paſſender Vertheilung der verſchiedenen Corps auf die Kriegs- und Transportſchiffe bedurften, ſegelten wir nach Valdivia, wo wir von der Garniſon Verſtärkung bekommen ſollten, ehe wir Chiloe angriffen.

Sobald Freyre bei der Spitze von Huachucucui angelangt war, verſammelte

er einen Kriegsrath um ſich, wie er es bei jeder wichtigen Gelegenheit zu thun pflegte. Nachdem er den Rath einiger alten Offiziere vernommen, beſchloß er, man ſolle am Hafen von San Carlos vorbeiſegeln und ſich durch die Farellones von Carelmapu nach Chacao begeben. Dieſem Zaudern muß man den ſchlechten Erfolg der Expedition zuſchreiben, denn der Gouverneur Quintanilla beſtätigte ſelbſt, als er ſich in dem darauf folgenden Feldzuge ergab, daß er im Augenblicke kapitulirt hätte, wären die Schiffe in den Hafen von San Carlos eingelaufen. Die Einwohner von San Carlos waren ſo ſehr von Chiloes unvermeidlichem Falle überzeugt, daß ſie ihr koſtbarſtes Eigenthum ſelbſt zur Zeit noch in die Wälder flüchteten, da wir bereits durch die Farellones paſſirt und in einer Meerenge, genannt los Remolenos, vor Anker gegangen waren. Der Spitze Carelmapu gegenüber kam ein Offizier der Fly, die in San Carlos beigelegt hatte, an Bord des Lautaro, um den Präſidenten beſonders zu bitten, er möchte Befehl ertheilen, daß man alles der engliſchen Nation gehörende Eigenthum ſchütze.

Nachdem es das Feuer der Batterie del Caronel ausgeſtanden, kam das Geſchwader nach Chacao, von wo die Einwohner von Chiloe bei unſerer Annäherung entflohen, nachdem ſie alle im Hafen befindlichen Fahrzeuge verbrannt hatten. Die Armee landete und verharrte einige Zeit in unbegreiflicher Unthätigkeit. Indeſſen hatte ſich Quintanilla von der erſten Ueberraſchung erholt, entwickelte die größte Thätigkeit, um die Miliz und die Indianer von den verſchiedenen Inſeln herbeizuſchaffen, auf denen ſie zerſtreut waren, die einzelnen Vertheidigungspunkte zu befeſtigen, und den Marſch unſerer Armee von Chacao nach San Carlos unmöglich zu machen.

Während wir vor Chacao beilegten, wurde die Corvette Voltaire auf die hohe See getrieben, und da ſie mit aller Anſtrengung auf ihren Ankerplatz zurückkehren wollte, ſtieß ſie auf eine Sandbank und ging total zu Grunde. Offiziere und Mannſchaft retteten ſich durch Schwimmen, jedoch ohne Etwas mit ſich nehmen zu können.

Nun verſuchte es die Armee, San Carlos auf Wegen in Krümmungen zu erreichen, aber ſie fiel in mehre Hinterhalte, die ſie wegen Mangels an Kenntniß des Landes nicht vermeiden konnte, verlor viele Leute, und ſah ſich am Ende genöthigt, ſich nach Chacao zurückzuſchlagen, nachdem ſie zwei erfolgloſe Angriffe unternommen hatte.

Das ganze Geſchwader ſegelte zu den Remolenos zurück, wo Freyre einige Zeit unſchlüſſig war, ob er nach San Carlos unter Segel gehen, wie er es von Anfang hätte thun müſſen, oder fechtend ſich zurückziehen ſollte. Da ihn endlich ein weiterer Zufall der Hülfe ſeines mächtigſten Schiffes beraubte, ſo beſchloß er ſogleich nach Chili heimzukehren.

Als die Regierung über Land erfuhr, daß man ſpaniſche von Europa nach Kap Horn ſteuernde Schiffe ſignaliſirt habe, ſo ertheilte ſie dem Admiral

Blanco den Befehl mit dem O'chiggins, der Independencia, dem Chacabuico und Montezuma abzusegeln, um sich mit dem peruanischen Geschwader unter dem Befehle des Admiral Martin Guise zu vereinigen und diesen bei der Blokade der Puertos Intermedios zu unterstützen, die sich noch im Besitze der Royalisten befanden.

Ein spanisches Geschwader, bestehend aus der Asia von 64 Kanonen, einer Fregatte von 44 Kanonen und dem Aquiles von 20, legte einige Tage, nachdem die letzte Expedition von Chili den Archipel verlassen, im Hafen von San Carlos vor Anker. Hier ließen sie die nothwendigen Ausbesserungen vornehmen, weil ihnen die Häfen des Rio de la Plata nicht mehr offen standen. Die Spanier nahmen ihre Zuflucht zur Presse, um sich mit einigen eingeborenen Matrosen zu rekrutiren; desselben Mittels bedienten sie sich, so lange sie gegen die Küste von Peru vorrückten, so oft sie in einem Hafen anhielten. Auf der Höhe von Arica trafen sie den Montezuma, aber dieser hatte es seinem schnellen Course zu verdanken, daß er entkam, denn in der Bai von Mollendo war er beinahe ganz von Feinden umzingelt. Den andern Tag machten die Spanier auf drei andere chilische Schiffe Jagd, da sich Admiral Blanco nicht mit ihnen in ein Gefecht einlassen wollte. Sie rückten sodann gegen Callao vor, wo sie Guise allein mit seiner Fregatte, der Prueda, fanden. Sobald sie sich ihm näherten, griff er das spanische Schiff und die nachfolgende Fregatte auf das lebhafteste an. Nach einem Kampfe von mehren Stunden zogen sich diese beiden Schiffe unter die Batterien der Forts von San Lorenzo zurück.

Der spanische Commodore sah bald ein, daß, wenn sich General Rodil auch noch in den Schlössern von Callao zu halten vermöchte, die Sache Spaniens in Südamerika dennoch verloren sey, und daß die von ihm befehligten Schiffe nicht mehr lang an einer Küste zu verweilen im Stande seyen, wo man sich weder Mundvorrath noch Munition verschaffen konnte. Er beschloß durch Manilla nach Europa zurückzukehren, da er es nicht für geeignet hielt, abermals Kap Horn zu umsegeln, ohne sich auf seiner Fahrt auf einen befreundeten Hafen verlassen zu dürfen, in den er sich im Falle ernstlicher Beschädigung zurückziehen könnte.

Wir haben oben angeführt, daß mehre Eingeborene der Küste von den Spaniern gezwungen worden seyen, in ihren Dienst zu treten; Rodil vermehrte die bereits beträchtliche Zahl dieser unfreiwilligen Matrosen, als die Schiffe in Callao anhielten, indem er alle Patrioten-Seeleute, die sich als Gefangene in den Casematten seiner Häfen befanden, an Bord bringen ließ. Diesen Leuten gefiel es gar nicht nach Spanien zu schiffen, denn die Reise galt ihnen gleich einer Verbannung. Sie beschlossen, sich bei nächster Gelegenheit gegen die Spanier aufzulehnen und einen verzweifelten Versuch zu wagen, um sich der Schiffe zu bemächtigen. Bald erschien die erwünschte Gelegenheit bei einer Landung, die

an einer kleinen Insel stattfand, welche man auf der Fahrt nach Manilla berührte. In Abwesenheit der Fregatte erhoben sie sich gemeinschaftlich am Bord der Asia und des Aquile und ergriffen die Waffen, welche die Spanier unkluger Weise in Pyramiden aufgestellt hatten; schnell waren sie Meister der Schiffe. Darf man den Aufrührern glauben, so haben sie nur wenige Spanier getödtet, weil die Mehrzahl derselben an das Land gestiegen war. Sie nahmen nur eine geringe Anzahl von Spaniern mit sich, deren sie sich zum Manövriren bedienten. Die Asia wurde den Mexicanern in Acapulco übergeben, da der größte Theil ihrer Mannschaft aus Huachinangos oder Creolen der Küste bestand; und der Aquile, dessen neuer Commandant, so wie die Matrosen der Mehrzahl nach Cholos waren, hißte die chilische Flagge auf und segelte nach Valparaiso. Den Befehl über letzteres Schiff erhielt Kapitän Wooster, der den Lautaro verließ, um sich mit allen seinen Offizieren an Bord dieser Prise zu begeben. Da Rodil nun nicht mehr länger anstund, zu kapituliren, so erforderten die Forts von Callao kein Blokade-Geschwader mehr.

Während dieser Zeit war die royalistische Armee von den colombischen Truppen unter dem Befehle von Sucre vollends aus Ober-Peru getrieben worden. Bolivar richtete nun seine Aufmerksamkeit auf den Archipel von Chiloe, wo sich die Spanier noch immer hielten. Zur Zeit seiner ersten Erscheinung auf der politischen Laufbahn hatte Bolivar erklärt, daß er den Degen nicht in die Scheide stecken werde, so lange ein Spanier zwischen Californien und Cap Horn unter Waffen stehe; den Colombiern wollte er den Ruhm lassen, die letzten Unterdrücker aus dem Lande vertrieben zu haben. Das wekte Gebiet bot Colombien überdieß treffliche Häfen für die aus dem Osten kommenden Schiffe. Er beschloß sofort eine Expeditions-Armee abzusenden, um Chiloe anzugreifen, und übergab den Oberbefehl dem Ex-Director von Chili, O'Higgins in der Voraussetzung, daß General Quintanilla geneigter seyn werde, sich einem alten, in hohem militairischem Ansehen stehenden Krieger, wie O'Higgins zu übergeben, als einem andern in Süd-Amerika minder bekannten Chef.

Die Regierung von Chili, die General Bolivar's Unternehmungen längst mit neidischen Augen betrachtete, erschrack nicht wenig über die Zurüstungen, welche die Republik jeder Möglichkeit, Chiloe zu nehmen, beraubten. Man gab den neuen Eroberungsplan als den höchsten Grad von Ungerechtigkeit an, denn diese Provinz bildete zur Zeit der spanischen Herrschaft einen Theil der Staaten der Präsidentschaft Chili. In aller Eile bemannte die Regierung eine aus dem O'Higgins, dem Lautaro, der Independencia, dem Chacabuco, dem Aquiles und dem Galvarino bestehende Flotte mit mehren Transportschiffen. Abermals pflanzte General Blanco seine Flagge am Bord des O'Higgins auf, und Freyre übernahm den Befehl über die Streitkräfte zu Lande, welche aus fünf Regimentern Infanterie und einigen

Feldstücken bestanden. Die Leitung der Angelegenheiten wurde auf's Neue einer aus drei ausgezeichneten Bürgern zusammengesetzten Junta übergeben.

Nachdem man in Valdivia gelandet, wo sich das erste dort in Garnison befindliche Regiment mit der Expedition verband, segelten die Schiffe nach Chiloe und warfen in der Bahia Ingleza zwischen Huachucucui und dem Schlosse Agui Anker; der Feind hatte die den Ankerplatz beherrschende Batterie verlassen, und in die Luft gesprengt. Da die Bai, wo unsere Schiffe vor Anker lagen, sich gerade unter den Kanonen des Forts Baracura befand, so sandte man in der Nacht eine Abtheilung Cazadores um Agui, denen es gelang, sich Huachucucuis zu bemächtigen, und seine Kanonen zu vernageln. Unverweilt schiffte sich der übrige Theil des Heeres aus und erhielt Befehl, von einem Gehölze bedeckt, sich in Marsch zu setzen, während sich das Geschwader einen Weg durch die Batterien und Kanoniere Schaluppen bahnen und der Stadt San Carlos gegenüber vor Anker legen würde. Der Lautaro sollte als bewaffnetes Transportschiff agiren; er erhielt Befehl in der Bahia Ingleza zu bleiben, seine meisten Kanonen hatte man in den untersten Schiffsraum gebracht, um den am Bord befindlichen Truppen mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Da es der Admiral nicht für geeignet hielt, den O'Higgins früher in die Bai einlaufen zu lassen, als bis man ihre Batterien zum Schweigen gebracht hätte, so ließ er seine Flagge auf dem Aquile aufstecken.

Frühe am andern Morgen lichteten die vier Schiffe die Anker, welche Befehl erhalten hatten, in den Hafen einzulaufen, und griffen die Batterien und Schaluppen im Vorüberseglen an. Obgleich heftig gefeuert wurde, und unsere Transportschiffe unter den Kanonen des Forts ankerten, so war der Schaden doch nicht beträchtlich,. Der Aquile, der im Treffen dem Fort Agui am Nächsten gekommen war und die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich zog, weil er die Admiralsflagge trug, war am meisten der Beschädigung ausgesetzt. Die Schaluppen des Feindes zogen sich sodann in den Hafen von San Carlos zurück, um sich in den Schutz der Batterien zu begeben. Bei dieser Bewegung aber nahmen wir eine derselben, wobei wir außer Lieutenant Hoxtley keinen Mann verloren. Die Batterien, welche sich noch hielten, waren Agui, Campo Santo, el Carmen und Puguilegui, außer einem mit sechs Kanonen bewaffneten Fort, unfern vom Landungsplatze. Das Heer schiffte sich in der Nacht ein; die Schiffe segelten mit Preßwind bis auf Schußweite vom entgegensezten Ufer; die Truppen wurden abermals an das Land gesetzt und rüsteten sich, Quintanilla in seiner Stellung anzugreifen.

Freyre fand es indessen sehr schwierig die Truppen fortzubringen, weil die Kanonier-Schaluppen des Feindes das flache Ufer bestrichen, über welches die Truppen nothwendig ziehen mußten. Der Admiral forderte nur Freiwillige auf, und bald stellte sich eine hinreichende Anzahl von den verschiedenen

Schiffs-Mannschaften der Flotte. Kapitain Bell vom Lautaro, der nicht unthätig in der Bahia Ingleza bleiben wollte, während die andern Schiffe im Treffen begriffen waren, folgte diesen in den Hafen und erhielt den Befehl über die zum Entern commandirte Abtheilung. Das Unternehmen war nichts weniger als leicht, denn diese Barken, welche meistens Kanonen führten, hatten innerhalb des Hafendamms von San Carlos geankert und waren überdieß durch das Feuer von vier Kanonen und mehr als zweihundert am Ufer in Schlachtordnung aufgestellte Mann Infanterie geschützt. Indessen gelang es den Schiffen unseres Geschwaders, sich ihnen, ohne entdeckt zu werden, vor Tagesanbruch zu nahen und sechs unter beständigem heftigem Feuer wegzunehmen. Ein einziges von diesen Fahrzeugen gewann, von einem Morgen-Nebel begünstigt, den Estero de Pudeto, wo es endlich von einem der unsrigen erreicht wurde. Nachdem wir die Barken in Sicherheit gebracht hatten, drehten wir sie gegen Puguilegui, ein am Ufer gelegenes Fort, welches der Annäherung der Patrioten-Armee ein starkes Hinderniß entgegensetzte.

Das Wetter war an diesem merkwürdigen Tage sehr klar und freundlich, ein Umstand, der von den Chilesen besonders beachtet wurde, die auch den Ausbruch eines der Haupt-Vulcane des Landes, genannt Pico del Villarica, der eben besonders mächtig flammte, als ein glückliches Vorzeichen ansahen. Die Huazos am Bord des Aquile deuteten während des Gefechtes wiederholt mit dem Finger darauf und riefen sich zu: Tahita Cordillera, entscheide zwischen ihren Kindern und den Unterdrückern.

Als Freyre den glücklichen Ausgang unseres Angriffs auf die feindlichen Kanonier-Schaluppen vernahm, griff er die spanische Armee, deren Streitkräfte in einem Gehölze und auf den Höhen unserem Geschwader gegenüber vertheilt waren, lebhaft an. Nachdem wir als Schauspieler so warm betheiligt gewesen, konnten wir jetzt als Zuschauer von den Masten und Takelwerken unserer Schiffe die Operationen der beiden Land-Armeen so genau beobachten, als stellte man sie uns in einem Panorama dar.

Als endlich Puguilegui zum Schweigen gebracht war, marschirte das vierte Regiment eilig das Ufer entlang in der Richtung der Stadt San Carlos, und warf den rechten Flügel der Spanier, die ihre Stellung verlassen und fechtend sich auf der Straße von Caster zurückziehen mußten. Nachdem sich die Patrioten-Armee der Stadt San Carlos bemächtigt hatte, wurden die Forts an dieser Seite verlassen. Am andern Tage zog Agui die spanische Fahne ein, und die chilischen Farben flatterten zwischen Californien und Cap Horn. Quintanilla capitulirte zwei Tage später nnd überließ den Archipel den Händen der Patrioten. Er schiffte sich mit seiner Familie am Bord des O'Higgins ein, und begab sich nach Valparaiso, wo man ihm den Aufenthalt gestattete, bis er Gelegenheit finden würde, nach Spanien zurückzukehren.

Zur selben Zeit schickte Buenos-Ayres, das den Titel „silberne Republik," auf den Rio de la Plata oder Silberstrom anspielend, angenommen hatte, einen Abgeordneten nach Chili, um einige Schiffe zu kaufen, welche zur Vertheidigung gegen den Kaiser von Brasilien bestimmt werden sollten, der die Mündung dieses Flusses blokirte. Die Regierung von Chili verkaufte den O'Higgins, die Independencia, und den Chacabuco um sehr hohe Preise, so alt diese Schiffe auch waren. Der Agent von Buenos-Ayres stellte Offiziere und Matrosen für die drei Schiffe unter sehr günstigen Bedingungen an. Er gab auch bedeutende Summen aus, um die Schiffe mit Kupfer beschlagen und das Segelwerk ausbessern zu lassen, ehe man Cap Horn umschiffte. Man sprach damals nur von der Freigebigkeit der Regierung von Buenos-Ayres, und Straßen und Kaffeehäuser am Hafen waren mit Offizieren in glänzenden Uniformen der Republik Argentina angefüllt, die kaum die Abfahrt erwarten zu können schienen. Kapitain Cobbett ließ als Commodore ein breites Wimpel am Bord des O'Higgin's wehen, der mit einer zahlreichen Mannschaft ausgerüstet war, worunter sich viele Engländer befanden. Auf allen diesen Schiffen war mehr als das erforderliche Contingent, da mehre Freiwillige die Erlaubniß erhalten hatten, sich als Ueberzählige in der Absicht nach Buenos-Ayres zu begeben, die Mannschaft auf den Schiffen des Admirals zu ergänzen, die sich durchaus nicht in completem Zustande befand.

Als das kleine Geschwader in der Breite von Valdivia segelte, litt es, vom Sturme überfallen, gewaltigen Schaden, die Independencia besonders so bedeutend, daß sie nach Valparaiso zurückkehren mußte und für unfähig erklärt wurde, sich ferner in See zu halten. Die O'Higgins hatte damals mehr als 600 Mann an Bord, und als ihn die Independencia verließ, begann er bereits leck zu werden. Freilich war es ein altes Schiff von Tannenholz, das seine Zeit gelaufen hatte. Kapitain George vom Gacabuco, der allein in Buenos-Ayres ankam, bemerkte es noch auf der Höhe von Cap Horn. — Hier wurde es von einem heftigen Windstoße angefallen. Seither hat man nichts mehr vom O'Higgins erfahren, wahrscheinlich ist er mit Mann und Maus untergegangen.

Hatte nun Chili auch seine Unabhängigkeit wieder erlangt, so war doch die innere Ruhe nichts weniger als befestigt. Ein Abenteurer, Pincheira, trat in der Provinz Concepcion an die Stelle des berüchtigten Benavides, den man in Santiago im Jahr 1822 hingerichtet hatte. Als einer seiner Brüder auf Befehl der Regierung von Chili hingerichtet worden war, so schwur er einen feierlichen Eid, dem Lande, so viel in seiner Macht stände, Uebles anzuthun und nicht von der Verfolgung abzustehen, bis er entweder auf dem Präsidenten-Stuhle dieses Staates sitzen, oder an den Banquillo auf dem Platze von Santiago gebunden seyn würde. Leicht vermochte er Landstreicher und Ausreisser um sich zu sammeln; und nachdem er die Araucanos vollends auf seine

Seite gebracht, die kein Bedenken trugen, die Kräfte irgend eines Häuptlings zu vermehren, wenn ſie nur das Vergnügen haben könnten, Krieg zu führen, kettete er ſeine Bande um ſo feſter an ſich, als er ihr bei jeder Gelegenheit zu plündern geſtattete, und ſie Alle an Zügelloſigkeit übertraf. Auf dieſe Weiſe führte er ſeine Züge gegen Pachthöfe und unvertheidigte Dörfer in der Provinz Concepcion aus. Manchmal trieb er ſeine Keckheit ſo weit, daß er kleine Garniſonen überrumpelte und ſich auf dieſe Art Waffen, Munition und einige Recruten verſchaffte.

Täglich übten Pincheira und ſeine Banditen beiſpielloſe Grauſamkeiten aus. Stets ermordete er alle männlichen Einwohner der Dörfer und ſchonte nur Weiber und Kinder, die er den Indianern als Sclaven gab. Vergebens ſchickte die Regierung mehrmals Truppen gegen ihn. Waren dieſe Truppen nicht zahlreich, ſo fürchtete er ſich nicht, mit ihnen handgemein zu werden, und dann ſchlug er ſie auch in die Flucht; waren ſie ihm dagegen an Kräften ſehr überlegen, ſo wußte er, nicht von Gepäcke beläſtigt, leicht auszuweichen, indem er ſich nach den Ebenen zurückzog oder in den Höhlen der Cordilleren verbarg, wo ſeine Verfolgung unnütz und gefährlich wurde. Seine Guerilla ward nach gerade der Schrecken Chili's, und ſein wildes Verfahren bei der Einnahme der Stadt Mendoza, die er vierundzwanzig Stunden der Plünderung preisgab, zeigte hinreichend, welchen Ausſchweifungen er ſich in Santiago überlaſſen würde, gelänge es ihm je in dieſe Stadt einzudringen.

Mit dieſem Bande werden folgende artiſtiſche Beilagen gegeben:

1) Ein reicher Muhammedaner. (Engliſcher Stahlſtich.)

„In Tanjore trafen wir einen reichen Muhammedaner, der uns die größte Aufmerkſamkeit erzeigte und uns eine durchaus edle Gaſtfreundſchaft angedeihen ließ. Unſern erſten Beſuch ſtatteten wir ihm Nachmittags ab, als er ſo eben ſeine Sieſte beendigt hatte und in der Gallerie ſeiner Wohnung ſeinen Schukha rauchte. Er ſaß auf einem reichen Teppich, unter einem prächtigen Baldachin. Zwei Sclaven ſtanden ihm zur Seite, von denen der Eine ihm mit Hülfe eines Chatta's oder Sonnenſchirms von Palmblättern Schatten gewährte, indeß der Andere mit dem Schweife eines Yak ihm die Mücken und Muskits abwehrte."

(Oriental. Annual.)

2) Das Bildniß Mehmed-Ali's, Vicekönigs von Aegypten.

Wir werden im dritten Bande dieſes Werks, eine Beſchreibung Aegyptens und Schilderung ſeiner jetzigen Zuſtände, nach Caldavene und Breuvery hiezu liefern.

3) Der Hufeiſenfall des Niagara.

Zu Powers Bildern aus Nordamerika.

4) Ein Suttee.

Die vorbereitende Feierlichkeit am heiligen Fluſſe, die dem Verbrennen einer hindoſtaniſchen Wittwe vorausgeht. (S. Atlas 1. Bd. S. 21 u. f.)

5) Der Montmoreney-Waſſerfall und ſein Kegel bei Quebec.

Wenn der St. Lorenzſtrom zu frieren beginnt, ſo bildet ſich unter ſeinem Fall ein Kegel, der während des Winters ſtets zunimmt. Die Höhe wechſelt nach der Jahreszeit, oft 130 Fuß und mehr. Die Seite des Kegels, welche dem Fall zugekehrt iſt, ſcheint mit Stalactiten bedeckt zu ſeyn, welche Formationen der Sturz der Gewäſſer auf dem Eiſe bildet. Die Einwohner von Quebec bedienen ſich dieſes Kegels zur Unterhaltung; ſie rutſchen in ſogenannten Currikels und Tandems darauf herunter, und ein ſolches Feſt wird durch unſere Platte verſinnlicht.

Miscellen.

Digitized by Google

Haifiſchfang.

Der Haifiſch iſt der Feind des Matroſen, der ihm die Feindſchaft ehrlich zurückbezahlt, und wahrlich, er hat Urſache dazu. Wenn der Schiffsjunge das Fleiſch oder den Stockfiſch, welche das tägliche Mahl der Mannſchaft ausmachen, in ein Netz thut, um es in's fließende Waſſer zu ſenken, damit die Salztheile daraus entfernt werden, zieht ein hungriger Haifiſch vorbei, und bringt den Jungen zur Verzweiflung; ſein graues Auge heftet ſich auf das Netz, ſein breites Maul verſchluckt es ganz, und das Tau hängt ſchlaff in's Waſſer. Der Schiffsjunge zieht es traurig empor, es iſt glatt abgeſchnitten und das Mittagsbrod der Mannſchaft ſchwimmt bereits in andern Gewäſſern.

Wenn ein reinlicher Matroſe ſich den Schlaf abbricht, um zum morgenden Sonntag ſeine Leinwandhoſe und ſein rothes Hemde zu waſchen, befeſtigt er es mit einem ſoliden Knoten an ein Tau, und ſenkt es in die Wellen, deren weißer Schaum es durchdringt; dann legt er ſich in ſeine Hängematte, um ein Paar Stunden zu ſchlafen, und denkt beim Erwachen ſeine Kleidungsſtücke rein zu finden. Aber Meiſter Haifiſch? Der Matroſe ſchläft, der Haifiſch ſchwimmt vorüber; keine Hoſe mehr, kein Hemd, Alles war bereits gewaſchen, es war eine ſehr reinliche Mahlzeit.

Und wer zweifelt nun noch, daß der Haifiſch der Todfeind des Matroſen ſey? Außer dieſen Thatſachen, die für den armen Teufel von Matroſen dadurch noch bedeutender werden, daß ſie ihn des Mahles und der Kleider berauben, ſind noch am Bord eines jeden Schiffes traurige Ueberlieferungen im Schwunge von Freunden und Verwandten, die Glied für Glied in dem ſchrecklichen Rachen des Thieres ihren Tod gefunden haben. Und wenn er nun ſelbſt, der arme Matroſe, bleich und leidend vor Krankheit, an einem ſchönen Tage auf das Verdeck geht, um Luft zu ſchöpfen, und ſich über die Bruſtwehr lehnt, um in das ſchöne blaue Waſſer zu blicken, wird er nicht den gräßlichen Haifiſch wahrnehmen, deſſen gräuliche Maſſe von der Durchſichtigkeit des Waſſers Colorit empfängt, wie er ſich um das Schiff bewegt und die Oberfläche mit ſeinen Floſſen ſchlägt, als freute er ſich, daß ihm der Tod bald einen Körper hinabwerfen werde? Er verläßt nicht mehr das Schiff, er folgt ihm mehre Tage. Der arme Teufel, deſſen Körper mit der Krankheit kämpft, kann ſich in ſeiner Hängematte des Gedankens nicht erwehren, der Haifiſch iſt da, immer da. Und wer zweifelte nun noch, daß er ihm alle möglichen Martern angedeihen laſſen wird, wenn er durch Liſt Meiſter dieſes furchtbaren Feindes wird, dieſes Feindes, der den armen Matroſen nicht nur beraubt, ſondern ihn ſogar zu verſchlingen droht. Das iſt ein Haß, von Geburt an, der ſich auf Generationen forterbt, das iſt ein Blutmandat, das Einer von Beiden früher oder ſpäter vollziehen muß, das iſt eine ewige Blutrache.

Auch wird der ſtarke Haken, womit man gewöhnlich den Haifiſch fängt, ſtets glänzend und ſcharf unterhalten, um auf den erſten Wink bereit zu ſeyn. Der Bootsmann trägt Sorge dafür, und ſein Eifer iſt nicht zu beſchreiben, wenn man ihn verlangt.

Es iſt ein Feſt auf dem Schiffe, wenn Meiſter Haifiſch es ſich einfallen läßt, in den Gewäſſern eines Schiffes zu ſtreifen. Der Matroſe, der ihn zuerſt erblickt, benachrichtigt davon ſogleich ſeine Kameraden. „Ein Haifiſch, ein Haifiſch!“ erſchallt auf allen Seiten des Schiffes, als wär' es ein Feuerruf. Der Bootsmann verſchwindet auf einen Augenblick, um gleich wieder mit einem groſſen Eiſenhaken zu erſcheinen, woran eine mehre Fuß lange Kette hängt; der arme Offizier, der von der tropiſchen Sonne ermattet einige Augenblicke Ruhe in ſeiner Hängematte ſuchte, kann kein Auge ſchließen, und muß ſich den Andern zugeſellen; die Paſſagiere verlaſſen ihre ewige Damen-Parthie, und die Matroſen ſtürzen Alle nach dem Hintertheil des Schiffes; es iſt eine Emeute im Kleinen. Aber mitten in dieſem Getümmel hört man nach Speck ſchreien, und der Koch iſt auch ſchon in die Vorrathskammer hinabgeſtiegen, um mit aufgeſchürztem Aermel in dem Pökelfaſſe nach einem Biſſen zu wühlen, der im Stande wäre, den Appetit des Ungeheuers zu erwecken. Endlich hat er es gefunden; der Speck wird an dem furchtbaren Haken befeſtigt; ein Tau, deſſen Stärke von Allen unterſucht wurde, wird an die kleine Kette geknüpft, und der Köder dann mit ſolchem Lärm an's Meer geworfen, damit die Aufmerkſamkeit des Haifiſches erregt werde. Und wirklich nähert er ſich, indem er das Waſſer mit ſeiner ſpitzigen Floſſe ſchlägt Der Haifiſch ſchwimmt geſchwinde, und die Matroſen zittern vor Ungeduld.

Alles iſt auf dem Hockbord gruppirt, Offiziere, Paſſagiere und Matroſen richten ihre Blicke auf das heranſchwimmende Thier. Der Speck wird mehrmals aus dem Waſſer gehoben und mit Geräuſch wieder hineingeworfen; das Thier ſteuert darauf hin, und die Erwartung iſt auf das Höchſte geſpannt. Noch iſt er einige Fuß davon, er umſchwimmt den Köder, er taucht unter, als wollte er ihn von Unten beſichtigen, er ſchwimmt noch einmal näher und ſcheint ihn zu beriechen. — Das iſt vortrefflicher Speck, ſieh nur zu! ſchreit ihm der Koch zu; beiß an, beiß an! — Der Zahnſtocher ſitzt daran feſt! ſetzt ein Matroſe hinzu, der mit dem Bootsmann das Tau hält, um den nöthigen Ruck zu geben, wenn das Thier anbeiſſen ſollte. Der Haifiſch reibt das äußerſte Ende ſeines Kopfes an dem Speck, dann ſchwimmt er ein wenig zurück, kehrt langſam um, und halb auf dem Rücken liegend öffnet er einen Rachen, vor deſſen Anblick die Schiffsjungen und Paſſagiere erbleichen; Speck, Haken, ein Fuß von der Kette verſchwinden zwiſchen den Kiefern des Haifiſches; die Matroſen geben dem Taue einen heftigen Ruck, damit die Spitze der Rieſenangel in den Gaumen des Ungeheuers tiefer eindringe; das Tau wird ſtraff, und das Thier fängt an, ſich heftiger zu bewegen.

Nun bricht die Freude los und macht ſich Luft durch Siegsgeſchrei, ſpöttiſche Epigramme und ſchmähliche Beleidigungen gegen den Haifiſch; das Meer ſchäumt rings umher, und die Heftigkeit ſeiner Bewegungen treibt das Inſtrument immer tiefer in ſeine Kinnladen. Der Haifiſch macht ungeheure Sätze und beſchreibt Kreiſe, denen nur die Kürze des Taues Schranken ſetzt; plötzlich taucht er mit Schnelligkeit unter; aber das ſichere Tau hält ihn auf und verwundet ihn ſtärker; er ſteigt wieder zur Oberfläche und kämpft immer; es ſcheint, als wolle er die Feſtigkeit der Bande erproben, die ihn an den Tod ketten. Nun aber werden die Zuckungen minder heftig; er bleibt länger an der Oberfläche, und rollt ein ſterbendes Auge, das ein blutrother Schimmer nur auf Augenblicke noch belebt. Die freudigen Matroſen betrachten, weit über Bord liegend, das Nachlaſſen der Kräfte ihres Feindes; die Matroſenſpäße fehlen dabei nicht. Welche Beſchimpfung für einen Haifiſch von zehn Fuß Länge!

Dies aber iſt nur der erſte Act des Drama's; das Thier hat noch nicht alle Launen ertragen, die man ihm aufſpart; zuerſt ziehen zehn Schiffleute das Tau aus dem Waſſer empor; wenn er dieſes ſpürt, ſo fangen ſeine Sprünge von Neuem an; er will ſich an das Meer anklammern; ſein Schweif ſchlägt das Waſſer und der Schaum ſpritzt bis nach den Neugierigen hin; vergebene Mühe! Bald hat er ſeinen Stützpunkt verloren; ſeine Zuckungen

hören auf, ſein Körper dehnt ſich aus. Manchmal noch ergreift ihn ein Krampf, ſein Schweif ſchlägt die Luft, ein Schauer bewegt ſeine Kinnlade, die feſt am Haken hängt; aber er wird ruhiger, die letzten Convulſionen ſehen aus. Einige Matroſen werden wieder zu ihrer Arbeit geſchickt; der Haifiſch ſoll einige Zeit hängen bleiben. Einer ſeiner geborenen Feinde gießt ihm nun einen Eimer Waſſer in den Rachen; das Thier bewegt ſich ein wenig, und wirft einen drohenden Blick nach dem erblaſſenden Matroſen; allein dieß iſt eine Großſprecherei des Haifiſches, die nun keine Folgen mehr haben kann.

Eine Stunde iſt verfloſſen; er bewegt ſich nicht mehr, und man hat ihm Schlingen um den Körper geworfen. Mit unſäglicher Mühe und Vorſicht wird der Haifiſch jetzt an Bord gezogen. Aber glaubt Ihr wohl, daß er todt ſey? Sobald er auf dem Verdecke liegt, fängt er wieder an, ſich zu winden; ſein Schweif ſchlägt das Verdeck mit einer Heftigkeit, die Alles zertrümmern würde, was ihr erreichbar wäre; man zieht ihn beim Kopfe nach der Mitte des Schiffes; auf dem Wege ergießt er einen Streifen ſchwarzes Blut, den ſein nachziehender Schweif rings umher ſpritzt; Alle halten ſich entfernt; ein einziger Schlag mit dieſem Schweife würde noch jetzt ein Glied zerbrechen. Beim Kopfe iſt die Gefahr minder groß; die Zähne haken ſich in ein Tau-Ende, welches im Wege lag, und zermalmen es zu Werg. Kühne Matroſen klettern auf das Dahlbord, die Paſſagiere poſtiren ſich in die Schaluppe, welche das Verdeck beherrſcht.

Aber der Schiffszimmermann hat indeß ſein Beil geſchliffen, und nähert ſich der Gruppe, die nach und nach wieder das Thier umgibt; dieſe wichtige Perſon wirft einige verachtende Scherze dem Haifiſche hin, hebt das Beil und der Schweif iſt vom Körper getrennt.

Jetzt iſt keine Gefahr mehr für die Beine der Neugierigen; die Paſſagiere ſteigen aus der Schaluppe, und wagen ſich auf den blutbefleckten Schauplatz des Gerichtes. Spaßvögel nähern ſich dem Kopfe und ſtecken von Weitem einige Stücke Holz in den Rachen; Andere quälen die erloſchenen Augen des Ungeheuers; eine Bewegung der Kinnlade ſetzt ſie in die Flucht. Ein alter Matroſe, der ſich darauf verſteht, ſetzt ſich rittlings auf den Haifiſch, ſtößt ihm das lange Meſſer in den Bauch, und ſchlitzt ihn von oben bis unten auf. Die Muskeln zucken, das Thier drückt ſeine Zähne in ein Stück Holz, das man ihm zwiſchen die Kiefern geſteckt hat; der Koch fordert ſeinen Speck zurück, um die Suppen-Ration damit zu verſtärken, welche für die Mannſchaft im Keſſel ſiedet.

Der Augenblick der lärmenden Luſt, den der Fang eines Haifiſches verurſacht, iſt nun vorüber; jetzt aber kommen die kleinern Freuden an die Reihe. Jeder Theil der innern Anatomie des Ungeheuers wird von dem Opferprieſter herausgenommen und den Matroſen gezeigt. Die Offiziere mögen die Faulen wegjagen, ſo viel ſie wollen, ſie kommen doch ſtets von einer andern Seite wieder. Das Leben des Seemanns iſt ſo einförmig, daß er jede Zerſtreuung, die ihm der Zufall bringt, freudig entgegennimmt.

Hat man einen Haifiſch gefangen, ſo will der Matroſe vor Allem wiſſen, was das Thier gegeſſen hat. Derjenige, der mit nackten Armen und auseinander geſpreizten Beinen die Eingeweide des Thieres unterſucht, bringt auch Alles zum Vorſchein, womit es ſich ſeit vier und zwanzig Stunden genährt hatte. Gewöhnlich ſind es Ueberbleibſel kleiner Fiſche, Stücke alter Leinwand und Tau-Ende, welche die Schiffe auf der Reiſe über Bord werfen; oft hat das Thier nichts bei ſich. Wir fanden auf unſerer Reiſe nach Indien in einem durch uns gefangenen Haifiſch die Ottermütze unſeres alten Doctors, welche ein Tau ihm vom Kopf in's Meer geworfen hatte. Sie war gar nicht beſchädigt; das Thier hatte ſie nicht verdauen können, und der Doctor trägt ſie wahrſcheinlich noch heute.

(Aus „l'Abordage" von Jules Lecomte.)

Calcutta.

Der Verfaſſer eines Artikels über die Erziehung der Eingeborenen drückt ſich im Calcutta-Courier folgendermaßen aus: „Was iſt der Grund des Mangels an Fortſchritt, woher rührt dieſes Stehenbleiben in der Lage Indiens? Was kann es anders ſeyn, als die verhältnißmäßige Unempfindlichkeit und Trägheit und der dieſes Volk charakteriſirende gänzliche Mangel an Unternehmungsgeiſt. Woher rührt aber dieſe Gleichgültigkeit? Giebt ſie ſich kund, wo ſich eine ſichere und unmittelbare Ausſicht auf Gewinn vor ihrem Begriffsvermögen eröffnet? Das wird Niemand behaupten wollen. Die beklagenswerthe Unthätigkeit entſpringt am Ende und dem größern Theile nach daraus, daß die Leute die Vortheile nicht einſehen, welche ſie erringen müßten, würden ſie die Unternehmung in andere, als die gewohnten Canäle leiten. Und wie kommt es, daß ihnen ſolche Einſicht abgeht? Lange, tief eingewurzelte Gewohnheit, Vorurtheil, Unwiſſenheit (die zum Theil mit dem phyſiſchen Charakter des Volkes im Zuſammenhang ſtehen mag, mehr aber noch der Natur und den Wirkungen der Religion, zu der ſie ſich bekennen, und den daraus hervorgehenden bürgerlichen Inſtitutionen zuzuſchreiben iſt) haben die Verſtandeskräfte der Nation dergeſtalt geſchwächt, und den angeborenen Geiſt in einem ſolchen Maaße abgeſtumpft, daß ſie nicht im Stande iſt, richtige philoſophiſche Anſichten zu gewinnen, das Wahre in den Wiſſenſchaften aufzufinden, und, was natürlich hieraus folgt, ſich Kenntniſſe von den einfachſten und wirkſamſten Prozeſſen in der Mechanik und in andern Künſten zu erwerben. Mittlerweile gebrach es auch gänzlich an Umgang mit erleuchteten Fremden, und ſo war es bis in der neueſten Zeit unmöglich, werthvolle Kenntniſſe, zu denen die Keime ſich nach langer Erfahrung im Lande ſelbſt nicht zeigten, aus dem Auslande einzuführen. Bei dieſer Auseinanderſetzung werden wir zuletzt auf die Unwiſſenheit des Volkes zurückgeführt, welche die Bewohner unfähig macht, jene Mittel zur Verbeſſerung ihrer Lage und zur Erhöhung des Nationalwohlſtandes zu faſſen und zu benützen, die ſie unter andern Bedingungen raſch ergreifen und zu ihrem Vortheile verwenden möchten. Worin beſtehen die dem Volke noch unbekannten Hebel, welche mächtig auf den Fortſchritt der Civiliſirung Indiens wirken müßten? Welche Hinderniſſe ſtellen ſich entgegen, daß ſie nicht mit dieſen Hebeln bekannt werden, und davon Gebrauch machen? Dieſe Fragen würden Stoff zu einer weitläuftigen Erörterung bieten. Einſtweilen möge eine kurze theilweiſe Beantwortung genügen.

„Kenntniß der wiſſenſchaftlichen Grundſätze und ihrer Anwendung auf die Künſte iſt der Haupthebel für den Fortſchritt in dieſem Lande. Die Erwägung der Mittel, durch welche ſolche Kenntniſſe in das Eigenthum des Volkes übergehen könnten, ſteht in enger Verbindung mit dem allgemeinen Erziehungsweſen. Die Abfaſſung von Büchern in den vaterländiſchen Sprachen über die Grundſätze der verſchiedenen, auf die Lebenszwecke anwendbaren, Wiſſenſchaften und über die Ausübung der die größtmögliche Ausdehnung zulaſſenden Künſte wäre ein wichtiges Mittel, die erforderliche Belehrung zu verbreiten; wichtiger aber noch, ja durchaus weſentlich zur Erreichung des hier vorgeſteckten Zieles (nämlich ein Verlangen nach Kenntniß erprobter Methoden in den Künſten und ihrer Anwendung zu wecken), iſt die Anſtellung praktiſcher Profeſſoren in jeder bedeutenden Stadt von Hindoſtan. Dieſe Profeſſoren hätten die einſichtsvollſten Künſtler und beſonders junge Leute in der Theorie und Praxis der einfachſten und wirkſamſten Prozeſſe nach ihren verſchiedenen Gewerbszweigen zu unterrichten. Niemand, beſonders aber nicht ein Volk in der Lage der Hindu's und anderer Bewohner dieſes Landes, wird bedeutende Neuerungen ohne die Hoffnung, ja die klare Ausſicht auf unmittelbaren Gewinn vornehmen. Die oben genannte Maaßregel aber würde ihnen

die handgreiflichen und materiellen Vortheile darthun, welche aus den Fortſchritten in den Kenntniſſen entſpringen, würde ſie auf dieſe Weiſe zu ihrer Erwerbung herbeiziehen, und ſo ohne Zweifel zur Haupttriebfeder der Civiliſirung der Nation werden." —

Preſſe und Geſellſchaft in Calcutta.

Der Verfaſſer einer Reihe von Briefen über indiſche Angelegenheiten, welche in dem Hurkaru erſchienen ſind, entwirft folgendes Gemälde von der Preſſe und dem Publicum von Calcutta:

Die Bewohner von Calcutta, welche, wie die Inſaſſen des fabelhaften Schloſſes der Sorgloſigkeit, unter dem Einfluſſe ihrer alten Täuſchung, in eingebildeter Sicherheit ruhen, mögen fortwährend träumen, und die Früchte ihrer Träume in der Sphäre ausſtreuen, in der ſie ſich bewegen; glücklicher Weiſe aber verbreitet ſich das nicht ſo weit über das europäiſche Publicum in Indien, als ſie ſich wohl denken mögen. So lange die Preſſe auf Calcutta beſchränkt war, ſahen ſie ſich im Stande, Anmaßungen kund zu geben, von denen ſie annehmen durften, man ſchmiege ſich ihnen, weil Niemand die Mittel beſaß, ein Wort dagegen zu ſprechen, und ein einzelner Beſucher aus dem Innern von den zuſammengerotteten Mitgliedern in der Stadt ſelbſt übertäubt wurde. Die Gründung der Preſſe in den Provinzen hat die Autorität des Standard von Calcutta in Beziehung auf indiſche Angelegenheiten gebrochen, und obgleich er in der Selbſtſchätzung noch ſo hoch ſtehen mag, als je, ſo haben doch Thatſachen und Meinungen aus beſſeren Quellen die Höhe ſeiner Anmaßungen herabgeſtimmt, und ſeinen Ton bei einigen weſentlichen Punkten verändert. Die Strenge, mit der er von ſeinen Moffuſil-Zeitgenoſſen angegriffen worden iſt, hat auf ſeiner Seite eine Reizbarkeit und Empfindlichkeit hervorgerufen, der man, obgleich meiner Anſicht nach ohne genügenden Grund, hätte zuvorkommen können. Das Alberne daran war, daß man ſich Eigenſchaften anmaßte, für welche gar keine Grundlage vorhanden iſt. Hätten die Einwohner von Calcutta einen Augenblick nachgedacht, ſo könnten ſie nicht geglaubt haben, es ſeyen ihnen durch den Inſtinct Kenntniſſe von den Angelegenheiten Indiens zu Theil geworden, denen, die Wenigen im Dienſte Verwendeten, durch Geſchäfts-Routine einigermaßen Unterrichteten ausgenommen, kaum ein Menſch in Calcutte die geringſte Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Wer in einer Geſellſchaft in Calcutta irgend einen Theil der indiſchen Angelegenheiten als einen Gegenſtand des Geſpräches vorbrächte, den würde man für einen unerträglichen Plauderer halten; alle Literatur, alle Belehrung über indiſche Gegenſtände wird als trocken und geſchmacklos verworfen, auch können die Menſchen, welche während ihrer Laufbahn in Indien ihre Zeit in Calcutta zugebracht haben, unmöglich eine tiefer gegründete ſolide Anſicht über dergleichen beſitzen. Es iſt kein zu hartes Urtheil, wenn man von der Mehrzahl der Einwohner von Calcutta behauptet, die Ankunft einer friſchen Ladung feiner Yorkſhirer Schinken, hermetiſch verſchloſſener Salmen, oder Himbeeren-Latwerge; ein Streit zwiſchen zwei Theatergeigern und die daraus entſtehende Verſchiebung einer Oper würde daſelbſt größere Aufregung hervorbringen, als der Aufſtand eines halben Dutzends der weſtlichen Provinzen. Ich berufe mich auf die Zeugſchaft derer, welche ſich im Jahre 1819 in Calcutta befanden, ob das übertrieben iſt oder nicht. Zu dieſer Zeit war die Anzahl der Muſiker von Gewerbe gerade hinreichend, um ein gutes Conzert herauszubringen, wenn Alle übereinſtimmten; aber die zwei Hauptkünſtler ſtritten ſich wegen der Theilung des Nutzens, weigerten ſich, ihre Kräfte zu vereinigen, und vereitelten ſo jede Ausführung eines Conzertes. Das Publicum

von Calcutta, ſtatt irgend eine Begünſtigung abzulehnen, bis ſich die Streitenden verſtändigt haben würden, wodurch dieſe Leute in einer Woche zur Einſicht gekommen ſeyn möchten, bildete zwei Parteien zu Gunſten ſeiner reſpectiven Helden. Richter vom oberſten Gerichtshofe, Richter vom Sudder, Rathsmitglieder, Secretaire und beinahe die ganze Geſellſchaft verfochten die Sache auf beiden Seiten; ſelbſt die Gattin des General-Gouverneurs blieb nicht müßige Zuſchauerin; die kleinlichen, pöbelhaften Geiger-Zänkereien ſchienen all' der Zornmüthigkeit Luft zu machen, welche die Atmoſphäre von Calcutta in beſonders hohem Grade erzeugen ſoll; und kaum konnte man ein Haus betreten, ohne der Wuth und dem Groll irgend eines Parteigängers der ſtreitenden Nebenbuhler zu begegnen. Und bei all' dem Ungeſtüm, bei all' der Lebhaftigkeit in Punkten, wobei bloß Unterhaltung und Vergnügen betheiligt ſind, herrſcht Kälte und Herzloſigkeit in der Geſellſchaft von Calcutta; überall zeigt ſich eine eitele Pomphaftigkeit, Glanz und Würde nach den Begriffen eines Emporkömmlings (beſonders unter den Beamten und ihren Frauen), verbunden mit einem Widerwillen gegen alle Anſtrengung, wenn der Nutzen nicht unmittelbar daraus entſpringt. Bei der Apathie, welche unter den Engländern in Calcutta herrſcht, kann, zum Beiſpiel, nur mit größter Mühe eine Anſtalt gegründet oder erhalten werden. Selbſt um Neuigkeiten aus England kümmert man ſich wirklich ſehr wenig; die Aufmerkſamkeit der Mehrzahl ſcheint ſich beinahe ausſchließlich mit den eigenen täglichen kleinen Annehmlichkeiten zu beſchäftigen; nur ein Ball oder ein Gaſtmahl bringt eine Aufregung hervor. Die Bemerkungen eines gefeierten Schriftſtellers über den geſellſchaftlichen Zuſtand von Paris vor der Revolution laſſen ſich mit geringer Veränderung ſehr gut auf dieſe Leute anwenden. „Sie tanzten und ſangen dem Kaiſer, ſie tanzten und ſangen dem König Ludwig, und würden dem König Satan getanzt und geſungen haben, hätte er ihnen ein Feſt oder ein Schauſpiel gegeben;" ſo werden die Calcutter ſich ſchmücken und ſchmauſen zu Ehren des Gouverneurs Bentinck, ſo werden ſie ſich ſchmücken und ſchmauſen zu Ehren des Gouverneurs Metcalfe, und ſie würden ſich ſchmücken und ſchmauſen zu Ehren des Gouverneurs Satan, wenn er ihnen ein Gaſtmahl oder einen Ball geben, oder präcis ſieben Uhr, um das Auditorium nicht warten zu laſſen, „das Theater mit ſeiner Gegenwart beehren" wollte.

Der Stein der Weiſen.

Der Fluß Soan, der die Militärſtraße von Calcutta nach Benares durchſchneidet, iſt wegen ſeiner Kieſelſteine berühmt. Während der Regenjahreszeit iſt der Strom volle drei Meilen breit; während der übrigen Zeit des Jahres aber bleibt der größere Theil ſeines Bettes trocken und mit Maſſen von Triebſand bedeckt. Die Abergläubiſchen behaupten, der Stein der Weiſen liege irgendwo in dem Bette des Fluſſes; dieſer Glaube gründet ſich auf folgende Thatſache. In den Tagen, da Saſſeeram und Rotus Ghur blühende Orte waren, ſetzte ein Häuptling (ich mein Shere Shah) mit ſeinem ganzen Troſſe auf der Reiſe nach Bengalen über den Soan, und als er an das öſtliche Ufer gelangte, entdeckte man, daß eine um den Fuß eines Elephanten gebundene Kette ſtatt aus Eiſen, aus reinem Golde beſtand. Die Weiſen, über dieſe Erſcheinung zur Deutung aufgefordert, befragten den Mahout, und da dieſer behauptete, er habe die Kette nicht um des Thieres Fuß gebunden, ſo erklärten ſie einſtimmig, es habe eine Verwandlung dadurch ſtattgefunden, daß der „Parus Puthur" mit dem Elephanten in Berührung gekommen ſey, während dieſer durch den Strom ging. Eine ſolche Gelegenheit, ſich des lang erſehnten Talisman zu verſichern, durfte

man nicht unbenützt vorübergehen laſſen. Augenblicklich wurde ein Befehl ertheilt, jede Perſon im Lager ſolle einen Haufen Kieſelſteine aus dem Flußbette ſammeln. Da Gold die Triebfeder war, ſo verbanden ſich Edele und Gemeine mit gleichem Eifer zu dieſem Geſchäfte. Das Volk ordnete ſich zunächſt zu den Sammlungen am Ufer hin, wobei Jeder ein Stück Eiſen in der Hand hatte, mit dem er jeden Kieſelſtein berührte. Zeigte ſich der erwartete Erfolg nicht, ſo warf man den Kieſelſtein als nutzlos in das Waſſer. So gingen ſie an das Werk, berührten und warfen weg; und dieſe Scene dauerte mehrere Tage. Am Ende wurden die Leute müde und ſorglos, und die Operation ging nun in dem Verhältniſſe von dreizehn Meilen in der Stunde vor ſich. Fortuna ſoll blind ſeyn, und unglücklicher Weiſe ſtolperte ſie hier auf einen armen Grasſchnitter, dem der verlangte Gegenſtand der Nachſuchung in die Hände fiel. Sein Eiſenſtück kam nicht ſo bald in Berührung damit, als das ſchlechte Metall in Gold verwandelt war! Da ſich dieſer Menſch aber ſo ſehr an die Berührungs- und Wegwerfungs-Bewegung gewöhnt hatte, ſo theilte der wahre Kieſelſtein das Geſchick ſeiner Vorgänger und — ging in das Waſſer zurück. Bald erhob ſich das Geſchrei, der „Parus Puthur" ſey gefunden worden, aber, gleich des Schiffsjungen Theekeſſel in der Tiefe des Meeres, war er nicht verloren — der Grasſchnitter wußte, wo er lag — und das iſt genug. Als der Häuptling den Vorgang erfuhr, ließ er, wüthend über die Täuſchung, den unglücklichen Grasſchnitter an Händen und Füßen binden und ſeiner Albernheit wegen in den Fluß werfen. Manch' fruchtloſer Verſuch wurde angeſtellt, um den verſchleuderten Gegenſtand wieder aufzufiſchen — da Einen aber das Glück ſelten zwei Mal in vier und zwanzig Stunden beſucht, ſo fand man ihn nicht wieder — dort bleibt der „Parus," dort wird er immer bleiben, wofern ihn nicht derſelbe Grasſchnitter wieder findet, der ihn zuerſt gefunden hat.

Uebergang eines Braminen zur chriſtlichen Religion.

An einem Sonntage im November 1835 wurde ein Bramin von dem ehrwürdigen Herrn Robert Carver in Gegenwart vieler Damen und Herren und anderer Hindus getauft, in der That ein ſeltenes Ereigniß! Die Bekehrung dieſes Braminen bewerkſtelligte ein Katechiſt der Wesleyan-Geſellſchaft. Der Bramin und drei Andere ſeines Glaubens reiſten von einem Dorfe in Travancore, genannt Trevandrum, ab, um nach Caſhee (Benares) zu pilgern. Sie hatten nicht ſo bald Travancore verlaſſen, und ihre Reiſe angetreten, als ihnen der Katechiſt in den Weg kam, der nun predigte und mit den Wanderern ſich unterhielt. Aus Neugierde hörten dieſe Leute den Katechiſten an, welcher ihnen, nachdem die Unterredung zu Ende war, einen Theil des Evangeliums mit der Beſtimmung übergab, ſie möchten damit machen, was ſie für gut fänden. Nachdem ſie drei oder vier Tage mit einander gewandert waren, wurde der Eine krank und ſtarb. Bei dieſer Kataſtrophe beſchloſſen ſie, mit mehr Eifer nach dem Orte ihrer Pilgerfahrt fortzuſchreiten, und Einer zeigte große Begierde, die chriſtliche Religion kennen zu lernen, weshalb er die beiden Andern überredete, das Buch zu leſen, das ſie bei ſich hatten; aber ſie verſpotteten ihn wegen ſeines Wahnſinns und zogen allein ihres Weges. Dieſer Mann kam vor einigen Monaten in Madras an, ließ ſich von Herrn Carver belehren, zögerte ſofort nicht länger, ein Chriſt zu werden, und wurde getauft. So verhält es ſich mit der Geſchichte dieſer Bekehrung. Man muß über das Benehmen dieſes Braminen erſtaunen, dem die chriſtliche Religion im Verlaufe weniger Monate theurer geworden iſt als ſeine eigene.

Die Gefängniſſe von Bengalen.

James Hutchinſon, der Arzt der bengaliſchen Niederlaſſung und Secretair des mediciniſchen Rathes in Fort William, hat im vorigen Jahre einen ſehr intereſſanten und menſchenfreundlichen Bericht über die mediciniſche Behandlung und den Geſundheitszuſtand der Gefängniſſe auf den, zu den Forts William und Agra gehörigen, Ländereien abgefaßt, auf welchen der Directoren-Hof der oſtindiſchen Compagnie in London, wie auf die meiſten Beſchwerden, keine Rückſicht nehmen zu können glaubte. Der erſte Punkt, der ſich aus dieſem Berichte ergibt, iſt die furchtbare Ausdehnung der Sterblichkeit der Gefangenen in einigen Kerkern während des Jahres 1833; den Procenten nach beträgt dieſelbe für Dinagepore 57¾, Sherghotter 26¼, Bancoorah 24¾, Midnapore 21½. Die Anzahl der Gefangenen und die Anzahl der Todten betrug in jedem dieſer Kerker:

	Gefangene	Todte
In Dinagepore . . .	349	202
„ Sherghotter . .	503	131
„ Bancoorah . . .	529	130
„ Midnapore . . .	726	156

Geſammtſumme 2107 Gefangene, von denen 619 ſtarben.

So ſind in dieſen vier Gefängniſſen von hundert Gefangenen nicht weniger als dreißig geſtorben. Die Mehrzahl von den 261 Opfern, welche in den Kerkern von Sherghotter und Bancoorah umkamen, waren keine Verbrecher, ſondern Staatsgefangene, die man zum Widerſtande getrieben hatte; in ganz Indien werden in der That eine Menge Gefangene einzig und allein in die Kerker geſchleppt, weil ſie ihre eigenen Rechte vertheidigen, welche zu beſchützen der elend lahme Gang der Civil-Juſtiz zu ſchwach iſt. Die Stationen von Bancoorah und Sherghotter werden gewöhnlich als ungeſund für die Europäer betrachtet; aber die große Sterblichkeit, welche ſich in dieſen Kerkern zeigt, rührt hauptſächlich von der Zahl von Gefangenen her, die von den bergigen Gegenden von Chotah Nagpore und dem umliegenden Lande während der Feldzüge gegen die Cales dahin gebracht worden ſind; denn unter dieſem unglücklichen Volke ergab ſich eine ſtarke Neigung zu Krankheiten mit raſchem, zerſtörendem Verlaufe. Das Jahr 1833 war nichts Beſonderes in Beziehung auf die Sterblichkeit der Gefangenen, ſondern es glich den übrigen Jahren.

Die zwei bengaliſchen Präſidentſchaften enthalten 81 Gefängniß-Stationen, in welchen Gefängniſſen die geringſte Anzahl der Gefangenen 39,658, und die der Zugelaſſenen in die Krankenhäuſer der Gefängniſſe 12,239 betrug; an gewöhnlichen Krankheiten ſtarben 2,028, an der Cholera 585, was eine Summe von 2,613, folglich mehr als 6½ Procent ausmacht. Die Gefängniſſe der niederen Provinzen enthielten viel weniger als eine Hälfte dieſer Gefangenen, aber in den Gefängniß-Hoſpitälern wurden hier nicht weniger als 7,138 Kranke zugelaſſen, von denen 1,846 ſtarben; das beträgt mehr als 9½ Procent. In demſelben Jahre betrug die Sterblichkeit der bengaliſchen Armee bei 12,000 Mann europäiſchen Truppen 5⅓ Procent, und bei 90,000 Mann eingeborenen Truppen kaum mehr als ein Procent.

Oberſter Gerichtshof von Bombay.

Unter dem Präſidium des Ober-Richters. — Verhandlung den 30. September 1835. — Anklage der Tödtung in einem Duell. — Gebräuche des Landes.

Einer der ſonderbarſten Umſtände bei dieſem Prozeſſe beſtand darin, daß arme Teufel vor eine engliſch-indiſche Jury als Zeugen eingeführt wurden, die wenig Begriffe von der Rechtspflege haben, und denen es ſchwer fällt, nicht zu lügen, denn das thun ſie vom erſten Januar an bis zum letzten December. Wenn ſie ſich indeſſen einen ſolchen lapsus linguae haben zu Schulden kommen laſſen, ſo ſchickt man ſie in's Gefängniß, nachdem ſie vorher tüchtig geſtriegelt worden. Es wäre ſchwer, die Beſtürzung, die Furcht und alle die andern Gemüthsbewegungen zu beſchreiben, die ſich auf ihren Geſichtern ausdrücken, und das iſt eigentlich das Drolligſte bei der ganzen Sache. Man denke ſich Menſchen, halb nackt, von kupferfarbigem Ausſehen, und die in einer Art Kaſten ſitzen, zu deſſen Füßen ſich ein dicker Dollmetſcher befindet. Bei jeder Frage laſſen ſie ihre großen, ſchwarzen Augen auf die Richter, auf die Geſchwornen, auf das Auditorium laufen, und wenn dann ihr Blick auf den Dollmetſcher fällt, der ihnen faſt wie ein bösartiges Thier erſcheint, ſo ſuchen ſie in ſeinem Geſichte zu leſen, welche Antwort ſie geben ſollen. Dieß Alles findet bei einer Hitze von fünf und dreißig Graden ſtatt. Man ſchwenkt einen großen hölzernen Fächer oberhalb den Köpfen der Richter, der Geſchwornen und der Herrn Advokaten; das übrige Auditorium kann nach Herzensluſt ſchwitzen.

Bei dem vorliegenden Prozeſſe handelt es ſich weder von einem Morde, noch von einem Diebſtahle, ſondern von einer Ehrenſache; die Gerichtshöfe in Indien hatten ſchon lange den Entſchluß angekündigt, ſich den Duellen zu widerſetzen und die Duellanten vor Gericht zu ziehen. Die ganze Welt ſah jedoch den Erfolg voraus.

Am letzten Juni fand nun im Cantonnement Poona, Gouvernement von Bombay, ein beklagenswerthes Ereigniß ſtatt. Der Regimentsarzt Malcolmſon vom 19. Regiment überraſchte Abends ſeine junge Frau, zwar nicht in einer verbrecheriſchen Unterhaltung, wie die Engländer ſich ausdrücken, aber doch in einem verdächtigen Tête à Tête mit dem Capitaine Urquhardt, Brigade-Major *) in demſelben Regiment. In Folge eines lebhaften Wortwechſels fand den andern Tag ein Duell ſtatt. Man ſchlug ſich auf Piſtolen; die beiden Gegner gaben auf ein verabredetes Zeichen zu gleicher Zeit Feuer; der Capitaine Urquhardt blieb, in's Herz getroffen, todt auf dem Platze; der Regimentsarzt wurde in die Hand verwundet.

In Folge dieſer Begebenheit wurde dieſer, als des Mordes angeklagt, vor den oberſten Gerichtshof von Bombay geführt; der Major Stalker, der Lieutenant Mac-Donnel und der Doctor James Don, Ober-Arzt (ein ſehr geachteter Mann), waren als Mitſchuldige angeklagt, ſey es, daß ſie Zeugen bei dem Duell waren, oder weil ſie kein Mittel gefunden hatten, das traurige Reſultat abzuwenden.

Die Verhandlung hatte unter dem Präſidium des Ober-Richters ſtatt; er hatte als Aſſeſſor den Richter Awdey; das Auditorium beſtand größtentheils aus Militärs von der Garniſon von Bombay und vom Lager von Poona.

Die Debatten dauerten faſt einen vollen Tag; ſie wurden Morgens 10 Uhr eröffnet.

---

*) Die engliſchen Regimenter beſtehen aus Brigaden. Ein Capitain, unter dem Namen Brigade-Major, verſieht die Dienſte unſerer Bataillons-Commandanten.

Der Regimentsarzt John-Porter Malcolmſon, der Major Foſter Stalker, der Lieutenant James Mac-Donnel wurden vor die Schranke geführt, und ihnen Stühle gegeben. Die Erſtern waren in Uniform, der Letztere hatte einen blauen Militär-Ueberrock an.

Der Actuar des Gerichtshofes verlas die, ſehr ſummariſch abgefaßte Anklage-Acte.

Die Angeklagten erklärten ſich für nicht ſchuldig, und verzichteten ſomit auf jede Einrede bei der Vertheidigung.

Die zwölf Geſchwornen nahmen Platz und ſchwuren den Eid.

Der Advokat Roper war mit der Vertheidigung der vier Angeklagten beauftragt.

Kein Advokat hatte ſich für die Erben des Getödteten gefunden, die jedoch die Abſicht zu erkennen gegeben hatten, den Civil-Weg einzuſchlagen. Dieſer Umſtand erregte Erſtaunen bei dem Gerichtshof.

Die vorgeladenen Zeugen waren größtentheils Hindus aus der dienenden Klaſſe. Sie gaben ihre Ausſagen vermittelſt des Dollmetſchers ab, wie ſie im Weſentlichen hier folgen, da ſie ganz geeignet ſind, die Gebräuche des Landes daraus kennen zu lernen.

Itoo Sewjee: „Ich bin ein Hamaul (Träger des Palankins) in Dienſten des Doctors Don; es iſt dies der Herr hier im blauen Ueberrock. Es war vor ungefähr zwei und einem halben Monat, ſehr früh Morgens, der Tag war kaum angebrochen, als ich in dem Garten, außerhalb des Cantonnements, nahe bei dem Bungalow (Baracke oder Wohnung), des Herrn Doctors war. Ein Herr, deſſen Namen ich nicht weiß, und den ich auch nicht wieder erkennen würde, wenn ich ihn ſehen ſollte, rief mich. Ein anderer Herr, der auf dem Pferde meines Gebieters ritt, ſprang herbei und rief: Einen Palankin! einen Palankin! einen Palankin!

„Nun glaubte ich, mein Herr, der früh das Haus verlaſſen hatte, um einen Spazierritt zu machen, ſey vom Pferde gefallen. Bringe ſchnell einen Palankin, ſagte der Unbekannte. Ich gehorchte; drei meiner Kameraden, Hamauls wie ich, halfen mir den Palankin tragen. Man führte uns auf einige Entfernung von dem Garten auf einen unbebauten, mit wilden Kräutern bewachſenen Platz; hier ſahen wir einen Menſchen auf der Erde ausgeſtreckt. Der Doctor Don und ein anderer Herr legten dieſen Menſchen auf den Palankin, und man befahl uns, ihn in ein Bungalow zu tragen, wo früher der Saheb Stalker (Herr Stalker) gewohnt hatte. Man legte den Menſchen in ein Zimmer, und wir gingen."

Rama Bajeeba, Godoo Ramojee und Bemo Limbojee, die drei andern Hamauls, oder Palankin-Träger, gaben daſſelbe an. Der Menſch, den ſie getragen, war ſchon völlig todt.

Imaun-Chan-Mahomed: „Ich bin ein Muſſaul (ein Muſelmann) in Dienſten des Herrn Don. Mein Herr iſt gewohnt, Morgens um vier, fünf, ſpäteſtens aber um ſechs Uhr auszugehen; er ſtieg am 18. Juli um fünf ein halb Uhr zu Pferde, nachdem die Kanone der Diana das Zeichen des Sonnenaufgangs gegeben hatte. Um ſechs ein halb Uhr kam der Major Stalker auf dem Pferde meines Herrn zurück und verlangte einen Palankin. Die vier Hamauls folgten ihm. Der Garten meines Herrn iſt ganz nahe an der Gegend, wo die militäriſchen Uebungen ſtattfinden."

Aurjee Wittojee: „Ich ſtund in Dienſten bei dem verſtorbenen Capitän Urquhardt zu Poona als Ramoſee (Stallknecht). Ich ſah ihn zum letzten Mal vor zwei und einem halben Monat gegen vier Uhr Morgens. Während ich meine Pferde beſorgte, kam Herr Stalker, um meinen Herrn abzuholen, der ſich alsbald ankleidete; ſie tranken Thee zuſammen und fuhren dann Beide in dem Garee (Tilbury) des Herrn Stalker ab. Seit dieſer Zeit ſah ich meinen armen Saheb (Herrn) nicht wieder."

Roobana Khundoo: „Ich bin der Garawalla (Reitknecht) des Doctors Malcolmſon; ich beſorge das Pferd das er gewöhnlich reitet. Er begibt ſich regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend in's Hoſpital. Samſtags den 18. Juli entfernte er ſich, ehe der Kanonenſchuß von der Diana gefallen war. Bald nachher kam ein Bedienter des Herrn Mac-

Donnel, und ſagte mir, mein Herr verlange ſein Pferd. Ich ſattelte es, und führte es an das Bungalow des Herrn Mac-Donnel. Dieſe Herren ritten mit einander weg; ich folgte ihnen, ſo wie der Reitknecht des Herrn Mac-Donnel. Wir kamen an das äußere Thor, das ſogenannte Apollo-Thor. Hier fanden wir Herrn Urquhardt und den Major Stalker in einem Garee (Tilbury). Sie hatten einen Garawalla zu Pferd bei ſich. Ich ſehe hier drei dieſer Herren wieder; was den andern betrifft, den ich unter dem Namen Saheb (Herr) Urquhardt kannte, ſo ſehe ich ihn nicht, und das hat ſeine gute Urſache .... Die vier Herren ſtiegen ab, und der Garawalla und ich erwarteten ſie mit vieler Unruhe, denn wir merkten wohl, daß etwas Schlimmes im Spiele ſey. Nach einer, vielleicht auch nach anderthalb Stunden kehrten ſie wieder zurück, aber es waren ihrer nur noch drei. Mein Herr blutete an der Hand; er hatte keine Handſchuhe an; das Blut floß von der flachen Hand, wo ſich die Wunde befand. Mein Herr, der Doctor Malcolmſon, ſtieg wieder zu Pferd, und ich folgte ihm. Die andern Herren verfolgten ihren Weg, ich aber bemerkte in meiner Unruhe nicht, wer von denſelben fehlte."

Shaik-Peer-Mohamed: „Ich bin der Ramoſee (Stallknecht) des Doctors Malcolmſon; ich ſah ihn am Tage des unglücklichen Ereigniſſes gegen vier Uhr Morgens das Haus verlaſſen. Er war gewohnt, jeden Morgen einen Spazierritt zu machen, deßhalb fiel es mir auch an jenem Morgen nicht auf, ihn wegreiten zu ſehen."

Herr Robert St. John, Lieutenant in der Armee von Bombay: „Da ich mich im Monat Juli im Lager zu Poona befand, ſo kannte ich den Capitain Alexander Urquhardt. Den 18. Juli gegen ſechs Uhr Morgens ernannte mich der Oberſt Wilſhire an der Stelle des, im Duell gebliebenen, Herrn Urquhardt zum Brigade-Major, und befahl mir unter Anderm, für deſſen Papiere und Effecten Sorge zu tragen. Ich trat in ein Schlafzimmer, wo man den Leichnam des Gefallenen auf ein Bett gelegt hatte. Ich legte überall Siegel an; in dem Zimmer ſah ich mehre Degen und zwei Paar Piſtolen in Etuis. Ich verſchloß Alles in eine leere Schublade in einem Schreibtiſch. Seither wurde das Siegel abgenommen, um das Paar Piſtolen, welche gegenwärtig dem Gerichtshofe vor Augen liegen, und die alsbald durch eine niedergeſetzte Commiſſion gerichtlich unterſucht worden waren, herauszunehmen."

Gunneſh Huree: „Ich war Camatee (Jokey) bei Herrn Urquhardt. Am Tage ſeines Todes, gegen fünf Uhr Morgens, half ich ihn ſich ankleiden; dann ſah ich ihn mit Major Stalker das Garee beſteigen. Man brachte meinen unglücklichen Saheb todt zurück. Man holte den Herrn Mac-Adam, General-Arzt, aber es war keine Hülfe mehr möglich; der Leichnam wurde auf ein Bett gelegt. Man ſtellte Schildwachen um die Wohnung, um den Eintritt Neugieriger abzuhalten."

Shaik-Amed: „Ich war Muſſaul, d. h. muſelmänniſcher Diener des Capitäns Urquhardt im Augenblicke ſeines Todes. Um vier Uhr Morgens kam Major Stalker, ihn in ſeinem Garee abzuholen. Sie tranken Thee mit einander und fuhren dann, begleitet von Patha, dem Reitknecht meines Herrn, ab. Im Augenblicke des Wegfahrens rief mich noch der Ramoſee (Stallknecht) meines Herrn zu ſich, um mir zu ſagen, daß ich ein Frühſtück für vier Perſonen richten ſolle ...."

Dieſe Angabe machte auf den Gerichtshof und auf das Auditorium einen peinlichen Eindruck. Es ſchien aus derſelben hervorzugehen, daß Herr Urquhardt gehofft hatte, die Sache friedlich auszugleichen, und mit Malcolmſon und den Zeugen wieder zurückzukehren, um die gehoffte Verſöhnung mit dem Glaſe Wein in der Hand zu beſiegeln.

Bis jetzt konnte man weder aus der Anklage-Acte, die ſich nach dem engliſchen Gebrauche auf eine einfache Klagſchrift beſchränkt, noch aus der mündlichen Verhandlung die eigentliche Urſache des Streites, der einen ſolch' traurigen Ausgang zur Folge hatte, erſehen. Erſt die nachfolgenden Zeugen verbreiteten ſich über dieſe Einzelnheiten, die noch weit mehr

enthüllt worden wären, wenn das Eintreten der Civil-Parteien eine widersprechende Debatte herbeigeführt hätte.

Schaik-Hoosein: „Ich bin der Intendant des Doctors Malcolmson. In den ersten Tagen des Monats Juli bemerkte ich nichts Ungewöhnliches in seinem Benehmen. Freitag den 17ten Juli gegen sechs ein halb Uhr Abends, während der Saheb (Herr) im Dienste des Hospitals abwesend war, kam Herr Urquhardt, und hielt sich ungefähr zehn Schritte von der Wohnung entfernt. Meine Saheb (Gebieterin), die Frau des Doctors Malcolmson, entfernte sich einige Schritte aus dem Bungalow. Herr Urquhardt drückte ihr zärtlich die Hand, und dann entfernten sie sich weiter mit einander. Der Saheb (Herr Malcolmson) kam ein wenig früher als gewöhnlich nach Haus, und als er erfahren hatte, daß Beide sich mit einander entfernt hätten, lief er ihnen nach. Nun vernahm ich einen lebhaften Wortwechsel und sah, daß der Kapitain und Herr Urquhardt sich tüchtige Faustschläge gaben. Der Streit schien nachzulassen, als sie sich ein Paar Worte in's Ohr gesagt hatten. Der Capitän Urquhardt rief: „Zu mir, Lipayas!" Alle Lipayas (indische Soldaten) die in der Nähe waren, liefen herbei; Herr Urquhardt sagte: „Ich brauche nicht so viele Leute, einer oder zwei, die mich in meine Wohnung begleiten, sind hinlänglich." Er entfernte sich mit zwei Soldaten, die ihm als Escorte dienten. Es regnete ein wenig, die Nacht war dunkel, und so konnte ich nicht mehr gut sehen, was weiter vorging. Ich weiß nur, daß nach der Ankunft des Capitäns die Saheb (meine Gebieterin) zuerst das Haus verließ, und der Capitän ihr die Hand drückte, es ist mir, als sehe ich dies noch; der Saheb kam unvermuthet und schien mir sehr übler Laune. Die Streitigkeit fand nur auf eine kurze Entfernung vom Hause statt."

Herr Roper, der Advokat der Angeklagten, erklärte, er halte es nicht für nöthig, zu Gunsten seiner Clienten Zeugen aufzufordern, da die bereits gehörten Zeugen schon so viel Licht über die Sache verbreitet hätten, daß weder er noch seine Clienten noch etwas beizufügen hätten; die Jury werde sich vollkommen überzeugt haben, daß es sich von einer Ehrensache und nicht von einem Morde handle.

Der Gerichts-Assessor Awdey war im Begriff, das Resumee der Verhandlung zu geben; die Geschwornen gaben jedoch die Erklärung ab, daß dies nicht nöthig sey, da ihre Meinung bereits fest stehe.

Nachdem der Gerichts-Actuar die Artikel der Anklage-Acte nochmals verlesen hatte, antwortete die Jury auf jeden einzelnen besonders mit: „not guilty" (nicht schuldig).

Der Richter Awdey bemerkte noch Folgendes: „Ich halte es für meine Pflicht, hier noch besonders zu erklären, daß in Folge der Zeugen-Aussagen auch nicht ein Schein von Schuld auf den Doctor Don fällt. Es ist erwiesen, daß er seiner Gewohnheit gemäß sich in seinen Garten begab, und so nur durch Zufall auf dem Schauplatz der Begebenheit erschien. Die Beweise einer Theilnahme an dem unglücklichen Duell, wie sie aus den Umständen hervorgehen, erheben sich gegen die drei andern Angeklagten; da jedoch die Jury denselben Urtheilsspruch auch über sie aussprach, so kann ihre Ehre nicht mehr angetastet werden."

Der Ober-Richter wendete sich mit den Worten gegen die Angeklagten: „Meine Herren, Sie sind Ihrer Schuld entledigt."

Die vier Angeklagten begrüßten den Gerichtshof und die Geschwornen, und entfernten sich sodann unter den Glückwünschungen ihrer Freunde.

Indigo-Bau.

Aus sorgfältigen Nachforschungen erfährt man, daß keine Neigung zur Ausdehnung des Anbaus von Indigo in Ostindien sich zeigt; die Fortschritte beschränken sich auf Faktoreien, welche den Indigo mit dem niedersten Kostenaufwand erzeugen können. Man hört von keinen größeren Kapitalien, die auf die Cultur dieses Artikels verwendet worden wären; man erfährt im Gegentheil, daß zur Zeit viele Pflanzer nicht im Stande sind, Unterstühung zu finden, um ihre Faktoreien fortzuführen, wo nur immer die Kosten den gewöhnlichen Abtrag zu übersteigen scheinen.

Opium-Cultur.

Auszug aus einem Briefe von Tirhoot vom 7ten December:

Mit dem Opium sind wir jetzt mancherlei Plackereien ausgesetzt, denn W. sendet seine Leute zu allen Assamiern, damit sie Klagen einreichen mögen, und einige von unsern armen Assamiern, deren Ländereien wir in den letzten zwei Monaten bearbeitet, denen wir zu diesem Ende Vorschüsse gemacht haben, führen Klagen gegen uns. Diese Reibung des Opium- mit dem Indigo-Handel ist ein Gegenstand, der die ernstliche Aufmerksamkeit der Regierung verdient. Genauen Nachrichten zufolge besteht ein großer Unterschied zwischen den Strafen, welche denjenigen treffen, der seine Verbindlichkeit in Beziehung auf die Opiumcultur verletzt, und denjenigen, der sich im Indigobau Versehen zu Schulden kommen läßt. Der letztere kann vom Civilhofe zur Schadloshaltung verurtheilt werden, der erstere wird als Verbrecher behandelt. Ein solch' mächtiger Unterschied sollte offenbar nicht stattfinden.

Edict des Kaisers von China gegen auswärtige Bücher.

Wir geben hier die Uebersetzung eines Edictes, welches vom ehemaligen Gouverneur Loo bekannt gemacht wurde. Der Kaiser muß allerdings über die Erscheinung des Chinesischen Magazines in nicht geringes Erstaunen gerathen seyn, denn ein von einem Europäer in chinesischer Sprache geschriebenes, durch einen Eingeborenen mittelst chinesischer Pressen gedrucktes, von dem Verfasser bekannt gemachtes, zur Kenntniß der hohen Staatsbeamten und selbst S. K. M. gebrachtes Buch — ist doch in der That ein in der Geschichte der Literatur und in der Geschichte von China unerhörtes Ereigniß.

„An die Woo-tun-huen, How-qua und die übrigen Hong-Kaufleute, zu ihrer Belehrung, vom Gouverneur und Foo-huen, welcher am 21sten Tag des 6ten Mondes des 15ten Jahres von Taru-kwang eine ihm von den Großoffizieren des Militärrathes zugekommene Depeche im Rathe eröffnete, worin es heißt, sie haben am ersten Tage des 6ten Mondes im 15ten Jahre von Taou-kwang folgendes kaiserliche Edict erhalten:

„„Lo-schen (Foo-huen von Fuh-këen) und die Andern haben der Kanzlei des Militärrathes ein auswärtiges Buch von auswärtigen Engländern überreicht, welches mir zur Durch

ſicht vorgelegt worden iſt. Ich der Kaiſer habe ein Blatt nach dem andern ſorgfältig umgeſchlagen und beſchaut. Auf dem Titel ſteht das Datum: Tearu-kwang, Kea-woo (der Name des 61ſten Jahres des chineſiſchen Cyklus, 1834); es iſt in den Sommermonaten datirt und mit einem Privatſiegel verſehen. Das Buch enthält Fragen von den fünf Claſſikern. Gewiß hat es kein auswärtiger Fremder gedruckt. Die beſagte Nation beſucht Canton in Handels-Angelegenheiten; im Innern muß es Verräther geben, welche (das Buch) zugleich drucken und in Umlauf bringen: das iſt ſehr verwerflich. Wie kann dieſes Buch, das im vorigen Jahre gedruckt worden iſt, in dieſem Frühling von der beſagten Nation ſchon bis in die Provinz Fuh-kēen verbreitet worden ſeyn? Dieſe Sache muß ſehr genau unterſucht werden, es kann nicht ſchwierig ſeyn, die Thatſachen zu ergründen. Ich befehle dem genannten Gouverneur und Foo-yuen (von Fuh-kēen) und den Andern, ſogleich geheime Nachforſchungen anzuſtellen. Die Krämer, welche auswärtige Bücher gedruckt haben, ſollen verhaftet, den Behörden übergeben, und genau befragt werden, wer ihnen das Buch zu drucken gegeben habe. Thatſachen und betreffende Perſonen müſſen auf das Klarſte unterſucht und an das Licht gezogen werden, die geringſte Ausflucht oder Scheinauslegung wäre die ſchwerſte und boshafteſte Verletzung. Dieſes Edict ſoll Loo und Kee (dem Gouverneur und Foo-yuen von Canton) mitgetheilt und ebenfalls an Pang (den Hoppo) zu ſeiner Belehrung geſendet werden. Ich ertheile den Befehl, Beiden die Bände auswärtiger Bücher zugleich zu ſchicken (vom Militärrath an die oben genannten Offiziere von Canton). Zur Nachachtung.""

Dieſen kaiſerlichen Erlaß haben wir empfangen und eine Depeche zu Bekanntmachung der erwähnten Umſtände geſchrieben:

„Ich (Loo der Gouverneur von Canton) habe unterſucht und finde, daß der Gouverneur von Fuh-kēen und Che-keang eine Urkunde ausgeſtellt hat, wonach Ausländer auswärtige Bücher in der Provinz Fuh-kēen vertheilt haben. Wir der Gouverneur und Foo-yuen befürchten, das benannte Schiff ſey in die Provinz Canton eingedrungen; wir haben den Sze-Beamten (dem Schatzmeiſter und Richter) befohlen, ſie ſollen Unterſuchungen anſtellen, ob auswärtige Bücher in Canton vertheilt worden ſeyen. Später erhielten wir das kaiſerliche Willensedict, welches die Nachforſchungen unter den Krämern befiehlt, um des Druckers habhaft zu werden; bereits haben wir ehrfurchtsvoll den Befehlen Folge geleiſtet und die Unterſuchung anſtellen laſſen. Ehrfurchtsvoll haben wir die vorgängigen Vorſchriften und auch die zwei Bände auswärtiger Bücher empfangen. Wir, der Gouverneur und Foo-yuen, haben ſie einer äußerſt ſorgfältigen Betrachtung unterworfen, und es ſtellt ſich klar heraus, daß es chineſiſch gedruckte Bücher ſind; nach dem Aeußern, der Façon, dem Papier, dem Titelblatte ſind ſie gerade ausgeſtattet, wie Geſchichtsbücher, Geſangbücher und dergl., die man auf den Straßen verkauft. Canton iſt der Ort, welchen auswärtige Engländer in Handelsangelegenheiten beſuchen; ohne Zweifel gibt es Verräther im Volke, die ſich verbinden (mit Ausländern) und drucken (ihre Bücher). Wir haben auch den zwei Sze-Beamten, dem Schatzmeiſter und Kriminalrichter, Auftrag gegeben, ſogleich den Kwang-how-for und die zwei Hēens von Pwan-yu und Nan-hay zur Nachforſchung in der Provinzialſtadt, innen und außen, und in Macar und an andern Orten zu veranlaſſen, und überdieß allen Hong-Kaufleuten geheime Befehle zu ertheilen, daß ſie ſchnell und insgeheim die Thatſachen durch Unterſuchung an das Licht zu bringen ſuchen ſollen. Die Krämer, welche auswärtige Bücher gedruckt haben, ſollen ergriffen und der ſtrengſten Unterſuchung vor den Behörden unterworfen werden, um dadurch den Mann, welcher dieſe auswärtigen Bücher verfaßt und dem Krämer zum Drucke übergeben hat, und Zeit und Druckort zu entdecken; alle dieſe Umſtände müſſen durch die Folter erhoben werden; denn die Wahrheit muß an den Tag kommen. Befinden ſich die Preſſen noch im Lande, ſo ſoll man ſich derſelben augenblicklich bemächtigen und ſie an uns abſenden, damit wir ſie perſönlich einſehen und (dem Kaiſer) überſenden können. So leiſten wir ehrfurchtsvoll dem kaiſerlichen Willensedict Gehorſam, welches uns mit der Unter-

ſuchung in dieſer wichtigen Angelegenheit beauftragt. Die genannten Foo- und Hëen-Beamten haben die Umſtände genau zu berathen, zu prüfen und zu erforſchen. Haben ſich die Diſtricts-Beamten eines fehlerhaften Verfahrens bei der Nachſuchung ſchuldig gemacht, ſo mögen ſie um einige Nachſicht flehen, wenn ſie nur das verbrecheriſche Drucker-Subject verfolgen und ergreifen; umgehen und vernachläſſigen ſie aber ihre Pflicht, ſind ſie ſorglos und unachtſam bei ihrer Aufgabe, und die Verbrecher werden von andern Perſonen ergriffen, ſo mögen die genannten Foo- und Hëen-Beamten die Folgen dieſes ſchweren Vergehens fürchten Dabei muß nothwendig die äußerſte Geheimhaltung beobachtet werden, damit ſich die Verräther nicht durch Verbreitung der Sache in den Stand geſetzt ſehen, ſich in entfernten Orten zu verbergen, und damit ſtatt ihrer nicht Schuldloſe in die Sache verwickelt werden.

In Folge dieſer mir, dem Hoppo, ſchleunig und insgeheim zugekommenen Befehle zur Unterſuchung habe ich nach Empfang geheime Boten zum Nachforſchen abgeſchickt, und ferner geheime Befehle an die genannten Hong-Kaufleute erlaſſen, wonach ſie zu gehorchen und nach angeſtellter Unterſuchung mir mittelſt Petition über den Erfund zu berichten haben; ſo gehorche ich ehrfurchtsvoll dem kaiſerlichen Willensedict. Die genannten Hong-Kaufleute mögen ſich keiner Pflichtverletzung ſchuldig machen. Specieller Erlaß.

Taou-Kwang, 15tes Jahr 6ter Monat 28ſter Tag (23ſter Juli 1835).

Chineſiſche Nachweiſung über Ceylon.

In dem Wan-heen-t'hung-kaou, oder der literariſchen Encyklopädie von Ma-twan-lie, einem chineſiſchen Schriftſteller des dreizehnten Jahrhunderts, iſt eine Nachweiſung über Sze-tſze-kwo, „Königreich der Söhne der Löwen," oder Ceylon, enthalten, deren Ueberſetzung wir einem geſchickten Sinologiſten in Frankreich zu verdanken haben.

Es iſt angeführt, der Name Sze-tſze, „Söhne der Löwen," ſey eine Ueberſetzung des Sanſcrit und der Pali-Namen der Inſel Ceylon, Sinhala, „Aufenthalt der Löwen oder Sinhaladwipa, Inſel der Löwen," woraus die verſchiedenen Veränderungen gebildet worden ſind, wie Sieledība von Kosmas Indikopleuſtes; Serandives von Aureanus Marcellinus; Serandib von den arabiſchen Schriftſtellern. Genauer muß der chineſiſche Ausdruck von Sinhabahu „Abkömmlinge von Löwen" überſetzt werden.

Das Königreich der Löwenſöhne war von der Zeit der öſtlichen Tſins an (nach Chr. 317 — 420) bekannt; es iſt nicht weit von Teen-choo (Indien) entfernt, und liegt in der Mitte der weſtlichen See. Seine Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt ungefähr 2000 Meilen. Es erzeugt eine Menge ſeltener und koſtbarer Artikel, die den Einwohnern bedeutende Vortheile abwerfen. Winter und Sommer unterſcheiden ſich hier nicht. Die fünf Getreidearten werden ausgeſät, ohne daß man dabei die vorgeſchriebenen, abgegränzten Jahreszeiten zu beobachten hat.

Dieſes Königreich war in ehemaligen Zeiten nicht von Menſchen bewohnt; nur böſe und gute Geiſter (Geiſter im Allgemeinen) hielten ſich dort auf; Drachen und große Schlangen hausten auch daſelbſt *). Ohne ihre Geſtalten zu erblicken, trieben die Kaufleute anderer Königreiche Tauſchhandel mit ihnen; ſie konnten nur ſeltene, werthvolle, glänzende Artikel (wie Perlen und Diamanten) für die Güter geben, welche ſie empfingen. Das Volk anderer

*) Dieß ſtimmt ganz mit den mythiſchen Sagen von dieſem Lande überein, welche daſſelbe als ehemals von Dämonen bewohnt angeben.

Königreiche hörte von dem Ueberfluſſe dieſes Landes und beſchloß einen Angriff. Einige brachen jede Verbindung mit der Inſel ab, vereinigten ſich mit den Entwürfen der großen Königreiche und ſahen ſich dadurch in den Stand geſetzt, die Geiſter und Löwen zu vertreiben; hievon rührt der Name Inſel der Löwen her.

Die Sitten und Gebräuche in dieſem Königreiche waren dieſelben, wie die der Po-lo-man (oder Brahmans). Die Einwohner gehorchten den Geſetzen von Fuh (Buddha) nicht. In den Jahren E-he von Gan-te (n. Chr. 397 — 418) kamen zum erſten Mal Geſandte, um eine Statue, 4 1/5 Fuß hoch und mit fünf verſchiedenen Farben bemalt, anzubeten. Die Geſtalt war nur rauh behauen und glich nicht entfernt dem Werke eines Künſtlers. Während der Tſin und Sung Herrſchaften war ſie in der Halle der Behörden von Kang-wa aufgeſtellt.

Im fünften Jahre Yuen-kea von Wan-te der Sungs (n. Chr. 428) ſandte der König dieſer Inſel, genannt Cho-cho Mo-ho-nan *), Geſandte, um Tribut anzubieten. Im erſten Jahre Ta-tung von Woo-te, von der Leang-Dynaſtie, ſandten ſpätere Könige, mit Namen Kea-yih und Kea-lo-ho-le-yih, Geſandte, um Tribut anzubieten. Im dritten Jahre Thung-chung der Tangs (n. Chr. 670) brachte ein Geſandter deſſelben Königreichs Tribut. Im Anfange des Jahres Teen-paou ſandte She-lo-ſchoo-kea zum zweiten Male einen Geſandten mit Tribut, welcher in Schnüren großer, ſchöner Perlen, in werthvollem, goldenem Halsgeſchmeide, Elephantenzähnen und feiner, weißer Wolle beſtand.

Auſtralaſia.

Neu-Süd-Wales.

Die Expedition in das Innere.

Major Mitchel hat über den Erfolg ſeiner Expedition zu Erforſchung des Darling-Fluſſes einen Bericht abgefaßt, welchen wir im Auszuge hier mittheilen:

Der Major iſt nach ſeiner Angabe den 7ten April auf einer unbekannten Straße von Buree aufgebrochen, um auf dem Hochlande zwiſchen den Flüſſen Lachlan und Macquarin fortzuwandern. Hierdurch hoffte er, weniger über Flüſſe ſetzen zu müſſen, die Gefahr der Fluthen zu vermeiden, und ſeine trigonometriſchen Meſſungen ſo weit als möglich ausdehnen zu können. Von Buree aus erreichte er den Darling in der Nähe der New-Years-Creek (Neu-Jahrs-Kreke), wobei er das Land ſo günſtig fand, daß er nie eine Schleife abzuladen, oder ſich einen Weg durch das Buſchwerk zu bahnen, oder eine Nacht ohne Waſſer zuzubringen brauchte. Zur Rechten waren die Waſſer des Bogan, und zur Linken eine verbundene Kette von Anhöhen, von denen New-Years-Range den Schluß bildete.

Ein ſchweres Mißgeſchick traf die Expedition durch den Verluſt des Herrn Cunningham, des Botanikers der Colonie, welcher die Geſellſchaft am 17ten verließ. Nach langem Forſchen entdeckte man die Spur ſeines Pferdes, und endlich auch dieſes ſelbſt todt auf der Erde ausgeſtreckt, den Sattel noch auf dem Rücken und den Zaum im Maul. Die Spuren des Vermißten verloren ſich in der Nähe eines friſchen Lagers von Eingeborenen, wo man noch ein kleines Stück von ſeinem Rockſchooße und einige Fetzen von einer ihm zugehörenden Karte vorfand, ohne etwas Näheres über das Geſchick des Verunglückten erfahren zu können.

---

*) Das war ohne Zweifel Raja Manam, oder Manam Raja, der nach dem Rajavali, oder der Geſchichte der Könige von Ceylon, von 422 n. Chr. bis 427 regierte.

„Das innere Land," sagt Major Mitchel, „trafen wir durch übermäßige Dürre dergestalt ausgebrannt, daß der von Kapitän Sturt erwähnte große Sumpf unter Orleys Tableland ganz ausgetrocknet lag und nur wenige Teiche in dem Flusse Bogan geblieben waren. Drei hundert Meilen unter New-Years-Creek tranken wir kein anderes Wasser mehr, als das des Darling." An diesem Flusse angelangt, ließ sich der Major durch das günstige Aussehen der nächsten Umgebung zu dem Versuche verleiten, die Reise auf Böten fortzusetzen, aber der vielen seichten und felsigten Stellen wegen mußte er bald wieder von diesem Plane abstehen.

„Wie das Vieh schwächer wurde, fand man das Land beim Hinabsteigen zum Marsche viel schwieriger und unbequemer. Die hauptsächlich aus kahler Erde bestehenden Flächen waren zu locker, um Wurzeln festzuhalten, und doch dicht genug, um tiefe Spalten zu öffnen, durch welche zu reiten es nicht immer sehr räthlich schien. Unwegsame Höhlen (bedeckt mit Polygonum junctum) begränzten den Fluß in solcher Ausdehnung, daß wir uns selten innerhalb einer Meile davon, und oft nicht einmal innerhalb drei Meilen davon lagern konnten. Und doch bot uns der Fluß das einzige Wasser in der ganzen Gegend, und sein Ufer das einzige Gras für unser Vieh. So mochte ich ungefähr drei hundert Meilen gereist seyn, als mich die Schwäche der Ochsen und der zusammengeschmolzene Mundvorrath zum Entschluß brachte, nur mit einem Theile der Gesellschaft die Wanderung rascher fortzusetzen, und das Vieh einstweilen zur Heimreise Kräfte sammeln zu lassen. Aber die Bewegungen einiger in der Nähe gelagerten Stämme brachten mich von meinem Vorsatze ab; ich hätte die Zurückbleibenden offenbar Gefahren ausgesetzt. Die Eingeborenen wurden immer unruhiger; es blieb keine Hoffnung, sie friedlich zu stimmen. Je mehr wir sie in ihren wirklichen Bedürfnissen zu unterstützen suchten, desto mehr zeigten sie eine Gier nach Dingen, die ihnen völlig nutzlos waren, desto mehr schienen sie auf unser Verderben zu sinnen. Sie ergoßen ihren Grimm in sonderbaren Ceremonien, schwenkten zum Beispiel grüne Zweige in der Luft und warfen sie sofort mit wüthenden Geberden gegen uns in das Feuer; jagten mit den Fußzehen Staub nach uns auf und spuckten nach unseren Leuten. Der Angriffe überdrüssig und im höchsten Maaße gereizt, tödteten wir zwei von den heftigsten Beleidigern und schoßen einen Dritten (den Führer) durch das Gemächt."

Die Reisenden zogen sich nun zurück, und da die Schleifen einen Weg gebahnt hatten, auf welchem das Vieh leichter fortkommen konnte, erreichten sie schon am 10ten August ihre vorige Niederlage (ungefähr 12 Meilen unter der Verbindung von New-Years-Creek).

„Das innere Land, westlich vom Darling, bietet einen Wechsel von vereinzelt stehenden Berggruppen und niedern Hügeln, die sich von einander in besondern Theilen abscheiden und Inseln nicht unähnlich sind, obgleich dem allgemeinen Anblicke nach sich kein Zeichen sichtbar macht, woraus auf früheres Vorhandenseyn von Wasser zu schließen wäre. Von zwei abgesonderten Bergen, die je zwölf Meilen westlich vom Darling und von jedem andern Berge etwa siebenzig Meilen entfernt lagen, erfreute ich mich einer ausgebreiteten Aussicht über das Land, aber von keiner dieser Anhöhen konnte ich irgend einen Rauch oder etwas wie einen Baum gewahr werden, weil die ganze Gegend mit dichtem Gesträuche bedeckt war, wobei sich zwar offene Zwischenräume zeigten, auf denen aber ebenfalls kleineres Buschwerk zerstreut lag. Während der jetzt eben verflossenen vier Wintermonate war kein Regen und kein Thau gefallen, und heiß und sengend hatten die Winde von Westen und Nord-Westen über einen Landstrich hergeweht, in dem keine Feuchtigkeit mehr zurückblieb."

In einem Laufe von drei hundert Meilen nahm der Darling nicht einen einzigen Fluß oder Bach aus Teichen auf. Die Ausdehnung der Ebenen an seinen Ufern und die Tiefe und absorbirende Eigenschaft des Bodens waren so bedeutend, daß viele von den Wassern der Hochfluthen hierdurch zurückgehalten zu werden schienen. Diese absorbirenden Ebenen erstrecken sich in der Regel auf fünf Meilen auf jeder Seite des Flusses; die Gränzen derselben bil-

den etwa noch drei weitere Meilen zurückgehende Hügel von rothem Sandsteine. Diese Hügel bestehen in der Regel aus Urſandſtein; an ihrem Fuße ſind wellenförmige Schichten von angeſchwemmtem Kies gelagert. Von den hier mehr zuſammenhängenden Hochgründen fließen Bäche, welche in den Ebenen verſchlungen zu werden ſcheinen, aus den Teichen abwärts. Die ſchon erwähnte Gattung von Geſträuchen bedeckt auf beiden Seiten zurück vom Darling die erſte Region des Hochgrundes; deßhalb waren der Charakter, die Züge und die Richtung der Thäler von den Höhen in der Nähe dieſes Fluſſes nicht wohl ſichtbar. Der Hauptlauf des Darling, ſo weit ich ihn erforſcht habe, geht nach Weſt-Süd-Weſt.

Vom Fort Bourke (145° 52′ 12″ Oeſt. L. 30° 7′ 4″ S. Br.) ſetzte ich meine Unterſuchungen über den Darling durch Meſſungen und Breitebeobachtungen bis zum Ziele meiner Reiſe (32° 24′ 20″) fort, und ſtelle die Länge dieſes Punktes in Folge dieſer Unterſuchung auf 142° 24′ 26″ öſtl.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, die weſtlichſte der beiden Kreken, über welche Kapitän Sturt bei ſeiner Reiſe jenſeits des Macquarin gelangte, ſey der Bogan, ſandte ich, begierig auch den Urſprung der andern, genannt Duck-Creek, zu erfahren, Herrn Laemer auf Nachforſchungen aus, welcher dieſelbe aufwärts bis zu einer großen Lache am Ende des Fluſſes verfolgte, von dem andere Canäle und Lachen ebenfalls in dieſe Kreke führen. Herr Laemer fand in der Duck-Creek ausgedehnte Behälter mit Waſſer, aber das Bett des Macquarin war an der Stelle trocken, welche er berührte.

Die Bevölkerung von Vandiemensland

beſteht aus 40,000 Seelen. Acht Journale werden dort herausgegeben: die Gazette, der Courrier, der Tasmanien, der Tienes, der wahre Coloniſt, der Morgenſtern, der Launceſton Advertiſer und die Chronik von Cornwall. Ein Drittheil dieſer Bevölkerung beſteht aus Gefangenen.

In Neu-Süd-Wales, mit 70,000 Einwohnern, kommen ſieben Journale heraus: die Regierungszeitung, die Sidney-Zeitung, der Herald, der Auſtralien, der Moniteur, das Handelsjournal und der Coloniſt. Faſt alle dieſe Blätter erſcheinen zwei Mal die Woche. Die Abonnenten ſind auf dem Lande häufiger, als in der Stadt.

Ausflug des St. Andreas Tuntla auf den Vulkan St. Martin.

(Provinz Vera-Cruz).

10. Mai 1835.

Wir reisten mit Tagesanbruch ab. Der Fußpfad, dem wir folgten, verlor ſich bald in die Urwälder, die wir bis zu dem Gipfel des Vulkans nicht mehr verließen. Es gehört große Geduld dazu, dieſe faſt ungebahnten Wege zu Pferd zurückzulegen; ungeheure, halbverfaulte Baumſtämme verſperren oft den Weg, und man riskirt, den Kopf an den Zweigen einzuſtoßen.

Der Anblick einer tropiſchen Waldung iſt gewiß eines der impoſanteſten Schauſpiele, welche die Natur darbietet. Es gehört eine ſehr lange Gewohnheit oder eine außerordentliche Abſpannung dazu, einen ſolchen Wald gleichgültig zu durchwandern. Ein Menſch, der ſich aus den Vorſtädten von Paris ſozuſagen mit einem Schlag mitten in dieſe rieſenmäßige Vegetation verſetzt ſieht, gleicht einem Vogel, der dem Käfig entflohen iſt, und ſich nicht ſogleich in ſeine unerwartete Freiheit finden kann.

Schweigend, und Einer hinter dem Andern, ſetzten wir unſern Weg fort. Von Zeit zu Zeit hörte ich fremde, mir unbekannte Töne. Das Geſchrei einer Taube, ähnlich dem Brüllen eines Ochſen, aber tiefer und ſchwächer; den Geſang einer Art Amſel, gleich dem metalliſchen Ton einer Vogel-Orgel; die Stimme eines, das Bellen des Hundes nachahmenden Spechts, und die Schnabelſchläge des, unter dem Namen Holzhauer bekannten Spechtes, erinnerten an die Hammerſchläge des Arbeiters, und dies iſt ſo ziemlich Alles, was von Zeit zu Zeit die Stille dieſer Einſamkeit unterbricht.

Der Wald, durch den wir wanderten, wächst auf einem, früher durch unterirdiſche Feuer durchwühlten Boden. Verkalkte Steine ragen hier und da mit ihrer ſchwarzen Oberfläche aus unzugänglichen Parthien dorniger und niedriger Pflanzen hervor. In den tiefer liegenden Gründen bedecken den Boden Anhäufungen von Sand von den Trümmern derſelben Steine, deſſen eckig geformte Körner zu der Vermuthung führen, daß dies nicht ein Werk der Zeit, ſondern heftiger Exploſionen ſey.

Nach drei Stunden eines angeſtrengten Marſches gelangten wir an eine lichte Stelle, welche ſich am Fuße des Spitzberges St. Martin ausbreitet. Sie ſtrotzt von verkalkten Felſen und iſt mit Kräutern bewächſen. Wir ließen hier unſere Pferde graſen und unſer Gepäck, nachdem wir uns mit etwas Rindfleiſch und Branntwein geſtärkt hatten, zurück, und ſchickten uns an, den Berg hinaufzuklettern.

Der Indianer, welcher uns als Führer diente, ſchritt voran, und wir folgten. Wir hatten geglaubt, uns am Fuße des Berges zu befinden, aber wir hatten noch drei Viertelſtunden zurückzulegen, ehe wir dahin gelangten. Dieſer Weg ſchien uns, ungeachtet einer ununterbrochenen Reihe kleiner Hügel, über die wir gehen mußten, ziemlich leicht. Nichts benimmt die Müdigkeit nach einem langen Ritte mehr, als eine Wanderung zu Fuß. Bald aber verlor ſich der kleine Fußweg, dem wir folgten, gänzlich, und wir mußten jetzt den Berg mit allen Hinderniſſen des Waldes erklettern. Oefters waren wir genöthigt, Halt zu machen, der Athem fehlte uns, und der Schweiß floß in Strömen. Ohne ſich um die Andern zu bekümmern, ſchritt unſer Indianer immer vorwärts, indem er mit ſeinem Stock die Zweige abſchlug, die uns im Wege ſtanden. Ich folgte ihm zunächſt, und dachte dabei an Mephiſtopheles, wie er Fauſt zum Hexenfeſt führt. Die Natur des Harzgebirges iſt ohne Zweifel verſchieden von der, in welcher wir uns befanden, aber ſie kann nicht düſterer und erhabener ſeyn.

Von Müdigkeit erſchöpft, gequetſcht und zerriſſen, kamen wir an der Gegend an, wo der Wald aufhört, und der oben erwähnte Sand beginnt, der den ganzen Gipfel des Vulkans, und theilweiſe ſeine Seiten bedeckt. Ueber einen ziemlich kurzen Rand gelangten wir bis an ſeine mittägliche Spitze, von wo aus wir in den Krater ſahen, und das Reſultat unſerer angeſtrengten Unternehmung genießen konnten.

Der letzte Ausbruch hatte nach Humboldt den 2. März 1793 ſtatt. Er muß nach dem, was wir ſahen, ſchrecklich geweſen ſeyn *). Der Krater kann in ſeinem größten Durchmeſſer

*) Bei ſeinem letzten Ausbruche, der ſehr ſtark war, und den 2. März 1793 ſtatt hatte, bedeckte deſſen Aſche die Dächer der Häuſer zu Xalapa, Vera-Cruz und Perote. In letzterem Orte, welcher in gerader Linie 57 Stunden von dem Vulkan entfernt liegt, glich das unterirdiſche Getoſe der ſtärkſten Kanonade.

Humboldt, Politiſche Verſuche über Neu-Spanien.

eine Viertelstunde haben. Die Verwirrung ist außerordentlich, sie ist ein wahres Bild des Chaos; ungeheure Felsen sind unordentlich auf einander gehäuft, und Stücke Erde, senkrecht abgeschnitten auf 400 Fuß Höhe, zeigen die Wirkung einer furchtbaren Explosion; drei Kegel, welche man im Innern des Kraters bemerkt, scheinen zuletzt in dieser unermeßlichen Werkstätte der Natur in Thätigkeit gewesen zu seyn. Einer von unserer Truppe stieg in den Krater hinab; er fand es zum Ersticken durch die Hydro-Chlor-Säure, welche durch die Spalten dringt, die sich unten an diesen Kegeln befinden, und aus welchen eine Hitze ausströmt, stark genug, Wasser dabei zu kochen. Dieses Gas ist augenscheinlich ein Product der Zersetzung des Meerwassers.

Der Berg St. Martin ist der höchste im ganzen Umkreis der zahlreichen Gebirge *). Die Luft auf demselben ist ziemlich kalt, doch nur ehe die Sonne eingewirkt hat, die wahrhaft brennend ist, vermuthlich in Folge der schwarzen Farbe des Berges, welche die Sonnenhitze schnell einsaugt. Wenn sich Wolken gegen uns richteten, so war die Hitze schrecklich, denn sie hielten den Wind von uns ab; aber wenn sie uns umhüllten, und wenn sie vorüber waren, empfanden wir eine ziemlich lebhafte Kälte.

Wir sahen das Meer auf zwei Stunden gegen Norden, und eine Stunde gegen Süden den See Catemacr mit seinem ungeheuern Umhang von Waldungen. Alle angränzenden Berge sind ausgebrannte Vulkane, man weiß jedoch nicht, von welcher Epoche. Mehre schwache Pflanzen und einige Moosarten wachsen noch auf dem Gipfel der Berges auf dem südlichen Abhang, und eine unermeßliche Menge Insecten, hauptsächlich Wanzen, ziehen zahlreiche Schaaren einer kleinen Art Schwalben an, und dieß sind auch die einzigen lebenden Wesen, die ich bemerkt habe.

Wir nahmen einen andern Rückweg; die Auswürfe des Vulkans, dieser schwarze Sand, der nichts anders zu seyn scheint, als kleine Fragmente verkalkter Steine, verbreiten sich gegen Osten fast bis an den Fuß des Berges, und bilden einen sehr steilen Abhang, auf welchem noch keine Vegetation wurzeln konnte. Die Steine, welche wir vom Gipfel schleuderten, rollten auf diesem Abhang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit fort, und erreichten am Ende ihres Laufes eine Geschwindigkeit, wenigstens so groß wie die einer Haubizgranate, so daß wir noch hörten, als wir sie nicht mehr sahen, wie sie die Bäume, die sie am Ende ihres Laufes erreichten, zerschmetterten. Diesen Weg wählten wir, und wir hatten Ursache, uns deßhalb Glück zu wünschen. Wir stiegen sehr schnell und ohne die mindeste Anstrengung hinab. Wir sanken bis an das Knie in den Sand, wodurch die Müdigkeit, die sonst mit dem Hinabsteigen verbunden ist, vermindert wurde.

An der lichten Stelle fanden wir unsere Pferde und unser Gepäck wieder, und wir begegneten, gegen unsere Erwartung, weder Tigern noch Hirschen. Die Einwohner hatten uns versichert, daß es deren hinlänglich in diesen Waldungen gebe, und so hatten wir uns darauf gefaßt gemacht.

Bei dieser Excursion war ich nahe daran, zweimal das Leben zu verlieren; der Sattelgurt an meinem Pferde sprang, ich fiel sehr heftig an einer Stelle, wo ich meinen Kopf hätte an den Steinen zerschmettern können. Als ich später den Berg hinauf kletterte, spannte sich, ohne daß ich es bemerkte, mein Gewehr, dessen ich mich wie eines Stockes bediente: ein anderer Zweig streifte den Spanner, und der Schuß ging mir hart am Ohre vorbei. Halleluja!

Henri Durand.

*) Nach den von uns vorgenommenen Barometer-Messungen beträgt dessen Höhe 1,360 Meter über die Meeresfläche.

Der Muſſelin von Smyrna.

Die Stadt Smyrna in Kleinaſien, welche an dem, nach ihr benannten Meerbuſen liegt, gehörte vor den Reformen des regierenden Kaiſers zu der Apanage einer der Sultaninnen, einer der legitimen Frauen Sr. Hoheit. Hieraus darf man jedoch nicht ſchließen, daß alle Einkünfte aus dieſer bedeutenden Stadt in die Kaſſe der Prinzeſſin floßen, um damit die Phantaſien und Launen ihrer Toilette zu befriedigen. Nichts weniger; ſie hatte keine Anſprüche an die regelmäßigen und fortlaufenden Abgaben. Die Zölle, die Grundabgaben, der Karasch (Kopfſteuer) u. ſ. w. wurden auf Rechnung des Fiscus und durch deſſen Diener erhoben.

Die Anſprüche der Sultanin beſchränkten ſich auf die zufälligen Einnahmen der ſtädtiſchen Verwaltung, wie Weggelder, Polizeiſtrafen ꝛc. ꝛc., und unter letztern machte das, was man die Geldpreſſung nennt, d. h. die Strafen für wahre oder angebliche Störung der öffentlichen Ruhe, den beträchtlichſten Theil aus. Die Sultanin ernannte einen Bevollmächtigten, der ihre Rechte wahrte, und welcher den Titel Muſſelin führte, was gleichbedeutend mit der Benennung Statthalter iſt. Dadurch wurde derſelbe zugleich Gouverneur von Smyrna, in welcher Eigenſchaft er auch Pächter der Prinzeſſin war, denn ein ſeit vielen Jahren regelmäßiger und ſtets auch vorausbezahlter Pacht ließ ihr den Mehr- oder Minderertrag ihrer Apanage gleichgültig erſcheinen.

Die doppelte Eigenſchaft eines Muſſelins und Pächters wurde in der Regel auf zwei Jahre verliehen. Drei Monate vor Ablauf des Pachtes wurde derſelbe in Aufſtreich gegeben, und dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Derjenige, dem er gerichtlich zuerkannt wurde, entrichtete ſogleich den Betrag von einem Jahre ſeines Pachtes, und durch dieſe einzige Handlung war er in ſeine Würde eingeſetzt. Er beſchäftigte ſich jetzt mit ſeiner Einrichtung; er ernannte Räthe, eine Art Aſſeſſoren für den juridiſchen Theil ſeines Amtes, Boſtandjis, eine Art Garde du Corps, von denen er höchſtens vier halten durfte, und endlich eine Polizeiwache von ungefähr 50 Mann. Hatte er ſeine nöthigen Vorkehrungen getroffen, ſo ſchiffte er ſich mit ſeinem Gefolge ein, und berechnete ſeine Ankunft in ſeiner zukünftigen Reſidenz dergeſtalt, daß er genau auf die Minute daſelbſt eintreffen konnte, wo die Gewalt ſeines Vorgängers ihr Ende erreichte.

Dieſer würde auch keine Stunde früher von ſeinem Platze gewichen ſeyn, noch ſeine Functionen eine Sekunde über den Termin fortgeſetzt haben.

Das Schiff, welches beſtimmt war, den Muſſelin, deſſen Verwaltung zu Ende ging, nach Konſtantinopel zurückzubringen, lag am Fuße der Reſidenz, ganz zum Abſegeln bereit, vor Anker. Dieſer Offizier ſtürzte im Augenblicke auf daſſelbe, wo ſeine Macht ein Ende nahm. Hätte man ihn, nach dieſem Moment, noch zu Lande angetroffen, ſo wäre er ſchon dem Gerichtszwang ſeines Nachfolgers unterworfen geweſen, welcher unter dem nichtigſten Vorwande leicht damit hätte beginnen können, die neu erworbenen Rechte ſeiner Stellung auf ihn anzuwenden, und ſo alsbald Nutzen aus ſeinem Pachte zu ziehen.

Der neue Gouverneur bezeichnete ſein erſtes Auftreten immer durch die Erneuerung aller Geſetze und Polizei-Verordnungen. Auf den gehofften Uebertretungen beruhte künftig ſein Gewinn und das Wiedereingehen ſeiner Gelder. Auf dieſem Wege mußte derſelbe ſich alsbald den Betrag des bereits vorausbezahlten Jahrespachtes, die Unkoſten ſeiner Einſetzung und die bedeutenden Zinſen zu verſchaffen ſuchen, die er für die erſten Vorſchüſſe an die Darleiher zu bezahlen hatte. Sodann mußte er für die Ausgaben, welche ſeine Stellung erforderte, für den Lohn und die Unterhaltung ſeines untergebenen Perſonals Sorge tragen, und endlich dahin ſtreben, ſich für die Zukunft Vermögen zu erwerben.

Zwei Quellen ſtanden ihm zu Erreichung dieſer Zwecke offen. Die einen waren beſtimmt: dieß waren das Verkaufsrecht für einige Handwerke; der Preis der Plätze für den Detailhandel auf den Märkten und offenen Straßen; eine von Marktſchreiern und öffentlichen Häuſern und andern Anſtalten erhobene Steuer, wie ſie eben der ſpeculative Geiſt des Fiscus erfinden konnte. Steuereinzieher und oft auch kleine Pächter waren im Beſitze dieſer Einzüge, die der neu Angekommene gewöhnlich in ihren Verrichtungen beſtätigte. Die unbeſtimmten Einnahmen waren ſolche, die von Gelderpreſſungen herrührten. Hier war man weder an Geſetze noch an Regeln gebunden, noch konnte man den Recurs gegen Ungerechtigkeit oder gegen übertriebene Anforderungen ergreifen. Die Ergebniſſe waren auch ſo bedeutend, daß der Muſſelin Niemand die Beſorgung dieſer Dienſte übertrug. Das Geſchäft der ihm Untergeordneten beſchränkte ſich darauf, ihm Wege zu eröffnen, wo dergleichen Erpreſſungen möglich wurden; er ſelbſt ſetzte ſodann die Taxe an, und der Einzug geſchah dann augenblicklich unter ſeinen Augen, oft ſelbſt durch ihn eigenhändig. Dieſe unbeſtimmten Einnahmen, und die angewandten Mittel, ſie ſich zu verſchaffen, weichen ſo ſehr von den Steuererhebungen und den Strafen in civiliſirten Ländern ab, daß es der Mühe lohnt, das Verfahren hierbei kennen zu lernen.

Der Gouverneur ordnete am Tage ſeiner Einſetzung den Dienſt der Polizeiwache, er theilte ſie in Rotten zu fünf Mann für die tägliche Runde, und zu zehn Mann für die Nachtpatrouillen. Sie waren fortwährend in Bewegung; ſobald die eine zurückkam, ging wieder eine andere ab. Alles, was Beziehung auf die öffentliche Ordnung hatte, gehörte in ihr Bereich; ſie arretirten jeden Angeklagten oder eines Vergehens Verdächtigen, und führten ihn in die Wohnung des Gouverneurs; Berauſchte, ſolche, die auf öffentlicher Straße Streit oder Händel hatten, die ſich bei einbrechender Nacht verſpäteten u. ſ. w. veranlaßten die meiſten Arretirungen.

Die Angeſchuldigten wurden nach ihrer Ankunft ohne Unterſchied des Standes in eine Art Keller eingeſchloſſen, der keinen andern Ausweg darbot, als die Eingangsthüre, und nur durch ein viereckiges, oben an dieſer Thüre angebrachtes, Loch einiges Licht erhielt. Sowohl zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern, als auch um jeder Entweichung vorzubeugen, bekam jeder bei ſeinem Eintritte ein Halsband von Eiſen, durch welches eine an die Mauer befeſtigte Kette lief, deren anderes Ende durch ein an der Thür befindliches Loch ging, und welche außerhalb befeſtigt war. Dieſelbe war durch einen Balken von 18 Zoll Höhe und 8 — 10 Zoll Breite in ihrer ganzen Ausdehnung getheilt, welcher in zwei Theile geſägt und durch ſtarke eiſerne Schienen wieder verbunden war. Der untere Theil des Balkens war an den Boden befeſtigt, der obere Theil war beweglich und erhob ſich, um jedem Gefangenen Raum zu laſſen, eines ſeiner Beine in die, zu dieſem Zwecke gemachten, Einſchnitte zu ſtecken. Hierauf wurden die beiden Theile durch ein Vorlegſchloß, von welchem der Gefangenwärter den Schlüſſel bei ſich führte, geſchloſſen. Dieſe Einrichtung, von welcher man ſeit Kurzem auch ſchon in einigen Theilen Europa's Gebrauch gemacht hat, wird in der Türkei Tombruk genannt. Ein Verhafteter wurde, ohne auch nur gehört zu werden, gleich nach ſeinem Eintritte in dieſes Gefängniß an die Kette geſchloſſen, und ſogleich nach Sonnenuntergang in den erwähnten Tombruk eingezwängt.

Erſt nach dem Morgengebet empfing der Muſſelin ſeine Patrouillen-Rapporte, und hielt ſeine Gerichtsſitzungen. Sein Gerichtszimmer war eine Art Saal im Erdgeſchoße; hier ſaß oder lag er vielmehr auf Teppichen und Polſtern, mit welchen der Vorſprung eines Balkons ausgelegt war, von welchem aus er ſehen konnte, was außerhalb vorging, und, die Pfeife im Munde und eine Taſſe Caffee in der Hand, die Berichte anhörte, welche ihm über die Ereigniſſe der letzten vier und zwanzig Stunden abgeſtattet wurden. Um ihn, und ihm zur Seite ſaßen in angemeſſener Entfernung ſeine Aſſeſſoren; hinter ihm ſtand ſeine Wache. Im Hofe, gegen den Balkon zu, hielten zwei Mann eine lange hölzerne Stange, an welcher

ſich Schleifen von Stricken befanden, um die nackten Beine der durch die Patrouillen Verhafteten daran zu befeſtigen, und zwar dergeſtalt, daß die Fußſohlen in die Höhe gerichtet waren. Zur Seite dieſer Vorrichtung ſah man zwei mit Waſſer angefüllte Behälter, in welchen die Strafinſtrumente eingeweicht wurden. Vier Mann, welche ſchon zum Voraus mit Stecken verſehen waren, mußten auf das gegebene Zeichen die Schläge austheilen.

Sobald dieſe Zurüſtungen getroffen waren, ſo wurde Einer nach dem Andern der Verhafteten herbeigeholt. Vor dem Muſſelin wurde nun ein ſolcher mit dem Rücken auf die Erde gelegt, ſeine Beine wurden an die Schleifen der hölzernen Stange gebunden, ſo daß die Fußſohlen ſich in einer Lage befanden, wie ſie in der Türkei gebräuchlich iſt, wenn die Strafe der Fußſohlenſtreiche angewendet wird.

Bis zu dieſem Augenblicke wurde kein Wort geſprochen. Jetzt erſt ſtattete der Patrouillenführer über das Vergehen des Verhafteten Rapport ab. Worin es auch beſtanden haben mochte — auf ein, vom Balkon aus gegebenes, Zeichen fingen die Henker an, taktmäßig zuzuſchlagen, und dieſe Execution wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Geſchrei des Opfers und durch die Worte: Amman effendi! (Gnade, Herr!)

Nach einigen Streichen liſpelte der Patrouillenführer dem Verhafteten in's Ohr: „Nun haſt du noch nicht genug? ſollen wir fortfahren? willſt du nichts anbieten?“ — „Ach, ich bin arm, ich will fünf Piaſter geben.“

„Was! fünf Piaſter?“ — Und die Schläge fielen von Neuem.

Die Anerbietungen wurden vergrößert, bis ſie eine Summe erreichten, die, nach den unter der Hand eingezogenen Erkundigungen, dem Vermögen des Individuums angemeſſen ſchien. Man führte ihn jetzt in's Gefängniß zurück, und erlaubte ihm, ſeine Verwandten von den Umſtänden zu benachrichtigen, damit dieſe den Preis des Löſegeldes bezahlten. Sobald dies entrichtet war, wurde er frei. Ein Laſtträger nahm ihn auf ſeine Schultern, und brachte ihn in ſeine Wohnung.

Indeſſen folgte der nächſte Verhaftete, mit dem es ganz auf dieſelbe Weiſe gehalten wurde. Um ſich, wenn man verhaftet war, dieſer Behandlung zu entziehen, mußten Freunde oder Verwandte den Handel vor der Stunde der Gerichtsſitzung abgeſchloſſen haben. Da Stockſchläge als ein Reizmittel angewendet wurden, um das erwünſchte Löſegeld zu erhalten, ſo vermied man ſie, wenn man daſſelbe freiwillig zollte.

Dieſes Verfahren erneuerte ſich jeden Morgen, und der Ausübung dieſer beſondern Induſtrie verdankten die Pächter der Apanage ihre ergiebige Ernte. Zuweilen ereigneten ſich jedoch Fälle, wo ſich dieſe Art von Regierung in ihrer ganzen Abſcheulichkeit offenbarte, wie der nachſtehende klägliche Fall dies darthun wird. Ehe deſſelben jedoch Erwähnung geſchieht, iſt es der Mühe werth, hier das ſonderbare Mittel anzuführen, welches man bei den ſo grauſam mißhandelten Fußſohlen augenblicklich anzuwenden pflegte.

Sobald der Verhaftete von den Banden losgelaſſen worden war, an welche ſeine Füße gebunden waren, ſo nöthigten ihn zwei Mann, die ihn unter den Armen ergriffen, im Laufe wieder in ſein Gefängniß zurückzukehren. So ſchmerzlich auch dieſer Gang war, ſo geſchah es doch aus Menſchlichkeit, daß man ihn dazu zwang, indem die Meinung vorherrſchte, daß dadurch die Circulation des Blutes wieder hergeſtellt werde. Seine Unglücksgefährten hatten unterdeſſen in einer Art Backtrog ein Gemiſch von grauem Salz und rohen Zwiebeln bereitet, und dies war der Umſchlag, den man ihm auf ſeine Fußſohlen legte, indem man ſie mit Stücken von Hemden umwand, die jeder ſeiner Unglücksgefährten mit der größten Bereitwilligkeit dazu lieferte. Man kann hier nicht bezeugen, daß dieſes Mittel von unfehlbarer Wirkung war, ſo viel iſt jedoch gewiß, daß es ſeit undenklichen Zeiten angewendet wurde, und daß es eine beruhigende und betäubende Wirkung hervorzubringen ſchien.

Der nachfolgende Fall, deſſen wir noch Erwähnung zu thun haben, iſt in allen ſeinen Theilen ſchrecklich.

Eines Tages, die Reihe dieſer ſonderbaren täglichen Negotiationen ſchien ſchon erſchöpft, ſchien man einen Mann von ehrwürdigem Ausſehen vergeſſen zu haben, welchen die Nachtwache herbeigeholt hatte. In eine düſtere Traurigkeit verfallen, hätte ſeine Unbeweglichkeit den Gedanken veranlaſſen können, daß er mit etwas ganz Anderem beſchäftigt ſey, als was um ihn her vorging, als die Wache kam, ihn abzuholen. Ach! man hatte nur zu ſehr an ihn gedacht. Nur um Zeit zu gewinnen, neue Kräfte zu ſammeln, hatten die Henker ſeine Beſtrafung aufgeſchoben.

Kaum iſt er hinausgebracht, als man in dem Gefängniß Schläge fallen hört; man zählte deren bis auf dreihundert; indeſſen der Unglückliche ließ keine Klage vernehmen. Plötzlich hört der Lärmen auf, und das Opfer wird wieder in den Kerker zurückgebracht. Zwei Stunden ſpäter wird er wieder abgeholt, und erhält wieder dreihundert Streiche, worauf man ihn auf's Neue zurückbringt. Der Zuſtand war ſchrecklich. Die zärtlichſte Sorgfalt konnte ihm kein Wort entreißen, er ſchien vernichtet. Man glaubte die Strafe beendigt, als man ihn einige Stunden ſpäter noch einmal hinausſchleppte, und diesmal wurde die Doſis bis auf vierhundert Streiche geſteigert. Jetzt vernahm man Weinen, Schreien und Seufzer. Es war ſeine Familie, die angekommen war, und der man den Unglücklichen faſt entſeelt zurückſtellte.

Ein kriegsgefangener Franzoſe, der zur Armee von Aegypten gehörte, und Zeuge dieſer ſchrecklichen Scene war, erfuhr den andern Tag durch den Dolmetſcher des engliſchen Conſulats die Urſache dieſer furchtbaren Execution, und die Verhältniſſe desjenigen, der ihr unterworfen war. Derſelbe war ein Armeniſcher Banquier und von einem ſeiner Feinde bezüchtigt, eine Werkſtätte zur Falſchmünzerei errichtet zu haben. Er erklärte alsbald dieſe Beſchuldigung für unwahr. Nach den erſten dreihundert Streichen hatte er, vom Schmerz überwunden, und um ſich einige Ruhe zu verſchaffen, einen Ort als Werkſtätte bezeichnet, wo man jedoch nichts fand. Wie man geſehen hat, wurde er einer neuen Züchtigung unterworfen. Nach weiteren dreihundert Streichen machte er aus demſelben Grunde eine neue Entdeckung, aber man fand wieder nichts. Man ertheilte ihm zum dritten Male Schläge, und würde vielleicht damit fortgefahren haben, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht hätte, wenn nicht ſeine Familie dazu gekommen wäre, wo er gerade den tauſendſten Streich erhalten hatte. Der ſchändliche Angeber, welcher ihn todt glaubte, ließ deſſen Familie in dem Augenblicke davon benachrichtigen, wo er, über den abſcheulichen Erfolg erfreut, die Flucht ergriff, um ſich der doppelten Rache zu entziehen, welche er von den Geſetzen und der mit Recht gegen ihn empörten Familie des Mißhandelten zu fürchten hatte.

Wie groß muß nicht in den Augen der Menſchlichkeit der Souverän erſcheinen, welcher durch ſeine Reformen dieſer ſo verhaßten Verwaltung ein Ziel geſetzt hat. Es iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt, daß der türkiſche Kaiſer nicht allein das Recht über Leben und Tod, welches eine große Anzahl Beamten in ſeinen Staaten ausübten, ſondern auch die Tortur abgeſchafft hat. Ludwig XVI. hob die peinliche Frage auf, und nicht genug Stimmen konnten dieſe großmüthige Maaßregel rühmen. Es waren indeſſen nur rechtmäßige und verpflichtete Richter, welche ſie hatten anwenden dürfen. Im Orient war kein Tyrann zu klein, um nicht die furchtbarſte Folter ganz nach ſeiner Laune anzubefehlen. In der Türkei kann nun unter der jetzigen Regierung kein Todesurtheil mehr ohne Genehmigung des Kaiſers vollzogen werden. Welche Fortſchritte auf dem Wege der Civiliſation!

Digitized by Google

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

JAN 04 1993
AUTO DISC CIRC DEC 21 '92

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKE'
FORM NO. DD6 BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google